



JAN KARSKI

**Mein Bericht
an die Welt**

Geschichte eines Staates
im Untergrund

Kunstmann

»Ich weiß, dass viele Menschen mir nicht glauben werden und denken, dass ich übertreibe. Ich kann nur sagen, dass ich alles mit eigenen Augen gesehen habe und dass es die Wahrheit ist.«

Jan Karski

Jan Karski (1914 – 2000) hat den »Großen dieser Welt enthüllt, was die Welt nicht wissen wollte« (Jorge Semprún). Als wichtigster Agent des polnischen Widerstandes wird er Zeuge des Wütens der Deutschen im besetzten Polen und der Judenvernichtung, von der er den Alliierten bereits 1942 berichtet. Sein »Bericht an die Welt« ist ein bewegendes Dokument persönlichen Mutes und politischer Verantwortung, ein historisches Zeugnis allerersten Ranges – Zeitgeschichte, die sich liest wie ein Kriminalroman.

Dass Jan Karski, eine der zentralen Figuren des polnischen Widerstands, die Alliierten schon 1942/43 mit der Realität des Holocaust konfrontierte, hat ihm in Israel einen Platz unter den »Gerechten« eingetragen. Sein Bericht »Story of a Secret State«, 1944 unmittelbar unter dem Eindruck der Ereignisse geschrieben, wurde in den USA zu einem Sensationserfolg. Danach schienen Autor und Buch verschollen, bis Claude Lanzmann den herausragenden Zeitzeugen für seinen Film »Shoah« interviewte. Heute wird Jan Karski neu entdeckt, und erstmals liegen seine außergewöhnlichen Memoiren auf Deutsch vor – ein Dokument allerersten Ranges, Zeitgeschichte, die sich wie ein Kriminalroman liest.

Als Hitler Polen überfällt, flieht der junge Offizier mit der zerschlagenen polnischen Armee gen Osten – und läuft den Sowjets in die Arme, die ihn an die Deutschen ausliefern. Damit beginnt die abenteuerliche Odyssee Karskis durch ein Europa in Krieg und Aufruhr. In tollkühner Flucht schlägt er sich zur polnischen Untergrundbewegung durch, wird rasch mit wichtigen Missionen betraut. Jüdische Partisanen schleusen ihn heimlich ins Warschauer Getto und ein Todeslager, wo er Augenzeuge der Judenvernichtung wird. Karski gerät in die Fänge der Gestapo, wird gefoltert, flieht erneut. Seine wichtigste Mission als Kurier für den Widerstand führt ihn schließlich 1942 quer durch Nazi-Deutschland nach England und Amerika, um Anthony Eden und Roosevelt persönlich Bericht zu erstatten.

Jan Karski, »Botschafter des Holocaust aus eigener Anschauung« (Spiegel) und ein mitreißender Erzähler, legt Zeugnis ab – ein wertvolles, tief erschütterndes historisches Dokument, ein außerordentlicher Schicksalsbericht, der nichts von seiner Kraft eingebüßt hat.



Jan Koziielewski wurde 1914 in Lodz geboren, 1942 nahm er den Namen Karski an. Seit 1939 Kurier der polnischen Untergrundbewegung, gelangte er 1943 in die USA und wurde von Präsident Roosevelt empfangen. Er blieb dort nach seiner Enttarnung und lehrte bis zu seinem Tod im Jahr 2000 als Professor für Politikwissenschaften an der University of Georgetown in Washington.



Jan Karski

**MEIN BERICHT
AN DIE WELT**

Geschichte eines Staates
im Untergrund

Herausgegeben von
Céline Gervais-Franceile

Aus dem englischen Originaltext
(*Story of a Secret State*, 1944) und der
französischen Neuausgabe von 2010
übersetzt von Franka Reinhart
und Ursel Schäfer

Verlag Antje Kunstmann

INHALT

Einführung	7
1 Die Niederlage	33
2 Gefangener in Russland	53
3 Austausch und Flucht	71
4 Das zerstörte Polen	93
5 Beginn	105
6 Verwandlung	121
7 Initiation	131
8 Borzęcki	139
9 Lwów	153
10 Mission in Frankreich	169
11 Der Untergrundstaat (I)	191
12 Tiefer Fall	205
13 In den Händen der Gestapo	219
14 Im Krankenhaus	247
15 Die Rettung	265
16 Der «Landwirt»	281
17 Dwór: Genesung und Propaganda	293
18 Hinrichtung eines Verräters	317
19 Der Untergrundstaat (II): Strukturen	333
20 Frau Laskowas Wohnung	343
21 Auftrag in Lublin	353
22 Der Schattenkrieg	363
23 Die Untergrundpresse	377
24 Mein «konspirativer Apparat»	391
25 Die Verbindungsagentinnen	397

26 Eine Stellvertreterhochzeit	407
27 Schule im Untergrund	413
28 Eine Sitzung des Untergrundparlaments	435
29 Das Getto	447
30 Letzte Etappe	473
31 Wiedersehen Unter den Linden	495
32 Nach London	503
33 Mein Bericht an die Welt	529
Postskriptum	543
Anmerkungen	545

EINFÜHRUNG

von *Céline Gervais-Franceille*

IM OKTOBER 1981 trat Jan Karski aus dem Vergessen; Anlass war eine internationale Konferenz der Befreier von Konzentrationslagern, die Elie Wiesel und der amerikanische Holocaust Memorial Council organisiert hatten. Der einstige Kurier des polnischen Widerstands nahm Wiesels Einladung an und brach erstmals nach 1945 sein Schweigen. Ein weiteres Mal «legte er Zeugnis ab» von den Vorgängen, die er im Sommer 1942 mit eigenen Augen gesehen und die er seit seiner Ankunft in London Ende November 1942 beharrlich den massgeblichen Politikern begreiflich zu machen versucht hatte: der Vernichtung der Juden. Er berichtete, was ihm die Vertreter der Überlebenden im Warschauer Ghetto aufgetragen hatten, nachdem die grossen Transporte nach Treblinka gerollt waren.

Das Thema seines Vortrags lautete: «Die Entdeckung des Plans für die ‚Endlösung‘». Dabei behandelte er drei Fragenkomplexe: «1. Was wussten die westlichen Politiker und die Öffentlichkeit im Westen? Wann haben sie es erfahren? 2. Wie haben sie diese Informationen erhalten? 3. Wie haben sie reagiert? Welche Beweise gab es?» und erklärte: «Ich war einer der vielen, die dabei eine gewisse Rolle gespielt haben.»

Karskis präziser chronologischer Bericht rief vielen Anwesenden in Erinnerung, was sie bereits in dem Buch *Story of a Secret State* gelesen hatten, in dem der Kurier Karski eben diese Fakten schilderte. Als das Buch 1944 mit einer Auflage von vierhunderttausend Exemplaren in den Vereinigten Staaten erschien, war es sofort vergriffen. Es wurde unmittelbar darauf in England neu aufgelegt und 1945 ins Schwedische übersetzt, 1946 ins Norwegische, und 1948 erschien die französische Über-

setzung mit dem schönen Titel in Anlehnung an die Überschrift des letzten Kapitels *Mein Bericht an die Welt. Geschichte eines Staates im Untergrund*.

Ausserhalb der Vereinigten Staaten und Israels erfuhr die Öffentlichkeit wenig darüber, welchen Widerhall sein Auftritt bei dieser Konferenz im Oktober 1981 hatte. Stephen J. Solarz, Kongressabgeordneter aus New York, beantragte am 15. Dezember 1981 im Repräsentantenhaus, Karskis Rede solle komplett ins Protokoll aufgenommen werden. Karski schloss mit den bewegten Worten:

«Bei Kriegsende sagte man mir, weder die Regierungen noch hochrangige Politiker, weder Wissenschaftler noch Schriftsteller hätten vom Schicksal der Juden gewusst. Sie waren überrascht. Die Ermordung von sechs Millionen unschuldigen Menschen war ein Geheimnis geblieben. ‚Ein schreckliches Geheimnis‘, wie Walter Laqueur geschrieben hat. Da bin ich Jude geworden. Ein Jude wie die Angehörigen meiner Frau, die hier anwesend ist... Aber ich bin ein christlicher Jude, praktizierender Katholik. Und obwohl ich kein Ketzer bin, bekenne ich, dass die Menschheit einen zweiten Sündenfall begangen hat: auf Befehl oder durch Fahrlässigkeit, durch selbst auferlegte Unwissenheit oder Fühllosigkeit, aus Egoismus oder Heuchelei oder sogar aus kalter Berechnung. Dieser Sündenfall wird die Menschheit bis ans Ende der Welt verfolgen. Dieser Sündenfall verfolgt mich. Und ich will, dass es so ist.»

Im Juni 1982 erkannte das Yad-Vashem-Institut, das Vertreter zu der Konferenz entsandt hatte, Jan Karski den Titel «Gerechter unter den Völkern» zu.

In Frankreich (und anderen europäischen Ländern) wurde Jan Karski erst vier Jahre später «wiederentdeckt» oder eigentlich überhaupt erst entdeckt: 1985, als Claude Lanzmann Karskis schönes Gesicht tränenüberströmt in seinem Film *Shoah* zeigte. Die Bilder des «designierten Zeugen» Karski und die Unterhaltung stammten vom Oktober 1978. Doch trotz *Shoah* – oder vielleicht sogar wegen *Shoah* – blieb Karski in vielen europäischen Ländern ebenso unbekannt wie der polnische Wi-

derstand, dem er angehörte, und sein Untergrundstaat ein während des Zweiten Weltkriegs in den besetzten Ländern einmaliges Phänomen. 2004 wurde sein Buch in einer vollkommen überarbeiteten und kommentierten Version neu aufgelegt und fand offensichtlich viele Leser, denn es war schnell vergriffen.

Wer war Jan Karski, als er (bis 1942) noch seinen bürgerlichen Namen Jan Koziielewski trug? Er kam am 24. Juni 1914 in Łódź zur Welt, als achttes und letztes Kind eines polnischen Sattlermeisters, der eine eigene Werkstatt besass. Die Koziielewskis hatten weder ein Familienwappen noch einen Familiensitz, wie Jan allen sagte, die von seiner «aristokratischen» Erscheinung sprachen. Es war eine solide polnische Mittelschichtfamilie, glühende Katholiken, aber offen und tolerant, patriotische Anhänger von Jozef Pilsudski, das heisst, jedem extremen Nationalismus gegenüber ablehnend eingestellt (vgl. Kap. 23, Anm. 1). Sie lebten in der besonderen kulturellen Vielfalt von Łódź, «der Stadt meiner glücklichen und stolzen Jugend», wie Karski sagte. Bis 1931 wohnte Walentyna Koziielewska, seit 1920 verwitwet, mit ihrem jüngsten Sohn in der Kiliriski-Strasse Nummer 71 in einer überwiegend jüdischen Nachbarschaft. Jan hatte somit vom Hof, wo er spielte, bis zur Schulbank im Piłsudski-Gymnasium, wo er ein hervorragender Schüler war, jüdische Kameraden und Freunde. Als er im Mai 2000 (zwei Monate vor seinem Tod) als Ehrenbürger der Stadt nach Łódź zurückkehrte, sagte er: «Im Geist bin ich nie fortgegangen. Ohne das Łódź von damals hätte es den Karski von heute wohl nie gegeben» (*Gazeta wyborcza*, 16. Mai 2000).

Im Jahr 1931 verliess er Łódź mit freundlichen Erinnerungen, aber auch mit den Idealen eines katholischen Kämpfers aus dem Schülerbund der Marienlegionäre (Sodalicje Mariariskie) und einem Kindheitstraum, aus dem ein Berufswunsch wurde: Er wollte Diplomat werden. Sein Bruder und Mentor nahm ihn beim Wort, verlangte harte Arbeit und heraus-

ragende Leistungen im Studium an der Jan-Kazimierz-Universität von Lwów (1931-1935), damit er ihm Auslandsaufenthalte und Stipendien vermitteln konnte (vgl. Kap. 1, Anm. 1 und 5). Den Piłsudski-Anhängern der ersten Stunde bedeuteten Aufstieg durch Leistung und der Dienst für den Staat, dessen Unabhängigkeit und Souveränität ständig gefährdet waren, sehr viel. In Lwów wurde Jan Mitglied der piłsudskischen Jugendlegion. 1999 sagte er zu einem Journalisten, der ihn nach dieser Zeit befragte: «Ja, in meiner Jugend habe ich gerufen: ‚Es lebe Piłsudskih Aber vor allem habe ich sehr, sehr viel gearbeitet.» («Krzysztof Maslon interviewt Jan Karski», *Kurier czytelniczy*, Nr. 60, Dez. 1999.)

Er träumte von einer – definitionsgemäss zivilen – Diplomatenkarriere, legte aber auch in der Kadettenschule der berittenen Artillerie den Wunsch nach herausragenden Leistungen an den Tag: Er wollte Bester des Jahrgangs 1936 werden und das sehr begehrte «Ehrensword» erlangen, das vom Präsidenten der Republik verliehen wurde. Stanisław M. Jankowski zitiert in seinem letzten Buch *Karski. Raporty tajnego emisariusza* (Karski. Die Berichte eines geheimen Kuriers, Poznań, Rebis, 2009) den patriotischen «Schwur», den Jan Kozielowski als Hauptverantwortlicher und sein Stellvertreter und Freund Jerzy Lerski (an den er sich mit warmen Worten im Kapitel «Lwów» erinnert) im Namen des Jahrgangs 1936 verfasst hatten. Auch das Ausbildungsprogramm für den Dienst im Auswärtigen Amt entsprechend seinem Berufswunsch (vgl. Kap. 1, Anm. 1) schloss er als Bester ab.

Im Februar 1940 fasste der Unterleutnant Jan Kozielowski (der inzwischen den Decknamen Jan Kanicki angenommen hatte) in Angers im Rahmen seiner ersten Mission, die ihn von Warschau über Budapest nach Paris geführt hatte, für den Premierminister der Polnischen Exilregierung, General Sikorski, seinen Weg seit der Niederlage Polens im September 1939 zusammen: «Gefangenschaft bei den Bolschewiken, ungefähr sechs Wochen, bei Poltawa», «Austausch» als einfacher Soldat

und Übergabe an die Deutschen, weil gebürtig aus «Litzmannstadt» [Łódź], «Gefangener der Deutschen, zehn Tage, bei Radom», Flucht, Leben im Untergrund. «Im Land habe ich politisch gearbeitet. Ich war illegal in Lwów, Łódź, Wilna, Poznań, Lublin usw. Ich bin der Bruder von Herrn Konrad [das heisst, Oberst Koziellewski, vgl. Kap. 1 Anm. 5].» Er arbeitete mit «Herrn Konrad» zusammen; gemeinsam verfassten sie im Dezember 1939 einen ersten Bericht für die Regierung, die sich mittlerweile im französischen Exil als «rechtmässige polnische Regierung» neu gebildet hatte, über die allgemeine Lage der Bevölkerung und die öffentliche Meinung in Polen – eine der wichtigen Informationsquellen, auf die er sich in den Berichten bezog, die er im Februar 1940 in Paris niederschrieb. Er sagt weiter, dass er sich als Freiwilliger zu der im Aufbau befindlichen (Auslands-)Armee gemeldet habe, die an der Seite der alliierten Streitkräfte kämpfte. Aber «wenn meine Regierung meint, dass es Polen mehr nützt, bin ich bereit, nach Polen zurückzukehren und dort zu bleiben». Und er endete mit einer Verpflichtung, aus der bereits der künftige Karski spricht: «Ich möchte Polen unter den schwierigsten Bedingungen dienen.» Das Wort «schwierigsten» wurde vom Adressaten des Berichts unterstrichen.

In Angers wurde Karski von General Sikorski kühl und misstrauisch empfangen – war er nicht ein Zögling der Epigonen des Marschalls Piłsudski, der «Obristen»? –, und der furchteinflössende Professor Stanisław Kot, der Vertraute des Generals, schüchterte ihn zunächst ein. Doch als erfahrener Pädagoge erkannte Kot in Karski sofort die seltene Spezies, die «Perle», wie er später in London sagte. Kot registrierte Karskis ausserordentliche Fähigkeit, sich Dinge einzuprägen, seine Disziplin und analytische Schärfe; er hielt ihm lange Vorträge über den «Piłsudski-Mythos», in dem er Karski gefangen glaubte, und beschloss, ihn zum wichtigsten Kurier der Regierung zu machen. «Sie haben Professor Kot für sich gewonnen», sagte Sikorski ungläubig zu Karski. Sta-

niśław Kot liess Karski lange, komplizierte politische Anweisungen auswendig lernen, die er dem Untergrund überbringen sollte.

«Hast du alles verstanden?»

«Jawohl, Herr Professor.»

«Ich sollte dich vereidigen, Geheimhaltung schwören lassen. Aber wozu? Ich vertraue dir! Und wenn du verraten willst, wirst du verraten. Gott schütze dich.» (So schilderte Karski später die Unterredung gegenüber seinem Biografen Stanisław M. Jankowski, *Karski. Raporty*, a.a.O.)

Das war die Geburtsstunde des «politischen Kuriers» der Exilregierung.

Karski vergass indes nie den Mann, der ihn «angeworben» hatte, den Juristen Marian Borzęcki: Borzęcki hatte ihn überzeugt, dass der zivile Kampf und die Aufgabe eines «Kuriers» für das Vaterland genauso nützlich waren wie der bewaffnete Kampf.

Jan Koziński formulierte für sich von Anfang an ein «Ethos» als Kurier und entwickelte eine Professionalität, die alle seine Vorgesetzten beeindruckte. Als er Ende April 1940 aus Angers zurückkehrte, erstattete er zuerst in Krakau und dann in Warschau Bericht. Alle politischen Vertreter, die ihn hörten, sagten, sie seien «verblüfft» gewesen. Er hingegen gab sich stets bescheiden, definierte seine Rolle als die einer «Grammofonschallplatte, die man bespielt, weitergibt, anhört». Und er rechtfertigte stets das «in ihn gesetzte» Vertrauen, das er mit seinem Eid beschworen hatte – einem Eid, den er, der glühende Katholik, vor seinem Gott ablegte und der ihn verpflichtete, getreulich und gewissenhaft seine Mission zu erfüllen.

Die patriotische Opferbereitschaft, die so weit ging, dass er aus Angst, unter der Gestapo-Folter doch zu reden, einen Selbstmordversuch unternahm, hat als eine Dimension auch das persönliche Drama des Christen. Rückblickend wird das in einer aussergewöhnlichen Geste seiner Freunde deutlich: Sie gaben ihm am 1. Oktober 1942 vor seiner Ab-

reise in doppelter Mission – dem Auftrag der Regierung und dem Ersuchen der verzweifelten Menschen im Getto – ein Medaillon mit einer Hostie mit. Die Hostie war das Gegenstück zu der Zyanidkapsel, die er ebenfalls erhalten hatte. Er erkannte den Sinn der Geste und entledigte sich vor seiner Abreise der Zyanidkapsel. Vor diesem Hintergrund verstehen wir die Hingabe von Jan Karski, dem neuen Gesandten im Kampf gegen das Böse, besser und auch die Worte, die er vierzig Jahre später, 1981, sagte: «Gott hat mich sehen lassen und sagen lassen, was ich gesehen habe, damit ich Zeugnis ablegen kann.»

Im Februar 1940 in Angers erinnerte ihn General Sikorski nüchtern daran, dass er als aus Polen entkommener Reserveoffizier weiterhin mobilisiert blieb. «Über Ihre Verwendung werden wir entscheiden.» Diese Worte waren Karski im Dezember 1987 noch im Gedächtnis (zitiert von Stanisław M. Jankowski). Er wurde der geheimen Verbindungsarbeit mit Polen zugewiesen, die Innenminister Stanisław Kot zu diesem Zeitpunkt aufbaute. In Warschau, wohin Jan Kozielowski zurückkehrte, nachdem seine Mission als Kurier der Regierung erfüllt war, unterstand er weiterhin General Rowecki (vgl. Kap. 28, Anm. 2), dem Oberkommandierenden des Bunds für den bewaffneten Kampf oder ZWZ, der «Streitkräfte im Inneren», die ab Februar 1942 den Namen AK-Armia Krajowa, Heimatarmee, trugen.

In Warschau und Krakau führte Leutnant Jan Kozielowski von 1940 bis 1942 den Decknamen «Witold». Unter diesem Namen kannte man ihn in den Untergrundorganisationen, an Witold wandten sich die beiden Vertreter des Gettos. «Witold» Kucharski war Jan Kozielowski auch bei seiner zweiten Mission im Juni 1940, der Mission, bei der er in der Slowakei festgenommen, der Gestapo übergeben und gefoltert wurde. Und unter diesem Decknamen wurde ihm im Februar 1941 *in absentia* von General Rowecki das Kreuz des Ordens Virtuti militari verliehen. Karski erfuhr davon erst Ende der 1990er Jahre von dem Historiker Andrzej Kunert, der das Schreiben in einem Geheimarchiv entdeckt hatte; es be-

findet sich heute im Museum in Łódź (vgl. Bildteil). Auch General Sikorski wusste nichts davon, als er Karski im Januar 1943 erneut mit dem silbernen Kreuz des Ordens auszeichnete (vgl. Kap. 32).

Als der Regierungsbevollmächtigte in Warschau, Cyryl Ratajski, im Sommer 1942 auf Empfehlung mehrerer Parteiführer beschloss, «Witold» mit der ausserordentlich gefährlichen Mission zu betrauen, als «politischer Gesandter des zivilen Kampfs» zur inzwischen nach London übersiedelten Exilregierung zu reisen, erhielt er den Decknamen Jan Karski. Und das blieb sein Name (vgl. Kap. 28).

«Ich möchte Sie bitten, dass Sie vor Ihrer Abreise nach London Vertreter der jüdischen Organisationen treffen. Werden Sie das tun?»

«Natürlich, Herr Bevollmächtigter.»

«Sie werden Instruktionen der politischen Parteien mitnehmen. Sie [die jüdischen Vertreter] gehören diesen Parteien nicht an, aber sind ebenfalls polnische Bürger. Wenn sie etwas übermitteln möchten, sollten Sie es sich anhören.»

Diese Worte von Cyryl Ratajski (vgl. Kap. 28, Anm. 3), die Jan Karski 1987 gegenüber seinem Biografen zitierte, werfen ein zusätzliches Schlaglicht auf die ersten Zeilen des 1944 verfassten, unvergesslichen Kapitels «Das Getto», das mit der Begegnung mit dem Bund-Führer Leon Feiner und seinem zionistischen Begleiter beginnt. Der offizielle Teil der «jüdischen Mission» Karskis war, Ersuchen an die Exilregierung zu überbringen und Anweisungen an die beiden Vertreter der jüdischen Minderheit im Nationalrat in London, den zionistischen Anwalt Ignacy Schwarzbart und den Bund-Vertreter, den Arbeiter Szmul Zygielbojm. Karski wusste bereits, dass die jüdische Unterabteilung des Büros für Information und Propaganda der Heimatarmee alle Berichte über die «grosse Aktion» im Warschauer Getto auf Mikrofilm gebracht hatte: die Vernichtung der Juden, verbunden mit den Namen Treblinka, Bezeć, Sobibor. Doch in Warschau wusste man auch, dass die Verantwortlichen in London und New York all die Berichte für «übertrieben» hiel-

ten. Deshalb willigte Jan Karski ein, neben seiner offiziellen Mission die zusätzliche, freiwillige des «Augenzeugen» zu übernehmen, und riskierte dafür sein Leben. Es galt, die Verantwortlichen zu überzeugen, dass die beschriebenen Schrecken Realität waren, und Hilfe zu mobilisieren.

Die kostbaren Mikrofilme, die Jan Karski in einem Schlüssel verborgen nach Paris brachte, gelangten am 17. November 1942 in die Hände der Exilregierung in London. Als die polnischen Vertreter am 28. November endlich ihren Kurier Karski bei den britischen Behörden abholen konnten, beruhigte man ihn: Bereits am 25. November sei ein erster zweiseitiger zusammenfassender Bericht über die Vernichtung der Juden in Polen an mehrere alliierte Regierungen sowie jüdische Vertreter und Organisationen in London gegangen. Renommiertere Experten wie Richard Breitman haben nachgewiesen, dass dieser erste «Karski-Bericht» entscheidend war als Bestätigung der Informationen, die Gerhart Riegner, der Vertreter des Jüdischen Weltkongresses in der Schweiz, im August 1942 übermittelt hatte und die man in den Vereinigten Staaten immer noch bezweifelte.

Am 2. Dezember 1942 überbrachte Karski die Hilfeersuchen persönlich, die verzweifelten Appelle aus dem Getto an die beiden Vertreter der polnischen Juden im Nationalrat. Das polnische Kabinett hörte ihn an, und vor allem unterhielt sich Außenminister Edward Raczynski bei einem langen Abendessen mit ihm; Raczynski hatte den Auftrag, dafür zu sorgen, dass Karskis Informationen innerhalb der britischen Regierung und in der Öffentlichkeit verbreitet wurden. Raczynski selbst sprach am 17. Dezember in der Abendsendung der BBC dazu und bezog sich ausdrücklich auf Karski (vgl. Bildteil).

Anfang Februar 1943 wurde Karski auch zweimal vom britischen Außenminister Anthony Eden empfangen. Die Polen waren enttäuscht, dass Eden jeden direkten Zugang zu Churchill unterband. Die Entschei-

dung, den Kurier Karski im Mai 1943 in die Vereinigten Staaten zu schicken, hing mit der Verschlechterung der polnisch-sowjetischen Beziehungen zusammen (Entdeckung des Massakers von Katyn).

In den Vereinigten Staaten verfolgten die Polen eine andere Strategie, um zu Roosevelt durchzudringen. Der polnische Botschafter Ciechanowski lud Anfang Juli verschiedene Verantwortliche der amerikanischen Regierung ein – unter anderem auch den Richter am Obersten Gerichtshof Felix Frankfurter. Er wollte ihnen begreiflich machen, wie wichtig die Informationen waren, die dieser Abgesandte des polnischen Widerstands mitgebracht hatte, der ausserdem ein Augenzeuge der Tragödie des jüdischen Volks war. Am Morgen des 28. Juli 1943 wurde der Botschafter eingeladen, um elf Uhr zusammen mit Jan Karski Präsident Roosevelt aufzusuchen und ihm den jungen Kurier vorzustellen. Aus den verschiedenen Berichten, die Karski von diesem Gespräch gegeben hat, wird deutlich, dass Roosevelt die Situation in Polen und an den polnischen Grenzen («No more Polish corridor») sowie die Notwendigkeit einer Verständigung mit den Sowjets in den Vordergrund rückte. Auf Karskis Frage, welche Botschaft des Präsidenten der Vereinigten Staaten er seinem Volk überbringen solle, antwortete Roosevelt: «Sagen Sie ihnen: Wir werden diesen Krieg gewinnen.» Und er fügte hinzu: «Sagen Sie ihnen, dass sie im Weissen Haus einen Freund haben.» Im Übrigen sprach Karski noch von der «Herrscherhand», die Roosevelt ihm über seinen Schreibtisch hinweg reichte.

Jan Karski hat immer betont, wie sehr ihn die Macht beeindruckte, die Roosevelt verkörperte. Aber sehr bald dachte er wohl auch über eine Bemerkung nach, die Botschafter Ciechanowski in dem Wagen, der sie beide zur Botschaft zurückbrachte, gemacht hatte: «Nun, viel gesagt hat der Präsident nicht.»

Als Karski aus den Vereinigten Staaten nach London abreiste, wo er am 19. September 1943 eintraf, hatte er die feste Hoffnung, sofort nach Polen zurückgeschickt zu werden. Aber Premierminister Stanislaw Mi-

kołajczyk teilte ihm mit, dass das für lange Zeit nicht zur Debatte stehe: Er war «verbrannt», trotz aller Vorsichtsmassnahmen. In deutschen Funksprüchen war die Rede von einem «gewissen Jan Karski, [der] sich in den Vereinigten Staaten herumtreibt... ein bolschewistischer Agent, finanziert vom amerikanischen Judentum». Daraufhin bat Karski, sich der Armee anschliessen zu dürfen, aber das wurde ihm gleichfalls verwehrt. Er musste in London bleiben, dem Premierminister zur Verfügung stehen und all seine Popularität dafür einsetzen, einer prosovjetschen Presse die Stirn zu bieten, die entschlossen war, der «reaktionären Regierung» die Legitimität abzuspochen und sogar die Loyalität der Heimatarmee infrage zu stellen. Überdies zwang Anthony Eden Mikołajczyk am 5. Oktober 1943, Stalins Territorialforderungen unverzüglich nachzugeben, sobald Polen ein Ausgleich in Ostpreussen und Schlesien zugesichert würde. Jan Karski begann eine neue Vortragsreihe über den polnischen Widerstandskampf; das Material dafür bekam er laufend aktuell von dem geheimen Radiosender Swit in Bletchley, in dessen Arbeit er wieder mit einbezogen wurde. Ab Herbst 1943 sprach er systematisch vom Untergrundstaat: «The Polish Underground State.» Sein erster Artikel mit diesem Titel erschien am 15. Dezember 1943 in der *Polish Fortnightly Review*, dem Organ des polnischen Informations- und Propagandaministeriums.

Unterdessen machten Churchill und Roosevelt auf der Konferenz von Teheran (28. November bis 2. Dezember 1943) Stalin alle gewünschten Zugeständnisse hinsichtlich Polen wie auch des übrigen Mittel- und Osteuropa. Als etwas davon durchsickerte, bestritt Anthony Eden die Zugeständnisse am 15. Dezember 1943 vor dem Unterhaus und Franklin D. Roosevelt am 11. Januar 1944 vor dem Kongress. Unterdessen wartete Mikołajczyk auf die erbetene Audienz in Washington. Er hatte beschlossen, Karski mitzunehmen, und im Hinblick auf die Reise bereitete Karski mit dem Leiter des Informationsministeriums, Professor Stanisław Kot, ein Propagandaprogramm zur Verteidigung Polens in der

amerikanischen öffentlichen Meinung vor. Nun wurde die Idee für einen Film über den polnischen Widerstand aufgegriffen, den Karski im Sommer zuvor vorgeschlagen hatte. Karski sollte das Drehbuch schreiben und die Dokumentation übernehmen.

Am 20. Februar 1944 wurde Karski ohne weitere Verzögerung allein nach Washington geschickt. Botschafter Ciechanowski sollte sich um ihn kümmern und im Übrigen seine amerikanischen Gesprächspartner in Kenntnis setzen, dass Karski bis Kriegsende nicht nach Polen zurückkehren konnte. «Diesmal hat Herr Karski die Aufgabe, mit Ihrer Hilfe, Herr Botschafter, einen grossen Film über den polnischen Widerstand fertigzustellen», schrieb der neue Aussenminister Tadeusz Romer. «Die Regierung misst dieser Aufgabe allergrösste Bedeutung zu.» Materielle Hilfe wurde indes nicht gewährt, Karski musste «unseren Plan als Privatinitiative verwirklichen... Im Übrigen», fuhr Romer im Namen des Premierministers fort, «wird Karski eine Reihe von Vorträgen halten und Artikel für polnische und amerikanische Zeitungen in der Region um Chicago und an der Westküste schreiben.» (In Stanisław M. Jankowski, *Karski. Raporty*, a.a.O.)

Jan Karski traf am 29. Februar 1944 in Washington ein und stellte sehr schnell fest, dass er keine Chance auf Erfolg hatte, denn Hollywood war «an polnischen Themen nicht interessiert». Doch die Amerikaner hatten ihn nicht vergessen, sein Name war bekannt, seine Vorträge fanden Zulauf. Botschafter Ciechanowski riet ihm, ein Buch zu schreiben, und schickte den Presseattaché der Botschaft auf die Suche nach einem Literaturagenten. Er fand Emery Reeves. Am 23. März 1944 telegrafierte Jan Karski an den für ihn zuständigen Minister Stanisław Kot in London: «Die Agentur Emery Reeves, die auch Churchill, Eden und Duff Cooper auf dem amerikanischen Markt vertreten hat, will ausgehend von dem, was ich erlebt habe, ein Buch über den polnischen Widerstand herausbringen. Sie denken, dass das Buch grosses Aufsehen erregen wird. Ich bereite das Material dafür vor, es sollen ein paar Hundert Seiten wer-

den. Wenn es funktioniert, wird es grosse Propagandawirkung haben. Sind Sie einverstanden, Sie, Herr Professor, und der Premierminister?» Das Einverständnis kam umgehend. Die polnische Botschaft mietete ein Zimmer in einem Hotel in Manhattan, das Karski als Büro diente, wies ihm eine zweisprachige Sekretärin zu, und Karski schrieb ohne Unterbrechung in dem Tempo, das Reeves vorgab (vgl. Bildteil). Reeves hatte harte Bedingungen diktiert: Schnelligkeit, keine Propaganda, keinerlei antisowjetische Äusserungen, keine Polemik. «Was haben wir mit Ihren Meinungsverschiedenheiten mit Stalin zu schaffen?» Im Übrigen hatte er sich das Recht vorbehalten, punktuell einzugreifen, um den Text «attraktiver» zu machen, und eine geradezu halsabschneiderische finanzielle Regelung getroffen, die ihm fünfzig Prozent der Tantiemen sicherte.

Nach dem «Bericht über das Buch», den Karski am 15. Januar 1945 verfasste, dauerte «das Ordnen des polnischen Textes von fast tausend Seiten acht Wochen», danach «die Übersetzung und Kürzung auf rund vierhundert Seiten noch einmal acht Wochen; das Buch war Ende Juli 1944 fertig». In einem persönlichen Brief vom 30. Juni an «Professor» Stanisław Kot schrieb Karski, er habe Tag und Nacht gearbeitet, nur unterbrochen durch Essen und Schlafen.

Nun lag das Ergebnis auf dem Tisch. Stolz informierte er London, Reeves und sein Lektor William Poster hätten «nach Lektüre meines Manuskripts befunden, dass es Frische besitzt, einen guten Aufbau, schriftstellerische Qualitäten und dass nun nur noch die Übersetzung überarbeitet und einige ‚Anpassungen‘ vorgenommen werden müssen, damit man es herausbringen kann».

Karski merkte sehr bald, dass der Begriff «Anpassungen» dehnbar war: Es folgten hartnäckige Diskussionen und reichlich Irritationen. Die «Amerikaner wollen dauernd meine persönliche Rolle übertreiben und das Sensationelle betonen, dafür die politisch-ideologische Seite reduzieren», schrieb er. Reeves meldete Zweifel am Wahrheitsgehalt bestimmter dramatischer Szenen an, was Karski sehr verletzte. Premiermi-

nister Mikołajczyk musste, um die Wogen zu glätten, im Namen der Republik Polen schriftlich versichern, dass der vereidigte Abgesandte die Tatsachen wahrheitsgetreu berichtet hatte. Und schliesslich war da noch die Frage des «östlichen Nachbarn» und des kommunistischen Widerstands. Hier kam man nicht zu einer Einigung. Reeves lehnte das gesamte Kapitel dazu ab und liess sich nicht umstimmen.

Karski konsultierte aus der Ferne seinen Mentor Kot und setzte ihm genau den Aufbau des Buchs auseinander, was er mitteilen wollte und was ihm Probleme bereitete: «Ich bitte Sie, Herr Minister, mir Ihre Anmerkungen, Einwände, Vorschläge zu übermitteln. Ich möchte keinen Fehler machen.»

Die ursprüngliche Idee für ein Filmdrehbuch hat den Aufbau der Kapitel mit den vielen Dialogen offensichtlich beeinflusst. Das Buch «schildert, was der Autor seit dem 24. August 1939 erlebt hat, das heisst, seit seiner Mobilmachung in Polen bis Anfang 1943». Tatsächlich endet das letzte Kapitel erst am 28. Juli 1943 mit dem Empfang im Weissen Haus – mit dem Abschluss der Mission des «Kuriers Witold» und seinen bitteren, erschöpften Gedanken am Fuss des Kosciuszko-Denkmal auf dem Lafayette Square.

«Der Autor schildert nur, was er selbst erlebt, gesehen, gehört hat», beharrte Karski.

Immer wieder hat er mit grosser Leidenschaft die Ehrlichkeit seines Berichts oder Zeugnisses betont. Als der in Paris ansässige Publizist Jerzy Giedroyc ihm 1982 eine polnische Ausgabe von *Story of a Secret State* in einer Reihe des Exilverlags *Kultura* vorschlug, antwortete Karski: «Man wird feststellen, wie getreu und ehrlich ich die Öffentlichkeit in den Jahren 1943-1945 über den polnischen Widerstand informiert habe. Alle Personen und Ereignisse sind echt. Ich rechnete damit, dass wir nach dem Krieg in unser Land zurückkehren würden und mein Buch dann auf Polnisch erscheinen und von den Anführern und Mitgliedern

der Widerstandsbewegung im Krieg kritisch gelesen werden würde.» (Archiv IL Kultura) Und als 1999, am Ende seines Lebens, endlich die erste polnische Ausgabe erschien, veröffentlicht von Andrzej Rosner, leitete er sie mit diesen Worten ein: «Als ich 1944 dieses Buch schrieb, stützte ich mich ehrlich und getreulich auf meine Erinnerungen. Aber die damaligen Umstände erlegten dem, was man schreiben konnte, gewisse Grenzen auf.»

Die Untergrundarbeit erforderte, dass die wahren Identitäten und sogar einige Decknamen geheim blieben, ebenso Orte und noch benutzte Verstecke und Übergänge an der «grünen Grenze». Im Juni 1944 rechtfertigte er Stanisław Kot gegenüber die Nennung so vieler Namen: «Das ist unverzichtbar, damit das Buch authentisch wirkt. Natürlich nenne ich nur Namen, die nicht im Untergrund verwendet werden. Namen, Orte und viele Angaben zur Untergrundbewegung sind unkenntlich gemacht.» Seinem Freund Giedroyc erklärte er 1982 (in dem oben zitierten Brief): «Ich habe mein eigenes Chiffriersystem entwickelt. Der erste Buchstabe eines erfundenen Namens ist immer der des richtigen Namens.» Deshalb plante er, die polnische Ausgabe seines Buchs solle «viele Anmerkungen enthalten, die die erwähnten Personen und Ereignisse erläutern». Der Leser wird feststellen, dass wir Karskis Wunsch gefolgt sind: Die Anmerkungen in dem vorliegenden Buch nutzen eben das Chiffriersystem, das Karski Giedroyc erläuterte.

Karski – oder immer noch Leutnant Witold der Heimatarmee – wünschte sich glühend, dass zunächst die Verbündeten Polens und dann die ganze Welt den einzigartigen Charakter des polnischen Untergrundstaats und seine Merkmale verstehen sollten. In seinem Bericht zu dem Buch fasste er sie noch einmal zusammen:

- «Die polnische Widerstandsbewegung ist nicht nur eine Streitmacht gegen den Besatzer, sondern auch ein normaler Staat mit allen Attributen, mit der Autorität, den Institutionen und dem Apparat eines demokratischen Staates.

- Die Regierung dieses rechtmässigen Staates, die den Rückhalt der ganzen Gesellschaft besitzt, befindet sich vorübergehend in London.
- Polen ist der einzige Staat, der zu keiner Zeit die Alliierten verraten hat und keinerlei Kompromiss mit den Deutschen eingegangen ist: Polen ist ein Land ohne Quisling.
- Die polnische Nation ist beseelt von dem Wunsch nach Demokratie, Freiheit, Fortschritt.»

Darüber hinaus macht Karskis Bericht deutlich, wie wichtig ihm war, auch wenn sich dies nicht unbedingt in der Zahl der Seiten ausdrückt, «der schrecklichen Tragödie des jüdischen Volks, dem Hilfsappell der Juden an die Welt und der Tatsache, dass ihnen diese Hilfe nicht gewährt wurde», Raum zu geben; das heisst, der besonderen Mission, die der «Kurier Witold» auf Ersuchen zweier Vertreter des Warschauer Gettos Ende August 1942 übernommen hatte. Er unterstrich die «jüdische Dimension» seiner Darstellung mit einer persönlichen Feststellung: «Je länger ich mich fernab der Schrecken des Landes befinde und je weiter ich von der Front weg bin, desto stärker empfinde ich den Schrecken der Tragödie der polnischen Juden.»

Aus diesem Grund hat er teilweise der beharrlichen Bitte seiner Verleger nachgegeben, «der jüdische Teil solle besonders ausgearbeitet werden», und er solle «über den Kampf im Warschauer Getto» schreiben, «obwohl das mit der Gesamtstruktur [des Buchs] nichts zu tun hat». So wird der Leser in Kapitel 29 über das Getto einen Hinweis auf die Vorbereitungen für den Aufstand der Gettobewohner finden, was historisch gesehen ein Anachronismus ist. Andere Themen nannte er selbst: «die Reaktion der englischen und amerikanischen Staatsmänner auf [meine] Berichte über [mein] Land», und besonders lag ihm am Herzen, «die Bestialität der Deutschen» zu schildern.

All jenen, die 1999 in Polen einwandten, dass sein Buch heute sehr

deutschenfeindlich wirken könne, rief er ins Gedächtnis, dass er es 1944 geschrieben habe und damals noch sehr vom Hass auf den Feind erfüllt gewesen sei. «Ich bestand nur aus Hass auf die Deutschen, Hass auf die Bolschewiken» und: «Ich hatte damals ein krankes Bewusstsein.»

Schliesslich war es Karski besonders wichtig, die ausdrückliche Zustimmung seiner Regierung zu einem «Postskriptum» zu erhalten, das das abgelehnte Kapitel über den «östlichen Nachbarn» und die «Aktivität der Partisanen und der polnischen Arbeiterpartei» ersetzen sollte. Führen wir uns an dieser Stelle vor Augen, was damals in Polen geschah, wie Karski und der Botschafter wussten ... während sie miterlebten, dass die amerikanische Presse die Vorgänge voller Optimismus kommentierte. In den Tagen vom 22. bis 25. Juli 1944 befreite die Heimatarmee an der Seite der Roten Armee Lublin, und die zivile Verwaltung der Regierungsvertretung verliess den Untergrund. Am 27. Juli wurden alle ihre Vertreter vom NKWD festgenommen. Das PKWN oder Polnische Komitee der Nationalen Befreiung, eingeschleust aus Moskau, baute in Lublin eine «rechtmässige Regierung» auf und übertrug der Roten Armee (das heisst dem NKWD) die Rechtsprechung auf dem befreiten polnischen Gebiet, das nunmehr «Hinterland» war. Die Tore des Lagers Majdanek öffneten sich für neue Häftlinge: gefangene, entwaffnete Soldaten der Heimatarmee und verfolgte Vertreter des Untergrundstaats. Am 1. August 1944 erhob sich Warschau und legte erst am 2. Oktober die Waffen wieder nieder.

Aber Reeves und der Verlag Houghton verwiesen darauf, dass Mi-kołajczyk zeitgleich in Moskau über eine Einigung mit Stalin und seinen Schützlingen in Lublin verhandelte. «Man hat mir die folgende Lösung vorgeschlagen», berichtete Karski. «Ich werde ein Postskriptum schreiben, in dem ich, ohne eine Wertung der Aktivitäten der Kommunisten in Polen abzugeben, erkläre, dass sie ebenfalls gehandelt haben, ich aber darüber nichts schreiben kann, weil ich nicht Mitglied in ihren Reihen

war und keinerlei Kontakt zu ihnen hatte. Ein Entwurf wurde mir zurückgegeben. Ich habe kategorisch erklärt, dass ich, da dies eine politische Frage ist, den Entwurf dem Botschafter der Republik zur Billigung vorlegen muss. Der Herr Botschafter hat stilistische und politische Änderungen vorgenommen und mir den Entwurf mit Ergänzungen zurückgereicht. Meine Verleger haben ihn gebilligt, und nun findet er sich vollständig auf der letzten Seite meines Buchs unter der Überschrift ‚Postskriptum‘.» (Bericht über das Buch, a.a.O.) Als Rechtfertigung fügte er noch hinzu: «Die Formulierung ist so gewählt, dass sie der offiziellen Doktrin unserer Widerstandsbewegung nicht widerspricht, und ich könnte sie sogar in diesem Sinn interpretieren, wenn ich ein weiteres Buch schreiben sollte, um diese Frage ausgehend von Material, das ich aus Polen mitbringen konnte, zu erhellen.»

Bei der Schilderung, wie er in das Lager Isbica Lubelska eingeschleust wurde (das er damals für Bełżec hielt), schreibt Karski, er sei von einem estnischen Wärter begleitet worden und habe eine estnische Uniform getragen, was plausibel war, aber tatsächlich falsch ist. Die Wärter dort waren Ukrainer. Karski «verschleierte» ihre Identität auf Anweisung der polnischen Regierung in London, die immer noch hoffte, Polen könnte Lwów (heute Lwiw) behalten (wie Anthony Eden es versprochen hatte); die Regierung wollte die ukrainischen Immigranten schonen. In dem vorliegenden Buch stellen wir die historische Wahrheit wieder her, wie Karski es bereits 1999 in der ersten polnischen Ausgabe getan hat.

Am 28. November 1944 erschien *Story of a Secret State* mit dem polnischen weissen Adler auf dem Einband. Bereits ab September hatte Reeves einzelne Kapitel angesehenen Zeitschriften zum Vorabdruck überlassen: *Colliers* und *The American Mercury* druckten das Kapitel über die Tragödie der Juden, und *Harpers Bazaar* brachte speziell für die weibliche Leserschaft das Kapitel über die Rolle der Frauen im Untergrund. Der Book of the Month Club, der allein für sechshunderttausend

Leser stand und den Verkauf von zweihunderttausend Exemplaren unter seinem Etikett garantierte, wählte *Story of a Secret State* im Dezember 1944 zum «Buch des Monats». Die gesamte Auflage der amerikanischen Ausgabe belief sich, wie bereits erwähnt, auf vierhunderttausend Exemplare. Ein halbes Jahr lang reiste Jan Karski quer durch die Vereinigten Staaten von Lesung zu Lesung, auf Einladung verschiedenster Clubs und Vereinigungen, die sich um ihn rissen. Botschafter Ciechanowski überreichte am 20. Dezember 1944 Präsident Roosevelt ein Buch mit einer Widmung des Autors und einem Brief, in dem er an die «Audienz» erinnerte, «die er freundlicherweise am 28. Juli 1943» Leutnant Jan Karski gewährt hatte. Und Sterling North schrieb in der *New York Post*: «Die mit Moskau verbundenen Polen in Lublin werden wütend sein, wenn sie dieses Buch lesen. Jan Karski macht den Kommunisten ihren Siegeszug streitig.»

Im März 1945 veröffentlichte die in den Vereinigten Staaten viel gelesene Zeitschrift *Soviet Russia Today* einen Artikel einer nicht weiter bekannten «Eve Grot» mit dem Titel «Not the Whole Story»: eine Reihe giftiger Attacken auf die polnische Regierung in London und den Widerstand in Polen und ausdrücklich auch auf Jan Karski. Er wurde als Aristokrat bezeichnet, der über die arbeitende Bevölkerung nicht das Geringste wisse, ein «Provokateur», der es wage, die Kriegsanstrengungen der Alliierten in den Schmutz zu ziehen, und der die Konferenz von Jalta als «neues Münchner Abkommen» bezeichnet habe. (Karski hatte tatsächlich seine selbst auferlegte Zurückhaltung aufgegeben und das öffentlich gesagt.) Und zu allem Überfluss brandmarkte dieser Artikel Karski noch als «einen Antisemiten, der den polnischen Nationalisten nahesteht». Nach Jan Karskis Einschätzung schädeten solche Äusserungen der Verbreitung seines Buchs. Bald schon passte das Buch nicht mehr zu der Euphorie über den gemeinsamen Sieg und der Begeisterung über das tapfere Russland. 1948 erschien noch eine französische Ausgabe; die vereinbarten und vorbereiteten Übersetzungen ins Spanische,

Portugiesische, Chinesische, Hebräische und Arabische kamen nicht zustande, die Verlage verfolgten das Projekt nicht weiter.

Im Winter 1944/1945 machte sich Jan Karski keine Illusionen über den Nutzen seines Buchs für die rechtmässige polnische Regierung: «Ich betone einmal mehr, dass mein gegenwärtiger Erfolg zwangsläufig ist. Er ist das Ergebnis von vielen Tausend Dollar, die der Book of the Month Club und Houghton Mifflin Co. in die Werbung für das Buch und für meine Person investiert haben.»

Er selbst fühlte sich ausgelaugt, gesundheitlich sehr angeschlagen. In den Briefen an Stanisław Kot berichtete er, in den vier Monaten der Vorbereitung und Abfassung des Buchs (April bis Juli 1944) habe er seine Propagandaarbeit fortgesetzt: sechs Radiosendungen, zwanzig Vorträge, zehn Tage Informationsreise nach Detroit mit sechs grossen Veranstaltungen. «Ich muss es warnend mitteilen: Meine Arbeit wird immer schwieriger; mein Thema und die Atmosphäre bei meinen Vorträgen, auch meine Antworten gefallen immer weniger und wecken immer mehr Ablehnung. Das hängt natürlich mit der allgemeinen politischen Situation zusammen. Hin und wieder gibt es Angriffe, und in der Zukunft, so denke ich, wird es Angriffe auf meine Person und das Thema meiner Vorträge geben.» (Vgl. Stanisław M. Jankowski, *Karski. Raporty*, a.a.O.)

Er wiederholte mehrfach, man solle ihn durch ein neues Gesicht ersetzen, denn man müsse weitermachen, und empfahl seinen alten Freund Lerski – den Kurier «Jur», der frisch aus Polen nach London gekommen war. Aber Jan Karski wusste nicht, dass Lerski öffentlich den «Realismus» des Premierministers kritisierte, während er, Karski, sich der «Regierungslinie» unterwarf: unbedingte Loyalität, Staatsräson. Das ging so weit, dass manche in London ihm «Philosowjetismus» vorwarfen, ein Vorwurf, der ihn sehr verletzte. Als er davon erfahren habe, schrieb er, habe er mehrere Nächte nicht schlafen können. Tatsächlich war Karski

alles andere als ein «Unbeugsamer», ihm war sehr genau bewusst, dass «dem Land» die biologische Existenzgrundlage erhalten werden musste. Jan Nowak-Jeziorariski, der andere «Kurier aus Warschau», berichtete, bei ihrer letzten Begegnung während des Kriegs, im Januar 1944 in London, vor Karskis Abreise in die Vereinigten Staaten, habe Karski zu ihm gesagt: «Tatsächlich hat Polen den Krieg schon in Teheran verloren. Statt sich mit frommen Wünschen Illusionen zu machen, sollten unsere Politiker lieber darüber nachdenken, *wie* sie diesen Krieg verlieren ... Wie sie die Bevölkerung darauf vorbereiten und bestmöglich vor dem schützen, was sie erwartet.» (Jan Nowak-Jezioranski, *Courrier de Varsovie*, Paris, Gallimard, 1978, S. 251).

Am 5. Juli 1945 zogen die Vereinigten Staaten und Grossbritannien ihre Anerkennung der polnischen Exilregierung zurück und nahmen offizielle Beziehungen zur neu eingesetzten Regierung von Warschau auf, die von Stalins Schützlingen beherrscht wurde; Frankreich hatte diesen Schritt bereits am 29. Juni getan. Der Schock für Jan Karski wurde anfänglich dadurch gemildert, dass er mit einer letzten viermonatigen Mission (Juli bis Oktober 1945) beschäftigt war, die ihm diesmal die Amerikaner übertragen hatten: Er kehrte nach Europa zurück und sollte dort die Exilregierungen und deren Untergrundbewegungen dazu bringen, ihre Archive und Dokumente über den Zweiten Weltkrieg dem Hoover Institute zu überlassen, das an der Universität von Stanford in Kalifornien gegründet worden war. Bei den Polen in London, Paris und Rom hatte Karski natürlich vollen Erfolg, aber auch bei Letten, Esten und Litauern.

Nach der Rückkehr in die Vereinigten Staaten stellte er fest, dass man ihn inzwischen vollkommen vergessen hatte: Er war ein Unbekannter, ein europäischer Emigrant unter vielen ... «Damals hasste ich die Welt, ich wollte nichts mehr mit ihr zu tun haben» – er wollte vergessen, die Hölle des Kriegs vergessen, mit niemandem darüber sprechen, niemandem erzählen, was er von der Tragödie der Juden mitbekommen hat-

te. Damit es die Einwanderungsbehörden leichter hatten, nahm er den Namen Kozielowski nicht wieder an, sondern blieb Jan Karski.

Er versuchte, ein normales Leben zu führen, indem er eine Familie gründete: Die Ehe wurde nach zwei Jahren geschieden. Es gelang ihm, seinen geliebten älteren Bruder Marian und dessen Ehefrau Jadwiga aus Polen herauszuholen. 1949 investierte Jan Karski die letzten Ersparnisse, die ihm aus dem Verkauf seines Buchs geblieben waren, in eine kleine Farm in Kanada in der Nähe von Montreal. Dort lebten sein Bruder und seine Schwägerin, bis sie in die Vereinigten Staaten einreisen konnten.

Die diplomatische Karriere, auf die Jan Karski gehofft hatte, erwies sich als unerreichbar: Im amerikanischen Aussenministerium wäre er als Staatsangehöriger eines Landes, das unter kommunistischem Einfluss stand, nicht weit gekommen, und zur UNO hätte er nur gehen können, wenn er sich mit dem Regime in Warschau arrangiert hätte, was für ihn ausgeschlossen war.

Es blieb wie für viele andere nur die Universität. Edmund Walsh, Dekan des Ausbildungsbereichs Auswärtiger Dienst an der von Jesuiten geleiteten Georgetown University in Washington, nahm ihn herzlich auf und kümmerte sich väterlich um ihn: Er bot ihm ein Stipendium für eine Promotion in Politikwissenschaft an. Nach Abschluss der Promotion 1952 gab er Jan Karski eine Stelle; über dreissig Jahre lang lehrte Karski an der Georgetown University.

1954 wurde Jan Karski amerikanischer Staatsbürger. Er trat nur als kompetenter Wissenschaftler auf: Professor Jan Karski. Sein entschiedener Antikommunismus war bekannt, die amerikanische Regierung nutzte seinen Sachverstand mehrfach zu Expertisen und Missionen. Zwanzig Jahre lang leitete er ein eigenes Ausbildungsprogramm für das Pentagon und unternahm im Auftrag des State Department zahlreiche Vortragsreisen nach Asien, Afrika und in den Nahen Osten. Ausser Dekan Walsh, der ihn 1943 bei seiner ersten Mission kennengelernt hatte,

wusste an der Universität niemand, weder Kollegen noch Studenten, von seiner Vergangenheit. Alle schätzten jedoch sein «vornehmes Auftreten» und seine klaren, sehr präzisen Vorlesungen, «grosse rhetorische Augenblicke». Einer seiner Studenten im Jahrgang 1968 war Bill Clinton.

1954 lernte Jan Karski bei einer Vorführung von modernem Tanz in einer Synagoge in Washington die Tänzerin Pola Nirenska (1910-1992), geborene Nirensztajn, aus Warschau kennen; zum ersten Mal hatte er sie 1938 in London gesehen. Die beiden heirateten im Juni 1965. Polas Eltern waren Überlebende des Holocaust und nach Palästina gegangen, der Rest ihrer Familie war umgekommen. Sie selbst war zum Katholizismus konvertiert. Jan und Pola vereinbarten, niemals miteinander über die Vergangenheit zu sprechen.

Über viele Jahre arbeitete Professor Jan Karski neben seinen universitären Verpflichtungen weiter an einem Buch über die Polenpolitik der Grossmächte, das ihm sehr am Herzen lag: *The Great Powers and Poland, 1919-1945. From Versailles to Yalta*. «Ein trauriges Buch», sagte er einmal. Die vielen Quellen, die er in dem Zusammenhang analysierte, brachten ihn zu der Erkenntnis, in dem zynischen Spiel mit Polen habe «Churchill mehr Schuld» auf sich geladen, «aber Roosevelt mehr Schaden» angerichtet.

«Über dreissig Jahre habe ich nicht einen einzigen Artikel über mein Handeln während des Kriegs geschrieben», betonte Karski 1987 in den Tonbandinterviews mit seinem Biografen Stanisław M. Jankowski. «Aber meine Vergangenheit hat mich eingeholt! 1977 kam der französische Regisseur Claude Lanzmann, nach ihm kamen Elie Wiesel, Hausner, Yad Vashem, die Filme, Aufsätze, Zeitschriften ...»

In den Jahren 1978 bis 1985, in denen der ehemalige Kurier des polnischen Widerstands «Witold» erneut Zeugnis ablegte, Fakten richtigstellte, die ethische und historische Bedeutung seiner besonderen Mission vom November 1942 präziserte, die ihm seine jüdischen polnischen

Mitbürger aufgetragen hatten, wurde er zum anerkannten «Zeitzeugen», zu dem Mann, der – was manche irritierte – «versuchte, den Holocaust zu stoppen», wie es im Titel der ersten Biografie aus dem Jahr 1994 hiess. Aber er war auch der Mann, «auf den man nicht hörte», wie Bronislaw Geremek sagte, und der Mann, dem es, Elie Wiesel zufolge, sehr spät, im Sommer 1944, gelang, das Gewissen der Alliierten zugunsten der Juden in Budapest wachzurütteln.

Claude Lanzmann hat es mit seiner Beharrlichkeit in den Jahren 1977/1978 geschafft, Zugang zu der vollständig vorhandenen, aber fest verschlossenen Erinnerung zu finden. Bis *Shoah* dann im Frühjahr 1985 ausgestrahlt wurde, äusserte sich Jan Karski oft im Sinne seiner bewegenden Ausführungen vom Oktober 1981. Als der Film in Paris herauskam, bat Giedroyc Karski, seine ersten Eindrücke und seine Meinung zu dem Film in Form einer Kritik für *Kultura* aufzuschreiben. Die Kritik erschien im November 1985, wurde auf Französisch im November 1986 in *Esprit* veröffentlicht und für das amerikanische Publikum im Juli 1986 in *Together*. Karski drückte tiefe Bewunderung für den Film aus, aber auch Bedauern, dass es in den vierzig Minuten, die Lanzmann aus den acht Stunden Filmmaterial, das mit ihm gedreht worden war, ausgewählt hatte, nicht um das ging, «was ich allein berichten konnte»: dass der Westen taub gewesen war für die verzweifelten Hilferufe der Juden aus dem Warschauer Getto, die er getreulich übermittelt hatte.

In Zukunft setzte sich Jan Karski für einen Film als «Ergänzung zu *Shoah*» ein, der, um nicht «gegenwärtige und künftige Generationen» zu entmutigen, zeigen sollte, dass Tausende einfacher Menschen, die eine kleine Zahl von Juden gerettet hatten, auf diese Weise inmitten der Katastrophe die Menschlichkeit bewahrt hatten. Das war auch Thema seines Vortrags mit dem Titel «Vor den Augen der Welt», den er im Januar 1993 zum fünfzigsten Jahrestag des Aufstands im Warschauer Getto hielt. Darin erwähnte er auch die «Karski-Berichte», übermittelt

von der polnischen Regierung am 25. November 1942, die Historiker wie Martin Gilbert (Verfasser von *Auschwitz und die Alliierten*) in britischen Archiven gefunden hatten. Angesichts verschiedener Kontroversen hob er bei dieser Gelegenheit sehr deutlich hervor, seiner Einschätzung nach habe «die polnische Exilregierung in London alles in ihrer Macht Stehende getan, um den Juden zu helfen. Allerdings war die Regierung damals ohnmächtig, nicht nur hinsichtlich der Hilfe für die Juden, sondern auch bei der Verteidigung der Unabhängigkeit ihres eigenen Staats.»

Der Film *Shoah* hat auf seine Weise Polen unter General Jaruzelski gezwungen, zumindest teilweise die über den Namen Jan Karski verhängte Zensur aufzuheben, aber sein Buch blieb weiterhin verboten. Und im April 1987, über vierzig Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, sahen die Polen erstmals ein Foto des Widerstandskämpfers Jan Karski in zwei Zeitschriften, bald danach auch in einer Ausstellung in Warschau mit dem Titel «Der Gesandte aus Paris». Gezeigt wurde das Material, das Stanisław M. Jankowski über Karskis Rettung 1940 in Nowy Sącz und seine Retter zusammengetragen hatte (vgl. Kap. 15, Anmerkungen). Damit begann die langsame Wiederannäherung des Kuriers Witold und seines Heimatlands, das ihn 1991, inzwischen unabhängig und souverän, herzlich empfing, als die erste Biografie *Emisariusz Witold* von Stanisław M. Jankowski herauskam. 1995 folgte die Übersetzung des englischen Buchs von Thomas E. Wood und Stanisław M. Jankowski, *Karski. How One Man Tried to Stop the Holocaust*. Im Dezember 1987 hatte Karski den «Stahlschrank» seines persönlichen Archivs ganz weit für Stanisław M. Jankowski geöffnet, der lange Gespräche mit ihm in seinem Haus in Bethesda führte.

In den 1990er Jahren haben zahlreiche Universitäten Jan Karski die Ehrendoktorwürde verliehen. 1994 machte Israel ihn zum Ehrenbürger. 1995 zeichnete der polnische Präsident Lech Wałęsa Karski mit dem Or-

den des Weissen Adlers aus. 1998 nominierte Israel ihn aus Anlass des fünfzigsten Jahrestags der Staatsgründung für den Friedensnobelpreis. Zwei Historiker aus der Solidarnosc-Generation (Andrzej Rosner und Andrzej Kunert) überredeten ihn zu einer polnischen Ausgabe von *Story of a Secret State*, sie erschien im Dezember 1999. Das «Vorwort des Autors», funfundfünfzig Jahre nach dem ersten Erscheinen des Buchs geschrieben, ist symbolisch auf den 1. September 1999 datiert. Der ehemalige Soldat des polnischen Untergrundstaats hat ihm folgende Widmung vorangestellt:

*Den Soldaten und Angehörigen des Untergrundstaats,
Die für ein freies, unabhängiges Polen gekämpft haben,
Allen, die ihr Leben geopfert haben,
Allen, die überlebt haben,
Und allen, die mir auf meinem Weg
in diesem Krieg begegnet sind.*

I

DIE NIEDERLAGE

AM 23. AUGUST 1939 WAR ICH **GAST** bei einer besonders fröhlichen Abendgesellschaft. Eingeladen hatte der Sohn des portugiesischen Botschafters in Warschau, Herr Susa de Mendes. Er war in meinem Alter, ungefähr fünfundzwanzig, und wir waren gut befreundet. Er hatte fünf reizende, hübsche Schwestern. Eine davon sah ich öfter, und ich hoffte sehr, sie auch an diesem Abend zu treffen.

Ich war noch nicht lange wieder in Polen. Nach meinem Abschluss an der Jan-Kazimierz-Universität in Lwów 1935 und einem Jahr in der Kadettenschule der berittenen Artillerie war ich gereist: in die Schweiz, nach Deutschland und dann nach England und hatte Forschungen auf dem höchst interessanten und anspruchsvollen Gebiet der Demografie betrieben. Drei Jahre arbeitete ich in den grossen europäischen Bibliotheken an meiner Dissertation, verbesserte meine Sprachkenntnisse des Französischen, Deutschen und Englischen und machte mich mit den Sitten und Gebräuchen jener Länder vertraut. Dann rief mich der Tod meines Vaters nach Warschau zurück.¹

Obwohl die Demografie – die Wissenschaft von der Bevölkerung und ihrer statistischen Erfassung – mein bevorzugtes Gebiet war und blieb, wurde doch immer offensichtlicher, dass ich wenig oder keine Eignung für das Verfassen wissenschaftlicher Werke besass. Ich trödelte mit meiner Doktorarbeit herum und kam einfach nicht zum Ende, und schliesslich wurde der grösste Teil davon abgelehnt. Dieser Misserfolg war die einzige dunkle Wolke – die mich im Übrigen nicht sehr beunruhigte – an dem ansonsten klaren und heiteren Horizont meiner Zukunftsaussichten.²

Bei der Abendgesellschaft herrschte eine sorglose, fröhliche, ja beinahe schwärmerische Stimmung. Der weitläufige Salon der Botschaft war elegant dekoriert, fast ein wenig zu romantisch. Das kühle Blau der Tapeten kontrastierte mit den dunklen Tönen der schweren italienischen Möbel. Man hatte das Licht gedämpft, und der Duft langstieliger Blumen in zahllosen Vasen vermischte sich mit den Parfüms festlich gekleideter Damen. Die Gesellschaft passte gut zusammen, und bald erfüllten angelegte Unterhaltungen den Raum. Ich erinnere mich noch an einige Themen: eine hitzige Verteidigung des botanischen Gartens von Warschau gegenüber der angeblichen Überlegenheit vergleichbarer Einrichtungen in Europa; unterschiedliche Meinungen über die Wiederaufnahme des berühmten Theaterstücks *Madame Sans-Genie*; ein bisschen Klatsch und Tratsch und die üblichen Neckereien, als jemand feststellte, dass meine guten Freunde Stefan Leczewski und Mademoiselle Marcelle Galopin verschwunden waren – wie üblich. Über Politik wurde kaum gesprochen.

Wir tranken Wein und tanzten pausenlos, meist die raschen europäischen Tänze: erst Walzer, dann einen Tango und noch einen Walzer. Später am Abend führten Helene Susa de Mendes und ihr Bruder die schwierigen Figuren des portugiesischen Tangos vor.

Im Lauf des Abends traf ich einige Verabredungen für die kommende Woche. Schliesslich gelang es mir sogar, Fräulein de Mendes zu überzeugen, dass ich als Fremdenführer durch Warschau unverzichtbar war. Mit zwei Freunden, Herrn Leczewski und Herrn Mazur, verabredete ich mich zum Mittag- und zum Abendessen. Fräulein Obromska versprach ich einen Besuch am nächsten Sonntag und musste mich später entschuldigen, weil mir eingefallen war, dass meine Tante an dem Tag Geburtstag hatte. Ich musste Mademoiselle Galopin anrufen und einen Termin für unseren nächsten Ausritt vereinbaren.

Die Gesellschaft endete spät in der Nacht. Der Abschied zog sich in die Länge, draussen vor der Tür unterhielten sich verschiedene Gruppen

immer noch weiter und trafen Vereinbarungen und Verabredungen für die Woche. Ich ging müde nach Hause, war aber so voller aufregender Pläne, dass ich kaum einschlafen konnte.

Mir war, als hätte ich gerade erst die Augen zugemacht, als laute Schläge gegen die Haustür ertönten. Ich rappelte mich aus dem Bett und ging die Treppe hinunter, lief schliesslich, als das Hämmern immer lauter wurde. Ärgerlich riss ich die Tür auf. Vor mir stand ein ungeduldiger, missmutiger Polizist, streckte mir einen roten Zettel entgegen, murmelte etwas Unverständliches und verschwand in der Nacht.

Es war ein geheimer Mobilmachungsbefehl. Mir wurde mitgeteilt, dass ich Warschau binnen vier Stunden zu verlassen und mich bei meinem Regiment einzufinden hatte. Ich war Unterleutnant der Artillerie, und meine Abteilung war in Oswiecim³ stationiert, direkt an der Grenze zu Deutschland. Etwas an der Art, wie mir der Befehl zugestellt wurde, vielleicht die ungewöhnliche Stunde oder der Umstand, dass er so viele Pläne über den Haufen warf, bereitete mir ernsthafte Sorgen.

Ich weckte meinen Bruder und meine Schwägerin. Sie waren nicht im Mindesten beeindruckt oder alarmiert, und ich kam mir mit meiner todensten Miene fast ein bisschen lächerlich vor.

Während ich mich anzog und packte, besprachen wir die Situation. Ganz offensichtlich handelte es sich nur um eine sehr begrenzte Mobilmachung, befanden wir schliesslich. Eine Handvoll von uns Unteroffizieren wurde zu den Fahnen gerufen, um uns daran zu erinnern, dass wir vorbereitet sein mussten. Mein Bruder und meine Schwägerin rieten mir, nur nicht zu viel mitzunehmen, und meine Schwägerin protestierte, als ich ein paar Garnituren Winterunterwäsche einpacken wollte.

«Du gehst nicht nach Sibirien», sagte sie und schaute mich dabei an, als wäre ich ein romantischer Schuljunge. «In einem Monat bist du wieder hier.»

Meine Laune hob sich. Womöglich würde es ein grosser Spass. Ich

erinnerte mich, dass Oświęcim in einem weiten, offenen Landstrich lag. Ich war ein begeisterter Reiter, und die Aussicht, dass ich auf einem herrlichen Armeepferd dahingaloppieren würde, begeisterte mich. Sorgfältig packte ich meine besten Lederstiefel ein. Zunehmend kam es mir vor, als brähe ich zu einer glanzvollen Militärparade auf. Beinahe übermütig beendete ich meine Vorbereitungen. Zu meinem Bruder bemerkte ich, es sei zu schade, dass sie keine alten Männer gebrauchen könnten. Er beschimpfte mich und drohte mit Handgreiflichkeiten, wenn ich nicht aufhörte. Seine Frau musste uns beide ermahnen, nicht so kindisch zu sein, und ich musste mich zuletzt sehr beeilen, weil wir so viel Zeit veran hatten.

Am Bahnhof sah es aus, als hätten sich alle männlichen Einwohner Warschaws versammelt. Mir wurde klar, dass die Mobilmachung nur insofern «geheim» war, als sie nicht öffentlich ausgerufen wurde und es keine Anschläge gab. Offenkundig hatte man Hunderttausende Männer einberufen. Ich erinnerte mich, dass ich zwei oder drei Tage zuvor ein Gerücht gehört hatte, die Regierung erwäge angesichts der deutschen Bedrohung die Generalmobilmachung, habe sich aber durch Warnungen der Vertreter Frankreichs und Englands davon abbringen lassen. Man dürfe Hitler nicht «provvozieren». Zu dem Zeitpunkt setzte Europa noch auf Beschwichtigung und Versöhnung. Angesichts der ganz unverhohlenen deutschen Vorbereitungen für einen Angriff hatte die polnische Regierung schliesslich die Erlaubnis zu einer «geheimen» Mobilmachung erhalten.⁴

All das erfuhr ich später. Zunächst beunruhigte mich die Erinnerung an das Gerücht genauso wenig wie einige Tage zuvor, als ich es zum ersten Mal gehört hatte. Rings um mich strömten Tausende Zivilisten zu den Zügen, jeder schleppte einen leicht erkennbaren «Tornister». Ich sah Hunderte schmucke, aufgekratzte Reserveoffiziere, manche winkten und riefen sich etwas zu, während sie zu den Waggons hasteten. Als ich kein vertrautes Gesicht fand, machte ich mich allein auf den Weg.

Ich musste mir meinen Weg beinahe gewaltsam bahnen. Die Waggonen waren gedrängt voll, alle Plätze besetzt. In den Korridoren standen die Männer dicht an dicht, sogar die Toiletten hatten sie belegt. Alle wirkten energiegeladen, begeistert, sogar freudig bewegt. Die Reserveoffiziere waren schneidig und selbstsicher, die Zivilisten ein bisschen weniger überschwänglich, obwohl es vielen nichts auszumachen schien, dass ihre Arbeit oder ihr Geschäft durch eine solche Unternehmung unterbrochen wurde, so mühelos sie auch schien. Die Lokomotive fauchte, und der Zug fuhr langsam an, begleitet von den üblichen Rufen «Wir fahren! Wir fahren!», die schliesslich in einen allgemeinen Schrei reiner, inhaltsleerer Begeisterung übergingen, als wir den Bahnhof verliessen und an Tempo gewannen.

Während der Fahrt wurde mir allmählich der Ernst der Lage bewusst. Ich hatte immer noch nicht die blasseste Ahnung, wie nah der Krieg tatsächlich war, aber immerhin begriff ich, dass es sich hier nicht um einen vergnüglichen Ausflug handelte, sondern um eine richtige Mobilmachung. Bei jedem Halt wurden weitere Waggonen angehängt, und mehr Männer strömten herbei, mittlerweile hauptsächlich Bauern. Sie machten einen nüchterneren Eindruck und fassten die Möglichkeit, dass es tatsächlich in den Krieg ging, offenbar realistischer ins Auge. Vor allem die jungen Männer aus den Dörfern stiegen mit einer ruhigen und ernsthaften Haltung in die Waggonen, die uns wie eine Parodie auf erwachsene Entschlossenheit erschien. Aber nach wie vor wirkten alle eifrig und zuversichtlich. Auch wenn die Stimmung mittlerweile ausdrückte, dass es um «harte Arbeit» ging, war sie keineswegs düster. Anders sah es natürlich bei den Frauen aus – Ehefrauen, Schwestern, Mütter –, die die Bahnsteige überschwemmten wie unzählige wehklagende Niobes, die Hände rangen, ihre Männer umarmten und versuchten, den Abschied wenigstens noch eine weitere Sekunde hinauszuzögern. Beschämt rissen sich die Jungen aus den Armen ihrer Mütter.

«Lass mich, Mutter», hörte ich an einem Bahnhof einen Jungen von etwa zwanzig Jahren laut rufen. «Bald kannst du mich in Berlin besuchen.»

An jedem Bahnhof gab es lange Aufenthalte, weil neue Waggons angehängt und weitere Passagiere aufgenommen wurden; die Fahrt nach Oświęcim dauerte schliesslich fast doppelt so lang wie üblich. Als wir endlich ankamen, war es tiefe Nacht, und die Hitze, das Gedränge und die Erschöpfung nach so vielen Stunden, die wir auf den Beinen waren, hatten die fröhliche Stimmung vom Beginn der Reise verfliegen lassen. Nach einem in Anbetracht der späten Stunde recht guten Abendessen kehrten unsere Lebensgeister wieder ein wenig zurück, und ich ging mit einer Gruppe von Offizieren, die ich in der Messe kennengelernt hatte, ins Offiziersquartier. Ich sah nicht alle Offiziere unserer Division. Zwei Batterien berittener Artillerie waren bereits an die Front geschickt worden. Nur die dritte Batterie und eine Reserve hielten sich noch in der Kaserne auf.

Auf dem Weg zu den Unterkünften bemühten wir uns, schwierige Themen zu vermeiden, und sprachen nur über die unmittelbare Situation.

Unterleutnant Pietrzak, Student an der Krakauer Universität, sagte, er sei halb tot vor Müdigkeit. Wie ich hatte er am letzten Abend einen Ball besucht. Es war, so gab er uns zu verstehen, ein grosses, glanzvolles Ereignis gewesen. Bei den Damen hatte er einen geradezu unglaublichen Erfolg gehabt, mehreren allzu zudringlichen Schönen hatte er sich nur mit einer machiavellistischen List entziehen können. Wenige Schritte vom Eingang zu seinem Haus entfernt hatte er einen Polizisten bemerkt, der die Stufen hinaufging. Erschreckt zog er sich zurück und überlegte, durch welchen Umstand in seiner leichtsinnigen Lebensführung er ins Visier der Justiz gelangt sein mochte. Zu unserer Erheiterung machte er sich einen Spass daraus, die Szene zu schildern, während er voll Panik wartete, dass der Polizist verschwand, dann schuld bewusst ins Haus schlich und mit einer Mischung aus Erstaunen und Erleichterung fest-

stellte, dass er in der Kaserne und nicht vor Gericht zu erscheinen hatte.

Die Umstehenden hörten sich die Geschichte voll ungläubiger Bewunderung an. Sogleich wurden ähnliche Anekdoten über den vorangegangenen Abend zum Besten gegeben, allerdings etwas glaubhaftere. Angehörige und Ehefrauen wurden zitiert, wir tauschten uns über unsere Familienverhältnisse und Interessen aus und knüpften freundschaftliche Bande, die indes nur wenige Tage halten sollten.

Pietrzak, der junge Mann, der die erste Geschichte erzählt hatte, wurde mein ständiger Begleiter. Er entstammte einer wohlhabenden Familie, und seine Beschäftigung bestand, soweit ich es begriff, aus irgendetwas Nebulösem in der Welt der Finanzen. Wie ich liebte er Pferde und Bücher; dies zusammen mit seinem unmässigen Drang, Anekdoten zu erzählen, machte ihn für mich zum idealen Gefährten für die nächsten Tage. Seine Anekdoten setzten sich, wie ich später herausfand, nach einer immer gleichen seltsamen Formel aus einem wahren Kern, umrankt mit komischen Übertreibungen und glatten Erfindungen, zusammen.

Viele dieser Anekdoten bekam ich in dem unterhaltsamen Offiziersklub in Oswiecim zu hören. Drill und Disziplin waren strenger als gewöhnlich; obwohl wir darüber murrten, liessen wir uns doch nicht die abendliche Unterhaltung verderben, und oft genug fanden Pietrzak und ich Musse, Ausritte in die herrliche Umgebung zu unternehmen, unter dem leuchtenden, wolkenlosen Himmel des polnischen Sommers.

Es ist schwer zu erklären, warum, aber an den Abenden im Klub bemühten wir uns in beinahe einhelliger Übereinstimmung, politische Themen zu meiden, die uns entweder zu konfliktrichtig oder zu bedeutungsschwer erschienen. Wenn wir schliesslich doch bei einer Erörterung unserer gegenwärtigen Lage und dessen, was uns erwartete, landeten, neigten wir dazu, uns gegenseitig zu bestärken. Die Gespräche endeten in einem allgemeinen Optimismus, der uns vor Zweifeln, Ängsten

und dem nüchternen Nachdenken über die vielfältigen Veränderungen bewahrte, die sich mit einer Geschwindigkeit, die wir weder verstehen konnten noch verstehen wollten, in der europäischen Politik vollzogen. Ich weiss, dass mich eine Trägheit des Denkens erfüllte und verhinderte, dass mein Geist auch nur die geringste Anstrengung unternahm, die erschreckenden Neuigkeiten zu erfassen. Es wäre eine zu grosse Bedrohung für meine bisherige und gegenwärtige Existenz gewesen.

Dann waren da noch die Worte meines Bruders unmittelbar nach der Mobilmachung. Mein Bruder war beinahe zwanzig Jahre älter als ich und bekleidete eine hohe Position in der Regierung; schon immer, solange ich mich erinnern konnte, hatte er zu den «gut informierten Kreisen»⁵ gehört. Was Pietrzak von seinem Vater berichtete, der über eher noch zuverlässigere Informationsquellen verfügte, erweiterte und unterstützte die Analyse meines Bruders. Andere steuerten einzelne Sätze von Verwandten, Freunden und ihre eigenen Überlegungen bei. All dies brachte uns zu der Überzeugung, unsere Mobilmachung sei lediglich die polnische Antwort auf den Nervenkrieg der Nazis. Deutschland war schwach, und Hitler bluffte. Wenn er sah, dass Polen stark war, einig und gewappnet, würde er sich bald zurückziehen, und wir könnten alle wieder nach Hause. Andernfalls würde Polen diesem grotesken kleinen Fanatiker eine Lektion erteilen, und gegebenenfalls würden sich England und Frankreich daran beteiligen.

Eines Abends sagte unser Major:

«England und Frankreich werden diesmal nicht gebraucht. Wir schaffen das allein.»

Pietrzak bemerkte trocken:

«Jawohl, Herr Major, wir sind stark, aber ... nun, also ... es ist immer schön, in guter Gesellschaft zu sein.»

In den frühen Morgenstunden des 1. September, gegen fünf Uhr, während die Soldaten unserer Artilleriedivision friedlich schliefen, donnerte unentdeckt die deutsche Luftwaffe heran, überflog unsere Kaserne und

bedeckte die ganze Region mit einem Teppich aus Brandbomben. Gleichzeitig rollten Hunderte starke, moderne deutsche Panzer über die Grenze und schleuderten Granaten in die schwelenden Ruinen.

Das Ausmass von Tod, Zerstörung und Chaos, das die Angriffe in diesen drei kurzen Stunden verursachten, war unvorstellbar. Bis wir uns so weit gefasst hatten, dass wir die Situation auch nur begriffen, war klar, dass wir keinerlei ernsthaften Widerstand leisten konnten. Gleichwohl gelang es einigen wenigen Batterien, wie durch ein Wunder so lange durchzuhalten, dass sie ein paar Schüsse in Richtung der Panzer abfeuern konnten. Zu Mittag gab es zwei von unseren Artilleriebatterien nicht mehr.

Die Kaserne lag fast vollständig in Trümmern, der Bahnhof und die Schienen waren zerstört. Da wir keinen Widerstand leisten konnten, begann der Rückzug, soweit man es so nennen konnte. Unsere Reservebatterie erhielt den Befehl, geordnet aus Oświęcim abzuziehen und mit Waffen, Vorräten und Munition Richtung Krakau aufzubrechen. Während wir durch die Strassen von Oświęcim zum Bahnhof marschierten, wurden wir zu unserem grossen Erstaunen und Entsetzen von den Einwohnern aus den Fenstern beschossen. Es handelte sich um polnische Bürger deutscher Abstammung, die fünfte Kolonne der Nazis, die auf diese Weise ihre neuen Loyalitäten kundtaten. Die meisten Männer wollten sogleich angreifen und auf alle verdächtigen Häuser feuern, wurden aber von den höheren Offizieren daran gehindert. Solche Aktionen hätten unsere Formation durcheinandergbracht, und genau das beabsichtigte diese fünfte Kolonne. Ausserdem lebten in den Häusern auch treue polnische Patrioten.⁶

Am Bahnhof angekommen, mussten wir warten, bis die Gleise repariert waren. Wir sassen in der sengenden Sonne und blickten auf die brennenden Gebäude, die hysterischen Menschen und die trügerischen Fenster von Oświęcim, bis der Zug bereit war. In erschöpftem, empörrtem Schweigen stiegen wir ein, und langsam ging es nach Osten – in Richtung Krakau.

In der Nacht stoppte der Zug unzählige Male. Wir schliefen unruhig, fluchten, wenn wir wach waren, spekulierten, was wohl geschehen sein mochte, und versicherten uns einmütig, dass wir möglichst schnell und unter günstigeren Bedingungen kämpfen wollten. Früh am Morgen tauchten etwa ein Dutzend Heinkels auf und bombardierten den Zug fast eine Stunde lang. Über die Hälfte der Waggons wurde getroffen, die Soldaten darin wurden getötet oder verwundet. Der Waggon, in dem ich mich befand, blieb unbeschädigt. Die Überlebenden kletterten aus dem zerstörten Zug und setzten den Weg in östlicher Richtung fort, ohne weiter auf Ordnung und geschlossene Reihen zu achten.

Wir waren nicht länger eine Armee, eine Abteilung, eine Batterie, sondern lauter einzelne Männer, die gemeinsam auf ein gänzlich ungewisses Ziel zumarschierten. Auf den Landstrassen waren Hunderttausende Flüchtlinge unterwegs, Soldaten, die nach ihren Einheiten suchten, und andere, die sich einfach von der Menge mitziehen liessen. Zwei Wochen lang bewegten sich diese Menschenmassen langsam gen Osten. Ich fand mich in einer Gruppe wieder, die immer noch als Teil einer militärischen Einheit erkennbar war. Wir hofften, eine neue Widerstandslinie zu finden, wo wir anhalten und kämpfen könnten. Jedes Mal, wenn wir etwas halbwegs Passendes erblickten, drang ein Befehl, weiterzumarschieren, irgendwie durch die Menge zu unserem Hauptmann, der die Achseln zuckte und erschöpft nach Osten deutete.

Die schlechten Nachrichten folgten uns wie Geier, die sich von den Resten unserer Zuversicht ernährten: Die Deutschen hatten Poznań besetzt, dann Łódź, Kielce, Krakau. Von unseren Flugzeugen und unserer Flugabwehr war nichts zu sehen. Die rauchenden, verlassenen Ruinen von Städten, Bahnhöfen und Dörfern verstärkten unsere bittere Gewissheit.⁷

Nach fünfzehn Tagen Marschieren erreichten wir am 17. September müde, schwitzend, verwirrt und wütend die Stadt Tarnopol.⁸ Die Strasse nach Tarnopol war so heiss, und unsere Füsse und Schuhe waren nach

fast vier Tagen ununterbrochenem Gehen in so schlechter Verfassung, dass jeder Schritt auf dem harten Untergrund unerträgliche Schmerzen bereitete. Die meisten gingen neben der Strasse, auch wenn sie dort langsamer vorankamen.

Während wir uns so vorwärtsbewegten, ohne besondere Eile, denn wir wussten kaum, warum wir überhaupt unterwegs waren, bemerkte ich das Anschwellen der Stimmen und die zunehmende Bewegung zwischen den verschiedenen Gruppen, die üblicherweise eine wichtige Nachricht oder ein verblüffendes Gerücht ankündigten. Ich war mit einer Gruppe von acht Sanitätsoffizieren marschiert, seit ich einen von ihnen einige Zeit zuvor angehalten und um ein Pflaster für eine Blase an meiner Ferse gebeten hatte. Uns allen war klar, dass etwas passierte.

«Ich werde herausfinden, was los ist», sagte einer von ihnen, ein jugendlich wirkender Hauptmann, den jeder bewunderte, weil er es schaffte, seine tadellose Erscheinung zu bewahren. «Vielleicht sind es zur Abwechslung einmal gute Nachrichten.»

«Ganz bestimmt», erwiderte einer voller Ironie. «Hitler hat entschieden, vor uns zu kapitulieren.»

«Nun, wir werden es bald wissen», gab der Hauptmann zurück und ging zu einer Kompanie Infanteristen, die etwa zwanzig Meter hinter uns standen und lebhaft diskutierten.

Wir beschlossen, im kargen Schatten eines alten, dünnen Baums zu warten, bis unser selbst ernannter Bote zurückkehrte. Es dauerte nur ein paar Minuten, dann stand er atemlos wieder vor uns, und die Nachricht brach schon aus ihm heraus, bevor er uns ganz erreicht hatte.

«Die Russen haben die Grenze überschritten», rief er uns zu. «Die Russen sind gekommen!»

Wir umringten ihn und überhäufte ihn mit Fragen. Wie verlässlich war die Information?

Jemand hatte es von einem Zivilisten gehört, der ein Radio besass.

Was hatte es zu bedeuten? Hatten sie uns auch den Krieg erklärt? Kamen sie als Freunde oder als Feinde?

Er wusste es nicht genau, aber seiner Meinung nach ...

Er wurde höflich darauf hingewiesen, dass seine Meinung im Augenblick nicht von Interesse war. Wir wollten Fakten.

Nun, soweit er gehört hatte, hatte jemand einen russischen Sender aufgefangen, der sich irgendwo in Polen befand. In einer langen Folge von Meldungen in Russisch, Polnisch und Ukrainisch wurde dem polnischen Volk mitgeteilt, sie sollten die russischen Soldaten, die ihre Grenzen überschritten hatten, nicht als Feinde betrachten, sondern als Befreier. Sie seien gekommen, «um die ukrainische und die weissrussische Bevölkerung zu schützen».

Das Wort «Schutz» hatte keinen guten Klang. Wir alle dachten daran, dass Spanien, Österreich und die Tschechoslowakei unter «Schutz» standen. Vor wem sollten wir geschützt werden? Würden die Russen gegen die Deutschen kämpfen, wenn es nötig werden sollte? War der Molotow-Ribbentrop-Pakt⁹ aufgekündigt worden?

Unser Bote wusste nichts Genaues. Er hatte die Infanteristen gefragt, und die wussten offenbar auch nicht mehr. Soweit er in Erfahrung gebracht hatte, hatte die Radiomeldung dazu auch keine Information enthalten. Allerdings war darin von den «ukrainischen und weissrussischen Brüdern» die Rede gewesen und von der dringenden Notwendigkeit, dass alle slawischen Völker einig sein müssten. Überdies sei es sinnlos, in der brennenden Sonne zu stehen und zu spekulieren. Das einzig Vernünftige sei es, den Weg nach Tarnopol so schnell wie möglich fortzusetzen und dort mehr herauszufinden.

Uns blieb nichts übrig, als ihm zuzustimmen. Die Randbezirke von Tarnopol waren nur etwa fünfzehn Kilometer entfernt. Wenn wir uns anstrebten, konnten wir in wenigen Stunden dort sein. Mit ein wenig mehr Energie nahmen wir unseren mühsamen Marsch wieder auf. Wir hatten nun immerhin ein Ziel, einen Grund, uns zu beeilen. Das machte uns fast glücklich. Unterwegs überlegten und diskutierten wir immer

weiter und vergassen beinahe die Hitze und unsere Not, weil wir über etwas anderes reden konnten als nur darüber, wie viel polnisches Territorium Deutschland bereits erobert haben mochte.

Noch bevor wir in Tarnopol eintrafen, bekamen wir unsere Antworten. Ungefähr drei Kilometer vor der Stadt hörten wir Lärm. Die Töne drangen aus einem Lautsprecher in einiger Entfernung von uns, es klang wie eine Ansprache. Eine Kurve verhinderte den Blick auf die Quelle und verzerrte die Stimme so, dass wir nichts verstehen konnten. Wir spürten, dass etwas Wichtiges im Gang war, und trotz unserer Müdigkeit fielen wir in Laufschrift.

Hinter der Kurve lag ein langes, gerades Strassenstück. Die ersten zweihundert Meter vor uns waren menschenleer; die vielen Grüppchen, an deren Anblick wir uns inzwischen gewöhnt hatten, waren zu einer einzigen Menschenmenge weit hinten auf der Strasse verschmolzen. Nicht weit von diesem Menschenknäuel setzte die Stimme ihre laute, unverständliche Rede fort. Hinter den Menschen machten wir eine lange Reihe von Militärlastwagen und Panzern aus, aber wir erkannten nicht, welcher Nationalität.

Die Männer hinter uns hatten sich inzwischen von der Aufregung anstecken lassen. Manche waren gerannt und hatten uns sogar überholt. Einer von ihnen, der offensichtlich Adleraugen besass, schrie:

«Russen, es sind Russen! ... Ich sehe Hammer und Sichel.»

Wir mussten uns gar nicht erst mit eigenen Augen überzeugen, denn inzwischen verstanden wir, dass die Stimme, die wir hörten, Polnisch sprach, Polnisch nicht so sehr mit Akzent, sondern vor allem mit dem singenden Tonfall, den wir von den Russen kannten, die unsere Sprache sprachen. Allerdings konnten wir weiterhin nur einzelne Wörter erkennen, und als wir näher kamen, verstummte die Stimme auf einmal. Es folgte Stille und dann ein Brummen. Polnische Soldaten drängten sich um ein Fahrzeug, einen russischen Lautsprecherwagen, wie wir nun sahen, und debattierten über das Gehörte.

Atemlos liefen wir auf sie zu, schnappten nach Luft und stellten Fragen. Jetzt sahen auch wir Hammer und Sichel, die in Rot auf vielen russischen Panzern und Lastwagen prangten. Auf den Lastwagen sassen dicht an dicht schwer bewaffnete russische Soldaten. Wir folgerten, dass die Stimme aus dem Lautsprecher im Wesentlichen bestätigt hatte, was wir zuvor als Gerücht über die Meldung des russischen Senders gehört hatten. Die Stimme hatte die Männer rund um den Lastwagen ebenfalls aufgefordert, sich den Russen brüderlich anzuschliessen. Jeder gab seine Meinung ab, was getan werden sollte, als eine ungeduldige Stimme aus einem Megafon von einem der sowjetischen Panzer uns donnernd zum Schweigen brachte:

«He, ihr», redete sie uns allgemein und vertraulich an, «seid ihr auf unserer Seite oder nicht? Wir bleiben nicht den ganzen Tag hier mitten auf der Strasse stehen und warten, bis ihr euch entschieden habt. Ihr braucht keine Angst zu haben. Wir sind Slawen wir ihr, keine Deutschen. Wir sind nicht eure Feinde. Ich bin der Kommandant dieser Abteilung. Schickt ein paar Offiziere als eure Sprecher zu mir.»

Unter den Polen erhob sich verwirrtes Gemurmel, und hundert verschiedene Meinungen und Einschätzungen wurden kundgetan. Die einfachen Soldaten lehnten den Vorschlag ab, die Offiziere waren unsicher und offensichtlich unzufrieden mit allem, auch mit sich selbst. Ich war vollkommen ratlos; dieser Umstand, dazu die Strapazen und die Aufregung liessen mein Herz so wild schlagen, dass ich kaum die Antworten auf die ein oder zwei Fragen herausbrachte, die mir gestellt wurden; mein Schweigen wurde als Ablehnung gedeutet.

An diesem Punkt beschlossen wohl einige Offiziere, dass unsere Verhandlungsposition besser wäre, wenn wir den Anschein militärischer Ordnung erweckten. Unteroffiziere gingen zwischen den Männern umher und versuchten, sie in Reih und Glied zu bringen. Das war vollkommen vergeblich, denn wir waren nur noch eine Horde, eine bunt zusam-

mengewürfelte Schar von Offizieren, einfachen Soldaten und Unteroffizieren, kein Dutzend aus derselben Einheit oder Abteilung. Viele Soldaten waren unbewaffnet, und wir hatten weder Maschinengewehre noch Artillerie. Die Unentschlossenheit hielt an und drohte sich unendlich hinzuziehen.

Unter den Offizieren waren zwei Oberste. Sie sprachen schon eine Weile miteinander und hatten sich mittlerweile auf einen Plan verständigt. Sie signalisierten anderen höheren Offizieren, zu ihnen zu kommen, und beratschlagten mit leiser Stimme. Schliesslich löste sich bedeutungsschwer ein Hauptmann aus der Gruppe, zog ein nicht sehr sauberes weisses Taschentuch hervor und schritt langsam, das Taschentuch schwenkend, auf die sowjetischen Panzer zu.

Die Menge beobachtete ihn, als wäre er eine Figur in einem Theaterstück, ein Schauspieler, der bei einem dramatischen Höhepunkt die Bühne betritt. Niemand regte sich. Wir beobachteten ihn in erstarrtem Schweigen, bis ein Offizier der Roten Armee zwischen den Panzern auftauchte. Die beiden Offiziere trafen sich auf halbem Weg und grüssten knapp. Wie es aussah, sprachen sie höflich miteinander. Der Sowjetoffizier deutete in die Richtung des Panzers, von dem der Kommandant gesprochen hatte, und sie gingen gemeinsam darauf zu. Aus der Menge drang ein gedämpfter Seufzer der Erleichterung angesichts dieses wenigstens oberflächlich freundlichen Umgangs.

Trotzdem waren wir alles andere als ruhig. In den letzten zweieinhalb Wochen hatten wir so viel geistiges und emotionales Leid erlitten, wie ein Mensch nur ertragen kann. Physisch waren wir vergleichsweise wenig beeinträchtigt. Aber der deutsche Blitzkrieg hatte unseren Verstand und unsere Gefühle aus dem Gleichgewicht geworfen, uns verwirrt und dermassen fassungslos und ratlos gemacht, dass wir kaum noch begriffen, was passierte. Körperlich waren wir im Grossen und Ganzen unverehrt, aber wir waren unvorstellbar erschöpft und kraftlos.

Der polnische Offizier verschwand für etwa fünfzehn Minuten. Un-

terdessen blieb uns nichts anderes übrig, als matt, nervös und benommen in Sorge zu warten. Was sich da vor uns abspielte, war so unreal, so vollkommen anders als alles, was wir je erlebt oder uns vorgestellt hatten, dass wir nicht einmal darüber zu sprechen wagten. Schliesslich wurde die angespannte Stille von einer lauten, entschlossenen Stimme ohne jeden Akzent unterbrochen, die aus dem Megafon auf dem Panzer des sowjetischen Kommandanten drang.

«Offiziere, Unteroffiziere, Soldaten», begann sie im Tonfall eines Generals, der sich vor der Schlacht an seine Männer wendet. «Hier spricht Hauptmann Wielszorski. Vor zehn Minuten habt ihr mich mit dem Sowjetoffizier Weggehen sehen. Nun habe ich ernste Nachrichten für euch.»

Die Stimme schwieg. Wir wappneten uns für etwas Schlimmes. Es kam.

Bisher war die Stimme langsam und getragen gewesen. Nun nahm sie an Tempo und Lautstärke zu und riss uns mit sich fort.

«Die Sowjetarmee hat die Grenze überschritten, um mit uns zusammen gegen die Deutschen zu kämpfen, die Todfeinde der Slawen und der gesamten menschlichen Rasse. Wir können nicht auf Befehle des polnischen Oberkommandos warten. Es gibt kein polnisches Oberkommando und auch keine polnische Regierung mehr. Wir müssen uns mit den Sowjetkräften vereinen. Kommandant Plasków verlangt, dass wir uns sofort seiner Einheit anschliessen und zuvor unsere Waffen niederlegen. Die Waffen werden wir später zurückerhalten. Ich unterrichte alle Offiziere in Hörweite von diesen Tatsachen und befehle allen Unteroffizieren und Mannschaften, dem Ersuchen von Kommandant Plasków zu folgen. Tod für Deutschland! Lang lebe Polen und die Sowjetunion!»¹⁰

Die Reaktion auf diese Worte war vollkommenes, erstarrtes Schweigen. Der Gang der Ereignisse überstieg komplett unser Fassungsvermögen, raubte uns alle Willenskraft. Wir standen da wie in Trance. Kein Flüstern war zu hören, kein Geräusch einer Bewegung. Ich fühlte mich

wie verhext, ich hatte das gleiche Gefühl, nicht richtig denken und nicht richtig atmen zu können, wie einmal bei einer Athernarkose.

Der Bann wurde durch einen einzelnen Schluchzer weiter vorn gebrochen. Eine Sekunde lang dachte ich, es wäre eine Halluzination. Dann wiederholte es sich, ein raues, verzweifertes Schluchzen, das die Kehle zu zerreißen schien, aus der es drang. Es steigerte sich, wurde schmerzhaft und würgend, brach ab und ging in schrille, hysterische Worte über:

«Brüder, das ist die vierte polnische Teilung. Möge Gott sich meiner erbarmen!»

Der Knall eines Schusses folgte und löste Angst und Verwirrung in der Menge aus. Alle versuchten, näher an die Stelle zu rücken, von wo der Schuss gekommen war. Die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer: Ein Unteroffizier hatte Selbstmord begangen. Er hatte sich eine Kugel in den Kopf gejagt und war auf der Stelle tot gewesen. Niemand kannte seinen Namen, seine Kompanie, niemand wusste etwas über ihn.

Niemand konnte diese schreckliche Tat erklären oder deuten. Sie war nicht das Signal zu weiteren Verzweiflungstaten, aber verursachte ein lautes Stimmengewirr. Alle redeten auf einmal, wie die Zuschauer im Theater, sobald der letzte Vorhang gefallen ist. Der Tumult steigerte sich noch durch Offiziere, die von einem zum anderen liefen, die Männer drängten, ihre Waffen niederzulegen, mit jenen stritten, die sich weigerten, und versuchten, ihnen die Waffen zu entreissen.

Wieder drang eine Mitteilung in singendem Tonfall aus dem Megafon auf dem Panzer des Kommandanten.

«Polnische Soldaten und Offiziere! Legt eure Waffen vor der weisen Hütte unter den Lärchen ab, links neben der Strasse. Alle Waffen, Maschinenpistolen, Gewehre und Handfeuerwaffen. Die Offiziere können ihre Schwerter behalten, die Mannschaften müssen Bajonette und Patronengürtel abgeben. Jeder Versuch, Waffen zu verstecken, wird als Verrat betrachtet.»

Wie ein Mann wandten wir unsere Augen der weissen Hütte unter den Lärchen zu, links von der Strasse. Sie schimmerte in der Sonne, etwa dreissig Schritt von uns entfernt. Unter den Lärchen links und rechts der Hütte sahen wir nun eine Reihe von Maschinengewehren glitzern, die auf uns gerichtet waren. Wir zögerten, unsicher, was wir als Nächstes tun sollten. Niemand wollte den ersten Schritt machen. Schliesslich traten zwei Oberste entschlossen nach vorn, zogen ihre Revolver aus dem Halfter und legten sie direkt am Eingang der Hütte ab.

Ihnen folgten zwei Hauptmänner und taten es ihnen gleich. Der erste Schritt war getan. Einer nach dem anderen traten die Offiziere vor und gingen zu der Hütte, die einfachen Soldaten blickten ihnen ungläubig nach. Als ich an der Reihe war, bewegte ich mich wie hypnotisiert, unfähig, mich davon zu überzeugen, dass all dies wirklich passierte. Bei der Hütte angekommen, staunte ich über den Berg von Revolvern. Ich zog meine Waffe hervor und dachte mit Bedauern daran, wie viel Sorgfalt ich auf sie verwendet und wie wenig sie mir genützt hatte. Sie glänzte noch und sah gut aus. Ich liess sie fallen und machte kehrt mit dem Gefühl, ich hätte all meinen Besitz verloren.

Nach den Offizieren schlurften die Soldaten mürrisch nach vorn und legten ihre Waffen auf dem Haufen ab, der inzwischen eine beachtliche Höhe erreicht hatte. Wir hatten mehr Waffen, als ich gedacht hätte. Zu meiner Überraschung sah ich Soldaten mit Maschinengewehren und dann, in einiger Entfernung, drei Paar schwere Artilleriepferde, die ein Feldgeschütz zogen. Ich weiss bis heute nicht, wie und warum es dorthin gekommen war.

Nachdem das letzte Gewehr und das letzte Bajonett auf dem mittlerweile riesigen Berg abgelegt worden waren, beobachteten wir verwundert, wie zwei Züge Sowjetsoldaten von Lastwagen sprangen und in Kampfformation rechts und links der Strasse Aufstellung nahmen, ihre leichten Maschinengewehre auf uns gerichtet.

Über Megafon wurde uns befohlen, in einer Reihe anzutreten, die

Gesichter nach Tarnopol gewandt. Unterdessen liessen einige der Panzer direkt vor uns die Motoren an, rollten rasch von der Strasse und neben uns entlang, bis sie hinter uns waren. Dort bezogen sie Position und richteten ihre Geschütze auf uns. Die verbliebenen Panzer vor uns drehten und richteten ebenfalls ihre Geschütze auf uns. Erst langsam, dann in Marschtempo bewegte sich der Zug auf Tarnopol zu.

Wir waren Gefangene der Roten Armee. Ich hatte seltsamerweise nicht eine einzige Gelegenheit gehabt, gegen die Deutschen zu kämpfen.

2

GEFANGENER IN RUSSLAND

ES DÄMMERTE, als wir Tarnopol erreichten.¹ Die Panzer vor uns leiteten uns zum Eisenbahndepot. Viele Menschen waren auf den Beinen, hauptsächlich Frauen, alte Männer und Kinder, und beobachteten, wie wir weggebracht wurden. Aus ihren Blicken sprach Resignation, sie zeigten keine Regung. Über zweitausend polnische Männer, die vor nicht einmal einem Monat ihr Zuhause verlassen hatten, um die Deutschen nach Berlin zurückzutreiben, wurden nun, umstellt von sowjetischen Maschinengewehren, an einen namenlosen Ort geführt.

Wir hatten apathisch einen Fuss vor den anderen gesetzt, aber nun, vor Zuschauern, wurde uns bewusst, welche Rolle wir spielten und was für traurige Figuren wir abgaben. Zum ersten Mal dachte ich an Flucht. Ich schaute meine Kameraden an und erkannte, dass ihnen das Gleiche durch den Kopf ging. Ihre Blicke waren nicht länger zu Boden gerichtet, sondern schweiften umher, als suchten sie eine Lücke in der Reihe der sowjetischen Maschinengewehrschützen, durch die sie entkommen und in der Menschenmenge verschwinden könnten.

Wir marschierten in unregelmässigen Reihen, immer etwa zehn nebeneinander. Ich war in meiner Reihe der Dritte von links. Etwa in jeder fünften Reihe marschierte ein sowjetischer Soldat mit, eine Maschinepistole im Arm. Viele schauten starr nach vorn und warfen uns nur hin und wieder einen raschen, prüfenden Blick zu. Andere liefen halb seitlich, damit sie uns unverwandt im Auge behalten konnten. Ich hatte das Pech, in einer fünften Reihe zu sein. Am einen Ende marschierte ein aufmerksamer Bewacher, und als ich meinen Kopf nur ein wenig zu ihm

drehte, um meine Chancen abzuschätzen, schien er mich sehr genau ins Auge zu fassen.

Fast im selben Moment registrierte ich eine schattenhafte Bewegung; mein Herz klopfte, angespannt hielt ich die Luft an. Der letzte Mann in der vierten Reihe vor mir war wenige Meter hinter dem russischen Bewacher, der nichts bemerkte und weitermarschierte, blitzschnell zur Seite geglitten und in der Menge verschwunden, wo selbst ich ihn sofort aus den Augen verlor. Der Aufpasser am Ende meiner Reihe achtete offensichtlich vor allem auf die Männer neben ihm und hatte ebenfalls nichts bemerkt. Als der wagemutige Soldat verschwunden war, rückte der Mann zu seiner Rechten, anscheinend vorgewarnt, ein wenig nach links, um die Lücke zu füllen. Die übrigen Männer rückten ebenso nach, und da die Reihen sowieso unregelmässig waren, war bald alles wieder wie zuvor.

All das war in Sekundenschnelle passiert. An einer geringfügigen Veränderung in ihrer Haltung merkte ich, dass die Männer um mich herum wie ich dieses kleine Drama mit angehaltenem Atem verfolgt hatten. Der Mann zu meiner Rechten, ein kleiner, untersetzter Bauer, der einen schwerfälligen Eindruck machte, blickte, da war ich mir ganz sicher, aus den Augenwinkeln auf den Platz, der soeben frei geworden war. Als offensichtlich war, dass das Manöver Erfolg gehabt hatte, und meine Anspannung etwas nachliess, regte sich in mir der Wunsch, das Gesehene bestätigt zu finden oder wenigstens die Erregung mit jemandem zu teilen. Ich neigte den Kopf ein wenig nach rechts und flüsterte so leise, wie ich konnte:

«Hast du das gesehen?»

Die Antwort war ein kaum wahrnehmbares Nicken. Ich wandte mich von dem vorsichtigen Mann ab und sah, dass der Russe am Ende der Reihe sich beinahe vollständig zu uns umgedreht hatte und mich anscheinend böse anstarrte. Ich hatte keine Chance. Er passte nicht nur genau auf, er hatte auch noch mich als Objekt seiner Aufmerksamkeit er-

wählt. Er hielt seine Waffe im Anschlag, und ich begriff, dass es tollkühn wäre, auszuprobieren, ob er tatsächlich abdrücken würde.

Während wir durch die Dämmerung marschierten, hielt ich weiter nach einer Fluchtmöglichkeit Ausschau, doch vergebens. Mittlerweile war meine Fantasie so erhitzt, dass ich glaubte, überall Schatten zu sehen, die in der Menge verschwanden. Einige waren sicher real, aber in der hereinbrechenden Dunkelheit konnte ich nichts Genaues erkennen. Das Rumpeln der Panzer, das Blitzen der Gewehre im Mondlicht und die Anspannung, in die Dunkelheit zu starren, gaben mir das Gefühl, Teilnehmer eines gespenstischen Spiels zu sein. Jedes Mal, wenn ich glaubte, eine Fluchtmöglichkeit ausgemacht zu haben, verspürte ich ein stilles Triumphgefühl und blickte verstohlen zu unserem Bewacher, als wäre ich in ein cleveres Komplott verwickelt und er das Opfer. Doch dann tauchte der Bahnhof vor uns auf, und ich musste einsehen, dass ich das Schicksal dieser armen Teufel teilen würde, was immer es auch sein mochte.

In den resignierten Gesichtern der Bewohner von Tarnopol las ich ein tragisches Wissen, das ich nicht ganz verstand, das mich aber tief berührte. Sie wussten, dass der polnische Staat vernichtet war. Viel besser als die «Intelligenz» von Warschau, besser als meine Freunde mit Verbindungen, besser als meine hochgebildeten Offizierskameraden wussten sie, was passierte, dass Polen gefallen war. Sie umdrängten uns, um jenen ihrer Söhne zu helfen, die noch für Polen kämpfen, die entkommen konnten.

Während wir uns dem Ende unseres traurigen Marschs ins Unge-
wisse näherten, fiel mir auf, dass einige Frauen unauffällig Zivilkleidung herbeibrachten. Eine wagemutige Frau mittleren Alters gab einem Soldaten, dem es gelungen war, unseren Bewachern zu entschlüpfen, die inzwischen in ihrer Wachsamkeit nachliessen, einen Mantel. Bei diesem Anblick stieg ein Schluchzer aus Stolz und Bewunderung in mir auf. Ich zog meine Brieftasche hervor, die Geld und Papiere enthielt und eine goldene Uhr, die ich von meinem Vater bekommen hatte. Den Blick ge-

radeaus gerichtet, um keinen Argwohn zu erregen, warf ich die Brieftasche mit der linken Hand in die Menge. Ich würde wohl keine Verwendung mehr für ihren Inhalt haben, und so konnte ich wenigstens etwas für die guten Menschen von Tarnopol tun. Ich hatte noch ein bisschen Geld, das in meine Kleider eingenäht war, einen Ring und ein goldenes Medaillon mit dem Bildnis Unserer Lieben Frau von Ostra Brama.² Wenig später drängten wir uns in dem düsteren, heruntergekommenen Bahnhof zusammen.

Auf der Stelle verschwanden der Wunsch zu fliehen ebenso wie die Gelegenheit dazu, und die gehobene Stimmung, die uns bei dem Marsch durch Tarnopol erfüllt hatte, verflüchtigte sich. In dem stinkenden und beängstigend überfüllten Bahnhofsgebäude spürten wir die volle Last der physischen Erschöpfung und der zerstörten Hoffnungen der letzten Wochen. Die Männer setzten oder legten sich auf Bänke, Stufen, auf den nackten Boden und sanken in einen ermatteten Schlaf. Ich setzte mich auf den Boden, lehnte den Kopf an eine Bank, auf der bereits drei andere Offiziere schnarchten, und schlief ein.

Zwei oder drei Stunden später erwachte ich durch ein starkes Unbehagen, fast schon Schmerz. Meine Glieder waren verkrampft und teils eingeschlafen, weil ich durch das reglose Liegen die Blutzirkulation unterbrochen hatte. Ein Gestank wie in einem Stall drang mir in die Nase – eine Mischung aus Ausdünstungen, Schmutz und der Atemluft von über zweitausend Männern, die in einer kleinen Halle zusammengepfercht waren. Überall lagen Soldaten, in allen denkbaren Verrenkungen, regten sich, stöhnten, schnarchten, murmelten. Alle Knochen taten mir weh. Ich hatte Durst, Hunger und fühlte mich elend – elend, wenn ich an die Vergangenheit dachte, an die Gegenwart und an eine undurchdringliche Zukunft.

Die drei Männer auf der Bank setzten sich auf und begannen eine leise Unterhaltung. Einer hatte offensichtlich Spekulationen angestellt wie so viele in den letzten Tagen: wie die Situation der polnischen Ar-

mee tatsächlich sein mochte und wie wahrscheinlich es war, dass sie überall erfolgreich Widerstand leistete, ausser an dem Ort, an dem sich der Spekulierende gerade befand. Ein ernst wirkender Leutnant mit sanfter Stimme antwortete ihm:

«Sie haben uns die Wahrheit gesagt.» Er klang traurig. «Es gibt keine polnische Armee mehr. Wie könnte es anders sein? Wenn wir den deutschen Panzern und Flugzeugen nicht einmal eine Spur von Widerstand entgegensetzen konnten, warum sollte dann der Rest der Armee besser ausgerüstet sein?»

Und pessimistisch fuhr er fort:

«Wir waren nicht vorbereitet, konnten gegen ihre Flugzeuge und Panzer nichts aufbieten. Heute lässt sich ein Krieg nicht allein durch Mut gewinnen. Man braucht Flugzeuge und Panzer. Habt ihr irgendetwas von unserer Luftwaffe gesehen? Es müssen tausend Flugzeuge von ihnen auf ein Flugzeug von uns gekommen sein, und unserer Armee ist es ergangen wie uns. Wir haben seit Tagen nichts vom Oberkommando gehört. Warum? Weil es kein Oberkommando mehr gibt.»

«Ach was», schaltete der Dritte sich ein. «Sie sehen das zu düster. Wir hatten ein bisschen Pech, aber das bedeutet gar nichts. Wir haben gerade keine Verbindung zum Rest der Armee, und ich würde mich nicht wundern, wenn wir bald von den anderen hören. Wir sind schneller an der Front, als Sie denken, und die Deutschen werden schneller aus Polen vertrieben sein, als sie hereingekommen sind.»

«Nun», meinte der Düstere, «wenn der Gedanke Sie besser schlafen lässt, dass wir siegen, dann nur zu. Ich werde nicht mehr versuchen, Ihnen die Illusion zu nehmen.»

Der feste, ruhige Ton des Offiziers wirkte sehr überzeugend. Ich merkte, wie ich ihm zunächst innerlich zustimmte, aber dann stiess mich das düstere Gemälde, das er entwarf, so sehr ab, dass ich mich weigerte, ihm auch nur die geringste Wahrscheinlichkeit zuzusprechen. Die gesamte polnische Armee in weniger als drei Wochen aufgegeben! Es war unvorstellbar. Die Deutschen mochten sein, was sie wollten, aber Zaube-

rer waren sie nicht. Im Übrigen kämpfte Warschau, und es gab Meldungen, dass an verschiedenen Orten im Land gekämpft wurde. Ich streckte mich und rieb meine Beine, um die Blutzirkulation wiederherzustellen. Die drei Offiziere waren wieder eingeschlafen. Ich tat es ihnen gleich.

Am Morgen wurden wir durch die Ankunft eines langen Güterzugs geweckt. Die russischen Wachposten drängten die Soldaten zu dem Zug. Niemand überprüfte Papiere, niemand kümmerte sich um Namen oder versuchte, den Überblick zu behalten. Es wurde einfach abgezählt: Wenn sechzig Mann in einem Waggon waren, war er voll. Offensichtlich stand uns eine lange Reise bevor, denn ein sowjetischer Offizier wies uns an, alle verfügbaren Gefässe an den Wasserhähnen im Bahnhof aufzufüllen. Während dies geschah, traf eine neue Einheit polnischer Gefangener ein, was viel Durcheinander und Tumult verursachte. Wie ich später erfuhr, gelang dabei vielen die Flucht. Die Männer entkamen an wenig bewachten Stellen des Bahnhofs, und wenn sie draussen waren, halfen ihnen die zivilen Einwohner von Tarnopol, allen voran die unvergesslichen Frauen.

Ich landete in einem der ersten der über sechzig Güterwaggons, die aufgereiht am Gleis standen. Ich sass zwei Stunden dort, bis alle Waggons voll waren. In der Mitte des Waggons stand ein kleiner Eisenofen und daneben lagen ein paar Pfund Kohle. Es sollte wohl weit nach Norden gehen, in deutlich kältere Gebiete. Jeder erhielt ein Pfund Stockfisch und einen halben Laib Brot.

Die Fahrt dauerte eine Ewigkeit: vier Tage und vier Nächte. Wir sasssen oder lagen in dem überfüllten Viehwaggon, während der Zug ratternd dahinfuhr und es immer kälter wurde. Wir hatten nicht viel mehr zu tun, als schmerzende Körperstellen zu reiben und über unser Unglück nachzudenken oder unsere Körper nach den kalten Nächten zu strecken, die nur wenig dunkler waren als die grauen Tage. Kleine Verrichtungen wie das Anzünden des Ofens und das Hüten der Glut waren in dieser Monotonie ein Ereignis.

Jeden Tag hielt der Zug für eine halbe Stunde an. Sechzig Portionen Schwarzbrot und Stockfisch wurden in den Waggon geschoben. Wir verteilten sie gleichmässig und assen einen Teil davon, dann nutzten wir die Viertelstunde, die wir den Zug verlassen durften. Draussen sogten wir die frische Luft ein und genossen es, unsere verkrampften Beine und Körper bewegen zu können. Und wir erhaschten einen Blick auf die lokale Bevölkerung.

Am zweiten Tag unserer Reise bemerkten wir, dass die Menschen anders aussahen, sich anders kleideten und in einer fremden Sprache redeten. Kein Zweifel – wir hatten die Grenze nach Russland passiert. Kleine Gruppen von Russen – wieder meist Frauen und Kinder, sie sahen wir am häufigsten – standen herum und betrachteten uns mit unverschämter, aber nicht feindseliger Neugier. Erst zögerten wir, uns ihnen zu nähern, aber schliesslich traten einige von uns auf sie zu. Sie wichen nicht zurück, sondern schauten uns ruhig an, manche lächelten sogar. Sie reichten uns Wasser, und ein paar Frauen gaben uns Zigaretten – wertvolle Schätze. Offenkundig waren vor uns schon andere Gefangene vorbeigekommen, sonst wären sie nicht so gut vorbereitet gewesen.

Bei einem weiteren Aufenthalt gewannen wir einen besseren Eindruck von ihrer Haltung uns gegenüber. Zwei oder drei unserer Offiziere sprachen fliessend Russisch und dienten uns als Übersetzer und Vermittler. Einem von ihnen, einem grossen, aufrechten Mann von etwa dreissig Jahren, der ein bisschen unordentlich wirkte, aber immer noch unverkennbar ein Offizier war, reichte eine schäbig gekleidete junge Frau mit ernstem Gesicht eine Blech tasse Wasser. Er dankte ihr und sagte dann eifrig: «Ihr seid unsere Freunde. Zusammen werden wir die deutschen Barbaren bekämpfen und besiegen.»

Sie prallte förmlich zurück. «Ihr!», sagte sie verachtungsvoll, «ihr polnischen Aristokraten, ihr Faschisten! Hier in Russland werdet ihr lernen zu arbeiten. Hier werdet ihr stark genug sein, um zu arbeiten, aber zu schwach, um die Armen zu unterdrücken.»

Der Vorfall war für uns wie eine kalte Dusche. Von nun an waren wir wachsamer und nicht mehr so offen, im Bewusstsein einer tiefen Kluft aus Missverständnissen zwischen unseren beiden Ländern, die sich in geografischer Hinsicht und nach Herkunft und Sprache so nah waren, durch die Geschichte und politischen Regime aber so weit getrennt. Vor allem begriffen wir, dass wir Offiziere in besonderem Mass die Zielscheibe einer Bitterkeit waren, die die wechselhaften Beziehungen unserer beiden Länder in Russland hinterlassen hatten. Für sie waren wir nur faule Aristokraten, unverbesserliche Schmarotzer.

Am fünften Tag hielt der Zug zu ungewöhnlicher Stunde. Wir schienen endlich einen Bestimmungsort erreicht zu haben. Die Türen wurden entriegelt, und Wachposten befahlen uns, herauszukommen und uns aufzustellen, immer acht Mann in einer Reihe. Wir sprangen hinaus und fanden uns in einem ärmlichen Dorf wieder, das so klein war, dass es nicht einmal ein richtiges Bahnhofsgebäude hatte. Ein Bahnsteig musste genügen. Das ganze Dorf bestand aus ein paar verstreuten Häusern.

Wir stellten uns auf, zitternd in dem rauen, herbstlichen Wind. Es war ein unfreundlicher, grauer Tag, ohne Sonne, ohne Farbe. In einiger Entfernung von uns lungerten ein paar Vertreter der lokalen Bevölkerung herum – arme, misstrauische, feindselige «Muschiks». Die Männer um mich herum schlotterten und zogen in den Überresten ihrer leichten Sommeruniformen die Schultern ein. Viele waren erkältet und niesten, schniefen und husteten unaufhörlich. Sie wirkten fast zu schwach, um den Windböen standzuhalten. Ihre Gesichter waren blass und niedergeschlagen. Jeder von uns drückte ein kleines, zerlumptes Bündel mit dem Notwendigsten an sich: ein Hemd, Socken, eine Trinkflasche, ein Löffel, ein Taschenmesser. Im Zug hatten wir unsere Bündel achtlos herumgestossen. Nun behandelten wir sie wie kostbare Schätze. Sie waren alles, was wir noch hatten.

Seit wir aus den Güterwaggons gesprungen waren und die weitere

Zeit in Russland hatte ich nur einen Gedanken und ein Wort im Kopf: Flucht. Ich hatte Heimweh, fühlte mich verloren, vom Schicksal verlassen und war felsenfest entschlossen, nach Polen zurückzukehren, um der Armee zu helfen, die, wie ich trotz allem fest glaubte, kämpfte, Rache nahm für den ersten schrecklichen Bombenangriff auf Oswięcim.

Der Befehl zum Abmarsch wurde erteilt. Wir quälten uns bergan über das öde Land und sprachen über unsere Lage. Die älteren Männer zeigten wie üblich mehr Seelenstärke und ertrugen ihr Los mit würdevollem Fatalismus. Wir Jüngeren jammerten und klagten, fluchten, schmiedeten Aufstandspläne und wogen unsere Fluchtchancen ab.

Der Marsch dauerte Stunden, und langsam schwand die Euphorie unserer Aufstands- und Fluchtpläne. Jetzt spürten wir zum ersten Mal das ganze Ausmass unseres Unglücks und wie weit wir uns in drei kurzen Wochen von unserem normalen Leben entfernt hatten. Bis dahin hatte ich noch nicht gemerkt, wie sehr ich von allem abgeschnitten war, das mir etwas bedeutete: von Freunden, Angehörigen, all meinen Hoffnungen. Nun schien jeder Vorfall, jeder Schritt die Trennung zu betonen und zu vergrössern. Wenn ich mich hinunterbeugte, um meine Stiefel neu zu schnüren, wurde mir bewusst, wie lächerlich unpassend meine Glanzlederstiefel für den harten russischen Boden waren. Wenn ich Durst hatte, sammelte ich Speichel, um meine ausgedörrte Kehle zu befeuchten, und dachte an den kühlen Wein, der bei dem Ball in der portugiesischen Botschaft serviert worden war, an die Musik, die heitere Stimmung, die schönen Schwestern de Mendes ...

Was für eine Veränderung in nur zwanzig Tagen!

Die Wächter hinten riefen, wir sollten stehen bleiben. Ich sah mich um: Wir standen auf einer grossen Lichtung, die von dichtem Wald umgeben war. Eine Gruppe von Gebäuden in der Mitte der Lichtung war wohl einmal ein Kloster gewesen: eine Kirche, ein Wohnhaus und ein paar Schuppen, die wahrscheinlich als Ställe und Speicher gedient hat-

ten.³ Per Megafon erhielten wir in Polnisch mit singendem Tonfall Anweisungen. Die Wächter teilten uns in Gruppen und führten uns zu unseren Unterkünften.

Von Anfang an machten die Russen klar, dass unser weiteres Schicksal von unserem bisherigen Rang bestimmt wurde – in umgekehrter Zuordnung. Die einfachen Soldaten hatten es am besten, sie wurden in den Steinbauten untergebracht, die von dem Kloster und der Kirche übrig geblieben waren. Die Offiziere wurden in den Holzschuppen untergebracht – jeweils vierzig in den zehn Baracken. Eine Sonderbehandlung erhielten gefangene Polizisten und Reserveoffiziere, die im zivilen Leben Richter, Anwälte und hohe Beamte waren. Die Stimme aus dem Lautsprecher bezeichnete sie als «all jene, die in Polen die Kommunisten und die Arbeiterklasse unterdrückt haben». Für sie mussten die übrigen Gefangenen im Hof des Klosters Holzhütten errichten.⁴

Wir bekamen auch die schwersten Arbeiten. Wir, die Offiziere, schlugen Holz und luden es auf Züge.

Da es nun einmal so war, machte ich mir wenig Gedanken über Richtig und Falsch und ob mein Schicksal gerecht oder ungerecht war. Ich wollte es so schnell wie möglich ändern. Solange ich es ertragen musste, versuchte ich, das Beste daraus zu machen, und fand es sogar in mancher Hinsicht heilsam. Der in Russland so verbreitete Grundsatz «Arbeit ist keine Schande» wurde uns, der «dekadenten polnischen Aristokratie», auf spezielle Art und Weise beigebracht.

Die Bolschewiken bereiteten das Essen für uns in grossen, schweren Eisenkübeln zu. Sie zu reinigen war harte, schmutzige Arbeit. Es erforderte physische Anstrengung der besonders unangenehmen und ermüdenden Art, weil die schweren Kübel gekippt und gewendet werden mussten, damit man die Essensreste herauskratzen konnte. Nach kürzester Zeit hatte man einen schmerzenden Rücken, zerschundene Hände und abgebrochene Fingernägel.

Uns wurde mitgeteilt, dass die sowjetischen Soldaten keine Zeit hät-

ten, die Kübel zu reinigen: das sei unsere Arbeit. Wer sich freiwillig melde, erhalte dafür die Erlaubnis, die Nahrungsreste zu essen, die noch an den Kübelwänden klebten. In unserer Offiziersbaracke gab es drei Kandidaten für diese Arbeit, ich war einer davon. Die Arbeit war wirklich hässlich, aber in den sechs Wochen, die ich im Lager blieb, hatte ich mehr zu essen als die anderen. Ich zog sogar eine seltsame Befriedigung daraus, zeigte sie mir doch, dass ich, wenn nötig, auch niedrigere Tätigkeiten so leicht und heiter erledigen konnte wie jeder andere.

Mit einem Mitgefangenen, Leutnant Kurpios, einem ungeduldigen, aber einfallsreichen jungen Mann, der sogar bereit gewesen wäre, einen Zusammenstoß mit den russischen Wachposten zu riskieren, wenn er eine Chance auf Erfolg gesehen hätte, erwogte ich fast jede freie Minute alle denkbaren Fluchtmöglichkeiten. Aus dem Lager herauszukommen konnte nicht allzu schwierig sein, aber in einen Zug zu gelangen schien uns unmöglich. Bis zum Bahnhof war es ein mehrstündiger Fussmarsch, und wir mussten damit rechnen, erwischt zu werden, bevor wir ihn erreichten. Ausserdem waren die Züge sehr gut bewacht. Und wenn wir versuchten, uns in unserer Gefangenenkleidung und ohne Kenntnis der Sprache in dem kalten, abweisenden Land durchzuschlagen, waren die Schwierigkeiten schier unüberwindlich. Trotzdem dachten wir ernsthaft daran, diese mehr als unsichere Möglichkeit zu ergreifen. Aber dann weihte mich der Leutnant in einen einfacheren Plan ein.

Eines Tages nach dem Essen, als ich auf dem Weg zu meiner täglichen Arbeit war, klopfte mir jemand auf die Schulter. Es war mein junger Freund, der schwer atmete und vor Aufregung ein gerötetes Gesicht hatte.

«Ich habe eine Idee», flüsterte er mir verschwörerisch ins Ohr. «Eine gute Idee. Ich denke, sie wird funktionieren.»

Ich blieb stehen.

«Was für eine Idee?», fragte ich zurück. Da bemerkte ich, dass ein russischer Wachposten in etwa dreissig Schritt Entfernung uns misstrau-

isch betrachtete. Ich ging weiter und sprach in verändertem Ton.

«Beruhige dich», sagte ich und versuchte, unauffällig zu wirken. «Du siehst aus, als plantest du, das Lager in die Luft zu jagen.» Dabei deutete ich verstohlen auf den Wachposten.

Er verstand und ging neben mir her. Nun wirkten wir nur noch wie zwei Gefangene auf dem Weg zu den Baracken.

Er erzählte mir, dass nach den Vereinbarungen des Molotow-Ribbentrop-Pakts demnächst ein Gefangenaustausch stattfinden solle. Eine Bedingung sei, dass nur einfache Soldaten ausgetauscht würden. Die Deutschen sollten alle Ukrainer und Weissrussen an Russland überstellen. Die Russen würden Deutschland alle Polen deutscher Abstammung übergeben sowie die Polen, die in Gebieten geboren worden waren, die das Dritte Reich als «ehemalige deutsche Gebiete»⁵ annektiert hatte.

Er zitierte diese Regelungen mit der Sorgfalt und Genauigkeit eines Juristen. Dann grinste er von einem Ohr zum anderen, schnippte triumphierend mit den Fingern und schwieg erwartungsvoll.

«Wunderbar!», sagte ich ironisch. «In einer Woche werde ich in Warschau auf dem Weg zu einem Ball sein. Ich muss mich nur zum einfachen Soldaten degradieren, meinen Geburtsort ändern, die Russen von all dem überzeugen und den Klauen der Gestapo entkommen. Es ist so einfach, dass ich gar nicht verstehe, warum ich nicht selbst darauf gekommen bin.»

«Jasiu, Jasiu!», klagte er mitfühlend und schüttelte den Kopf. «Ich mache mir Sorgen um deine Geisteskräfte. Wir müssen dich ganz schnell hier herausholen.»

«Nun gut, vielleicht ist wirklich etwas dran. Welche Gebiete genau hat das Dritte Reich annektiert? Ist Łódź dabei?»

«Ja, das ist dabei. Der Teil ist einfach. Hast du eine Geburtsurkunde?»

«Ja, habe ich. Sie ist ein bisschen abgegriffen, aber in Ordnung.»

Ich bewahrte meine Geburtsurkunde und Armeeunterlagen in meiner Mütze auf. «Wie ist es bei dir?»

«Mein Geburtsort hat nicht das Glück, vom Reich annektiert worden zu sein. Aber irgendwie werde ich zurechtkommen. Am besten kümmern wir uns um ein Problem nach dem anderen. Als Nächstes musst du einfacher Soldat werden, und das dürfte leicht sein. Ich verstehe gar nicht, wie du überhaupt Offizier geworden bist.»

«Und wie soll ich einfacher Soldat werden? Ich kann die Uniform nicht verstecken. Eine andere habe ich nicht. Soll ich eine stehlen?»

«Nein, borgen. Suche einen einfachen Soldaten, der sich nicht austauschen lassen will, und wenn er patriotische oder wenigstens menschliche Gefühle hat, sollte es dir gelingen, ihn zu überreden, dass er die Uniform mit dir tauscht. Mach es, wenn du im Wald Holz hackst. Dann kommst du zurück in die Baracke und fertig.»

Es schien eine absolut sichere Methode zu sein – zumindest, um aus Russland herauszukommen. Die Russen kontrollierten nie Namen oder Papiere. Gruppen stellten sie nur durch grobes Abzählen zusammen. Wenn ich einen Soldaten fand, der mitmachte – und da war ich mir ganz sicher –, würde es nie herauskommen, dass wir die Uniformen getauscht hatten und ich seinen Platz eingenommen hatte. Wenn ich erst einmal wieder in Polen war, würde ich sehen, wie es weiterging. Ich hätte jauchzen können vor Freude, so sicher war ich, dass ich doch noch dorthin gelangen würde, wo die polnische Armee kämpfte.

«Aber was machst du?», fragte ich meinen Freund. «Du brauchst ein Dokument, das beweist, dass du an einem Ort geboren wurdest, der deutsches Gebiet geworden ist. Es wird schwierig sein, jemanden zu finden, der dir jetzt ein solches Papier gibt. Was sollen wir tun?»

«Da gibt es nur eine Möglichkeit», erwiderte er. «Ich muss mir entweder ein Dokument beschaffen oder es ohne versuchen.»

Ich hob protestierend die Hand. «Es ist ungerecht ...»

«Komm, benehmen wir uns nicht wie Schuljungen. Ich weiss, was du denkst. Wenn du ohne mich gehen kannst, dann musst du es tun. Das Beste, was du für mich tun kannst, wenn du die Uniform einmal hast, ist, dass du in die Schreibstube gehst und bittest, zu den Deutschen geschickt zu werden. Und dann beobachte, wie sich der Offizier verhält – ob er die Papiere sorgfältig studiert und so weiter. Dann weiss ich, was ich zu tun habe.»

Wir näherten uns den Baracken. Ich musste zu der primitiven Küche abbiegen, sein Weg führte zu seiner Unterkunft und dann in den Wald.

«Ich kümmere mich gleich um einen Soldaten», sagte ich eifrig, um mein Schuldgefühl zu überspielen, dass die Dinge für mich so leicht waren. «Vielleicht habe ich heute Abend schon Neuigkeiten.»

Er winkte mir lächelnd zu.

In der Küche machte ich mich an die Arbeit, an der Seite eines dicken ukrainischen Bauern, der etwas älter war als ich, mit dem ich mich aber sehr gut verstand. Er spürte meine Aufregung sofort und fragte mich, was mich umtrieb. Ich sagte ihm, ich bräuchte seine Hilfe, es sei sehr wichtig. Während wir die Essensreste aus den Kübeln kratzten, erklärte ich ihm das ganze Verfahren. Die Idee gefiel ihm, er wollte gleich mitmachen. Er sagte, er traue dem Angebot der Deutschen nicht und werde es nicht annehmen, selbst wenn er könne, aber umgekehrt war er nur zu bereit, mir zu helfen. Wir vereinbarten, unsere Uniformen gleich am Nachmittag zu tauschen, wenn Soldaten und Offiziere gemeinsam im Wald Holz hackten. Das war also geregelt.

Am Nachmittag, auf dem Weg in den Wald, schloss ich mich der Gruppe von Offizieren an, die den einfachen Soldaten, die aus der Kirche kamen, am nächsten war. Wir wurden kaum bewacht, denn die Russen wussten, dass niemand weit kommen würde, selbst wenn es ihm gelänge, aus dem Lager zu fliehen. Im Wald angekommen sah ich, dass mein ukrainischer Freund Paradysz es so eingerichtet hatte, dass er in

der Gruppe der Soldaten direkt neben mir war, kaum zwanzig Meter entfernt, ohne jemand sonst zwischen uns. Als wir an einem auffallend dicken Baum vorbeikamen, machte mir der Ukrainer ein Zeichen. Ich nickte zustimmend.

Nach weiteren dreissig Metern hatten wir den Abschnitt erreicht, in dem ich arbeiten sollte. Ich nahm meine Axt und hieb gegen einen gefällten Baumstamm vor mir. Dann holte ich aus wie zu einem weiteren Schlag und warf einen Blick auf die Umgebung. Der einzige Wachposten, der überhaupt zu sehen war, stand hundert Meter weit entfernt. Ich legte die Axt hin und lief auf Zehenspitzen zu dem Baum, den mir der Ukrainer gezeigt hatte. Er wartete, schon zu drei Vierteln entkleidet. Ich schlüpfte neben ihm hinter den Baum und begann meine Uniform ausziehen.

«Ich kann dir gar nicht sagen, wie dankbar ich dir bin», sagte ich verlegen, während ich Weste und Hemd aufknöpfte.

«Lass gut sein», erwiderte er lächelnd. «Und mach dir keine Sorgen. Ich werde nicht bei euch Offizieren leben. Zieh du einfach meine Uniform an und komm mit mir. Wenn sie uns vor der Kirche durchzählen, werde ich Zurückbleiben, und du gehst hinein. Ich werde später an den Wachen vorbei hineinschlüpfen. Da ich Papiere habe und beweisen kann, dass ich einfacher Soldat bin, werde ich einfach von deiner Uniform die Schulterstücke abreißen.»

«Sehr gut», sagte ich, «obwohl wir Offiziere gar nicht so schlimm sind.»

«Das habe ich nie behauptet.»

«Und noch einmal vielen Dank.»

Wir legten letzte Hand an unsere Uniformen. Der Bauer riss die Schulterstücke ab und versteckte sie unter einem dicken Stein. Dann gingen wir schnell dorthin zurück, wo wir gearbeitet hatten. Ich hackte Holz wie ein Verrückter, schwang wütend meine Axt, um die aufgestaute Erregung abzureagieren. Als es Zeit für den Heimweg war, ging ich nach links und schloss mich unauffällig den einfachen Soldaten an. Sie waren vorbereitet und stellten keine Fragen. An der Kirchentür zählten uns die

Wachposten nur durch. Mein Freund blieb etwas zurück und kletterte auf der Hinterseite durch ein schmales Fenster, das nicht bewacht wurde. Alles hatte reibungslos geklappt. Ich war jetzt ein einfacher Soldat.

Am nächsten Tag trat ich gleich nach dem Aufstehen auf einen Wachposten zu und bat um die Erlaubnis, mit dem Lagerkommandanten zu sprechen. Auf die Frage, was ich von ihm wolle, setzte ich ihn in gebrochenem Russisch von meinem Wunsch in Kenntnis, zu den Deutschen zurückgeschickt zu werden. Er blickte mich finster an, erwiderte nichts und bedeutete mir, ihm zu folgen. Dann führte er mich in einen Büroraum in der Kirche.

Ein blonder Offizier mittleren Alters sass an einem Schreibtisch und schrieb. Bei meinem Eintritt blickte er auf, gähnte, streckte sich, schaute dann wieder auf seine Papiere und fragte:

«Wer bist du und was willst du?»

«Soldat Kozielowski, ehemaliger Arbeiter, geboren in Łódź.»

Ich wartete.

«Und was willst du?»

«Ich möchte in mein Vaterland zurück, Herr Kommandant.»

«In Ordnung. Ich schreibe es auf.»

Es schien, als wollte er mich entlassen, aber dann änderte er seine Meinung und fügte eher beiläufig, wie ich fand, hinzu: «Hast du Ausweispapiere?»

Ich zeigte ihm meine Geburtsurkunde. Er warf einen flüchtigen Blick darauf, nahm ein Stück Papier, schrieb etwas darauf und schob es unwillig wieder zur Seite. Dann gähnte er erneut, streckte sich wieder und rieb sich die Augen. Ich hatte wohl begonnen, über seine Grimassen zu lächeln, denn abrupt hörte er auf, presste die Lippen zusammen und bellte: «Was ist, worauf wartest du?»

Ich wurde in meine Baracke zurückgeführt. Es kostete mich einige Anstrengung, ruhig zu bleiben und mir meinen inneren Jubel nicht anmerken zu lassen. Am Nachmittag suchte ich Leutnant Kurpios im Wald auf und berichtete, wie es gegangen war. Ich setzte hinzu: «Es dürfte

nicht schwer sein, ohne Papiere durchzukommen. Ich glaube nicht, dass sie sehr scharf darauf sind, jemanden hierzubehalten, der zur Rückführung berechtigt ist.»

Er nickte. «Trotzdem. Ich werde erst mal versuchen, mir Papiere zu beschaffen. Es hat keinen Sinn, unnötige Risiken einzugehen.»

«Ich wünschte, du würdest mit mir kommen.»

«Das werde ich, wenn ich es rechtzeitig schaffe. Wenn nicht, treffen wir uns in Warschau. Du gehst jetzt besser. Wenn ich dich morgen nicht mehr sehe, ade und alles Gute.»

«Versuche, mit mir zu kommen. Viel Glück und pass auf dich auf.»

Ich sah ihn nie wieder. Am nächsten Morgen nahm ich den Weg, auf dem ich sechs Wochen zuvor gekommen war, in umgekehrter Richtung, mit einem Transport von zweitausend Soldaten, die im Austausch für dieselbe Zahl von Ukrainern und Weissrussen nach Deutschland geschickt wurden. Ich hörte noch einmal von Kurpios durch einen Mann, der bei einem späteren Gefangenenaustausch mit ihm zusammen gewesen war. Es gelang mir nicht, mehr über sein Schicksal herauszufinden.

3

AUSTAUSCH UND FLUCHT

DER AUSTAUSCH DER GEFANGENEN fand in der Nähe von Przemysl¹ statt, einer Stadt an der russisch-deutschen Grenze, wie sie der Ribbentrop-Molotow-Pakt festgelegt hatte.² Wir erreichten unseren Bestimmungsort im Morgengrauen und wurden sofort in Reihen zu jeweils zwölf Mann auf ein freies Feld vor der Stadt geführt. Es war ein kalter, windiger Tag Anfang November. Morgens setzte Nieselregen ein und hielt den ganzen Tag an.

Unsere Kleidung bestand mittlerweile nur noch aus Flickern und Lumpen, die Überreste unserer dünnen Sommeruniformen, die wir die ganze Zeit getragen hatten. Jeder hatte sich seinen eigenen merkwürdigen Wetterschutz gebastelt. In den fünf Stunden, die wir schutzlos auf dem schlammigen Feld verbrachten, sassen die Männer zusammengekauert da und bedeckten sich mit Strohmatten, die mit Bindfäden zusammengebunden waren. Ich hatte nichts Derartiges dabei und fand, dass die Feuchtigkeit und das unbequeme Sitzen die Entlastung meiner Beine kaum aufwogen.

Die russischen Soldaten, die uns bewachten, waren wie gewöhnlich innerhalb der Grenzen der militärischen Disziplin ziemlich nachsichtig. Ich beobachtete nie, dass ein russischer Wachposten einen Gefangenen schlug oder beschimpfte, egal wie wütend er war. Die schlimmste Drohung, die sie je ausstießen, lautete: «Sei still, oder du kommst nach Sibirien!» Sie wussten, dass Sibirien seit Generationen für die Polen ein Schreckenswort war.

Viele russische Soldaten versuchten, mit den polnischen Gefangenen ins Gespräch zu kommen. Ich ging von Gruppe zu Gruppe und sammelte Informationen über unsere gegenwärtige Lage und unser weiteres

Schicksal. Die Gespräche litten durch die Verständigungsschwierigkeiten, und ich erfuhr nicht viel. Alle russischen Wachposten waren sich in einem einig: Sie fühlten sich beleidigt durch unseren Wunsch, den Deutschen überstellt zu werden, und malten uns die Folgen dieser Verrücktheit wortreich aus. Oft wiederholten sie einen Satz, der in meinem Kopf bald wie ein Sprichwort oder ein Slogan klang: «U nas wsjo charascho, germanisam chusche budjet.» («Bei uns ist alles gut, bei den Deutschen wird es schlimmer sein.»)

Wenn ein Gefangener fragte, was die Deutschen mit ihnen machen würden, war die Antwort immer gleich:

«Unsere Kommandanten haben den Deutschen gesagt, sie sollen euch freilassen. Die Deutschen haben zugestimmt, aber ihr werdet sehr schwer arbeiten müssen, und sie werden dafür sorgen, dass ihr schwitzt.»

Wie der Rest der Soldaten fühlte ich mich in der Falle. Die meisten von uns waren froh, den sowjetischen Gefangenenlagern entronnen zu sein, aber wir alle fürchteten die Deutschen wie die Pest. Auch ich hatte Angst, unter deutscher Herrschaft zu leben, aber ich dachte immer daran, dass ich fliehen und mich der polnischen Armee anschliessen wollte. Ich war nach wie vor fest davon überzeugt, dass es zumindest noch aktive Partisanengruppen geben musste, die tapfer kämpften.³

Das Rumpeln eines Militärfahrzeugs beendete unser Warten. Hastig stellten wir uns in der ursprünglichen Formation auf, als das Fahrzeug schlingernd ein paar Meter vor uns zum Stehen kam. Darin sassen ein Chauffeur, zwei sowjetische und zwei deutsche Offiziere. Jeder wollte höflich den anderen den Vortritt lassen. Schliesslich blieben die sowjetischen Offiziere triumphierend einen Schritt zurück. Diese ausgesuchte Höflichkeit war eine Demonstration vor den Soldaten, was für eine gute Kinderstube die Offiziere hatten, und sie verfehlte ihre Wirkung nicht.

Links von mir pfiff jemand anerkennend.

«Wie höflich diese ... miteinander sind! Mögen sie alle in der Hölle schmoren!»

Die Bemerkung kam gefährlich laut. Ich versetzte meinem Nebenmann einen Tritt gegen das Schienbein, ohne ihn anzusehen. Die Offiziere schritten langsam unsere Reihen ab, ohne irgendwelche Kommandos zu erteilen. Für uns galt die militärische Disziplin nicht, das war offensichtlich. Wir waren nur zerlumpete, austauschbare Sklaven. Die deutschen Offiziere blickten uns mit arrogantem, gierigem Hochmut an. Auf einmal deutete ein deutscher Offizier auf einen barfüssigen Gefangenen, der sich eine Strohmatten übergeworfen hatte, verfilzt, dreckig und vor Kälte zitternd, und machte eine spöttische Bemerkung zu den anderen drei Offizieren. Sie muss ungeheuer witzig gewesen sein, denn alle vier brachen in dröhnendes Gelächter aus.

Als sie vorbei waren, warf ich meinem empörten Nachbarn einen Blick zu. Er war jung, knapp über zwanzig, vermutete ich, ungefähr so gross wie ich, mit langen, dunklen Haaren und einem blassen, abgezehrten Gesicht, aus dem grosse schwarze Augen hervortraten. Die Uniform schlotterte um seinen abgemagerten Körper. Eine Kopfbedeckung hatte er nicht.

«Sei vorsichtig», murmelte ich in seine Richtung, «oder du landest vor dem Erschiessungskommando.»

«Das ist mir inzwischen egal», antwortete er wütend. In seinen Augen standen Demütigung und Kummer. «Das Leben ist zu schwierig, und die Welt ist zu schmutzig.»

Ich war überrascht, ihn gutes, reines Polnisch sprechen zu hören. Die anderen Soldaten sprachen entweder bäuerliche Dialekte oder die saloppe Umgangssprache der Städter. Offenkundig stand es um seine Moral sehr schlecht, und er war in bedenklicher seelischer Verfassung.

«Bleiben wir zusammen», sagte ich zu ihm.

«Jawohl, mein Herr.»

Ich lächelte. Seit Wochen hatte mich niemand mehr Herr genannt.

Die übliche Anrede war der Vorname oder Spitzname mit einem Fluch als Titel dazu.

Nach der Inspektion wurden wir drei oder vier Kilometer weit zu einer Brücke über einen schlammigen Fluss⁴ geführt. Als wäre ein riesiger Spiegel in die Landschaft gesetzt worden, tauchte auf der anderen Seite der Brücke eine identische Schar abgerissener Männer auf. Sie wurden von Deutschen bewacht. Bei ihrem Anblick wurde uns klar, dass eine neue Etappe unseres Lebens begonnen hatte. Nun würden wir tatsächlich unter deutscher Kontrolle stehen. Angestrengt versuchten wir zu erspähnen, was für einen Eindruck die deutschen Bewacher auf der anderen Seite machten. Die vier Offiziere teilten sich zwei und zwei auf, die deutschen überquerten auf ihrer Seite die Brücke und stellten sich in Position, die Russen taten das Gleiche auf unserer Seite.

Schliesslich bildeten die Wachposten auf beiden Seiten der Brücke Gruppen, und einer der Wachen auf der deutschen Seite rief eine Zahl. Der Wachposten auf unserer Seite zählte durch, während die beiden Gruppen erwartungsvoll dastanden. Dann wurden sie losgeschickt. Beide Gruppen marschierten langsam und unsicher. Als sie sich in der Mitte trafen, ereignete sich ein seltsamer Zwischenfall, der unter anderen Umständen sehr lustig gewesen wäre.

Die Gefangenen hatten sich zumeist freiwillig für den Austausch gemeldet, der als ein Privileg galt, und nun wurde offensichtlich, dass sie sich unsicher fühlten, Reue, Neid und Feindseligkeit gegeneinander hegten. Als die erste Gruppe von Weissrussen und Ukrainern auf unsere Gruppe zustolperte, brach sich ihre Stimmung in Ausrufen der Verachtung Bahn. Ein grosser Ukrainer war der Erste, der mit rauer Stimme rief:

«Schaut euch diese Trottel an! Sie wissen nicht, worauf sie sich einlassen.»

Mit seiner eindrucksvollen Statur schüchterte er die Polen einen Augenblick ein, aber dann brachte jemand den Mut zu einer Erwiderung auf:

«Macht euch um uns keine Sorgen. Wir wissen, was wir tun. Wir beneiden euch auch nicht.»⁵

Auf der anderen Seite der Brücke liessen die Deutschen uns sofort in akkurater Formation antreten. Einer der Offiziere, der uns gemustert hatte, hielt eine Rede, die für uns gedolmetscht wurde. Wir würden gut behandelt werden, versicherte er uns, würden Arbeit bekommen und Essen. Auf dem Weg zu den Zügen versicherten uns die deutschen Unteroffiziere, dass das tatsächlich stimmte.

Bevor wir in die Waggonen kletterten, durften wir uns am Brunnen erfrischen und unsere Gefässe und Wasserflaschen füllen. Im Zug warfen uns die Wachposten ein paar Laib Schwarzbrot und ein paar Gläser Kunsthonig zu und riefen, das sei unser gesamter Proviant für die nächsten zwei Tage. Wir waren sechzig Mann in dem Waggon. Die Brote wurden gezählt: Es waren nur dreissig. Wir brachen die Laibe durch und teilten sie gerecht auf.

Die Fahrt dauerte ziemlich genau achtundvierzig Stunden. Die meisten Soldaten unterhielten sich angeregt darüber, was uns wohl erwartete. Die grosse Mehrheit glaubte arglos dem deutschen Versprechen, dass wir freikommen würden, und hatte nur Zweifel, was die Arbeit und die Lebensumstände unter deutscher Herrschaft betraf. Einige gaben zu bedenken, dass wir wohl nicht freigelassen werden könnten, weil der deutsch-polnische Krieg noch nicht beendet war. Woher sie ihre angeblich «sicheren Informationen» zu dem Thema bekommen hatten, war mir ein Rätsel, aber weil ich mich nur zu gerne überzeugen lassen wollte, heiterte mich ihre entschlossene Zuversicht etwas auf.

Mit solchen kollektiven Illusionen stiegen wir in der westpolnischen Stadt Radom aus dem Zug. Diesmal liessen uns die Deutschen mit viel barschem Geschrei an treten. Die Offiziere, die das Kommando über uns übernahmen, waren grob und äusserten statt Versprechungen versteckte Drohungen. Das war irritierend, änderte aber nichts an unseren grundlegenden Überzeugungen. Der feste Glaube, dass wir freigelassen würden,

hatte seit Przemysl jeden Fluchtversuch verhindert und wirkte auch jetzt, als wir unter leichter Bewachung zu dem Verteilungslager nach Radom marschierten. Während wir schmutzig und verwirrt dahinzogen, verspürten wir zum ersten Mal leise Zweifel.

Unsere Befürchtungen bestätigten sich, als wir den hohen Stacheldrahtzaun rund um das riesige, düstere Lager erblickten. Wieder mussten wir uns in der Mitte aufstellen und bekamen eine Ansprache zu hören, dass wir schliesslich freigelassen werden sollten und Arbeit bekommen würden. Bis dahin aber werde jeder Verstoss gegen die Lagerordnung schnell und hart bestraft werden. Wer versuchen sollte, zu fliehen, würde erschossen.

Diese Drohung machte mir schlagartig klar, dass es äusserst dringend war, so schnell wie möglich zu fliehen. Der einzige Grund für solch strenge Warnungen konnte die Absicht sein, uns in Gefangenschaft zu halten, und das unter harten Bedingungen. Ich schaute mich um und erkannte, dass eine Flucht nahezu unmöglich war. Radom war bestens bewacht, der Stacheldrahtzaun würde schwer zu überwinden sein, und die an günstigen Punkten platzierten Wachposten hatten einen weiten Blick über die Umgebung des Lagers.

An den nächsten Tagen in Radom lernte ich eine Mentalität und einen neuen moralischen Kodex kennen, wenn man es überhaupt so nennen konnte, die mir nahezu unbegreiflich waren. Zum ersten Mal begegneten mir Brutalität und Unmenschlichkeit in einem Ausmass, das alles überstieg, was ich bisher erlebt hatte, und meine Vorstellungen von dem, was in der Welt, in der ich lebte, geschehen konnte, über den Haufen warf.

Die Umstände im Lager waren unsäglich. Zu essen bekamen wir zweimal täglich eine wässrige Brühe, die so widerwärtig schmeckte, dass etliche Männer, auch ich, sie nicht herunterwürgen konnten. Dazu gab es täglich ungefähr zwanzig Gramm altbackenes Brot. Wir wurden in einem halb zerfallenen Gebäude einquartiert, das kaum noch als ehe-

malige Militärbaracke erkennbar war. Dort schliefen wir auf dem nackten, harten Boden mit ein bisschen Stroh darauf, das man anscheinend seit Ausbruch des Krieges nicht erneuert hatte.

Wir erhielten weder Decken noch Mäntel oder sonst irgendetwas, womit wir uns gegen das unfreundliche, nasse Novemberwetter hätten schützen können. Eine medizinische Versorgung gab es nicht. In dem Lager lernte ich, wie alltäglich und beiläufig das Sterben sein konnte. Wie ich erfuhr, hatte es viele Todesfälle gegeben – und während meines Aufenthalts gab es weitere –, die sich leicht hätten verhindern lassen: Tod durch Kälte, Hunger, Erschöpfung und Misshandlung als Antwort auf vermeintliche oder tatsächliche Verstöße gegen die Lagerordnung.

Aber am meisten entsetzten mich in Radom nicht die Lebensbedingungen und die Brutalität unserer Bewacher, sondern deren völlige Willkür und Sinnlosigkeit. Beides schien nicht durch den Wunsch veranlasst, Disziplin und Gehorsam durchzusetzen und Fluchtversuche zu vereiteln. Es ging auch nicht bloss darum, uns zu demütigen, herabzuwürdigen und zu schwächen, obwohl das in gewisser Weise das Ergebnis war. Vielmehr hatte ich den Eindruck, dass alles Teil eines unerhörten, brutalen Verhaltenskodex war, den die Wachposten und die Beamten um seiner selbst willen befolgten.

Kein Befehl und keine Bemerkung wurden an uns gerichtet ohne den obligatorischen Zusatz «polnische Schweine». Die Wächter schienen förmlich auf die Gelegenheit zu lauern, uns einen Tritt in den Bauch oder einen Schlag ins Gesicht versetzen zu können. Alles, was sich nur irgendwie als Ungehorsam oder Mangel an Disziplin deuten liess, die kleinste Verfehlung oder Unachtsamkeit, wurde sofort und schmerzhaft geahndet. In meiner kurzen Zeit im Lager erlebte ich mit, dass mindestens sechs Männer von Kugeln zerfetzt wurden, weil sie entweder versucht oder den Eindruck erweckt hatten, sie könnten versuchen, über den Stacheldraht zu klettern.⁶

Im Zug hatte ich die Bekanntschaft von drei Männern gemacht, und als wir in Radom ankamen, blieben wir zusammen. In der ersten schlaf-

losen Nacht stellten wir fest, dass wir alle den Wunsch und die Entschlossenheit hatten, bei der erstbesten Gelegenheit zu fliehen. Das festigte unseren Zusammenhalt zu einer Art festen Gemeinschaft mit Regeln, in der wir unsere Begabungen, Besitztümer und unser Wissen teilten.

Zwei der anderen waren Bauern, ausgeglichene, verlässliche und tapfere Burschen, die sich durch unser Unglück nicht im Mindesten entmutigen liessen. Der dritte war einer der denkwürdigen Menschen, die ich in diesem Krieg kennengelernt habe: Menschen, die allein durch ihre Anwesenheit Licht in Zeiten ansonsten hoffnungsloser Dürsterkeit brachten und sie ein wenig erträglicher machten.

Er hiess Franek Maciąg und war vor dem Krieg Mechaniker in der nahe gelegenen Stadt Kielce gewesen. Franek war ein starker, schwerer Mann von etwa dreissig Jahren mit einem Schopf widerspenstiger schwarzer Haare, die an Draht erinnerten und beständig zu Scherzen Anlass gaben. Er war klug und gewitzt und vertraute fest auf unsere Fähigkeit, die Deutschen zu überlisten, gegen die er brennenden Hass und Verachtung hegte. Irgendwie hatte er es geschafft, sich eine unschätzbare wertvolle natürliche Wärme und Heiterkeit zu erhalten.

Als wir unsere Habseligkeiten durchgingen, stellten wir fest, dass wir eine Reihe nützlicher Dinge besaßen. Den Bauern war es gelungen, mehrere Paar Socken und lange Strümpfe zu beschaffen und aufzubewahren. Einer besass ein Essbesteck in hervorragendem Zustand, das im Ersten Weltkrieg seinem Vater gehört hatte. Franek förderte Rasierzeug zutage, ein Taschenmesser und hundert Złoty, die in seine Unterwäsche eingenäht waren. Das freute uns sehr, denn von den Eisenbahnern in Lublin hatten wir gehört, dass die polnische Währung immer noch in Umlauf war, wenn auch mit vermindertem Wert. Ich hatte mein goldenes Medaillon um den Hals und zweihundert Złoty in einer Schuhsohle.

Der natürliche Mut und Sinn für das Praktische dieser drei Männer

stärkten mich und halfen mir sehr. Umgekehrt erkannten sie, dass ich ein gebildeter Mensch war und ein bisschen Deutsch konnte, und setzten auf meinen Erfindungsreichtum und ein gewisses Mass an Führung von mir. Ich denke, sie hatten erraten, dass ich ein Offizier in der Uniform eines einfachen Soldaten war, aber sie stellten mir keine Fragen. Sehr bald gab mir Franek den Spitznamen «Professor», und der blieb mir.

Unsere kleine Gemeinschaft erwies sich als ein sehr befriedigendes Arrangement. Am ersten Tag liess mir Franek eine Rasur angedeihen, die ich wirklich sehr nötig brauchte. Meine Haut war schon immer empfindlich gewesen und nun mit allen möglichen Rötungen übersät, Folgen der Kombination von Bartwuchs, Dreck, Erschöpfung und schlechter körperlicher Verfassung. Die Rasur war eine wohltuende Form von Folter. Sie dauerte fast eine Stunde, und ich ertrug sie nur, indem ich die Zähne zusammenbiss, Franeks Witzen lauschte und weil ich vor den anderen keine Schwäche zeigen und nicht den Anschein erwecken wollte, dass ich keine Schmerzen aushalten könnte.

Wir kamen überein, dass einer von uns immer die Essensrationen für alle vier holen sollte. Das ersparte uns viele Wege in die «Küche», die häufig von einem deutschen Unteroffizier mit einer dicken Peitsche besucht wurde, die er mit furchtbarer Effizienz schwang, manchmal unter dem Vorwand, Ordnung zu schaffen, oder ganz ohne Vorwand. Er musste dafür sorgen, dass wir rechtzeitig aufstanden, und machte bei dieser Aufgabe reichlich von der Peitsche und zusätzlich von seinen schweren, mit Nägeln beschlagenen Stiefeln Gebrauch. Wir halfen einander ausserdem beim Organisieren von Lebensmitteln, das am dritten Tag nach unserer Ankunft begann.

Das Lager lag ausserhalb der Stadt, und wir bemerkten, dass eine oder mehrere unsichtbare Hände immer wieder, aber in unregelmässigen Abständen, in Papier eingewickelte Pakete über den Stacheldrahtzaun warfen.

Die Pakete enthielten meistens Brot und Obst, seltener ein Stück Schinken, Geld oder sogar ein Paar alte, aber immer noch brauchbare und buchstäblich unbezahlbare Schuhe. Die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer im Lager, und jeden Tag durchkämmten Scharen von Männern die Büsche in der Nähe des Zauns, um einen solchen Schatz zu ergattern.

Ich muss sagen, dass ich bei der Suche beträchtlichen Spürsinn entwickelte. Ich fand heraus, dass am häufigsten Pakete in einen Teil des Lagers geworfen wurden, den nur die ausgetauschten Gefangenen erreichen konnten und nicht die Kriegsgefangenen. Es war eine mit Büschen überwachsene Stelle hinter unserer Latrine. Ich ging so oft wie möglich dorthin und wurde schliesslich mit einem Paket belohnt. Ich öffnete es: Es enthielt eine mit Schmalz bestrichene Scheibe Brot, eine winzige Menge Salz in einem separaten Papier und eine Flasche einer widerlich riechenden Flüssigkeit, mit der ich nichts anzufangen wusste.

Stolz trug ich das Paket zu den anderen Männern. Franek öffnete die rätselhafte Flasche und stiess einen Freudenschrei aus. Es war ein Mittel gegen Läuse und Krätze und sein Gewicht in Gold wert. Unsere Körper, Haare, Kleider und Pritschen waren mit Läusen und anderem Ungeziefer verseucht. Franek teilte den Inhalt akribisch zwischen uns auf und achtete peinlich darauf, nicht einen einzigen Tropfen zu verschütten. Das Mittel war sehr wirksam und erleichterte uns das Leben beträchtlich, wengleich wir nach der Anwendung noch schlimmer stanken als zuvor.

Im Lauf der nächsten drei Tage sammelte ich unweit der Latrine drei weitere Pakete ein und nahm Kontakt zu unserem umsichtigen Wohltäter auf. Wir rissen von einem Paket ein Stück Papier ab, und mit dem Rest eines Bleistifts kritzelte ich eine Botschaft darauf:

«Könnten Sie uns Zivilkleidung zukommen lassen? Vier von uns wollen alles riskieren, um zu fliehen.»

Am nächsten Tag eilte ich gleich bei Tagesanbruch zu der Stelle und suchte zwischen den Büschen. Ich wollte schon fast aufgeben, als ich auf

ein Paket stiess. Es enthielt wieder Essen und eine Nachricht:

«Kann keine Kleidung bringen, weil ich gesehen würde. In ein paar Tagen werdet ihr das Lager zur Zwangsarbeit verlassen. Versucht auf dem Weg zu entkommen.»

Ich brachte Essen und Nachricht zu meinen Gefährten. Wir grübelten über die Worte nach und entschieden, uns bereitzuhalten.

Fünf Tage darauf wurden wir früher als üblich geweckt. Der Unteroffizier baute sich mit seiner Peitsche vor uns auf und trat besonders heftig gegen unsere Beine und Rippen. In der tristen Morgendämmerung wurden wir zusammengetrieben und ohne ein Wort der Erklärung zu dem nahe gelegenen Bahnhof geführt. Unterwegs flüsterten meine Kameraden und ich fieberhaft miteinander. Wir wurden streng bewacht und sahen keine Chance, aus der Kolonne auszubrechen und uns in die Büsche zu schlagen. Wir beschlossen zu warten, die Zugfahrt würde vermutlich eine Gelegenheit bringen, die eher Erfolg versprach.

Am Bahnhof stand eine Reihe von Güterwaggons bereit. Die Wächter trieben uns «polnische Schweine» mit Gewehrkolbenstössen und Geschrei zur Eile an und in die Waggons hinein, immer etwa sechzig bis fünfundsechzig Mann in einen. Drinnen folgerten wir aus Geruch und Bauweise, dass die Waggons normalerweise zum Viehtransport verwendet wurden. Sie waren etwa fünfzehn Meter lang, dreissig Meter breit und zweieinhalb Meter hoch. Licht drang ausser durch die Tür nur durch vier kleine Fenster herein, die sich ungefähr in Augenhöhe befanden.

In der Mitte jedes Waggons stand ein Eimer Wasser. Sobald wir alle drinnen waren, kam ein Feldwebel in Begleitung eines Wächters herein, der einige Laib trockenes Brot trug. Der Feldwebel postierte sich mit gezogener Pistole an der Tür, während das Brot verteilt wurde. Dann trat der Wächter neben ihn, ebenfalls mit gezückter Waffe. Der Feldwebel

schaute sich um und bedeutete uns dann mit seiner Pistole, dass wir uns setzen und still sein sollten. Er blickte finster und sprach in raschem, barschem, gebrochenen Polnisch zu uns.

«Aufgepasst. Ihr werdet an einen Ort gebracht, wo ihr freigelassen werdet und arbeiten könnt. Wenn ihr euch anständig verhaltet, habt ihr nichts zu befürchten. Der Zug ist gut bewacht. Wer zu fliehen versucht, wird erschossen. Alle sechs Stunden dürft ihr den Zug für fünfzehn Minuten verlassen. Wer Unruhe stiftet oder den Waggon verschmutzt, wird erschossen.»

Er schaute uns drohend an, als erwarte er Widerworte. Dann stieg er aus, gefolgt von dem Wachmann. Die Tür wurde von aussen verriegelt, wir hörten, wie eine Eisenstange einrastete. Von den anderen Waggons kamen ähnliche Geräusche: Reden und das Verriegeln der Türen. Von draussen drangen unverständliche Befehlsrufe, dann setzte sich der Zug in Bewegung und rollte langsam und rüttelnd aus dem Bahnhof von Radom heraus.

Der Zug fuhr zögernd, hielt häufig an und erreichte immer nur für kurze Abschnitte seine Höchstgeschwindigkeit. Drinnen war die Luft heiss, stickig und übel riechend, die Hinterlassenschaften der Tiere mischten sich mit den Ausdünstungen unserer steifen, ungewaschenen Körper. Aufgeregt und im Flüsterton besprach ich mich mit meinen drei Kameraden.

«Jetzt oder nie», sagte ich zu ihnen, «wenn wir nicht aus dem Zug entkommen, bleiben wir bis Kriegsende in den Händen der Deutschen.»

Die anderen stimmten mir zu und machten Vorschläge, wann und wo wir fliehen sollten. Einer der Bauern meinte, wir sollten am besten versuchen, bei einem der versprochenen fünfzehnminütigen Aufenthalte zu verschwinden. Wir hielten dagegen, dass wir dabei streng bewacht würden. Schliesslich vereinbarten wir, den Einbruch der Dunkelheit abzuwarten. Wir würden dann wohl in der Nähe der Wälder rund um Kielce sein, aber aus einem Fenster zu springen blieb schwierig. Ich er-

innerte mich an einen Trick aus meiner Kindheit: Drei Männer würden einen vierten hochheben und ihn halb stossen, halb aus dem Fenster werfen.

Ein Bauer wandte ein, dafür bräuchten wir die Hilfe anderer Männer in unserem Waggon. Franek meinte, dass wir so oder so die Zustimmung der anderen Männer in dem Waggon zu unserem Vorhaben brauchten. Wahrscheinlich würden sie für unsere Tat bestraft werden, und wenn sie unsere Flucht verhindern wollten, wäre es sowieso um uns geschehen. Er wandte sich an mich und sagte nachdrücklich:

«Du musst sie überzeugen. Sag ihnen, wer du bist und warum du fliehen willst. Sprich zu ihnen.»

Nach kurzem Zögern willigte ich ein. Meine Rolle bei der Sache liess nicht zu, dass ich mich verweigerte. Ausserdem war ich als Redner nicht ganz ungeübt. In jungen Jahren war es mein grösster Ehrgeiz gewesen, ein guter Redner zu werden. Ich hatte eifrig geübt und mich bemüht, mir die Kniffe aller berühmten Männer der europäischen Politik und Diplomatie anzueignen.

Unser Plan stand fest. Unruhig sassen wir da, vor Aufregung wie elektrisiert, und warteten auf den Einbruch der Nacht und die Wälder von Kielce. Franek ging immer wieder zum Fenster, um einen Blick hinauszuerwerfen. Von einem solchen Ausflug kehrte er so hastig zurück, dass er über die Beine eines Mannes stolperte, der in seinem Weg sass.

«Jetzt», flüsterte er atemlos. «Gleich sind wir an einer idealen Stelle. Jetzt ist es Zeit für deine Rede.»

Ich erhob mich, holte tief Luft und grub die Fingernägel fest in meine Handflächen, um meine Nerven unter Kontrolle zu halten. Mit lauter Stimme begann ich:

«Bürger Polens!», rief ich. «Ich habe euch etwas zu sagen. Ich bin kein einfacher Soldat, sondern Offizier. Wir, diese drei Männer und ich, werden aus dem Zug springen. Nicht weil es uns um unsere Gesundheit oder Sicherheit geht, sondern weil wir uns der polnischen Armee an-

schliessen wollen. Die Deutschen sagen, sie hätten unsere Armee ausgelöscht, aber wir wissen, dass sie lügen. Wir wissen, dass unsere Armee immer noch tapfer kämpft. Wollt ihr eure Pflicht als Soldaten tun und mit mir fliehen, um weiter für unser Land zu kämpfen?»

Bei meinem ersten lauten Anruf hatten sie mir verwundert ihre Aufmerksamkeit zugewandt. Viele lächelten, als hätte ich plötzlich den Verstand verloren. Als ich fortfuhr, wurden sie ernst, und ich erkannte, dass viele sich unserem Vorhaben widersetzen wollten. Ich machte eine Pause. Sofort setzte lautes Stimmengewirr ein, teils Zustimmung, teils Einwände. Vor allem eine Gruppe von sieben oder acht älteren Soldaten hinten im Waggon blieb hartnäckig in ihrem Widerstand.

«Warum sollten wir euch helfen?», rief einer mir zu. «Wenn ihr flieht, werden die Deutschen uns erschiessen. Wir haben nichts zu gewinnen, wenn wir selber aus dem Zug springen. Die Deutschen werden uns anständig behandeln, sobald wir arbeiten. Wenn ihr abspringt, setzen wir das alles auf Spiel.»

Ein paar Männer stimmten ihm zu. «Ja, ja!», riefen sie. «Lasst sie nicht springen. Wir werden alle erschossen.»

Ich war schon immer überzeugt, dass Wut der beste Antrieb für einen Redner ist. Empört über diesen Auftritt, setzte ich zu einer Tirade an, bei der mir von selbst alle demagogischen und rhetorischen Tricks einfielen, die ich jemals gelernt hatte. «Wir sind junge Männer», schloss ich eindringlich. «Die meisten von uns sind Anfang zwanzig, manche erst achtzehn. Wir haben nicht vor, unser Leben als Sklaven der Deutschen zu verbringen. Sie wollen Polen unterjochen und das polnische Volk vernichten. Das haben sie oft genug gesagt. Eines Tages könnt ihr vielleicht tatsächlich heimkehren. Was werden dann eure Familien sagen, wie werden eure Freunde reagieren, wenn sie erfahren, dass ihr unseren Feinden geholfen habt?»

Es gab noch einigen geflüsterten Widerstand, aber er schwand rasch. Ich hatte zwar nicht die Mehrheit der Gefangenen überzeugt, mit uns zusammen die Flucht zu versuchen, aber wenigstens würden sie uns

nicht hindern. Acht Soldaten traten vor und schlossen sich uns an. Gemeinsam schrien wir die verbliebenen Gegner nieder. Ein paar Männer, die zuerst nicht hatten mitmachen wollen, erklärten sich sogar bereit, uns bei dem Sprung aus den Fenstern zu helfen.

Inzwischen war es so dunkel, dass wir es riskieren konnten. Ausserdem hatte es zu regnen begonnen, was zwar für uns Nässe und Not bedeutete, aber auch, dass weniger Wachen draussen sein würden. Ich erklärte kurz, was wir tun würden, dann stellten wir uns in Gruppen von etwa acht Mann vor zwei Fenstern auf. Franek machte den Anfang. Ein Mann packte ihn an den Schultern, ein zweiter an den Knien, ein dritter an den Füßen. Ich zählte bis drei, und dann schoben und drückten sie ihn durch das Fenster. Wir warteten einen Augenblick. Es war nichts zu hören. Ich schaute aus dem Fenster, sah aber Franek nirgendwo. Entweder war er weggelaufen, oder er lag auf der Erde, unsichtbar in Regen und Dunkelheit.

Der Zug fuhr nun ziemlich langsam, weil die Strecke sich durch die Wälder wand. Wir machten fieberhaft weiter. Jede Gruppe nahm einen Mann hoch, hievte ihn durch das Fenster und stiess ihn in die Dunkelheit. Nachdem vier Männer gesprungen waren, hörten wir einen Schuss. Und dann glitt der Strahl eines starken Scheinwerfers an unserem Zug entlang.

Wir unterbrachen. Ich begriff sofort, dass der Schuss und der Lichtstrahl von einem Wachposten auf dem Dach eines Waggons gekommen sein mussten – wahrscheinlich auf dem letzten Waggon.

«Weiter, bis der Zug hält!», rief ich. «Wir müssen uns beeilen.»

Ich fragte mich, ob sie den Zug stoppen würden. Ich hoffte, die Deutschen fänden es nicht nötig, wegen einer Handvoll Männer von ihrem Fahrplan abzuweichen. Offenbar dachten sie tatsächlich so, denn der Zug fuhr weiter. Wir beförderten noch vier Männer nach draussen, dann hörten wir eine Salve von Gewehrschüssen. Wir schoben zwei weitere Männer hinaus. Als einer auf dem Boden aufkam, hörten wir ein lautes

«Jesus!» und danach einen Schmerzensschrei. Es waren nur noch drei Männer übrig, ich war einer davon. Nun war es zu spät, um ans Aufhören auch nur zu denken. Die andere Gruppe schob einen ihrer letzten beiden Männer hinaus, während ich zum Fenster getragen wurde. Ein oder zwei weitere Schüsse waren zu hören, als sie mich nach vorn stießen und ich durch die Luft flog.

Ich landete auf den Füßen, die Bewegung des Zugs und der Sprung zogen mich vorwärts und nach links. Ich stolperte noch ein paar Schritte weiter, kämpfte, um mein Gleichgewicht wiederzugewinnen, und fiel dann mit dem Gesicht zu Boden. Dichtes Gras dämpfte den Aufprall von Kopf und Körper. Ich rang nach Luft, war aber unverletzt. Immer noch waren Schüsse zu hören. Ich erhob mich und rannte Schutz suchend auf die Bäume zu, hinter einem kauerte ich mich zusammen und wartete, ob jemand zu mir stossen würde. Die Schüsse hörten auf, der Zug ratterte weiter; ein Suchkommando würden die Deutschen wohl nicht losschicken.

Ich wartete fast eine halbe Stunde und hoffte, dass jemand von den anderen auftauchen würde. Wie mochte es ihnen ergangen sein? Nun tat es mir leid, dass ich nicht verabredet hatte, wie ich meine drei Freunde wiedertreffen könnte – vor allem Franek, der diesen Teil des Landes gut kannte. Endlich sah ich, wie jemand zwischen den Bäumen auf mich zukam. Ich rief ihn an und fragte, ob er verletzt sei. Er verneinte und trat zu mir. Es war ein sehr bleicher, verängstigter junger Soldat von vielleicht achtzehn Jahren mit einem dünnen, knabenhaften Körper und lockigen Haaren. Er schien besser in eine Schule oder ein Waisenhaus zu passen als in eine Armee.

Offensichtlich hatte er verzweifelt nach jemandem gesucht, der ihm weiterhelfen konnte. Ich forderte ihn auf, sich zu setzen und eine Weile auszuruhen, und sagte, er solle sich keine Sorgen machen, wir seien den Deutschen endgültig entkommen, sie würden uns nicht verfolgen. Er fragte mich, was ich vorhätte. Ich sagte ihm, letztlich wolle ich nach Warschau zurückkehren, aber zunächst einmal müssten wir uns um Zi-

vilkleidung kümmern, um einen Unterschlupf und etwas zu essen. Er meinte, Warschau wäre auch für ihn gut, denn dort habe er eine Tante. Eine Zeit lang sassen wir in der Dunkelheit und machten Pläne.

Wir befanden uns in einem Teil Polens, den wir beide nicht gut kannten. Wir trugen Uniform, hatten keinerlei Dokumente und keine Ahnung, wie es um uns herum aussah. Wir waren hungrig, geschwächt durch die Strapazen der letzten Wochen, und unsere fadenscheinige Kleidung bot keinen Schutz vor dem strömenden Regen. Unter diesen Umständen blieb uns nichts anderes übrig, als unser Glück zu versuchen. Entschlossen, an die erste Tür zu klopfen, auf die wir stossen würden, standen wir auf und marschierten durch den Wald, bis wir auf ein Stück nackten Boden stiessen, das entweder ein Pfad oder eine Strasse war.

Nach drei Stunden Marsch durch den Regen erblickten wir die Umrisse eines Dorfs vor uns. Wir verlangsamten unsere Schritte und näherten uns vorsichtig. Auf Zehenspitzen schlichen wir zu dem ersten Gebäude, einem kleinen typischen Bauernhaus. Zögernd standen wir vor der Tür, unter der gedämpftes Licht hervordrang. Als ich die Hand hob, um anzuklopfen, zitterte ich vor Anspannung und Furcht. Um die Angst zu übertönen, schlug ich laut gegen die Tür.

«Wer ist da?» Die unsichere Stimme des Bauern beruhigte mich ein wenig.

«Bitte, kommen Sie heraus.» Ich versuchte, höflich, aber bestimmt zu klingen. «Es ist sehr wichtig.»

Die Tür ging langsam auf, im Türrahmen erschien ein alter Bauer mit grauen Haaren und einem grauen Bart. Er stand in Unterwäsche vor uns, offenbar hatte er Angst, und ihm war kalt. Als mich ein Schwall warmer Luft aus dem Innern streifte, überwältigte mich fast der Wunsch, hineinzugehen und mich aufzuwärmen.

«Was wollen Sie?», fragte er mit einer Mischung aus Angst und Unwillen.

Ich ignorierte die Frage und beschloss, direkt an seine Gefühle zu appellieren.

«Sind Sie Pole oder nicht? Antworten Sie mir.»

«Ich bin polnischer Patriot», antwortete er schneller und gefasster, als ich erwartet hatte.

«Lieben Sie Ihr Land?», fuhr ich unbeirrt fort.

«Jawohl.»

«Glauben Sie an Gott?»

«Gewiss.»

Der alte Mann bekundete beträchtliche Ungeduld bei meinen Fragen, wirkte aber nicht mehr verängstigt – nur neugierig. Ich machte mich daran, seine Neugier zu befriedigen.

«Wir sind polnische Soldaten und soeben den Deutschen entkommen. Wir wollen uns der Armee anschliessen und helfen, Polen zu befreien. Noch sind wir nicht geschlagen. Sie müssen uns helfen, uns Zivilkleidung geben. Wenn Sie das ablehnen und uns den Deutschen ausliefern, wird Gott Sie strafen.»

Er warf mir einen fragenden Blick unter dicken Augenbrauen zu. Ich konnte nicht entscheiden, ob er amüsiert, beeindruckt oder alarmiert war.

«Kommen Sie herein», meinte er knapp, «raus aus dem scheusslichen Regen. Ich werde Sie nicht den Deutschen ausliefern.»

Drinne liessen wir uns in zwei alte Lehnstühle fallen, die einmal Schmuckstücke gewesen sein mochten, nun aber zerschlissen und wackelig waren. Sie passten nicht recht zu den übrigen Möbeln: einem Tisch, einer Bank und zwei einfachen Stühlen aus rohem Kiefernholz. Eine Öllampe warf einen schwachen Schimmer in den Raum. Eine alte Bäuerin mit runzeligem, wettergegerbtem Gesicht und Kopftuch sass an dem ramponierten Ofen, der die magische Wärme verströmte.

Wir rückten unsere Sessel näher an den Ofen. Es war, als würde jeder Muskel und jeder Knochen in meinem Körper auf einmal in wohltuender Entspannung schmelzen. Der Bauer sprach gestikulierend zu seiner Frau:

«Das sind polnische junge Männer, Soldaten, die den Deutschen ent-

kommen sind. Sie frieren und haben Hunger. Gib ihnen etwas, das die Kälte aus ihren Knochen vertreibt.»

Sie lächelte uns an und machte sich dann geschäftig daran, Milch zu erwärmen. Dann goss sie die heisse Milch in zwei dicke Tassen und reichte sie uns zusammen mit zwei Scheiben Schwarzbrot. Wir assen und tranken mit Genuss. Als wir fertig waren, dankte ich den beiden überschwänglich in der Hoffnung, ich könnte damit den barschen Ton wiedergutmachen, den ich draussen angeschlagen hatte.

Der Bauer blieb schweigsam und unverbindlich. «Gehen Sie jetzt schlafen», sagte er beiläufig. «Morgen, wenn Sie ausgeruht sind, reden wir weiter.»

Er stand auf, bedeutete uns, ihm zu folgen, und öffnete eine Tür zu einer kleinen, dunklen Kammer.

«Es gibt nur ein Bett», teilte er uns mit, «aber es ist gross genug für zwei. Bettdecken liegen darauf, falls Sie welche brauchen.»

Wir zogen uns rasch aus und krochen unter die Bettdecken. Es war für uns beide die erste richtige Matratze seit Wochen. Sie war dünn und uneben, der Bezug rau und kratzig, aber wir merkten es kaum. Wir gratulierten uns zu unserem Glück und sanken in Schlaf. In der Nacht erwachte ich mehrmals. Mir war, als würde ich am ganzen Körper gestochen und gebissen, aber ich war zu schlaftrunken, um Nachforschungen anzustellen, und weil mein Gefährte friedlich schlummerte und schnarchte, beschloss ich, dass ich entweder geträumt hatte oder die vielen Pickel spürte, die ich angesammelt hatte. Wie sich herausstellte, war es weder das eine noch das andere. Das Bett war von Flöhen verseucht. Am nächsten Morgen sassen sie überall auf uns, und es dauerte Wochen, bis ich sie wieder los war.

Als wir erwachten, war es fast Mittag, und helle Sonnenstrahlen schienen durch ein schmales Fenster über unserem Bett herein. Trotz der Flöhe fühlte ich mich unglaublich erholt und voller Hoffnung und Tatendrang.

Der Bauer hatte anscheinend gehört, dass wir uns regten, und trat oh-

ne anzuklopfen ein, als wir gerade Jagd auf die Flöhe machten und laut über sie schimpften.

«Es hat keinen Zweck, es sind zu viele», sagte er lachend. «Es tut mir leid, dass wir Ihnen nichts Besseres bieten konnten, meine Herren, aber die Flöhe sind harmlos.»

Ich murmelte, wir hätten trotz allem sehr gut geschlafen, und dankte ihm für seine Gastfreundschaft.

«Wir können nicht viel für Sie tun», fuhr er fort. «Wir waren vorher schon arme Leute, und jetzt, seit die Deutschen hier sind, ist alles noch schlimmer geworden. Wir werden Ihnen helfen und Ihnen geben, was wir haben, aber Sie müssen sich beeilen. Jeden Augenblick können die Deutschen kommen und Sie suchen.»

«Sie sind ein guter Mann», sagte ich zu ihm.

Der alte Bauer überreichte uns, was wohl seine letzten Kleidungsstücke waren: zwei Hosen und zwei warme, wenn auch löchrige Jacken. Wir zogen die Sachen an und überliessen ihm dafür unsere Uniformen. Wir boten ihm Geld aus unserem kleinen Złoty-Vorrat an, aber er lehnte standhaft ab. Die Bauersfrau gab uns noch einen Becher Milch und zwei Laibe Schwarzbrot.

Als wir in unserem neuen zivilen Ornat an der Tür standen, die Brotlaibe an uns gedrückt, fragte der Bauer, ob wir eine Ahnung hätten, wo wir uns befanden und wohin wir gehen wollten.

«Wir müssen irgendwo in der Nähe von Kielce sein», antwortete ich, «und wir gehen dorthin, wo die polnische Armee gegen die Deutschen kämpft.»

«Dann gehen Sie nirgendwohin.»

«Wie meinen Sie das?»

«Es gibt keine polnische Armee mehr. Soldaten schon. Viele Soldaten. Aber die polnische Armee hat vor drei Wochen zu kämpfen aufgehört. Haben die Deutschen Ihnen das nicht gesagt?»

Ich konnte es nicht fassen. Mein erster Gedanke war, dass dieser einfache Mann offenbar der Propaganda des Feindes auf den Leim gegangen war.

«Doch, die Deutschen haben uns das gesagt, aber wir haben ihnen nicht geglaubt. Sie sind Lügner, und Sie sollten sich nicht so leicht von ihnen täuschen lassen.»

«Es ist keine Täuschung. Alle wissen, dass es keine polnische Armee mehr gibt. Sie haben es im Radio gehört und in der Zeitung gelesen. Nachbarn haben es uns gesagt, nicht die Deutschen. Warschau und die Küste haben sich über Wochen verteidigt, mussten aber aufgeben. Nun existiert nicht einmal mehr ein Land namens Polen. Die Deutschen haben sich die eine Hälfte von Polen genommen und die Russen die andere.»

Ich wandte die Augen von dem faltigen, traurigen Gesicht des Bauern ab. Da bemerkte ich, dass die Schultern meines Kameraden zitterten. Seine Brust hob und senkte sich, sein Gesicht war rot und verzerrt.

«Nur Gott kann uns retten», sagte die alte Frau in unser Schweigen hinein.

«Es gibt keinen Gott!», rief mein Kamerad.

«Doch, mein Junge», antwortete sie ruhig. «Es gibt einen Gott. Er allein ist uns geblieben.»

Ich legte ihm einen Arm um die Schultern.

«Nimm es nicht so schwer. Frankreich und England werden uns zu Hilfe kommen. Sie sind schon dabei, es den Deutschen heimzuzahlen.»

Dann wandte ich mich dem Bauern zu, meinen Arm immer noch auf den Schultern des Jungen.

«Haben Sie etwas von Frankreich oder England gehört?», fragte ich. «Wissen Sie, was die Alliierten unternehmen?»

«Ich weiss nichts von den Alliierten», entgegnete er. «Ich weiss nur, dass sie uns nicht zu Hilfe gekommen sind.»⁷

Die Bauersfrau trat zu dem Jungen und versuchte ihn zu trösten.

«Sie müssen tapfer sein, junger Mann. So etwas passiert Polen nicht zum ersten Mal. Die Deutschen werden vertrieben werden.

Glauben Sie, und gehen Sie nach Hause. Wenigstens sind Sie am Leben und gesund.»

Der Junge sagte nichts. Der Bauer erklärte uns, wie wir die Strasse nach Kielce und weiter nach Warschau finden würden. Seine Frau küsste uns beide auf die Wangen, und ich brach beinahe selbst in Tränen aus, als ich mich zu ihr hinabbeugte. Sie sprach einen Segen über uns, und dann gingen wir.

Wir marschierten langsam auf der Hauptstrasse in Richtung Kielce, der Junge weinte die ganze Zeit leise vor sich hin. Wir brauchten drei Stunden, bis wir die Stadt erreichten – der Junge mit verschlossener, düsterer Miene.

Er schien unfähig, die Fragen zu beantworten, die ich ihm stellte, oder hatte sich zumindest nicht genügend unter Kontrolle, um mit mehr als einem Nicken oder Kopfschütteln zu reagieren. In Kielce oder vielmehr dem, was von der Stadt übrig geblieben war, erblickte ich eine Krankenschwester in der Uniform des polnischen Roten Kreuzes. Ich erklärte ihr die Verfassung des Jungen, so gut ich konnte, sagte, dass er Ruhe und dauernde Betreuung brauche und dass man darauf achten solle, dass er nicht womöglich Selbstmord beging. Sie versicherte mir, dass man sich um ihn kümmern werde; auch ich könne beim Roten Kreuz Zuflucht suchen. Ich lehnte ab und bat sie, mir den Weg nach Warschau zu zeigen. Das tat sie, wünschte mir Glück, und ich setzte meinen Weg allein fort.

4

DAS ZERSTÖRTE POLEN

IN KIELCE RUHTE ICH MICH nur kurz aus und eilte sofort weiter durch die Vororte zu der Landstrasse nach Warschau. Ich verspürte einen unwiderstehlichen Drang zur Eile, Warschau war für mich wie das Gelobte Land, eine Zuflucht, als würde ich dort etwas finden, auf das ich meine Existenz gründen könnte, als würde ich dort, wenn schon nicht Trost und Sicherheit erlangen, so doch wenigstens einen Hinweis oder eine Ahnung, was ich weiter tun sollte, denn derzeit schien mir mein Leben ganz ohne Sinn und Richtung.

Inzwischen ging die zweite Novemberwoche des Jahres 1939 zu Ende. Elf Wochen waren vergangen seit der Nacht, als man mir den roten Zettel ausgehändigt hatte, der mein Pass für den Krieg gewesen war. Kaum mehr als zwei Monate lag der Augenblick zurück, als ich von dem fürchterlichen Krachen der Bomben geweckt worden war, die auf Oswięcim fielen. Diese Wochen, so wurde mir nun klar, waren eine einzige Abfolge immer neuer Schocks gewesen. Die Welt, in der ich gelebt hatte, stürzte zusammen. Ich war wie ein Schiffbrüchiger auf dem Meer, über den eine Welle nach der anderen hereinbricht. Bis zur endgültigen Erschöpfung.

Polen gab es nicht mehr. Das Land war verschwunden, und mit ihm das Leben, das ich früher geführt hatte. Jetzt begriff ich manche Reaktionen, die ich bei anderen Männern beobachtet hatte: Ich begriff den Mann, der in Tarnopol Selbstmord begangen hatte; den Soldaten, der gesagt hatte, das Leben sei zu schwierig und die Welt zu schmutzig. Ich verstand nun, wie sich der Junge gefühlt hatte, den ich vor Kurzem – immer noch schweigend und weinend – in Kielce zurückgelassen hatte. Sie hatten vor mir erkannt, dass Polen verloren war, und hatten aufrich-

tiger und menschlicher reagiert, als ihnen das bewusst wurde. Sie waren sie selbst. Und ich, war ich ich selbst, als ich so unvernünftig von dieser polnischen Armee schwadroniert hatte, die irgendwo immer noch tapfer kämpfte? Glaubte ich wirklich daran, oder war es nur Wichtigtuerei gewesen, mit der ich meine eigene Angst zum Schweigen bringen wollte?

Warum hat die Niederlage in Polen eine besondere Bedeutung?

Inwiefern ist Polen anders als andere Staaten? Und die polnische Nation anders als andere Nationen? Ich erinnerte mich an die Vorlesungen meiner Professoren an der Jan-Kazimierz-Universität in Lwów, an die Diskussionen mit meinem Vater und meinem Bruder ...

Die Polen empfinden ein besonders starkes Zusammengehörigkeitsgefühl als Nation, und sie haben erfahren, dass eine militärische Niederlage für die ganze Nation furchtbare Folgen hat. Andere Staaten wurden nach einer militärischen Niederlage besetzt, man erlegte ihnen Reparationszahlungen auf oder begrenzte die Stärke ihrer Armee, manchmal wurden sogar ihre Grenzen verändert. Wenn der polnische Soldat auf dem Schlachtfeld besiegt wurde, senkte sich das Gespenst der Vernichtung über die ganze Nation: Die Nachbarn plünderten und teilten das polnische Territorium und versuchten, die polnische Sprache und Kultur zu zerstören. Deshalb war für uns der Krieg immer ein totaler Krieg.¹

Jenen, die wissen, was für tief greifende Folgen eine Niederlage für ihr Leben hat, bleiben nur zwei mögliche Reaktionen: Die einen umgeben sich mit einer schützenden Mauer des Optimismus, der sie davor bewahrt, die wahre Lage zu erkennen; sie leben gewissermassen in ihrer eigenen Welt. Die anderen fallen angesichts des Wissens, was die Niederlage Polens bedeutet, in eine Depression, die sie bis zum Selbstmord treiben kann. Auch sie machen in gewisser Weise das Geschehene ungeschehen, aber auf andere Weise: durch den Tod.²

Beim Marschieren unterdrückte ich mehr oder weniger absichtlich

die Fragen, die mich Umtrieben. Ich wagte nicht zu denken, dass Polen als Staat vollständig, unwiderruflich untergegangen sein sollte. Ich hielt mich an dem Gedanken fest, dass Deutschland bald von den Alliierten geschlagen oder gezwungen würde, sich aus Polen zurückzuziehen. Und obwohl ich wusste, dass der polnische Widerstand zusammengebrochen war, konnte ich mich mit den Tatsachen nicht abfinden. Auf irrationale Weise glaubte ein Teil von mir immer noch, dass etwas geschah, zumindest in Warschau, ein Rest von polnischem Wirken, das noch nicht ganz zermalmt und ausgelöscht worden war.

Ich hastete nach Warschau, so schnell ich konnte. In den sechs Tagen, die ich bis in die Hauptstadt brauchte, verschwendete ich so wenig Zeit wie möglich und nutzte jede noch so kleine Gelegenheit, mein Tempo zu beschleunigen, als hätte ich eine wichtige Verabredung und müsste unbedingt pünktlich sein. Im Umkreis von Kielce waren die Strassen verlassen, aber sobald ich etwas ausserhalb war, traf ich immer mehr Flüchtlinge, die in Richtung Hauptstadt strömten. Und als ich schliesslich die grosse Hauptstrasse erreichte, war sie mit Fahrzeugen verstopft und beinahe unpassierbar.

Zu Fuss und mit jedem erdenklichen Fortbewegungsmittel waren Männer und Frauen jeden Alters und in jeder Verfassung unterwegs, die entweder von zu Hause flohen oder dorthin zurück wollten. Die meisten waren allem Anschein nach ehemalige Bewohner Warschaus: Händler, Arbeiter, Ärzte, Anwälte und so weiter. Andere kamen aus kleineren Städten und Dörfern, die nach Artilleriebeschuss und Bombenabwürfen nicht mehr bewohnbar waren. Manche waren offensichtlich Bauern und trugen das bei sich, was ihnen von ihren wenigen Habseligkeiten am wertvollsten schien. Frauen hatten Kinder im Arm und gingen mit dem stetigen, unbeirrbar Schritt von Hypnotisierten voran. Manche trugen Bündel mit Essen, andere Kleider, ein oder zwei sogar Bücher. Die Wagen ächzten und bogen sich unter kompletten Wohnungseinrichtungen.

Ich erinnere mich an den glänzenden Mahagonikorpus und die Tasten eines Klaviers hinten auf einem Wagen.

Einige verliessen Warschau auch, um auf das Land zurückzukehren, und bewegten sich mühsam gegen den Strom. Tausende waren unterwegs, Menschen von unterschiedlicher Art: unverletzte wie ich, die keine Gelegenheit gehabt hatten, ihre blitzenden, aber veralteten Waffen einzusetzen. Es gab wenig Austausch unter den Flüchtlingen, jeder war zu sehr mit seinen eigenen Sorgen beschäftigt, um darauf zu achten, was um ihn herum passierte. Überhaupt wurde nur wenig gesprochen. Alle schwiegen und wirkten sehr erschöpft.

Ich fand ohne Schwierigkeiten Platz auf den Wagen und Karren. Viele waren nach langer Zeit hervorgeholt worden, und dauernd musste etwas daran notdürftig repariert werden. Die Geschirre waren Flickwerk, die meisten Pferde hatten wundgescheuerte Stellen. Mein Wissen und Können war sehr gefragt, deshalb war ich als Reisegefährte immer willkommen. Für meine Dienste erhielt ich nicht nur eine Transportgelegenheit, sondern oft auch einen Schlafplatz in einem Schuppen oder einer Bauernkate und etwas zu essen.

Überall sahen wir die Verwüstungen, die der Blitzkrieg hinterlassen hatte. Jede Stadt, jeder Bahnhof war von den Einschlägen von Bomben und Granaten gezeichnet. Skelette von Wohnhäusern und öffentlichen Gebäuden ragten steil aus Trümmerhaufen empor. Ich sah drei nackte Fundamente, wo ein Reihenwurf von Bomben offenbar drei Katen so sorgfältig vom Boden getilgt hatte, als hätte man Karotten ausgerissen. In vielen Städten hatte man Massengräber ausgehoben, weil die Einwohner angesichts der herannahenden Deutschen keine Zeit gehabt hatten, ihre Toten anständig zu begraben. Häufig beobachtete ich, wie Freunde und Verwandte die Gräber umstanden und Blumen darauf ablegten.

Auf den letzten vierzig Kilometern erlaubte ich mir den Luxus einer Zugfahrt. Durch meine Hilfe beim Reparieren von Wagen und Geschirren hatte ich ein wenig Geld verdient, und ich war sehr müde. Die Eisenbahn befand sich in einem furchtbaren Zustand.

Die Deutschen hatten alle modernen Lokomotiven und Waggons zur militärischen Verwendung nach Deutschland mitgenommen. Was nun noch rollte, waren Relikte aus dem letzten Krieg, mit geborstenen Fenstern, abblättrender Farbe, rostigen Rädern und heruntergekommenen Waggons.

Im Zug erkundigte ich mich vorsichtig bei ein oder zwei Passagieren, welche Papiere die Deutschen verlangten, wo Wachposten stationiert waren und wie gross die Gefahr war, verhaftet zu werden. Man sagte mir, an den grossen Bahnhöfen stünden Wachposten, es würden die üblichen Papiere verlangt, und sie verhafteten jeden, dessen Papiere verdächtig aussahen oder der grosse Mengen Essen bei sich trug. Ich war überrascht, dass Menschen verhaftet wurden, weil sie Essen in die Städte brachten. Aber in dem Punkt hatten meine Informanten recht. Die Deutschen verfolgten mittlerweile die Strategie, die grossen polnischen Städte auszuhungern.³ Andere Verhaftungen indes hatten nichts mit verdächtigen Papieren zu tun. Wer jung und gesund wirkte, konnte jederzeit verhaftet und in ein Zwangsarbeitslager deportiert werden. Die Deutschen fanden ohne Weiteres einen «Fehler» in den Papieren, soweit sie überhaupt einen Vorwand benötigten.

Sobald ich die Informationen hatte, die ich brauchte, schwieg ich. Da sich die Umstände so verändert hatten und ich wenig oder gar nichts darüber wusste, wie das Leben unter deutscher Herrschaft vonstattenging, schien es mir das Beste, für mich zu bleiben und mich so unauffällig wie nur möglich zu verhalten. Ich beschloss, in den Vororten von Warschau auszusteigen, um den am Hauptbahnhof stationierten Deutschen zu entgehen. Viele andere machten es genauso. Ich freute mich, dass die Menschen schon wussten, wie sie sich der Kontrolle durch die Deutschen entziehen konnten.

Warschau war ein einziges Trümmerfeld, das Ausmass der Zerstörung noch grösser, als ich erwartet hatte. Nichts erinnerte mehr an die fröhliche Metropole. Die schönen Gebäude, die Theater, die Cafés, die Blumen, die ganze lebendige, heitere, vertraute Stadt war verschwunden,

als hätte sie nie existiert. Ich ging durch Strassen voller Schutt und Trümmer, das Pflaster schwarz und schmutzig. Die Einwohner wirkten erschöpft, müde und untröstlich. In den Parks, öffentlichen Gärten und sogar mitten auf den Strassen hatte man Gräber für die Toten ausgehoben, die man nicht zu einem Friedhof bringen konnte.

An der Ecke Marschallstrasse und Jerusalemallee, im Herzen der Stadt nahe des Hauptbahnhofs, hatte man die Pflastersteine abgetragen und ein Massengrab für unbekannte Soldaten ausgehoben. Es war mit Blumen bedeckt und von brennenden Kerzen umringt. Viele Trauernde knieten davor und beteten. Später erfuhr ich, dass diese Totenwache ununterbrochen gehalten wurde, seit die Männer drei Monate zuvor beerdigt worden waren.

In den nächsten Wochen sah ich immer wieder Menschen, die vom Morgengrauen bis zur Sperrstunde an diesem Grab trauerten. Mit der Zeit fanden die Rituale nicht mehr nur zum Gedenken an die Toten statt, sondern wurden auch zu Zeichen des politischen Widerstands. Im Dezember begriff der NS-Gauleiter für Warschau, Moser⁴, die Bedeutung dieses Grabes und befahl, die Leichen auszugraben und auf einem Friedhof zu bestatten. Aber selbst danach beteten noch Trauernde kniend an dieser Ecke, und Kerzen wurden entzündet, als wäre der Ort geheiligt durch eine Präsenz, die selbst die Schaufeln von Nazi-Soldaten nicht vertreiben konnten.

Ich stand schweigend eine Weile an dem Grab und ging dann zur Wohnung meiner Schwester im nahe gelegenen Praga-Viertel.⁵ Ich liebte meine Schwester sehr, ihre Freundlichkeit, Lebendigkeit und gute Laune. Vor dem Krieg hatte ich sie oft besucht, und mit ihrem Mann, einem achtunddreissigjährigen Ingenieur, verstand ich mich sehr gut. Nun hoffte ich inständig, dass den beiden nichts passiert war und ich wenigstens dort ein kleines Stück meines früheren Lebens wiederfinden würde.

Das Gebäude, in dem sie lebte, war relativ wenig beschädigt. Der vertraute Hauseingang sah aus wie immer. Bevor ich eintrat, wollte ich

automatisch meine Krawatte zurechtrücken, wie ich es immer getan hatte. Was für einen Anblick bot ich jetzt? Ich fasste an meinen Bart, der seit Wochen wucherte und dreckig und verfilzt war; meine Kleidung hing in Lumpen von meinem ungewaschenen Körper. Ich fragte mich, ob ich mich selbst auf der Strasse wiedererkennen würde. Wahrscheinlich würde ich mich für einen kranken alten Bettler halten und an mir vorübergehen. Bei diesem Gedanken musste ich laut auflachen.

Ich hörte sofort wieder auf, das Lachen schien mir unpassend und peinlich. Das Haus war still und wirkte leblos. Ich ging rasch an den Türen vorbei und verbannte die verstörenden Gedanken aus meinem Kopf. Das hier war das Haus, in dem meine Schwester wohnte. Es war alles vorbei. Ich war wieder zu Hause. Ich klopfte beherzt und wartete – keine Antwort. Ich klopfte wieder, eine Spur fester.

«Wer ist da?», fragte eine Stimme, die ich als die meiner Schwester erkannte, aber sie klang matter, nicht so lebhaft, wie ich erwartet hatte. Mir ging durch den Kopf, dass es wohl unklug wäre, laut meinen Namen zu rufen, und so klopfte ich als Antwort noch einmal sanft. Darauf hörte ich das Geräusch langsamer Schritte, die näher kamen, dann ging die Tür auf, und meine Schwester stand vor mir, eine Hand immer noch auf der Klinke.

Ich wollte sie in die Arme schliessen, sie küssen, ihr meine Zuneigung zeigen, aber etwas an ihrem Verhalten hinderte mich.

«Ich bin es, Jan», sagte ich, obwohl ich sicher war, dass sie es wusste. «Erkennst du mich?»

«Ja, komm herein.»

Ich folgte ihr ins Zimmer, erschreckt und besorgt durch ihr Benehmen. Nervös blickte ich mich in ihrer Wohnung um. Alles schien unverändert. Es war niemand sonst da. Ich überlegte, was der Grund für den kühlen Empfang sein mochte. Ihr Gesicht wirkte ausdruckslos und gealtert. Sie trug ein einfaches, aber ordentliches Kleid. Sie sagte nichts, gab keinen Hinweis, ob ihr meine Anwesenheit willkommen oder eher lästig war.

«Vor einer Woche bin ich den Deutschen entkommen», teilte ich ihr mit und redete gleich weiter, um Konversation zu machen und ihr eine Reaktion zu entlocken. «Wir waren auf dem Weg von dem Verteilungslager bei Radom zu einem Zwangsarbeiterlager. In Kielce bin ich aus dem Zug gesprungen. Ich brauchte eine Woche bis nach Warschau und bin direkt hierhergekommen.»

Sie hörte gleichgültig zu, mit abgewandtem Gesicht. Sie hielt sich steif aufrecht, als wende sie alle Willenskraft dafür auf und würde sonst zusammenklappen. Die Lebendigkeit, die sie immer ausgezeichnet hatte, ihre Fähigkeit, unmittelbar auf jedes Wort und jede Geste zu reagieren, war vollkommen verschwunden, und in dieser Verfassung erschien sie mir wie eine Fremde. Ihr Blick lag teilnahmslos auf einem Gegenstand irgendwo im Zimmer – rechts hinter mir. Ich drehte mich abrupt um und sah auf dem Schreibtisch an der Wand ein grosses Studioporträt ihres Ehemannes, das vor mehr als zehn Jahren aufgenommen worden war. Auf dem jungen, hübschen Gesicht strahlte ein breites, glückliches Lächeln. Sie hielt den Blick unverwandt auf das Foto gerichtet und registrierte meine Bewegung gar nicht.

«Was ist passiert?», fragte ich angstvoll. «Stimmt etwas nicht? Wo ist Aleksander?»

«Er ist tot. Vor drei Wochen wurde er festgenommen. Sie haben ihn verhört und gefoltert. Dann haben sie ihn erschossen.»

Sie sprach ruhig und kontrolliert. Das Leid hatte ihre Gefühle anscheinend so abgestumpft, dass sie neuen Kummer und Schmerz nicht mehr aufnehmen konnte. Sie starrte weiter wie hypnotisiert auf das Bild. Ich begriff, dass sie mir diese Einzelheiten erzählte, damit ich keine weiteren Fragen stellte. Ich fragte nichts mehr, sondern sass nur hilflos schweigend da. Jedes Wort und sogar jede Bewegung von mir wären zudringlich gewesen. Sie wollte um jeden Preis jede weitere Störung und Aufregung meiden.

Schliesslich sagte sie doch noch etwas zu mir – die Augen weiter auf die Fotografie geheftet.

«Du kannst nicht lange hierbleiben. Es ist zu gefährlich. Die Gestapo kann kommen, es kann sein, dass sie dich suchen. Ich habe Angst vor ihnen.»

Ich stand auf. Zum ersten Mal drehte sie sich zu mir und schaute mich an; sie schien meine Erschöpfung wahrzunehmen: den Schmutz, die Kleider fetzen, die Blässe. Ihr Gesichtsausdruck veränderte sich nicht. Sie wandte den Blick wieder dem Foto zu.

«Heute kannst du hier übernachten. Morgen nimmst du dir ein paar Sachen von ihm, und dann musst du gehen.»

Wieder zog sie sich ganz in sich zurück. Ich fühlte mich wie ein aufdringlicher Besucher. Leise, auf Zehenspitzen, verließ ich das Wohnzimmer und wanderte durch die Wohnung, die ich so gut kannte. Sie hatte sich kaum verändert. Offensichtlich schaffte sie es ohne Hilfe, die Wohnung peinlich sauber zu halten. Erst jetzt merkte ich, wie kalt es war. Es musste schwierig sein, in Warschau an Brennstoff zu kommen. Die Speisekammer war leer. Sie hatte entweder nicht die Kraft oder kein Interesse, sich um Essen zu kümmern. Im Bad fand ich ein Stück billige, grobe Seife und wusch mich, so gut ich konnte, mit kaltem Wasser. Als ich fertig war, ging ich in den Flur und beobachtete sie durch die offene Wohnzimmertür. Sie sass noch immer in derselben starren Haltung da, wie ich sie verlassen hatte. Das mir zugewandte Profil war bleich und reglos. Mir kam es vor, als hätte ich sie nie gekannt ... mein Mitgefühl konnte ihren Kummer nicht durchdringen – ein Gefühl, das sie vollkommen von mir entfernte. Jede Geste von mir war unerwünscht und vergeblich.

Ich ging durch den Flur in das Arbeitszimmer ihres Mannes. Alles war unverändert: das Ledersofa, die wissenschaftlichen Bücher und Zeitschriften. Ich holte ein Leintuch aus einem Schrank und zog mich aus, meine Kleider legte ich sorgfältig auf einen Stuhl. Ein paar Minuten wälzte ich mich auf dem Ledersofa hin und her, dann sank ich in einen tiefen, erschöpften Schlaf.

Es war fast Mittag, als ich erwachte. Das Licht drang grau ins Zim-

mer, und an dem kleinen Stück Fensterscheibe, das nicht von der Verdunklung verdeckt war, liefen winzige Regentropfen herab. Mein Körper war noch schwer vom Schlaf, und ich war immer noch müde, aber mir wurde rasch bewusst, dass ich länger geschlafen hatte als beabsichtigt. Ich zwang mich aufzustehen und suchte mir aus dem Schrank einen Anzug in unauffälliger Farbe und unauffälligem Schnitt. In der Kommode fand ich ein Hemd und eine Krawatte. Als ich angezogen war, trat ich in den Flur. Die Tür zum Wohnzimmer war geschlossen. Ich öffnete sie und blickte vorsichtig hinein. Meine Schwester wischte Staub von den Möbeln; müde, aber mit methodischer Präzision hob und senkte sich ihr Arm. Beim Geräusch der Tür hörte sie auf und drehte sich mir zu, als hätte sie mich erwartet. Eine Gefühlsregung huschte über ihr Gesicht, als sie registrierte, was ich anhatte.

«Du musst bald gehen», sagte sie ohne Begrüssung. Wieder schaute sie knapp an mir vorbei und signalisierte, dass sie mich nicht in ihr Bewusstsein dringen lassen wollte. Sie schützte ihren Kummer vor jeder Einmischung. «Was brauchst du?», fragte sie.

«Nichts.» Ich schüttelte den Kopf. «Kann ich etwas für dich tun, Lili? Kann ich dir irgendwie helfen?»

Sie antwortete nicht und machte weiter, als hätte sie meine Frage nicht gehört. Früher entging nichts ihrer Aufmerksamkeit, nun hatte sie die Fähigkeit entwickelt, alles auszublenden, was nichts mit dem einzigen Gefühl zu tun hatte, das sie beherrschte.

«Du solltest dich rasieren», sagte sie ruhig. «Wenn du fertig bist, gebe ich dir ein bisschen Geld.»

Sie drehte sich um und griff wieder nach dem Staubtuch. Nach dem Rasieren kehrte ich ins Wohnzimmer zurück. Sie sass auf demselben Stuhl wie am Abend zuvor, gegenüber dem Schreibtisch mit der Fotografie. Bei meinem Anblick stand sie auf, ging zum Schreibtisch und holte aus einer Schublade drei Ringe, eine goldene Uhr und ein paar Geldscheine hervor. Sie trat zu mir und drückte mir alles in die Hand.

«Ich brauche das nicht mehr. Nimm du es.»

Ich schob alles in meine Jackentasche. Ich wollte ihr danken, aber ich fand keine Worte. Sie ging zur Tür, ich folgte ihr, verlegen und bedrückt. Sie öffnete die Tür, spähte hinaus und suchte den Gang nach etwas Verdächtigem ab. Ich stand neben ihr, legte ihr eine Hand auf die Schulter, schaute sie intensiv an und wiederholte meine Frage: «Kann ich gar nichts tun, Lili?»

Sie drehte sich zu mir um, und zum ersten Mal schaute sie mir direkt in die Augen, mit einem Blick, der zu mir sprach. Wortlos legte sie die Hand auf die Türklinke.

Als ich auf die Strasse trat, hatte der Regen aufgehört; der Himmel war bewölkt und trüb, die Strasse fast menschenleer. Auf der anderen Seite eilte eine grauhaarige Frau entlang, ein Bündel fest an sich gepresst. Zwei Kinder, ein Junge und ein Mädchen, sassen ein paar Häuser weiter auf einer Treppenstufe, ihre Kleider waren abgerissen, die blassen Gesichter ernst und erwachsen. Aus keinem besonderen Grund, vielleicht nur, um dem Blick der Kinder auszuweichen, ging ich in die andere Richtung und lief rasch, aber ziellos, immer bemüht, den wenigen Passanten, die mir begegneten, nicht zu nahe zu kommen.

Nach einer halben Stunde Herumlaufen hielt ich an einer Ecke und vergewisserte mich, wo ich war. In diesem Viertel hatte ich mich einmal sehr gut ausgekannt – jetzt, nach den Bombardierungen, erkannte ich es kaum wieder. Wenig oder beinahe nichts war getan worden, um die Schäden zu beseitigen. Ein paar Strassen weiter wohnte einer meiner besten Freunde, der wegen seiner schwachen Gesundheit nicht Soldat werden konnte. Es war zwar unwahrscheinlich, dass ich ihn an der alten Adresse antreffen würde, aber ich beschloss, es dennoch zu versuchen.

5

BEGINN

DER JUNGE MANN HIESS DZIEPALTOWSKI. Er war über viele Jahre einer meiner engsten Freunde gewesen, obwohl er drei oder vier Jahre jünger war als ich. Als wir uns kennenlernten, beendete ich gerade mein drittes Studienjahr an der Jan-Kazimierz-Universität in Lwów, und er stand vor der Reifeprüfung. Alles an Dziejaltowski flösste mir Respekt und Bewunderung ein. Er spielte sehr talentiert Geige, aber anders als viele Musiker besass er grosses Verständnis und eine grosse Liebe für andere Künste und Bereiche der Kultur. Er war so etwas wie ein allseits gebildeter Renaissancemensch.

Er stammte aus armen Verhältnissen, war aber entschlossen, sich durch harte Arbeit und Selbstaufopferung seinen Weg zu bahnen, und hatte damit Erfolg gehabt. Die Geige war für ihn ein Objekt der Leidenschaft und idealistischen Verehrung – denn sein Talent betrachtete er weder als zufälliges Privileg noch als wertvollen Besitz, sondern als schwerwiegende Verantwortung, ein göttliches Geschenk, das ihm im Gegenzug die allergrössten Anstrengungen abverlangte. Er erteilte Schülern der niedrigeren Klassen Nachhilfeunterricht. Oft traf ich ihn auf der Strasse, wie er von einer Stunde zur nächsten hetzte – mit wehenden langen, schwarzen Haaren, zu sehr in Eile, um mich mit mehr als einer Handbewegung und einem knappen Wort zu grüssen. Dabei hielt er seinen Geigenkasten steif von sich weg, um zu verhindern, dass er beim Laufen gegen seine Beine schlug und das Instrument beschädigt wurde.

Niemals gab er das Geld, das er mit Nachhilfestunden verdiente, für Vergnügungen aus – dafür hatte er generell wenig Sinn –, sondern stets für Dinge, die seinem Fortkommen nützten: für Musikstunden, Bücher,

seine Allgemeinbildung. Seine Anspruchslosigkeit und Kompromisslosigkeit brachten ihn oft in Konflikt mit seiner Familie, seinen Lehrern und Freunden. Denn obwohl er aus Schüchternheit und Bescheidenheit Menschen und gesellschaftliches Treiben mied, war er fest und unerschütterlich von der Wichtigkeit der Musik überzeugt und legte einen bisweilen irritierenden Respekt vor seinem Talent an den Tag.¹

Wenn über Musik diskutiert wurde, wenn jemand über sein Talent scherzte oder eine spöttische Bemerkung wagte, wurde der sanfte, schüchterne Dziepaltowski zum Tiger und fiel wütend über seinen Gegner her. Ich erinnere mich an einen Vorfall, als ein gemeinsamer Bekannter, ein brillanter und extrem zynischer Student der Geschichte und Politik, notorischer Schürzenjäger, versuchte, Dziepaltowski damit zu quälen, dass er auf seiner Schüchternheit herumritt und seine Leidenschaft für die Geige als Schwäche darstellte, als Kompensation für sein mangelndes Selbstbewusstsein ... vor allem, soweit es seine Männlichkeit betraf. Das Ganze servierte er in «freudianischer Sosse», um sich den Anstrich der Wissenschaftlichkeit zu geben. Dziepaltowski reagierte mit einem giftigen Angriff auf den Lebenswandel seines Gegenübers, wobei er ebenfalls Freud bemühte, und hielt ihm vor, die Eroberungen, mit denen er sich so gerne schmückte, seien nichts anderes als ein Männlichkeitskomplex und zeugten von seiner Unfähigkeit, normale, stabile Beziehungen mit dem schwachen Geschlecht zu unterhalten. Dem Don Juan verschlug es vor Wut und Beschämung die Sprache. Er wechselte nie wieder ein Wort mit Dziepaltowski, grüßte ihn nicht einmal mehr. Dziepaltowski lag fast dauernd mit jemandem im Streit. Unsere Kommilitonen räumten zwar mehrheitlich ein, dass er liebenswürdig sein konnte, fanden ihn aber unfähig zu Entgegenkommen und oft schwierig im Umgang. Ich habe ihn nie in Begleitung eines Mädchens gesehen. Er war durch und durch Künstler, widmete all seine Gefühle der hehren Kunst und gab sich nicht mit so profanen Dingen wie einem Flirt mit Mädchen ab.

Meine Freundschaft mit Dziepaltowski begann zufällig. Als Student gehörte es zu meinen grössten Freuden, mich an den Vorlesungen für die Landjugend aus der Umgebung von Lwów zu beteiligen, die von der polnischen Gesellschaft der Volksschulen organisiert wurden. Die Vorlesungen sollten die Annäherung zwischen der Landbevölkerung und der Intelligenz befördern. Drei Jahre lang ging ich jeden Sonntag in ein nahe gelegenes polnisches oder ukrainisches Dorf und hielt einen flammenden Vortrag über Geschichte, polnische Literatur, Hygiene oder die Kooperativen-Bewegung.²

Um die Vorlesungen interessanter zu gestalten, schickten die Organisatoren mir eines Tages einen Oberschüler als Begleitung, der all jene, die bis zum Ende der Vorlesung durchhielten, mit seinem Geigenspiel belohnen sollte. Es war ein phänomenaler Erfolg. Dziepaltowski spielte gut, Paganini und Wieniawski, und die bäuerliche Jugend lauschte entückt. Ausserdem war er gross und attraktiv. Wenn er spielte, ging er ganz in der Musik auf – mit seinen langen Haaren, dem blassen Gesicht und den dunklen, lebendigen Augen betörte er alle Dorfmädchen.

Gegen die Ovationen, die er erhielt, wirkte der Beifall nach meinem Vortrag nur höflich. Aber mir bedeuteten diese Vorträge zu viel, als dass ich eifersüchtig gewesen wäre, und deshalb vereinbarte ich mit ihm, möglichst oft gemeinsam aufzutreten. Er lockte mit seiner Musik Zuhörer zu meinen Vorlesungen. Gemeinsam hatten wir grossen Erfolg. Nach den Vorträgen tanzten die jungen Leute zu seiner Musik, alles lief viel heiterer ab. Dziepaltowski war viel beliebter als ich, aber weil die Säle immer voll waren, störte mich das nicht.

Nach solchen Veranstaltungen waren wir beide immer glücklich. Auf dem gemeinsamen Heimweg führten wir lange, angeregte Gespräche. Wir diskutierten über die Wichtigkeit unserer Arbeit, wie nötig es war, auf mehr Verständnis zwischen den beiden Klassen hinzuarbeiten. In Polen kannten viele Angehörige der Intelligenz (mit dem Begriff be-

zeichneten wir die gebildeten Klassen insgesamt) Bauern leider nur aus Büchern und Filmen.

Ich bewunderte Dziejaltowskis flinken Verstand ebenso wie sein künstlerisches Talent und war zutiefst beeindruckt von der Aufrichtigkeit und Kraft, mit der er gegen die Widrigkeiten seiner Armut und einer schwachen, stets gefährdeten Gesundheit ankämpfte. In meiner Zeit im Ausland schrieben wir uns viel. Ich erfuhr, dass er nach Warschau gezogen war und seine Karriere mit dem gewohnten glühenden Eifer verfolgte. Wir hatten gerade begonnen, die Fäden unserer Freundschaft wieder aufzunehmen, als der Krieg ausbrach. Ich war sicher, dass ich bei Dziejaltowski, wenn er noch lebte und zu Hause war, Einstellungen und Gefühle finden würde, die meinen glichen. Und ich wurde nicht enttäuscht.

Die Begrüßung fiel herzlich aus, wenngleich durch Zeit und Umstände getrübt. Ich merkte, dass er sich freute, mich frei und gesund zu sehen, angesichts meiner ausgezehrten Erscheinung und schlechten Haut aber Sorgen um meine Gesundheit hatte. Auch er hatte sich sehr verändert, allerdings nicht zum Schlechten. Sein Gesicht war immer noch jugendlich zart, aber mit männlichen, entschlossenen Zügen. Polens Niederlage hatte ihn traurig gemacht, doch er wirkte keineswegs verzweifelt und resigniert.

Auf meine Frage, wie die Lage in Warschau sei, lächelte er schief.

«Gar nicht so schlecht, wie manche glauben», erwiderte er in einem seltsamen, rätselhaften Ton.

«Aber es ist alles so schrecklich», hielt ich dagegen. «Warschau ist nicht mehr dieselbe Stadt. Wir haben kein Vaterland mehr. Ich kann den Menschen nicht vorwerfen, dass sie trübselig und pessimistisch sind.»

«Du klingst, als sei Polen das einzige Land, das sich im Krieg befindet», sagte er mit einer Spur Verärgerung in der Stimme. «Anscheinend denkst du, die letzte Schlacht sei schon geschlagen. Du solltest es besser wissen. Wir müssen tapfer sein und an die Zukunft denken, statt über die Gegenwart zu klagen.»

Mein Pessimismus störte ihn offensichtlich. Ich sagte mir, dass mein Ton ihn möglicherweise glauben liess, seine Lebensweise, wie sie auch sein mochte, erschiene mir kritikwürdig, weil er vom Krieg nicht ernsthaft betroffen war. Ich beschloss, es anders zu versuchen.

«Gewiss. Ich weiss, dass die Alliierten früher oder später den Krieg gewinnen werden, aber bis dahin müssen wir hier leben. Die Lage und die Unmöglichkeit, etwas zu tun, lasten auf den Menschen. Das ist nur natürlich.»

Während ich dies sagte, beobachtete er mich sehr genau. Er lehnte sich aufmerksam vor, das Kinn in die Hand gestützt, und blickte mich unverwandt an. Offensichtlich war er zufrieden mit dem, was er sah, denn er sank entspannt in seinen Sessel zurück und fuhr sich mit den Fingern durch die Haare. Dann beugte er sich zu mir und schaute mir bedeutungsvoll in die Augen. «Jan.» Er sprach jetzt mit leicht gesenkter Stimme und sehr langsam. «Nicht alle Polen haben sich in ihr Schicksal ergeben.»

Die Worte enthielten eine geheime Bedeutung, die ich nicht erfasste. Ich wartete, dass er noch etwas hinzufügte, aber er richtete sich gelassen wieder auf und fuhr sich mit den Händen durch die Haare, als wäre er von dieser Tätigkeit ganz in Anspruch genommen. Ich staunte über die Zuversicht und das Vertrauen, die er ausstrahlte. Alle anderen, denen ich in Warschau begegnet war, verhielten sich, als sei alles verloren. Sie hatten jeden Versuch, den Gang der Ereignisse zu kontrollieren, aufgegeben, waren verzweifelt und überliessen sich dem Schicksal. Dziel-palowski war offensichtlich mit etwas beschäftigt, das ihn mit Befriedigung erfüllte, aber ich hatte nicht die geringste Ahnung, was es war.

Ich spürte, dass er eine Reaktion von mir erwartete, wusste aber nicht, wie ich seinen Erwartungen entsprechen konnte. Ich rätselte lange, bis ich mich endlich entschloss, ihn geradeheraus zu fragen:

«Was hast du die ganze Zeit gemacht? Es scheint, dass du Befriedigung aus dem ziehst, womit du dich beschäftigst.»

«Ich lasse mich nicht unterkriegen. Ich kämpfe darum, nicht den Mut zu verlieren.»

Seine Antwort war eine wohlüberlegte Ausflucht. Es hatte keinen Sinn, weiter in ihn zu dringen. Was immer sein Geheimnis sein mochte, entweder würde er es mir anvertrauen, wenn er dazu bereit war, oder es für sich behalten. Ich beobachtete seine langen, agilen Finger, die keine Sekunde ruhten. In einer Ecke des Zimmers bemerkte ich einen hohen Stapel Noten, die sorgfältig auf dem Boden aufgeschichtet waren, und dahinter, fast versteckt, seine Geige. Vom Geigenkasten war nichts zu sehen.

«Wie geht es mit deiner Arbeit voran?», fragte ich. «Nimmst du immer noch Unterricht?»

Traurig schüttelte er den Kopf. «Nein, ich übe ein wenig, aber das ist schon alles.»

«Das ist dumm, du solltest weitermachen. Sonst wirst du alles verlieren, wofür du so hart gearbeitet hast.»

«Ich weiss, aber ich habe keine Zeit und kein Geld. Ausserdem finde ich es nicht mehr so wichtig ... wenigstens jetzt nicht.»

Dziepaltowski hatte sich noch mehr verändert, als ich gedacht hatte. Ich erinnerte mich an Zeiten, wo er mir die Augen ausgekratzt hätte, wenn ich einen Satz geäussert hätte wie er soeben. Früher hatte er mich mit seiner Überzeugung angesteckt, seine Begabung bedeute eine Verpflichtung für ihn. Nun empörte mich seine Gleichgültigkeit. Doch er hinderte mich daran, etwas zu sagen, indem er aufstand, sich zu mir beugte und mir beruhigend eine Hand auf die Schulter legte.

«Du darfst das nicht falsch verstehen, was ich gesagt habe. Die Lage in Warschau ist schlimm, sehr schlimm. Ein Mann wie du – jung, gesund – ist dauernd in Gefahr. Jeden Augenblick können sie dich ergreifen und in ein Zwangsarbeiterlager schicken. Du musst sehr vorsichtig sein. Geh nicht zu deiner Familie. Wenn die Gestapo herausfindet, dass du geflohen bist, könnte es das Konzentrationslager für dich bedeuten. Womöglich suchen sie schon nach dir.»

«Ich wüsste nicht, wie sie das herausfinden sollten.»

«Sie haben ihre Möglichkeiten. Sei vorsichtig. Hast du Pläne?»

«Keine.»

«Hast du Papiere? Geld?»

Ich holte die paar Dinge hervor, die mir meine Schwester gegeben hatte, und zeigte sie ihm. Er drehte sich um, ging ein paar Schritte zum Fenster und zupfte nachdenklich mit einem Zeigefinger an seiner Unterlippe. Offensichtlich traf er eine Entscheidung und tat dies kund, indem er beide Hände tief in seinen Taschen vergrub.

«Du brauchst neue Papiere. Traust du dir zu, unter einem falschen Namen zu leben?»

«Ich denke, das schaffe ich. So viel Mut braucht es dafür wohl nicht. Aber warum denkst du, dass es leicht ist, sich falsche Papiere zu beschaffen?»

«Es ist möglich», erwiderte er knapp.

«Möglich – aber kann ich welche bekommen?» Ich bedrängte ihn, weil ich wollte, dass er mehr preisgab. «Werde ich viel dafür bezahlen müssen?»

«Du stellst zu viele Fragen, Jan.» Er hatte meine Taktik durchschaut. «In Zeiten wie diesen ist es nicht gesund, so viel wissen zu wollen. Du wirst bezahlen, was sie verlangen.»

Ich liess mich nicht abweisen und fragte nach, wer *sie* seien. Er würdigte mich noch nicht einmal einer Antwort. Allmählich begann ich zu verstehen, was er wollte: Es war ein Geheimnis, und ich musste ihm glauben. Ich musste ihm abnehmen, was er sagte – ihm vertrauen. Ich beschloss, ihm in allem zu folgen, eine andere Möglichkeit gab es nicht. Seit ich die Kate der Bauern verlassen hatte, war ich wie ein führerloses Schiff ohne Ziel und Richtung herumgetrieben. In dem Gespräch mit Dziejaltowski spürte ich, wie sich neuer Tatendrang in mir regte und ich unbestimmte Entschlüsse fasste. In seine Aufrichtigkeit und seinen Mut hatte ich allergrösstes Vertrauen.

«Was sollte ich deiner Meinung nach tun?» Durch meinen Tonfall

machte ich klar, dass ich nicht länger in ihn dringen wollte, sondern einfach nach seinem Rat fragte.

«Vor allem brauchst du einen Ort, an dem du wohnen kannst.» Er ging rasch zu einem Schreibtisch in einer Ecke des Zimmers, holte ein Stück Papier und einen Stift aus einer Schublade und kritzelte etwas darauf. Ich beobachtete ihn und lächelte innerlich. Wie praktisch er geworden war. Ich hatte ihn immer für einen weltfremden Träumer gehalten.

Er gab mir das Papier und setzte mir auseinander, wie offenbar mein neues Leben aussehen sollte.

«Lies das, präge es dir ein und vernichte den Zettel dann. Du heisst jetzt Kucharski. Die Wohnung, in die ich dich schicke, gehört der Frau eines ehemaligen Bankangestellten, der Soldat war und jetzt in Gefangenschaft ist. Sie ist vertrauenswürdig, aber sei trotzdem vorsichtig, du musst überall vorsichtig sein. Du wirst dich an eine neue Identität gewöhnen müssen, verrate dich nicht. Deine Sicherheit hängt davon ab und meine auch.»

Seine Worte und die Art, wie er sprach, weckten meine Neugier, und ich konnte kaum noch an mich halten. Tausend Fragen lagen mir auf der Zunge. Er schaute auf die Uhr und liess mich nicht zu Wort kommen.

«Es ist sehr spät, und ich habe viel zu tun.» Ich fragte mich, um was für eine Arbeit es sich wohl handelte. «Geh jetzt. Such die Wohnung auf. Verkaufe einen Ring und kaufe Lebensmittel – Brot, Schinken, Schnaps. Sorge dafür, dass du reichlich Vorräte in der Wohnung hast, und verlasse sie so selten wie möglich. In ein paar Tagen werde ich dir einen vollständigen Satz neuer Papiere bringen. Adieu, und mach dir keine Sorgen. Deine Wirtin wird nicht nach deinen Papieren fragen, bis ich sie dir gebracht habe.»

Auch wenn ich es damals noch nicht wusste: Das war mein Einstieg in den polnischen Untergrund. Es war kein besonderer Schritt und schon gar kein romantischer. Er verlangte keine Entscheidung von mir, kein plötzliches Aufwallen von Mut oder Abenteuerlust.

Es war einfach das Ergebnis eines Besuchs bei einem guten Freund, zu dem mich hauptsächlich Verzweiflung und Ratlosigkeit getrieben hatten, das Gefühl, nicht mehr weiterzuwissen.

Ich verliess Dziepaltowski, ohne recht zu begreifen, was passiert war. Die tiefe Trauer, die mich im Haus meiner Schwester überkommen hatte, war nicht verschwunden, aber zumindest hatte ich die leise Hoffnung, dass die Zukunft etwas Neues bringen würde. Dziepaltowskis Entschlossenheit, die Klarheit, mit der er gesprochen und sich in dem Zimmer bewegt hatte, waren wie ein vager Hinweis, dass in unmittelbarer Zukunft ein ähnliches Ziel oder eine ähnliche Aufgabe für mich auftauchen könnte.

Unter der Adresse, die Dziepaltowski mir genannt hatte, fand ich eine anständige, wenngleich in keiner Weise luxuriöse Dreizimmerwohnung vor. Darin wohnte eine etwa fünfunddreissigjährige Frau mit ihrem zwölfjährigen Sohn. Beide machten einen freundlichen Eindruck. Frau Nowak³ war einmal sehr hübsch und wohl auch elegant gewesen. Ihre Züge waren immer noch fein, aber die Sorge hatte ihre Spuren hinterlassen. Ihr Gesicht war angespannt, die Stirn beständig gerunzelt angesichts der Bedrängnis. Ihre ganze Hingabe galt ihrem Sohn Zygmus, auf ihm ruhten ihre Augen in besorgter Zärtlichkeit. Er war ein grosser, zartgliedriger Junge mit den Gesichtszügen seiner Mutter und wirkte ungewöhnlich reif für sein Alter.

Die beiden begrüsst mich herzlich, doch die Mutter schien dabei so kraftlos und der Junge so schüchtern, dass es leicht war, jeden Austausch von Vertraulichkeiten zu vermeiden. Mir war das sehr recht, denn Dziepaltowski hatte nichts darüber gesagt, wie ich mich verhalten sollte. Er hatte mir über meinen neuen Namen hinaus keinerlei Instruktionen gegeben. Ich hatte keine Vorstellung, wer ich in meiner «neuen Haut» sein und welchen Beruf ich ausüben sollte.

Mein Zimmer war eine freundliche Kammer, ausreichend gross, aber spärlich möbliert und schmucklos bis auf eine billige, ungerahmte Re-

produktion der Sixtinischen Madonna und eine fadenscheinige rote Decke, die man in dem kläglichen Versuch, dem Raum etwas Farbe zu geben, über die Lehne des einzigen, unbequemen hölzernen Sessels gebreitet hatte. Nachdem ich mich eingerichtet und meiner Wirtin Geld gegeben hatte, damit sie die nötigen Vorräte für mich besorgte, konnte ich mich ohne Weiteres der lustlosen Konversation entziehen, indem ich vorgab, erschöpfter zu sein, als ich tatsächlich war, und in mein Zimmer ging.

Zwei Tage später traf ein dicker Briefumschlag von Dziepaltowski ein. Gegen Mittag klopfte Frau Nowak an meine Tür und sagte, ich hätte Besuch. Vor mir stand ein junger Mann von höchstens achtzehn Jahren.

«Sind Sie Herr Kucharski?»

«Ja.»

«Das ist für Sie. Auf Wiedersehen.»

Nervös riss ich den Umschlag auf. Er enthielt die Papiere für «Kucharski». Demnach war ich 1915 in Luki geboren, hatte wegen meiner schwachen Konstitution nicht in der Armee gedient und arbeitete als Volksschullehrer. Das war eine glückliche Wahl, denn die Lehrer wurden zu der Zeit noch besser behandelt als andere Berufsgruppen, zumindest, solange sie sich den deutschen Befehlen nicht widersetzen.

In dem Umschlag steckte auch ein Schreiben von Dziepaltowski. Darin teilte er mir unter anderem mit, wo ich mich für ein spezielles Foto für meinen Ausweis einzufinden hätte und dass er mich in den nächsten zwei bis drei Wochen nicht besuchen könne.

Der «Fotograf» hatte sein Atelier zwischen Kisten und Säcken im Lager eines bescheidenen Lebensmittelgeschäfts in Powisle⁴, einem eher ärmlichen Viertel von Warschau. Er schien alles über mich zu wissen. Sein Auftrag bestand darin, ein Foto von mir zu machen, das mir so ähnlich sah, dass ich es als meines ausgeben konnte, dessen Züge aber so unbestimmt blieben, dass ich notfalls bestreiten könnte, der Abgebildete zu sein.

Der Fotograf war ein kahlköpfiger, agiler Mann, der auf meine wenigen Bemerkungen kaum antwortete. Ich registrierte, dass er nicht reden wollte, und schwieg meinerseits, während er sich der Aufgabe widmete, ein Bild zu produzieren, das sich als ein Meisterwerk der fotografischen Uneindeutigkeit im Kleinformat erwies. Als er fertig war, überreichte er mir das Bild mit zufriedennem Lächeln. Ich schaute darauf und bewunderte seine Geschicklichkeit.

«Das ist unglaublich. Es kommt mir vor, als wäre ich mir irgendwann schon einmal begegnet, ohne mich genau zu erinnern, wann.»

Er kicherte, nahm den Augenschirm ab, den er zum Betrachten seines Werks getragen hatte, nickte beifällig und stimmte mir zu, als gäbe er ein objektives Urteil ab.

«Es ist gut, sehr gut. Eines meiner besten, denke ich.»

«Sie sind teuflisch raffiniert», fuhr ich fort in der Hoffnung, das könnte seine Zunge lösen. «Machen Sie oft solche Fotos?»

Er lachte laut über meine listige Bemerkung und schlug sich auf die Schenkel.

«Sie sind auch teuflisch raffiniert, junger Mann! Eine gute Frage, haha! Sie müssen später einmal wiederkommen und mir noch mehr Fragen stellen. Jetzt habe ich zu tun. Einen guten Tag. Haha!»

Sein Lachen begleitete mich, als ich wegging. Nun war für mich klar, dass Dziejaltowski zu einer Organisation gehörte oder Freunde hatte, die ein Geheimnis teilten, aber ich konnte mir nicht vorstellen, um was es sich handeln mochte. Ich hatte viel über Aktivitäten des polnischen Untergrunds gegen das zaristische Russland vor dem Ersten Weltkrieg gelesen, aber es kam mir nicht in den Sinn, mein Wissen mit den gegenwärtigen Vorgängen zu verknüpfen. Doch es beruhigte mich, dass ich ordentliche Papiere hatte, und allmählich entwickelte ich wieder ein dringend nötiges Interesse für die nächste Zukunft.

Die nächsten beiden Wochen waren jedoch alles andere als angenehm. Die Zeit dehnte sich endlos. Ich stöberte ein wenig in der anspruchslosen Bibliothek meiner Wirtin, rauchte oder wanderte untätig

durch die Wohnung. Die Beziehungen zwischen uns drei Bewohnern wurden freundlicher, aber Frau Nowak war immer zu beschäftigt oder zu erschöpft, um sich länger mit mir abzugeben. Mir eine Anstellung zu suchen hatte keinen Sinn, denn es wäre zu kompliziert geworden, und ausserdem dachte ich, dass die Ringe und die Uhr mich einige Monate über Wasser halten konnten.

Ich war immer noch überzeugt, dass der Krieg dann zu Ende wäre und die siegreichen Alliierten Polen befreien würden. Alles in allem dachten die meisten Polen so und, wie ich später erfuhr, auch die meisten Untergrundführer. Der Optimismus vermochte jedoch meine Dürsterkeit nicht zu zerstreuen. Ringsherum sah ich nur Chaos, Ruinen, Verzweiflung und unbeschreibliche Not. Deutsche Arroganz und deutscher Terror stürzten alle Polen in Unruhe und Depression.

Nach zwei Wochen dieses nervenaufreibenden Lebens freute ich mich, als Dziepaltowski kam. Er war sehr fröhlich, fast ausgelassen. Nach ein paar Fragen zu meiner Gesundheit und meinem Ergehen in den letzten Wochen setzte er sich hin, streckte die Beine aus, zündete sich eine Zigarette an und erkundigte sich beiläufig, ob jemand im Nebenzimmer sei. Auf meine Auskunft, dass niemand sonst in der Wohnung sei, lächelte er mir zu und sagte: «Weisst du, Jan, ich habe dich in die Falle gelockt.»

Ein wenig nervös lächelte ich zurück. «Tatsächlich? Es ist eine komfortable kleine Falle.»

«Ich meine nicht die Wohnung.» Er drückte seine Zigarette aus, erhob sich, trat zu mir, legte mir auf freundliche, vertrauliche Weise eine Hand auf den Arm und setzte zu einem Vortrag an.

«Jan, ich werde offen mit dir sprechen, weil ich weiss, dass du ein ehrenhafter, mutiger Mann und guter Pole bist. Du bist nun ein Mitglied des Untergrunds. Ich habe dich hereingeholt, und du hast unsere Papiere und unsere Hilfe angenommen. Die Organisation will aber fair sein, und du hast die Wahl, ob du dich in ihren Dienst stellst oder in das normale Leben zurückkehren willst.»

Er machte eine kurze Pause und strich sich dann mit der vertrauten Geste durch das Haar, packte meinen Arm fester und fuhr fort:

«Du musst auch wissen, wenn du ein falsches Spiel spielst oder versuchst, uns zu verraten, wirst du erschossen. Habe ich mich klar ausgedrückt?»

Bei seinen Worten jubelte ich innerlich. Darauf hatte ich so lange gewartet: eine Aufgabe, eine Beschäftigung, etwas, das mich aus dem krank machenden Vakuum herausholte, in dem ich lebte. Weil ich nicht naiv erscheinen wollte oder wie ein romantischer Pfadfinder, antwortete ich nüchterner, als ich mich fühlte.

«Ich dachte mir, dass irgendwo eine Untergrundorganisation sein müsste. Ich wusste, dass wir vor dem letzten Krieg so etwas hatten. Aber ich habe nicht erwartet, dass ich so rasch darauf stossen und so leicht hineingelangen würde. Du weisst, dass ich den Russen und den Deutschen nur mit einem Gedanken entkommen bin: um mich der Armee anzuschliessen.»

«Nun, jetzt bist du in der Armee⁵.»

«Gut. Du weisst, wie ich denke. Ich will tun, was ich kann.»

«In Kürze wirst du dazu Gelegenheit haben.»

Wir sprachen eine Weile über dies und das, und bald ging er. Zwei Tage später tauchte er wieder auf, aber nur für eine Minute.

«In den nächsten Tagen wirst du mich kaum bei mir zu Hause antreffen. Geh zum Haus meiner Cousine, dort werde ich die meiste Zeit sein. Aber sei nicht neidisch, wenn du mein schönes neues Zuhause siehst.» Er sprach munter, und der letzte Satz war eindeutig als Scherz gemeint. Er gab mir die Adresse seines «schönen neuen Zuhauses» und verabschiedete sich.

Gleich am nächsten Tag suchte ich die Adresse auf. Sie lag im Zentrum von Warschau, zwischen der Moniuszko-, Swietokrzyska- und Jasna-Strasse, nicht weit vom amerikanischen Konsulat. Vor dem Krieg hatte es hier grosse Warenhäuser, Buchhandlungen, exklusive Geschäfte aller Art und gute Restaurants gegeben. Das Gebäude war einmal ein

modernes, teures und gepflegtes dreistöckiges Wohnhaus gewesen und nun ein Trümmerhaufen aus Steinen, Balken und kaputten Möbeln. Teile der Mauern standen noch und bildeten gezackte Umrisse in seltsamen Winkeln. Ein ziemlich grosses Stück der hinteren Mauer und ein Drittel des Eingangs zeugten von der ehemals grossartigen Erscheinung. Auf einem kleinen Pfosten, der auf wundersame Weise überlebt hatte, war die Hausnummer zu lesen.

Soweit ich es beurteilen konnte, war eine Bombe mitten auf das Dach gefallen und ein gutes Stück in das Haus eingedrungen, bevor sie explodierte und alles bis auf Keller und Fundamente zerstörte.

Ausserdem befand sich an der Rückwand noch ein grosser Kamin in vergleichsweise gutem Zustand. Darauf hatte jemand mit Kreide die Namen der Bewohner geschrieben, die im Keller hausten. Es waren fünfzehn.

Die Buchstaben waren ein wenig verwischt, und ich musste sehr genau hinschauen, bis ich den Namen fand, den ich suchte. Ein Pfeil unter der Liste wies zu dem neuen Eingang. Ich folgte der Richtung und kam an eine geschwärzte Tür. Als ich sie öffnete, stand ich vor einem Schwerbeschädigten Treppenhaus, ich tastete mich im Dunkeln hinunter. Eine Tür oder einen Eingang sah ich nicht.

«Ist da jemand?», rief ich unsicher.

Quietschend ging unmittelbar vor meinen Füssen eine Tür auf, und ich blickte in den schwachen gelben Schimmer einer Petroleumleuchte.

«Wen suchen Sie?», fragte eine Frauenstimme.

Ich nannte ihr den Namen. Ein nackter Arm erschien in der Türöffnung und bedeutete mir weiterzugehen.

«Zwei Türen weiter und dann links», beschied mich die Stimme. Ich tastete mich an der Wand entlang durch die Dunkelheit und fühlte nach

den Türen. Als ich an der zweiten klopfte, wurde sie sofort geöffnet, jemand packte mich am Arm und zog mich hinein.

«Komm herein, keine Angst.» Es war die Stimme von Dziępaltowski, er klang amüsiert. Ich trat ein, und er lachte über meinen erleichterten Gesichtsausdruck.

«Gehen wir in das andere ... wir sagen Zimmer dazu, der Himmel weiss warum.»

Ich folgte ihm gehorsam, angewidert von dem Gestank, der aus dem Loch drang: eine Mischung aus faulenden Kartoffeln, brackigem Wasser und weiteren nicht zu identifizierenden Bestandteilen. Früher war es ein Lager für Kartoffeln, alte Kleider und Krimskrams gewesen. Auf Höhe der Strasse befand sich in dem «anderen Zimmer» ein kleines vergittertes Fenster.

Dziępaltowski zündete eine Petroleumleuchte an. Ich war überrascht, wie ordentlich es in dem Raum aussah. Die Möbel waren ausrangierte Stücke, aber sie standen in perfekter Ordnung da, die Wände waren frisch weiss gestrichen. An der mir gegenüberliegenden Wand stand ein Eisenbett mit kaputten Beinen, sorgfältig mit einem Laken abgedeckt. In der Ecke zu meiner Linken erblickte ich einen eisernen Ofen und an der Wand darüber Regale, auf denen penibel einige billige alte Töpfe, Gläser und silberne Besteckteile aufgereiht waren. Ein Tisch zu meiner Rechten war mit einem groben, aber fleckenlos weissen Tuch bedeckt.

Dziępaltowski war allein. Er beobachtete mich, wie ich den Blick durch den Raum schweifen liess, und registrierte den Eindruck, den alles auf mich machte.

«Das Haus wurde bei der Bombardierung vollkommen zerstört», erklärte er mir, «nur der Kamin und die Kellerräume sind übriggeblieben. Der Kamin ist leider nutzlos, aber die Keller eignen sich hervorragend für meine Zwecke. Wohnungen in Warschau sind rar, über fünfunddreissig Prozent der Gebäude sind nicht mehr bewohnbar. Das hier ist mein Hauptquartier. Perfekt, nicht wahr?» Ich murmelte vage Einwände.

«Du musst noch viel lernen», meinte er. «Dieser Ort ist aus vielen Gründen ideal. Gerade weil er mitten in Warschau liegt und so aussieht, wie er aussieht, findet die Gestapo ihn nicht verdächtig oder untersuchenswert. Meine Cousine arbeitet den ganzen Tag in einer Tabakfabrik und erlaubt mir, ihre Wohnung zu benutzen. Hier bewahre ich meine Papiere auf, arbeite und spreche mit Leuten. Niemand hier kennt mich, auch das ist wichtig. Du verstehst nicht, wie entscheidend all das ist, wie sehr es darauf ankommt, immer auf der Hut zu sein.»

Ich blieb bis spät am Abend bei Dziepaltowski. Er erzählte mir viel über den Untergrund – eine seltsame Welt, in der ich die nächsten Jahre verbringen sollte.

Ich drang nicht weiter in ihn. Ich hatte begriffen, dass ich zwar Fragen stellen konnte, aber deshalb noch lange keine Antworten erhielt.

6

VERWANDLUNG

DZIEPALTOWSKI GEHÖRTE ZU DEN wenigen Menschen, die mich belehren durften, als wäre ich ein Schuljunge. Ich bewunderte ihn, während des Kriegs war er für mich die höchste Autorität. Meine Bewunderung wurde zu einem Kult, als ich erfuhr, was seine Aufgabe war: Er vollzog die Todesstrafen an Agenten der Gestapo und Verrätern. Mir erzählte er nie davon, ich erfuhr es erst nach seinem Tod. Im Juni 1940 erhielt er den Befehl, einen Mann namens Schneider zu töten, einen Agenten der Gestapo. Er verfolgte ihn mehrere Tage und wartete seine Chance ab. Als Schneider eine öffentliche Toilette aufsuchte, erschoss Dziejaltowski ihn.

Leider war er selbst nicht so vorsichtig, wie er mich zu sein lehrte. Kurz darauf wurde er von der Strasse weg verhaftet. Wahrscheinlich hatte ihn ein anderer Besucher der Toilettenanlage erkannt, was wegen seiner langen Künstlermähne nicht schwierig war. Er wurde von der Gestapo in der Szuch-Allee¹ befragt und auf entsetzliche Weise gefoltert, verriet aber niemanden. Im Juli wurde er erschossen. Die Deutschen erwiesen ihm eine ganz besondere Ehre und brachten in ganz Warschau Anschläge an, die die Einwohner informierten, dass «an einem polnischen Banditen, der überführt wurde, einen deutschen Beamten überfallen zu haben, um ihn auszurauben, die Todesstrafe vollzogen wurde».

Ganz Warschau kannte die Wahrheit.

Für die Deutschen war es nur «ein polnischer Bandit» weniger. Aber es blieben genug andere übrig, und ihre Zahl wuchs 1940 sogar noch.

In den nächsten Monaten wurde mir bewusst, wie seltsam, tragisch

und paradox die Situation war, in der sich Polen befand. Es stellte sich heraus, dass es in vieler Hinsicht besser war, ein Mitglied der Untergrundorganisation zu sein als ein Angestellter der Zivilverwaltung, der sich gegenüber den Besatzungsbehörden «loyal» oder zumindest «neutral» verhalten musste. Ein Angehöriger des Widerstands riskierte zwar, festgenommen zu werden, mit allen Konsequenzen, die es bedeutete, in die Hände der Gestapo zu fallen, hatte ansonsten aber gegenüber dem Rest der Bevölkerung beträchtliche Vorteile.

Er stand unter dem Schutz der Organisation und hatte ihren effizienten Apparat zu seiner Verfügung. Er bekam erstklassige Papiere und fingierte Bescheinigungen, dass er in einem deutschen Unternehmen arbeitete. In der Regel erhielt er auch ein bisschen Geld und hatte eine Reihe von Adressen, wo er immer etwas zu essen fand, einen Schlafplatz und ein Versteck, wenn die Gestapo Strassen oder ganze Viertel durchsuchte.

Und dazu hatte er die Seelenruhe, die aus dem Wissen stammte, dass er der gerechten Sache diene. Er hatte die Würde, unabhängig und seinen Überzeugungen treu geblieben zu sein, während der Kollaborateur überall nur auf Verachtung stiess: Verachtung von denen, denen er sich anzuschliessen versuchte, von denen, die er betrog, und schliesslich sogar Verachtung gegenüber sich selbst.

Niemand hilft dem, der kuscht. Er hat keine Sicherheit, weder bei der Arbeit noch in seinem Privatleben, noch kann er sich frei bewegen. Er ist dauernd dem deutschen Terror ausgeliefert und von dem bedroht, was die Deutschen «kollektive Verantwortung» nennen – die schlimmste Heimsuchung der besetzten Länder. Sie bedeutet, dass die ganze Gemeinschaft für Taten von Einzelnen verantwortlich gemacht wird und für deren «Verbrechen» geradestehen muss, wenn die Täter nicht gefasst werden können.

In Polen kam es oft vor, dass Untergrundkämpfer, die Züge zum Entgleisen brachten, Lagerhäuser in die Luft jagten, Eisenbahnwaggons in

Brand steckten und sonstige Sabotageakte begingen, ungeschoren davonkamen. An ihrer Stelle bekam die lokale Bevölkerung den Terror und die Rache der Deutschen zu spüren. Im Dezember 1939 beispielsweise wurden zwei Deutsche im Vorraum eines Cafés in Warschau getötet. Sie hatten eine Fülle von Informationen über den Untergrund gesammelt und verfügten über viele Kontakte zu Informanten und Spionen.

Die Exekution wurde auf Anweisung der Untergrundführung vollzogen. Die beiden, die den Befehl ausführten, tauchten unter. Daraufhin verhafteten und erschossen die Deutschen zweihundert Polen, die mit dem Vorfall nicht das Geringste zu tun hatten, sondern einfach nur in der Nähe des Cafés wohnten. Zweihundert unschuldige Menschen wurden wegen dieser einen Tat ermordet.² Hätten wir unsere Aktivitäten deswegen aufgegeben, hätten wir den Deutschen andererseits gänzlich freie Hand gelassen.

Durch diese diabolische Taktik wollten die Deutschen den Untergrund zwingen, auf bewaffnete Aktionen zu verzichten. Wir konnten nicht dulden, dass sie den Sieg davontrugen. Trotz so vieler unschuldiger Opfer, trotz des Leids und des Unglücks für die Familien der Opfer liesen wir uns nicht einschüchtern. Die Deutschen durften sich in Polen nicht sicher fühlen.

Im Juni 1940 veranstalteten die Besatzer eine Menschenjagd in Warschauer Strassen und verhafteten rund zwanzigtausend Personen.³ Sie wurden zu drei grossen Polizeiposten gebracht, durchsucht und befragt, ihre Papiere wurden überprüft. Alle Männer unter vierzig wurden zur Zwangsarbeit nach Deutschland deportiert. Alle jungen Frauen zwischen siebzehn und fünfundzwanzig wurden zur Feldarbeit nach Ostpreussen geschickt. All jene, deren Dokumente nicht perfekt in Ordnung waren oder die keine befriedigende Auskunft über ihre Ahnenreihe, ihre Arbeitsverhältnisse und politischen Überzeugungen geben oder etwaige Anschuldigungen nicht vollständig widerlegen konnten, kamen in Konzentrationslager. Über viertausend Männer und über fünfhundert Frauen

wurden in das Konzentrationslager Oświęcim⁴ verbracht, wo niemand ihnen mehr helfen konnte.

Später erfuhren wir, dass bei dieser Aktion etwa hundert Mitglieder des Untergrunds festgenommen wurden. Sie wurden ausnahmslos wieder freigelassen, denn sie hatten alle perfekte Papiere, konnten nachweisen, wo sie arbeiteten, und über ihre persönliche Geschichte zufriedenstellend Auskunft geben. Alle hatten Antworten auf alle Fragen parat, und sie beeindruckten die Polizei mit klaren, eindeutigen Auskünften, die ohne Zögern erteilt wurden.

Das ist wichtig als Hintergrund zum Verständnis, in welcher Situation die Untergrundkämpfer in Polen agierten. Das Leben im Widerstand bot etliche Vorteile, die das, was Einzelne erdulden mussten, mehr als aufwogen. Die wenigen elenden Kollaborateure, die sich am Leid ihres Landes bereichern wollten, waren nicht zu beneiden. Auch sie lebten in ständiger Angst – Angst vor allem und jedem. Da es bei der Kollaboration hauptsächlich um Profit ging, gab es auf beiden Seiten kein Vertrauen, und Verrat war an der Tagesordnung. Der Kollaborateur musste die anderen Polen fürchten und den Untergrund, und die Deutschen hatten nur sehr wenig Vertrauen in seinen Sinneswandel. Es regierte wechselseitiges Misstrauen. Die Kollaborateure steckten buchstäblich zwischen Hammer und Amboss.⁵

Damit möchte ich jedoch nicht den Eindruck erwecken, diejenigen, die nicht aktiv Widerstand leisteten, stünden in einer Reihe mit denen, die Polen verrieten. Viele polnische Bürger, die nicht dem Untergrund angehörten, waren trotzdem mutige, ehrliche Menschen, auch wenn sie in dem, was sie tun konnten, durch die Umstände eingeschränkt waren. Ihre Rolle war oft mit grossem Leid und grossen Opfern verbunden; Leid von der beschriebenen Art und dem Opfer, unsere Arbeit nie zu behindern und oft zu unterstützen.

Die Frau, bei der ich in Warschau wohnte, gehörte zu dieser Art von Menschen. Sie war, genau genommen, nicht Mitglied des Widerstands.

Zum einen war es nicht so einfach, Mitglied zu werden, wie man vielleicht denken könnte. Der Widerstand verlangte, dass seine Mitglieder bestimmte physische Anforderungen erfüllten und dass sie relativ frei waren, die ihnen übertragenen Aufgaben zu erledigen. Für einen Junggesellen wie mich war es vergleichsweise einfach, alle Zeit und Energie in den Dienst des Widerstands zu stellen; es war mir nicht so wichtig, wo ich wohnte und unter welchen Umständen ich lebte. Andere, die Familien hatten, konnten sich auf ein so unstetes Leben nicht einlassen oder den Gedanken nicht ertragen, welche Repressalien die Deutschen ihnen oder ihren Angehörigen zufügen könnten.

Frau Nowak hatte schon genug damit zu tun, sich und ihren Sohn Zygmus am Leben zu erhalten. Ganze Tage war sie in Warschau unterwegs, um ein Stück Brot oder ein wenig Margarine für das Kind aufzutreiben, an anderen Tagen unternahm sie lange, strapaziöse Ausflüge aufs Land auf der Suche nach Mehl, Getreide, einer Scheibe Speck. Zu Beginn des Kriegs hatte sie beinahe alle Wertgegenstände verkauft, um die Lebensmittel für sie beide bezahlen zu können.

Später kaufte sie Tabak bei den Bauern und drehte mit Zygmus zusammen Zigaretten, die sie an Freunde und Geschäfte verkaufte; natürlich war das «Schwarzhandel».

Ausserdem verbrachte sie viele mühevollen Stunden mit kochen, putzen, Holz hacken, Kisten und notfalls Möbel zerhacken als Brennholz, und sie kümmerte sich um Unterricht und Wohlergehen ihres Sohnes – all das erfüllte sie mit beständiger Angst und Qual.

«Nach der Tagesarbeit schlafe ich wie betäubt ein», sagte sie einmal zu mir. «Ich wache nur durch Alpträume auf, laute Stimmen auf der Strasse, Klingeln an der Tür oder schwere Schritte auf der Treppe. Oft weckt mich eines dieser Dinge, und ich springe auf die Füsse – das Blut gefriert mir in den Adern, und mein Herz schlägt wild. Ich habe Angst. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie viel Angst ich in solchen Augenblicken habe. Ich stehe wie angewurzelt neben meinem Bett, lausche,

warte, dass die Gestapo kommt und mich von meinem Jungen trennt. Was auch geschieht, ich will, dass mein Mann seinen Sohn vorfindet, wenn er aus dem Lager zurückkehrt. Er ist so ein guter, kluger Junge. Mein Mann liebte ihn so sehr ...»

Anfangs erzählte ich ihr nichts über mich und das, was ich tat. Ich sagte mir, es sei besser für sie, nichts zu wissen und sich keine Sorgen zu machen. Oft verlangte unsere Aufgabe, dass wir unsere armen Wirtinnen Gefahren aussetzten, von denen sie nichts ahnten. Aber wenn wir weitermachen wollten, gab es keine andere Möglichkeit, und auch wir gingen Risiken ein.

Eines Abends kehrte ich sehr niedergeschlagen und erschöpft heim. Frau Nowak war gerade mit dem Bügeln fertig und hatte ein bisschen Zeit. Sie forderte mich auf, mich zu ihr an den Küchentisch zu setzen; ganz in der Nähe, direkt am Feuer, sass Zygmus und lernte. Sie bereitete mir eine Tasse Ersatztee zu, den ich mit Genuss trank. Dann strich sie mit einem reizenden Lächeln – dem Lächeln polnischer Gastfreundschaft, wie es sie vor dem Krieg gegeben hatte, und das mir in dem Augenblick strahlend erschien – ein wenig Marmelade auf ein Stück Brot und reichte es mir.

Ich ass das Brot, und dann sprachen wir. Wir sprachen eine Weile über Warschau und den Krieg und die Deutschen, und dann, wie es natürlich ist, wenn Menschen unter solcher Anspannung stehen wie sie, redete sie sich von der Seele, was sie belastete. Sie erzählte mir, was für ein Kampf es war, sich und ihren Sohn am Leben zu erhalten, von ihren angsterfüllten Nächten, der Sorge um ihren Ehemann, ihrer Hoffnung, dass er, was immer aus ihr werden mochte, Zygmus gesund vorfinden möge. Und schliesslich überwältigte sie, wie es in solchen Fällen oft geschieht, die Enthüllung so vieler Nöte, und sie brach in Tränen aus. Zygmus war verwundert und erschreckt. Sein zartes Gesicht wurde blass, er lief zu seiner Mutter und umarmte sie.

Da sass sie, hielten sich gegenseitig umschlungen und weinten

herzerreissend, beide dünn und blass, traurig und hilflos. Sie taten mir schrecklich leid, und ich fühlte mich schuldig, dass ich ihnen eine zusätzliche Gefahr aufgeladen hatte. Obwohl ich wusste, dass es nicht klug war, beschloss ich, ihnen die Wahrheit über mich zu erzählen. Dem Jungen sagte ich, ich müsse etwas mit seiner Mutter besprechen, und schickte ihn zu Bett.

«Ich bin aber mit meinen Hausaufgaben noch nicht fertig», wandte er ein. «Kann ich im Bett noch lesen? Mama, rufst du mich, wenn ihr fertig seid?»

Sie brachte den Jungen in sein Zimmer. Durch die geöffnete Tür sah ich, wie sie sich über ihn beugte und ihn küsste.

«Nun», fragte sie mit einem wissenden, verschwörerischen Lächeln, «was haben Sie mir zu erzählen?»

«Ich weiss, dass ich damit gegen die Disziplin der Organisation verstosse, der ich angehöre. Trotzdem denke ich, Sie sollten Bescheid wissen. Ich muss Sie warnen: Meine Anwesenheit in diesem Haus ist eine Gefahr für Sie. Ich arbeite für den Untergrund. Das hier ist meine offizielle Adresse. Papiere, geheime Zeitungen und Nachrichten werden mir hierher gebracht, und ich muss sie oft ein paar Tage behalten. Natürlich bringt das Sie und Zygmus in Gefahr. Ich hatte nicht vor, Ihnen all das zu erzählen, aber vor ein paar Minuten, als ich Sie beide betrachtet habe, habe ich beschlossen, dass es das Beste für mich ist, wenn ich Sie verlasse.»

Lächelnd stand sie auf, trat auf mich zu und reichte mir die Hand. Dann sagte sie beinahe fröhlich:

«Danke, vielen Dank.»

Darauf ging sie in das Zimmer ihres Sohns, und ich hörte sie sagen:

«Zygmus, komm zu uns. Er erzählt keine Geheimnisse.»

Zygmus stiess einen Freudenschrei aus und kam zu uns in die Küche gerannt. Er setzte sich still an seinen Tisch und machte mit den Hausaufgaben weiter. Seine Mutter setzte sich neben ihn und sagte, er solle aufhören.

«Ich möchte, dass du etwas weisst. Herr Kucharski hat mir gerade mitgeteilt, dass er ausziehen möchte, weil er uns nicht in Gefahr bringen will. Er arbeitet für den Untergrund, er kämpft für unsere Freiheit und dafür, dass dein Vater heimkommt. Er hat Angst, dass die Deutschen ihn finden und verhaften und auch uns Leid zufügen. Was meinst du, Zygmus, was sollen wir ihm sagen?»

Einen Augenblick herrschte betretenes Schweigen. Ich war schockiert. Ich dachte, wie dumm es war, dass ich dieser schwachen Frau und ihrem Kind alles enthüllt hatte. Zygmus schien sprachlos, er schaute von mir zu seiner Mutter, als versuche er herauszufinden, was von ihm erwartet wurde. In der Miene seiner Mutter stand Triumph. Ihr Blick ruhte in stolzer, zuversichtlicher Erwartung auf ihrem Sohn.

«Nun, Zygmus, was sollen wir sagen?» Sie lächelte ihn an.

Zygmus stand auf, kam zu mir und schob seine kleine, feuchte Hand in meine.

«Haben Sie keine Angst um uns», sagte er, den Blick seiner blauen, unschuldigen Augen auf mich gerichtet. «Gehen Sie nicht weg. Wir wussten schon, dass Sie gegen die Deutschen kämpfen. Mutter erzählt mir alles. Sie weiss, dass ich ein Geheimnis bewahren kann.»

Seine Augen leuchteten, und seine Hand zitterte, als er hinzufügte:

«Auch wenn sie mich schlagen, werde ich kein Wort sagen. Bleiben Sie bei uns, bitte, Herr Kucharski.»

Ich musste wohl sehr verwirrt oder unschlüssig ausgesehen haben, denn plötzlich entzog mir der Junge seine Hand und streichelte mir über das Haar, um mich zu besänftigen und zu beruhigen. Die Mutter lächelte.

«Machen Sie sich keine Gedanken um uns. Sorgen Sie sich nicht wegen Zygmus. Er wird niemals etwas sagen. Er verbringt fast die ganze Zeit mit mir, und er wird uns auf keinen Fall durch unbedachtes Reden in Gefahr bringen. Im Krieg werden die Kinder schnell erwachsen.»

Ich erwiderte nichts.

«Sie müssen bleiben», drängte sie. «Es erleichtert mein Gewissen. Wenn ich Sie hier wohnen lasse, ist es für mich, als würde ich selbst etwas für Polen tun ... Es ist nicht viel, aber es ist alles, was ich tun kann, und ich bin Ihnen dankbar, dass Sie mir die Gelegenheit dazu geben.»

Ich stand auf.

«Danke Ihnen beiden für Ihre Freundlichkeit und Grossherzigkeit», sagte ich. «Ihnen und Ihrem Sohn. Sie sollen wissen, dass ich mich hier wirklich zu Hause fühle, als wäre ich bei meiner eigenen Familie.»

7

INITIATION

NACHDEM MEINE VORGESETZTEN der Meinung waren, dass ich mit den Methoden, Gepflogenheiten und der Disziplin des Untergrunds ausreichend vertraut war, erhielt ich meinen ersten Auftrag. Ich wurde nach Poznań geschickt. Zuvor musste ich schwören, dass ich nie etwas von den Einzelheiten der Mission würde verlauten lassen. Allgemein gesprochen, sollte ich ein bestimmtes Mitglied des Untergrunds treffen, einen Mann, der vor dem Krieg eine wichtige Funktion im Staatsdienst innegehabt hatte, und mit ihm die Möglichkeit erörtern, ehemalige Untergebene von ihm für die Untergrundarbeit zu gewinnen. Aufgrund seiner Funktion besaßen dieser Mann und seine ehemaligen Angestellten vielfältige Kontakte zu den Deutschen. Für den Widerstand waren sein Wissen und die Kontakte von allergrösstem Wert.

Für meine Reise wurde ein perfekter Vorwand ersonnen: Angeblich war die Tochter des Mannes meine Verlobte. Poznań lag in dem Teil Polens, den das Reich annektiert hatte. Die Bewohner dieses Distrikts konnten die deutsche Staatsbürgerschaft beantragen.¹ Meiner «Verlobten» stand diese Wahlmöglichkeit zu, und mit Zustimmung des Untergrunds hatte sie davon Gebrauch gemacht; ausserdem trug sie praktischerweise einen deutschen Namen. Auch ich verwendete bei der Gelegenheit einen deutschen Decknamen. Sie hatte bei der Gestapo um die Erlaubnis gebeten, dass ich sie besuchen durfte. Sie übernahm die Verantwortung für mich und teilte der Gestapo mit, sie wolle mir unbedingt «meine deutsche Abstammung und mein deutsches Blut bewusst ma-

chen». Umgehend erhielt sie die Erlaubnis, und unter den Augen der Deutschen führte ich ohne Schwierigkeiten meine Mission aus.

Ich gelangte problemlos nach Poznań, vor dem Krieg hatte ich die Stadt recht gut gekannt. Poznań liegt ungefähr dreihundert Kilometer westlich von Warschau. Es ist eine der ältesten Städte Polens und gilt als die Wiege der polnischen Nation aus der längst vergangenen Zeit, als Polen zu einem der mächtigsten Königreiche in Europa aufgestiegen war. Die Einwohner der gesamten Provinz sind durch und durch polnisch; über hundertfünfzig Jahre hinweg hatten die Stadt und das umliegende Land machtvollen Bestrebungen zur Germanisierung widerstanden.

Friedrich der Grosse hatte einen solchen Germanisierungsversuch unternommen. Polnische Jungen wurden nach Deutschland verschleppt und gezwungen, preussische Dragoner zu werden. Friedrich tat alles in seiner Macht Stehende, um den deutschen Einfluss und die deutsche Kultur in der Provinz zu verbreiten, doch vergebens. Später setzte Bismarck eine Politik durch, die darauf abzielte, den polnischen Bauern ihr Eigentum wegzunehmen und sie zu Sklaven der Deutschen zu machen. Nach Bismarcks Tod gab es immer wieder Versuche, Poznań in eine preussische Provinz zu verwandeln, aber sie scheiterten ausnahmslos. 1918, nachdem Polen seine Unabhängigkeit wiedererlangt hatte, verschwanden alle Spuren des deutschen Einflusses, und die polnische Identität der Einwohner trat praktisch unbeeinträchtigt wieder zutage.

An all das dachte ich, als ich durch die Strassen von Poznań ging. Die Stadt mit der längsten Tradition in ganz Polen wirkte nun wie eine typische deutsche Gemeinde. Alle Schilder an Läden, Banken und Monumenten waren auf Deutsch. Die Strassen hatten deutsche Namen. An den Strassenecken wurden deutsche Zeitungen verkauft. Ich hörte nur Deutsch, allerdings oft mit Akzent oder unwillig gesprochenes Deutsch, manchmal mit einer absichtlichen Entstellung, damit klar wurde, dass

der Sprecher Pole war, aber ich erinnere mich nicht, dass auf offener Strasse ein einziges Wort in einer anderen Sprache gesprochen wurde.

Später erfuhr ich, dass man Polen, die sich der «Eindeutschung» verweigert hatten, aus vielen Teilen der Stadt vertrieben hatte. In etlichen Bezirken, besonders in der Stadtmitte, lebte kein einziger Pole mehr. Durch bestimmte Strassen durften die Polen nicht einmal mehr gehen, frei bewegen konnten sie sich nur in den Vororten. Zu Zehntausenden hatte man deutsche Geschäftsleute und «Siedler» herbeigeschafft, die nun diese «durch und durch deutsche Stadt» bevölkerten. Überall sah man Hakenkreuzfahnen und in den Geschäften grosse Porträts des Führers und seiner Gefolgsleute.

Während ich all dies registrierte und beobachtete, wie die Massen deutscher Soldaten im Stechschritt durch die Strassen und, wie mir schien, verachtungsvoll über das Pflaster marschierten, stiegen Wut und Verzweiflung in mir auf. Ich dachte, dass unbeteiligte Menschen, die sahen, was ich sah, ohne die Hintergründe zu kennen, glauben mussten, Poznań sei eine «durch und durch deutsche Stadt». Selbst ich erkannte die Stadt kaum wieder, so gründlich war ihre Erscheinung in wenigen Monaten verändert worden.

Zur besseren Tarnung hatte ich für die Dauer meines Aufenthalts Papiere eines echten Polen deutscher Abstammung bekommen, der aus Warschau stammte und einen Monat zuvor nach Frankreich geflohen war, während seine Familie untergetaucht war. Ich hatte alle Einzelheiten über meine «Familie» auswendig gelernt. Ich war nun – sagen wir, Andrzej Vogst. Ich ging zu Helena – nennen wir sie Siebert –, die sich für mich und mein Benehmen in Poznań und allgemein in Deutschland verbürgte.

Hätte die Gestapo jenen Vogst überprüft, wäre es ihr schwergefallen, die Täuschung aufzudecken. Der Mann stand in den Kirchenbüchern der evangelischen Gemeinde und auch sonst in öffentlichen Registern. In seiner Wohnung lebten entfernte Verwandte, die ihn gut kannten und genau wussten, was bei einem Verhör zu sagen war. Seine «Verlobte»

aus Poznań schrieb ihre Briefe an diese Adresse. Vogst arbeitete in einer Firma für Friseurbedarf ... er wiederum kaufte den Friseuren die Haare ab, in der Kriegszeit ein wertvoller Rohstoff. Er besass alle notwendigen Dokumente, die ihm erlaubten, im gesamten Generalgouvernement zu reisen.²

Zum Glück jenes Vogst und seiner Verlobten fehlte nur noch, dass er auf ihr sanftes Drängen Deutscher wurde. Auch das passte perfekt, denn sein Grossvater war wirklich Deutscher; er hatte in eine grossbürgerliche Familie in Warschau eingeheiratet, die aus ihm einen Polen gemacht hatte. Wie man sieht, war meine Mission bis ins Kleinste vorbereitet worden, um das Risiko möglichst zu reduzieren ... bis auf null. Es waren keine Dilettanten am Werk gewesen.

Ich traf an meinem Bestimmungsort ein und suchte meine «Verlobte» auf. Sie war ein hübsches, dunkelhaariges Mädchen und wirkte so sanft und zart, dass ich kaum glauben konnte, dass sie, wie man mir gesagt hatte, eine der mutigsten und fähigsten Mitarbeiterinnen des Untergrunds war. Da mir etwas Zeit blieb, bis der Mann kam, den ich im Rahmen meiner Mission sprechen sollte, setzten wir uns in ein grosses Zimmer, das behaglich in einem etwas altmodischen Stil eingerichtet war. Zuerst sprachen wir über meine Reise, und ich erzählte alles über die jüngsten Vorgänge in Warschau. Dann unterrichtete sie mich über die Situation in Poznań.

Alle Angehörigen der Intelligenz und alle Polen, die Besitz hatten, waren aus der Stadt vertrieben worden. Dasselbe geschah in allen Teilen des Distrikts, den die Deutschen dem Reich eingegliedert hatten. Nur die Polen durften bleiben, die als Deutsche registriert oder bereit waren, ein Leben als Ausgestossene zu ertragen. Die Demütigungen dieser letzten Gruppe kannten keine Grenzen. Ein Pole, der sich nicht als Deutscher hatte registrieren lassen wollen, musste vor jedem, der an seiner Uniform oder anderen Zeichen als Deutscher zu erkennen war, den Hut ziehen. Wenn ein Pole einem Deutschen begegnete, musste er den Bürgersteig

verlassen. Polen durften nicht mit dem Auto oder dem Bus fahren und keine Fahrräder besitzen. Sie standen komplett ausserhalb des Schutzes der Gesetze, die deutschen Behörden konnten über ihren gesamten Besitz, die bewegliche wie die unbewegliche Habe, verfügen.

All dies berichtete sie mir in beherrschtem Tonfall, als schildere sie ein historisches Ereignis, das sie persönlich nicht betraf. Viele Mitglieder des Untergrunds hatten gelernt, Dinge, die ihnen sehr nahe gingen, so distanziert und unpersönlich zu betrachten. Sie bemühten sich, Probleme möglichst unpersönlich anzugehen, gleichgültig, wie tief und wie bitter ihre Gefühle waren, und Pläne so kühl auszuführen wie ein Chirurg eine Operation. Ich versuchte, den gleichen Ton anzuschlagen, obwohl ich noch Neuling war und obwohl das, was ich bis dahin in Poznań gesehen hatte, mich in einen Gemütszustand versetzte, der alles andere als kühl und wissenschaftlich distanziert war.

Als sie mit der minutiösen Schilderung der Gegebenheiten in Poznań fertig war, fragte ich sie, ob es uns ihrer Meinung nach jemals gelingen würde, all das zu ändern.

«Es gibt nur einen Weg», antwortete sie. «Sobald die Deutschen besiegt sind, muss es rücksichtslosen Massenterror geben gegen all jene, die unser Land besetzt und uns so viel Leid zugefügt haben. Die ins Land gebrachten Deutschen müssen mit denselben Methoden vertrieben werden, mit denen man sie angesiedelt hat – mit Gewalt. Die Aufgabe, die Germanisierung von Poznań und anderen Teilen Polens rückgängig zu machen, wird unlösbar, wenn wir uns auf Kompromisse, Plebiszite, Entschädigungen und Besitztausch einlassen. Die Fakten, die die Deutschen geschaffen haben und die sie in der nächsten Zeit unzweifelhaft ausweiten werden, können nur durch schonungslosen Terror beseitigt werden.»

So kontrolliert und kalkuliert ihre Worte wirkten, ich spürte deutlich, dass sie für ihr Land brannte und abgrundtiefen Hass auf die Deutschen hegte; das zeigte die Art, wie sie die Lippen schürzte oder das Kinn vor-

reckte, wenn sie einen Satz aussprach, der ihr wichtig war. Mir ging durch den Kopf, wie bemerkenswert es war, dass ein so unabhängiger Geist das Stigma und die Demütigung ertrug, die mit der Annahme der deutschen Staatsbürgerschaft verbunden waren, wenn es auch nur nominell und zu einem ganz bestimmten Zweck geschah.

«Darf ich Sie fragen», begann ich vorsichtig, «weshalb Sie sich als Deutsche registrieren liessen, auch wenn es nur eine Formalität war? Hätten Sie die Arbeit für die Sache nicht auch ohne das fortsetzen können?»

«Das wäre vollkommen unmöglich gewesen», erwiderte sie und liess keinen Zweifel, dass sie jede andere Lösung gewählt hätte, wenn eine solche existiert hätte. «Sehen Sie, Sie leben im Generalgouvernement, und Ihre Methoden sind deshalb ganz anders als unsere. Sie können der Gestapo auf anderen Wegen entkommen. Wir nicht. Hier in der Provinz gilt, dass Polen allgemein und vor allem gebildete Polen ‚rechtlich‘ nicht existieren. Nur unter dieser Bedingung konnten wir bleiben und hier weitermachen.»

«Haben sich viele polnische Patrioten als Deutsche registrieren lassen?»

«Ich will offen zu Ihnen sein. Die Antwort ist nein, leider. Selbst mein Vater versteckt sich auf dem Land, weil er sich nicht als ‚Volksdeutscher‘ registrieren lassen wollte. Das hätte ihn zur Kollaboration mit den Deutschen gezwungen, und die will er um jeden Preis vermeiden. Viele von diesen unabhängigen Patrioten, die sich nicht registrieren liessen, erweisen unserer Sache damit einen schlechten Dienst. Wenn es darum geht, gegen die Nazi-Methoden zu kämpfen, muss man jedes Gefühl von Loyalität und Ehre unterdrücken. Im September haben die polnischen Bürger deutscher Abstammung Polen kollektiv verraten. Sie haben ihre Waffen gegen Polen erhoben. Deshalb können wir nicht dulden, dass hier jemals Deutsche leben, egal, wie die Zukunft Polens aussieht. Sie halten nur Deutschland die Treue, das haben wir gesehen. Ein oder zwei elende polnische Verräter haben sich ihnen angeschlossen. Die

Masse der patriotischen Polen hat es fast ohne Ausnahme hartnäckig abgelehnt, sich registrieren zu lassen. Deshalb werden wir bald erleben, dass alle Polen aus dieser Provinz verschwinden müssen. Es geht vor allem darum, dass wir uns nicht vertreiben lassen, selbst wenn es bedeutet, dass wir ‚Volksdeutsche‘ oder ‚Reichsdeutsche‘ werden müssen, um bleiben zu können.»

Ich erkannte, dass sie recht hatte, und begann ihr innerlich beizupflichten. Zwar hatte ich bemerkt, dass sie wider Willen Bewunderung für die unabhängigen Geister hegte, die sich standhaft geweigert hatten, Deutsche zu werden, und dafür einen hohen Preis zahlten, musste aber doch zugeben, dass es klüger gewesen wäre, wenn zumindest diejenigen, die unsere Arbeit unterstützen konnten, eingelenkt hätten. Sie nahm meinen Gesinnungswandel wahr.

«Verstehen Sie jetzt, was das bedeutet? In zwei Monaten Besatzung haben die Deutschen bereits über vierhunderttausend Polen aus der Provinz in das Generalgouvernement deportiert.»

«Wie machen sie das? Wie gehen die Deportationen vor sich?»

«Das ist ganz einfach. Menschen aus der Mittelschicht, die sich nicht haben registrieren lassen, werden ohne Vorwarnung verhaftet. Bauern, Arbeiter und Handwerker erhalten eine Nachricht, dass sie innerhalb von zwei Stunden ihre Häuser verlassen müssen. Sie dürfen fünf Kilogramm Lebensmittel und Kleidung mitnehmen. Ihre Wohnungen müssen sie geputzt und ordentlich zusammen mit ihrer gesamten Habe den neuen deutschen Bewohnern überlassen. Die Polizei hat oft den Kindern von Bauern befohlen, Blumensträuße zu pflücken und als Willkommensgruss für die deutschen Siedler auf Tische oder Türschwellen zu stellen.»

Die Ankunft ihres Vaters beendete das Gespräch. Er bestätigte im Wesentlichen ihr Bild und ihre Analyse der Situation. Wir zogen uns zurück und erörterten unter vier Augen die Fragen, die meine Vorgesetzten mir für ihn aufgetragen hatten. Im grossen Ganzen erfuhr ich von ihm, und berichtete meinen Vorgesetzten in Warschau, dass die Männer,

die wir für den Widerstand gewinnen wollten, nur zur Untergrundarbeit bereit wären, wenn wir sie aus den dem Deutschen Reich eingegliederten Provinzen herausholten und ins Generalgouvernement brachten.

In Warschau erstattete ich dem Untergrund Bericht³ und kehrte dann in meine Wohnung zurück.

Frau Nowak freute sich, mich zu sehen; sie und Zygmus schauten mich bewundernd an, als wäre ich von der Front heimgekehrt. Mein Auftrag war nicht sehr gefährlich gewesen, trotzdem fühlte ich, dass ich meine Feuerprobe bestanden hatte und nun wirklich zum Untergrund gehörte.

8

BORZECKI

ERST NACH DER RÜCKKEHR aus Poznań verstand und durchschaute ich die Untergrundorganisation richtig. Dziepaltowski hatte mich einigen wenigen anderen Mitgliedern vorgestellt. Ich liess mich immer noch treiben. Meine Bemühungen, eine Arbeit zu finden, die mir zusagte, trugen kaum Früchte und führten nur zu zufälligen und sporadischen Beschäftigungen. Zum Teil hing das mit der allgemeinen Verfassung der Untergrundbewegung in dieser Zeit, Ende 1939, zusammen. Sie hatte noch nicht die komplexe, durchorganisierte Struktur, die sich schliesslich entwickelte. In den Anfängen gab es nicht eine zentrale Befehlsgewalt, sondern sie bestand aus vielen Gruppen, Organisationen, Widerstandszellen, die entweder unabhängig voneinander operierten oder nur lose miteinander verbunden waren, von Fall zu Fall kooperierten, wie es Menschen tun, die zwar gemeinsame Interessen, aber noch keinen wirklichen Weg gefunden haben, wechselseitig ihre Wünsche zum Ausdruck zu bringen und an einem Strang zu ziehen.

Tatsächlich konnte jeder, der hinreichend Erfindungsgeist, ein wenig Ehrgeiz und Entschlusskraft und sehr viel Mut besass, eine eigene Gruppe bilden, und viele taten es. Die Namen dieser heterogenen und kurzlebigen Initiativen waren oft genauso fantasievoll wie ihre Ziele: Es gab «Die Rächer», «Die rächende Hand», «Das Jüngste Gericht». Ihre Programme reichten von klassischem Terrorismus über politische Ziele bis zu religiöser Mystik. Die Polen sind für alle Arten von Geheimnis und Verschwörung sehr empfänglich, und die Bedingungen dafür waren hervorragend. Viele Gründer solcher konspirativer Cliques hofften, dass

der Krieg bald enden und ihre Gruppe eine wichtige Rolle beim Wiederaufbau des polnischen Staats spielen würde.¹

In dieser chaotischen Zeit begannen aber auch stabilisierende Elemente und Triebkräfte der Einigung zu wirken. Die stabilisierenden Elemente waren die politischen Parteien, die unter der deutschen Besatzung fortbestanden. Die Triebkräfte der Einigung wirkten von aussen und von innen, einmal durch die Stärkung der Beziehungen zwischen der polnischen Untergrundbewegung und der Exilregierung, die in Frankreich unter General Sikorski² arbeitete, ferner durch die Annäherung der Parteien angesichts der gemeinsamen Bedrohung. Darüber hinaus entstand eine militärische Organisation, deren erstes Ziel es war, die zerstreuten Reste der Armee zu einer einzigen schlagkräftigen Streitmacht zusammenzuführen.³

Von einer politischen Partei, der Nationalpartei⁴, erhielt ich meinen zweiten Auftrag. Ich sollte nach Lwów gehen, dort eine Reihe von Aufgaben erfüllen und dann versuchen, nach Frankreich zu gelangen und Kontakt mit der polnischen Regierung in Paris und Angers aufzunehmen. Von General Sikorski und der polnischen Regierung waren Befehle gekommen, dass alle jungen Polen versuchen sollten, nach Frankreich zu fliehen; das galt besonders für Piloten, Techniker, Seeleute und Angehörige der Artillerie, wozu ich zählte. Wenn ich nach Frankreich gelangte, hatte ich also gleich zwei Aufgaben erfüllt: diesem Befehl Folge zu leisten und eine Mission für den Widerstand auszuführen.

Zu dieser Zeit wollten die Parteien in Polen und die Regierung in Frankreich ihre Verbindung stärken. Die Regierung brauchte die Unterstützung der Menschen, die im besetzten Polen lebten. Die einzigen Vertreter dieser Menschen, nämlich die Parteien, die im Widerstand eine grosse Rolle spielten, brauchten wiederum die Unterstützung der Regierung und wünschten, dass ihre Auffassungen in die interalliierten Beratungen mit einfließen. Die Exilregierung war das einzige Organ, das ihre Vorstellungen zum Ausdruck bringen konnte.

Man gelangte schliesslich zu einer Vereinbarung über die Regeln der Zusammenarbeit, und sie wurde durch ein spezielles Kuriersystem zwischen Frankreich und dem besetzten Polen übermittelt. Demnach sollten die grossen polnischen Parteien, die Nationalpartei, die Bauernpartei, die Sozialistische Partei und die Christliche Arbeiterpartei, jeweils führende Mitglieder benennen, die sich bereits in Frankreich befanden und entweder der Exilregierung angehörten oder als offizielle Vertreter der Parteien eine wichtige Rolle in der Politik spielten. Die Parteien in Polen konnten so durch Instruktionen, die sie ihren Vertretern zukommen liessen, legitimen Einfluss auf die Exilregierung nehmen. Im besetzten Polen waren sie nicht mehr nur eine Gruppe von Parteien, sondern bildeten auf diesem Weg eine regelrechte Koalition. Die Exilregierung wiederum sicherte sich durch diese Koalition die Unterstützung des besetzten Landes und stärkte ihre Position gegenüber den Alliierten: Sie war nicht einfach nur eine Fassade, sondern eine Organisation, die von fern den Gang der Ereignisse im besetzten Polen steuerte.

In Warschau arbeiteten die Parteien teilweise bereits seit den denkwürdigen Tagen der Verteidigung der Hauptstadt im September 1939⁵ zusammen. Ungeachtet ihrer Meinungsverschiedenheiten hatten sich die politischen Organisationen mit grosser Disziplin und Hingabe den Verteidigern der Hauptstadt zur Verfügung gestellt.

Im Rahmen meiner Mission in Lwów sollte ich ein ähnliches Einvernehmen zwischen den Parteien dort herbeiführen und eine möglichst enge Zusammenarbeit zwischen den Organisationen in Lwów und Warschau. Ausserdem sollte ich die Parteiführer in Lwów über die Lebensbedingungen unter deutscher Besatzung informieren und, nachdem ich mich einigermassen mit den Bedingungen in Lwów unter sowjetischer Herrschaft vertraut gemacht hatte, der polnischen Exilregierung in Frankreich meine Eindrücke berichten.

Ich erhielt meine Instruktionen von Herrn Borzęcki, einem der wich-

tigsten Organisatoren des Widerstands. In den ersten Jahren der Unabhängigkeit Polens hatte er eine hohe Position im Innenministerium bekleidet.⁶ Nach Piłsudskis Staatsstreich im Mai 1926 wurde er von der neuen Regierung abgesetzt und gehörte von da an zur Opposition. Er betrieb eine florierende Anwaltskanzlei mit bemerkenswert breiten Kontakten und steckte daneben viel Energie in wissenschaftliche Forschungen.

Vor dem Krieg hatte ich ihn nicht gekannt. Überrascht hörte ich, dass er immer noch unter seinem richtigen Namen in seiner Wohnung lebte. Er war ein grosser, schlanker Mann um die sechzig. Anscheinend hatte man ihm Schmeichelhaftes über mich erzählt, denn er begrüsst mich herzlich. Als Vorsichtsmassnahme diente eine Zeitung als Ausweis meiner Identität. Ich trug einen herausgerissenen Teil in einem versiegelten Umschlag bei mir, er besass den anderen Teil. Die beiden Teile mussten zusammenpassen. Als ich ihm meinen Umschlag reichte, nahm er ihn ohne ein Wort und verschwand damit in einem angrenzenden Zimmer, um die Teile zusammzusetzen. Kurz darauf kam er lächelnd zurück und sagte:

«Ich freue mich, Sie begrüssen zu können. Alles ist in bester Ordnung, und ich weiss, warum Sie gekommen sind. Sie reisen nach Lwów und dann weiter nach Frankreich.»

Ich nickte bestätigend. Er forderte mich auf, Platz zu nehmen, mit einer Herzlichkeit, die auszudrücken schien, dass wir beide gut daran täten, uns einen Moment lang wie normale Menschen zu verhalten, bevor wir uns mit unseren schwierigen Angelegenheiten befassten. Seine Frau und seine Kinder, erzählte er mir, habe er auf das Land geschickt. Er lebte allein und war stolz darauf, so gut zurechtzukommen. Er bereitete Tee zu, goss zwei Tassen ein und bot mir ein paar Kekse an. Ich nahm einen und merkte, dass sie alles andere als frisch waren.

«Ich habe erst in fortgeschrittenem Alter mit der Hausarbeit begonnen», teilte er mir im Ton einer amüsierten Entschuldigung mit. «Was

ich bei meiner Mutter gelernt habe, hat es mir natürlich leichter gemacht. Als Junge musste ich alles allein machen, meine Schuhe putzen, meine Hosen bügeln, Knöpfe annähen. Und dann hatte ich auch das Glück, Pfadfinder zu sein.»

Er hielt einen Augenblick inne, als denke er an jene Tage zurück.

«Fünfundvierzig Jahre ist das her. Da habe ich kochen gelernt. Dank meiner Mutter und den Pfadfindern kann ich mich gut allein versorgen, solange meine Familie weg ist. Und ich bin froh, dass sie weg sind. Wenn sie mich festnehmen, bin ich wenigstens das einzige Opfer.»

Borzęcki gehörte zu jenen Menschen, die einen zufälligen Besucher so herzlich und vertraut empfangen, dass er sich sofort wohlfühlt.

«Wenn ich mir eine Bemerkung erlauben darf», warf ich ein, «schade, dass Sie nicht gelernt haben, wie man einen Ofen anfeuert.»

«Es ist nicht nett, dass Sie das sagen», erwiderte er mit leichtem Vorwurf, «und Sie haben unrecht. Wenn Ihnen hier kalt ist, ist das gut so. Sie werden sich daran gewöhnen müssen. Die Besatzung kann noch mehrere Winter dauern. Der Krieg wird lang sein und Kohle knapp.»

Es war tatsächlich sehr kalt in seiner Wohnung. Mir fiel jetzt erst auf, dass er seinen Mantel anhatte und es mir noch nicht in den Sinn gekommen war, den meinen auszuziehen. Ich wusste einiges mehr über Borzęcki, als er über mich wusste. Ich hatte viel über seine eifrige Tätigkeit im Untergrund gehört, seine Versuche, mit der Regierung Kontakt aufzunehmen, und seine unermüdlichen Bestrebungen, den polnischen Widerstand zu organisieren.

«Glauben Sie nicht», fragte ich ihn, «dass es unvorsichtig ist, unter Ihrem eigenen Namen hier zu wohnen?»

Er zuckte mit den Achseln.

«Heute ist es schwierig zu sagen, was unvorsichtig ist und was nicht. In meiner Lage wäre es eher gefährlich, in Warschau, wo mich doch viele Menschen kennen, unter einem falschen Namen zu leben. Ich

musste mich mit Methoden vertraut machen, die anders sind als die meiner Kollegen. Ich halte mich selten an dem Ort auf, der meine offizielle Adresse ist. Ich lebe und arbeite in Häusern, wo man mich nicht kennt.»

«Hilft das?», fragte ich weiter. «Wenn die Gestapo nur argwöhnt, dass Sie Verbindungen zum Untergrund haben, wird man Sie aufspüren.»

«Ja, da haben Sie recht. Aber ich habe Vorsichtsmassnahmen ergriffen. Ich werde ständig von meinen eigenen Männern bewacht. Wenn sie bemerken, dass mir jemand auf der Spur ist, werde ich einen anderen Namen annehmen müssen.»

«Ich hoffe, dass es dann nicht schon zu spät ist und Sie von der Strasse weg verhaftet werden.»

«Das stimmt. Aber dann werde ich hoffentlich noch die Zeit haben, mein Bonbon zu schlucken.»

Er streckte mir eine lange, weisse, knochige Hand entgegen. Am Mittelfinger schimmerte ein ungewöhnlich geformter Siegelring. Mit einem Finger der linken Hand berührte er eine Feder. Der Stein glitt zur Seite und gab ein kleines Fach frei, das mit einem weissen Pulver gefüllt war.

«Ich habe in Büchern über die Medici und die Borgias von solchen Vorrichtungen gelesen, aber ich hätte nie erwartet, dass ich so etwas in Warschau zu sehen bekomme – ausser im Kino.»

«Das ist gar nicht verwunderlich», erwiderte er ruhig. «Es beweist nur, dass der Mensch sich nicht ändert. Ähnliche Situationen verlangen ähnliche Lösungen. Es gibt immer Gejagte und Jäger – Menschen, die die Menschlichkeit hassen und die Welt beherrschen wollen. Ich sehe, dass Sie noch nicht lange im Untergrund arbeiten.»

«Das stimmt. Ich bin erst kürzlich dazugekommen, und ich bin stolz, dass ich dabei bin, aber ich muss zugeben, dass diese Art von Arbeit mir nicht recht liegt.»

«Und was genau liegt Ihnen nicht?», fragte er mit milder Ironie.

«Was wollten Sie vor dem Krieg werden? Womit haben Sie sich beschäftigt?»

«Ich wollte wissenschaftlich arbeiten. Demografie und Diplomatiegeschichte haben mich besonders interessiert. Obwohl ich es nicht geschafft habe, meine Doktorarbeit zu Ende zu bringen, würde ich mich am liebsten in aller Ruhe wissenschaftlichen Studien widmen.»

«Das ist wunderbar», gab er zurück. «Warten Sie einfach, bis man eine Rakete erfunden hat, die Sie zum Mond bringt. Das ist der richtige Ort für ruhige wissenschaftliche Studien. Gott hat nicht bestimmt, dass die Polen Ruhe finden. Wir müssen in Europa bleiben, unser Schicksal ertragen und dafür kämpfen, dass wir in Zukunft friedlich leben und studieren können. Gott hat uns an einen Ort voller Schrecken gestellt, auf einem Kontinent voller Unruhe, zwischen mächtige und gierige Nachbarn. Seit Jahrhunderten müssen wir um unsere Existenz kämpfen. Sobald wir uns genommen haben, was uns rechtmässig gehört, werden wir angegriffen und ausgeplündert. Über Polen scheint ein Fluch zu liegen. Aber was können wir tun? Wenn wir überleben wollen, müssen wir kämpfen. Es ist, als hätte der Schöpfer noch absichtlich unser Leid vergrössert, indem er uns mit einer unerschütterlichen Liebe zu unserem Land, unserem Volk, unserem Boden, unserer Freiheit erfüllt hat.»

Er blickte mich fast mit Missfallen und Misstrauen an, als wäre ich für einen Augenblick der Vertreter von Polens Feinden. Abrupt wandte er sich ab und ging im Zimmer auf und ab, wobei er nervös seine Hände hinter dem Rücken knetete. Schliesslich blieb er stehen, setzte sich und wirkte wieder ganz kontrolliert und geschäftsmässig. Knapp und präzise gab er mir Anweisungen für meine bevorstehende Reise.

Er setzte mir minutiös alles auseinander, mit der Entschiedenheit und Distanziertheit eines Chefs, der mit einem subalternen Untergebenen spricht. Doch zugleich spürte ich väterliches Wohlwollen in der Art, wie

er mich ansah und hin und wieder die Stirn runzelte – es hatte etwas von der Strenge eines Vaters, der seinem Sohn Vorhaltungen macht. Von Zeit zu Zeit hielt er inne, und wir nippten an dem Tee, der inzwischen ganz kalt geworden war.

«Als Erstes», sagte er nachdrücklich, «denken Sie daran, dass viel von Ihnen abhängt. Sie müssen dieses Gespräch so genau wie möglich den Personen berichten, mit denen Sie in Lwów Zusammentreffen werden, dann der Regierung in Frankreich und dann vielen anderen, die informiert werden müssen. Am wichtigsten ist, klarzumachen, dass unsere Sache nicht verloren ist, solange wir als Nation und in rechtlicher und moralischer Hinsicht als Staat weiterbestehen und uns den Willen zu kämpfen erhalten. Das ist unser Ziel: den Fortbestand des polnischen Staats zu sichern, der nur zufällig in den Untergrund gehen musste. Seit wir im Untergrund sind, mussten wir alle Dienststellen und Institutionen eines Staates reproduzieren. Der Staat braucht die Autorität über unser Volk und muss verhindern, dass sich in Polen ein Verräter erheben kann. Wir werden keinen Wettstreit auf polnischem Territorium dulden. Die Regierung Sikorski in Angers muss uns und unsere Rechte in diesem Krieg verteidigen und uns gegenüber verantwortlich sein. Das sind die Grundbedingungen, unsere einzige Hoffnung, den Feind erfolgreich zu bekämpfen.»

Er machte eine nachdenkliche Pause und nahm dann seine Ausführungen mit neuem Nachdruck wieder auf:

«Lassen Sie mich noch einmal die wichtigsten Punkte zusammenfassen. Erstens betrachten wir die Besetzung als einen durch und durch illegalen Akt. Die Existenz eines deutschen Regimes in Polen ist künstlich und willkürlich. Zweitens besteht der polnische Staat fort, allerdings in veränderter, den Umständen angepasster Form. Seine Verlegung in den Untergrund ist rein zufällig und hat keinerlei rechtliche Bedeutung. Drittens können wir keine polnische Regierung dulden, die mit den Besatzern kooperiert. Verräter werden wir töten.»

Ein leichtes Lächeln huschte über seine Lippen, und mit einer Spur Zynismus fügte er hinzu:

«Es ist schwieriger, einen Deutschen auf polnischem Territorium zu töten, als einen Polen zu töten.»

Eigentlich sprach daraus weniger Zynismus als langjährige Erfahrung und eine realistische Einschätzung der Lage. Bei Borzęcki verbanden sich tiefe Hingabe an seine Überzeugungen mit dem Wissen, welche Gefahren auf seinem Weg lagen. Bei jedem neuen Abschnitt des Gesprächs machte er eine deutliche Pause und wog ab, wie seine Worte auf mich wirkten; gewissermassen mass er mich dauernd am Massstab seines gereiften Urteils.

«Die Regierung ist im Ausland, in Freiheit und Sicherheit», fasste er zusammen. «Sie muss diese Freiheit und Sicherheit nutzen, um unsere Rechte und Interessen zu verteidigen. Nicht nur gegen unsere Feinde, sondern auch in den Beziehungen zu unseren Freunden. Denken Sie daran: Die Aufgabe, gegen die Deutschen zu kämpfen, wird hier erledigt, durch uns. Wir werden dafür bis zum Äussersten gehen, zum letzten Blutstropfen, wenn ich unsere Rota-Hymne⁷ zitieren darf. Auf der anderen Seite sichern wir der Regierung unsere Treue und bedingungslose Unterstützung zu.»

Borzęcki erhob sich und ging umher, dabei rieb er sich die Hände. Ich bemerkte, dass sie von der Kälte ganz blau waren. Mir war auch kalt gewesen, bis Borzęckis flammende Analyse der Situation mich die Kälte hatte vergessen lassen. Ich schaute ihn an, diesen dünnen, gebeugten, alten Mann, der blass und kränklich aussah und physisch schwach wirkte. So viel Überzeugungskraft, unbändiger Wille und fester Glaube in einem so zerbrechlichen Körper waren erstaunlich.

Ich fragte ihn, ob es möglich wäre, eine so grosse, komplizierte Organisation auf die Beine zu stellen, während der deutsche Terror wütete. Er beantwortete meine Frage mit einem Achselzucken:

«Wie kann man das wissen? Wir müssen es einfach versuchen. Der Untergrund muss mehr sein als nur eine Reaktion auf die Unterdrückung

durch die Besatzer. Er muss eine offizielle Fortführung des polnischen Staats sein. Das politische Leben muss funktionieren, und zwar in einer Atmosphäre vollkommener Freiheit.»

Und als er mein Erstaunen bemerkte, wiederholte er noch einmal: «Jawohl, in einer Atmosphäre absoluter Freiheit.»

«Aber wie können Sie von Freiheit sprechen? Die Deutschen dulden keine einzige politische Partei.»

«Natürlich. Die Deutschen dulden nichts, und wir haben nicht vor, sie um Erlaubnis zu fragen. Wir ignorieren sie. Ihre Anwesenheit darf uns nicht im Mindesten beeinflussen oder hemmen. Wir werden im Geheimen agieren müssen. Was ich meine, ist Freiheit im Rahmen der Untergrundbewegung. Alle politischen Parteien müssen im Untergrundstaat bürgerliche Freiheiten geniessen. Unter Bedingungen, gewiss. Jede Partei muss sich verpflichten, gegen die Besatzer zu kämpfen und für ein demokratisches Polen zu arbeiten. Sie muss weiterhin die Regierung als rechtmässig anerkennen und sich der Entscheidungsgewalt des entstehenden Untergrundstaats unterstellen.»

«Aber», wandte ich ein, «das Ergebnis wird sein, dass jede Gruppe für sich gegen die Deutschen kämpft. Unsere Kräfte werden gespalten und geschwächt.»

«Nicht unbedingt. Die Aktivitäten des Untergrunds werden koordiniert und in drei grosse Bereiche aufgeteilt. Es wird eine Verwaltung geben, die die Bevölkerung vor den Deutschen schützt, die deutsche Verbrechen dokumentiert für den Tag der Abrechnung und die Grundzüge der Verwaltung für die erste Zeit der Unabhängigkeit vorbereitet. Dann wird es uneingeschränkte Freiheit im politischen Leben geben, und jede politische Gruppe wird frei sein, den Kampf gegen die Besatzung zu führen. Und nun kommt der wirklich entscheidende Punkt...»

Er sprach nun langsamer und betonte jedes Wort, indem er mit dem Zeigefinger auf den Tisch klopfte.

«Der Untergrund braucht eine Armee. Alle militärischen Aktionen

gegen den Feind müssen unter einem militärischen Oberkommando erfolgen. Die Armee muss repräsentativ sein und einer realistischen Einschätzung der gesellschaftlichen und politischen Kräfteverhältnisse entsprechen. Jede Gruppe, die ihr angehört, wird das Recht haben, mit ihrer Partei in Verbindung zu bleiben. Aber das militärische Kommando muss die oberste Kontrolle über alle Bereiche der Organisation haben.»

Meine Miene drückte wohl einigen Zweifel am Erfolg dieses kühnen, ausgefeilten Plans aus, denn Borzęcki beruhigte mich eilends.

«Keine Sorge, junger Mann. Wir alle wissen, dass es ein komplizierter, weitreichender Plan ist, aber wir wissen auch, wie nötig es ist, ihn auszuführen. Dieser Krieg wird womöglich seltsame Wendungen nehmen. Mit unserer Arbeit können wir ein Modell für den bewaffneten Widerstand gegen die deutsche Besatzung andernorts sein. Auf jeden Fall haben die polnischen Parteien in den deutsch besetzten Gebieten dem Plan bereits zugestimmt. Nun brauchen wir noch die Zustimmung aus den russisch besetzten Gebieten. Und auch die polnische Exilregierung in Angers muss zustimmen. Das sind natürlich nur die groben Umrisse des Plans. Die technischen Einzelheiten wird man Ihnen nicht mitteilen. Jemand anderer wird sie nach Paris und Angers übermitteln. Wir hoffen, dass Sie sich nicht allzu sehr für die Lösung des Problems interessieren.»

Bei diesen letzten Worten stand er direkt neben mir. Er beugte sich zu mir, klopfte mir lächelnd auf die Schulter und neigte sein Gesicht so nah zu meinem, dass ich seinen Atem spüren konnte:

«Das bedeutet nicht, dass wir Ihnen nicht vertrauen. In unserer Situation ist es das Gefährlichste, zu viel zu wissen. Viele von uns, auch mich, drückt die Last nieder, dass wir zu viel wissen. Aber es ist unvermeidlich.»

Er richtete sich auf, wie um seine letzten Worte zu widerlegen, schaute mich an und drehte abwesend seinen Ring. Schliesslich setzte er

sich wieder, schlug den Mantelkragen hoch, überkreuzte die Beine und sagte:

«Sprechen wir über die Einzelheiten Ihrer Reise.»

Borzęckis Erklärungen dauerten fast eine Stunde, und er erwies sich gleichermassen als Meister der konspirativen Taktik wie der dabei auftauchenden rechtlichen und politischen Probleme. Die Grundzüge seines Plans waren einfach. Ich würde eine Bestätigung einer Warschauer Fabrik erhalten, dass ich in einer ihrer Niederlassungen in einer Stadt unweit der russisch-deutschen Grenze arbeiten sollte. Das Dokument würde echt sein und war absolut unverzichtbar, denn die Deutschen durchsuchten und befragten oft Zugreisende. Schon wer weiter als hundertfünfzig Kilometer reiste, brauchte eine Erlaubnis der Deutschen.

In der Nähe der Grenze sollte ich mich mit einem Mann in Verbindung setzen, der mich über die Grenze schmuggeln würde. Er war Angehöriger einer jüdischen Widerstandszelle⁸, die mit uns zusammenarbeitete. Diese Zelle kümmerte sich hauptsächlich darum, Juden aus Deutschland in das russisch besetzte Gebiet zu bringen, wo sie sicherer waren. Im Generalgouvernement hatte bereits der Massenterror gegen die Juden begonnen. Ich würde wohl mit einer Gruppe jüdischer Flüchtlinge die Grenze passieren und dann zum nächsten Bahnhof gebracht werden, wo ich in einen Zug nach Lwów steigen sollte. Die Russen, so hatte man uns informiert, überprüften die Zugpassagiere nicht regelmäßig. In Lwów sollte ich zu einer bestimmten Adresse gehen und mich durch ein Passwort zu erkennen geben.

Wir besprachen alle Details gründlich, dann warf mir Borzęcki einen durchdringenden Blick zu.

«Ich habe Ihnen gesagt, was wir von Ihnen erwarten, und Sie müssen wissen, was Sie von uns erwarten können. Falls die Deutschen Sie festnehmen, bevor Sie den Kontaktmann treffen, können Sie nicht mit Hilfe von uns rechnen. Wir werden nichts für Sie tun können, Sie müssen sich auf sich selbst verlassen. Wenn Sie festgenommen werden, nachdem Sie

den Kontaktmann getroffen haben, haben Sie mehr Glück. Man wird uns dann wahrscheinlich über Ort und Zeitpunkt Ihrer Festnahme unterrichten, und wir werden tun, was wir können. Aber auch dann brauchen Sie viel Geduld. Wenn Sie von der sowjetischen Polizei verhaftet werden, sollte es leicht für Sie sein, freizukommen. Erzählen Sie ihnen, dass Sie aus deutsch besetztem Gebiet geflohen sind und lieber unter sowjetischer Herrschaft leben möchten. Das funktioniert immer sehr gut.»

«Ich glaube, niemand kann sich eine sorgfältigere Planung wünschen», bemerkte ich. «Sie haben alles bedacht.»

«In Zeiten wie diesen ist es unmöglich, alles zu bedenken», antwortete er kopfschüttelnd. «Wir tun, was wir können. Bis zu einem gewissen Grad müssen wir alle dem Glück vertrauen.»

Wir verabschiedeten uns herzlich. Er brachte mich zur Tür, und als ich die Stufen hinunterging, drehte ich mich aus einem Impuls heraus noch einmal um. Er stand immer noch an der Tür, gebeugt und müde, schaute mir teilnahmslos nach und spielte mit seinem Ring. Wir winkten uns zu, und ich stieg die Treppe ganz hinunter.

Was Borzęcki mir auseinandergesetzt hatte, trat beinahe vollständig ein. Meine Reise nach Lwów verlief ohne Zwischenfälle. Nicht einmal sechs Monate später funktionierte der Widerstand genau so, wie dieser fähige, erfahrene Mann beschrieben hatte. Nur sein eigenes Schicksal hatte er nicht vorausgesehen. Weder seine Vorkehrungen für seine Sicherheit noch sein Leibwächter, noch sein Zyanid-»Bonbon« konnten ihm helfen.

Ende Februar 1940 wurde Borzęcki von der Gestapo festgenommen. Er schaffte es nicht, sein Gift zu schlucken. Er wurde ins Gefängnis geschleppt und auf entsetzlichste Weise gefoltert. Tagelang schlugen sie ihn ohne Unterbrechung. Nahezu jeder Knochen seines Körpers wurde methodisch und mit wissenschaftlicher Präzision gebrochen. Nach Schlägen mit Eisenstangen war sein Rücken nur noch eine blutige Masse

Fleisch. Aber der hagere, kränkliche Mann wurde nie schwach, verriet kein einziges Geheimnis. Zuletzt wurde er erschossen.

Die Nazi-Zeitungen meldeten später, ein polnischer Vagabund und Bandit sei vom Kriegsgericht wegen Verrat am Deutschen Reich zum Tode verurteilt worden.

ZUM ERSTEN MAL SEIT MEINER FLUCHT aus Radom hatte ich den Eindruck, eine wichtige Aufgabe zu haben. Ich prägte mir sorgfältig den Wortlaut der Bestätigung der Fabrik ein und wappnete mich für die Beantwortung von Fragen.

Der Zug erreichte meinen Bestimmungsort, ohne dass es auch nur eine Routinekontrolle gegeben hätte. Sowohl die Dokumente wie meine seelische Vorbereitung waren überflüssig. Am Bahnhof mietete ich einen Bauernkarren, der mich die gut zehn Kilometer zu dem Dorf nahe der russisch-deutschen Grenze bringen sollte.¹ Ohne Schwierigkeiten fand ich am Dorfrand die weiss gekalkte Hütte mit dem Storchennest auf dem Scheunendach. Dort sollte ich den Mann treffen, der für eine Zelle des jüdischen Untergrunds Juden über die Grenze brachte. Ich klopfte an die Tür.

Zuerst kam keine Antwort, und mich beschlich leise Unruhe. Ich ging um die Hütte herum und horchte an einem Fenster auf der Rückseite. Stille. Das Fenster war so trüb, dass ich nichts erspählen konnte. Mit grosser Anstrengung gelang es mir, es ein paar Zentimeter anzuheben. Da hörte ich tiefes, gleichmässiges Schnarchen. Ich kehrte zur Tür zurück und pochte nun laut dagegen. Ein grosser junger Mann mit gerötetem Gesicht und verrutschter Kleidung erschien und rieb sich die Augen.

«Ich bin wohl eingeschlafen», entschuldigte er sich. «Wer sind Sie?»

Ich erklärte es ihm. Man hatte ihn offenbar von meiner bevorstehenden Ankunft unterrichtet, und er akzeptierte mich sofort. Ich sollte in einer Gruppe von Juden mitmarschieren, die er in drei Tagen über die

Grenze führen würde. Er hatte schon Dutzende solcher Unternehmungen ohne Schwierigkeiten erledigt und für einen jungen Mann, der mit so gefährlichen Aufgaben befasst war, machte er einen sehr ruhigen und gelassenen Eindruck. Während ich sprach, zog er einen kurzen, schweren Mantel an, nahm mich dann am Arm und führte mich zur Tür hinaus.

«Kommen Sie», sagte er, «wir haben keine Zeit zu verlieren. Sie müssen einen Platz im Dorf finden, wo Sie bleiben können. Ich zeige Ihnen, wo wir uns treffen.»

Er ging mit grossen Schritten voran und hielt ab und zu kurz inne, um sich zu strecken und zu gähnen. Bis zu dem Treffpunkt waren es ungefähr drei Kilometer. Er kümmerte sich kaum um mich. Um eine Unterhaltung in Gang zu bringen, fragte ich ihn, warum er so müde sei. Er antwortete gutmütig, er sei die ganze Nacht wach gewesen, weil er eine Gruppe hinübergeführt habe, und am Tag sei er bereits ein paar Mal geweckt worden, um Mitgliedern der nächsten Gruppe den Treffpunkt zu zeigen. Ich meinte, es müsse doch ein besseres System geben, als dass er den ganzen Tag hin- und hermarschierte. Er brummte zustimmend, sagte aber, es habe sich noch niemand etwas Besseres ausgedacht.

Endlich überquerten wir einen Bach und kamen auf eine Lichtung in der Nähe einer Mühle.

«Hier ist es», meinte er matt, als habe er diesen Satz schon unzählige Male ausgesprochen. «In drei Tagen müssen Sie um Punkt sechs Uhr an dieser Stelle sein. Wir warten auf niemanden.»

«Ich werde pünktlich sein», erwiderte ich. «Haben Sie einen Vorschlag, wo ich bis dahin bleiben kann?»

«Am anderen Ende des Dorfs liegt ein kleines, ruhiges Gasthaus. Sie können es nicht verfehlen, es gibt nur das eine. Prägen Sie sich den Weg genau ein, es wird Sie niemand hierher zurückführen.»

Gehorsam schaute ich mir die Bäume an, die Strasse, die Mühle und den kleinen Bach. Er wartete, bis meine Augen einmal ganz herum gewandert waren, dann machten wir uns mit langen Schritten auf den Weg

zurück zu seiner Hütte. Einmal schien er zu taumeln, und ich merkte, dass seine Augen fast geschlossen waren. Ich stiess ihn an, und er reagierte überraschend lebhaft.

«Ist etwas los?», fragte er.

«Nein, aber Sie sind eingeschlafen und haben geschwankt. Ich dachte, Sie könnten stolpern und sich verletzen.»

«Mich verletzen? Hier?» Er blickte abschätzig auf den harmlosen schlammigen Weg. «Nicht einmal betrunken oder mit verbundenen Augen.»

Als wir den Pfad erreichten, der zu seiner Hütte führte, ging er ohne ein Wort einfach davon. Ich winkte ihm hinterher, er hob einen Arm und führte die Bewegung damit zu Ende, dass er sich beim Gähnen die Hand vor den Mund hielt.

Das Gasthaus war leicht zu finden und die Unterkunft überraschend komfortabel. Der Wirt, ein alter Bauer mit runzligem Gesicht, stellte keine Fragen, sondern hob einfach den Preis entsprechend seinem Misstrauen an. In den drei Tagen machte ich mich möglichst unsichtbar, schützte Krankheit vor und blieb in meinem Zimmer. Ich kam ein wenig vor der Zeit zu der Lichtung, aber die meisten anderen waren schon da.

Es war fast dunkel. Der Mond stand hell und voll am Himmel und beleuchtete die anderen Personen auf der Lichtung. Ich sah, dass es sich um Menschen jeden Alters handelte, alte Männer und Frauen, zwei Frauen mit Säuglingen im Arm, ein paar junge Männer und Mädchen. Sie alle waren Juden auf der Flucht. Es schien, als wüssten sie, was das Schicksal für sie bereithielt, dass bald die erbarmungslose Vernichtung der Juden beginnen würde.

Sie trugen verschiedene Bündel, Taschen und Koffer bei sich, manche sogar Kissen und Bettdecken. Sie wurden in Gruppen geteilt, einige blieben als Familien zusammen. Ein altes Paar war mit seinen vier Töchtern gekommen, zwei Töchter hatten ihre Ehemänner mitgebracht, und diese acht Menschen bildeten ihre eigene kleine Gruppe. Da ihnen ein

Marsch von ungefähr zwanzig Kilometern durch Wälder und Felder bevorstand, durfte der Führer, obwohl der Weg im Grunde nicht schwierig war, eigentlich keine Säuglinge und Kranken mitnehmen.

Aber diese Regel wurde anscheinend nicht streng eingehalten, denn als der Führer kam, liess er es mit einer Rüge an die Mütter bewenden und der Ermahnung, sie sollten ihren Nachwuchs sofort zum Schweigen bringen, denn beide Kinder hatten so laut zu schreien begonnen, dass man es über Kilometer hören konnte. Die beiden Mütter standen dicht beieinander, und einige ältere Frauen traten zu ihnen und gaben ihnen gute Ratschläge. Die Mütter wiegten ihre Säuglinge und flüsterten ihnen leise Worte zu. Als sie endlich eingeschlafen waren, machten wir uns auf den Weg.

Der Führer marschierte mit grossen, raschen Schritten voraus, schaute weder nach rechts noch nach links und wirbelte nur ab und zu herum, um die Gruppe zum Schweigen zu bringen, wenn die Unterhaltung zu laut wurde. Man konnte sich aber kaum vorstellen, dass jemand zuhörte. Es war kalt, und die dunklen Umrisse der nackten Bäume liessen alles noch einsamer und verlassenener erscheinen.

Unser Weg wand sich durch Wälder und Felder, es ging durch Schlammfützen und Bäche. Mehr als einmal schien es zweifelhaft, dass der Führer den Weg noch wusste, aber sein stetiger, sicherer Schritt zerstreute alle Fragen. Als sich eine Wolke vor den Mond schob, hüllte uns tiefe Dunkelheit ein, und wir stolperten vorwärts, hielten uns verzweifelt aneinander fest, an Rockzipfeln, fielen hin, schlugen uns Hände und Knie auf, zerkratzten uns die Gesichter und waren bald von oben bis unten mit Dreck bespritzt.

Als der Mond wieder hervorkam, sah ich direkt vor mir die beiden Mütter. Sie waren abgezehrt, die Haare vom Wind und den niedrigen Ästen zerzaust, die Gesichter durch spitze Zweige verletzt. Mit einer Hand hielten sie sich an zwei Männern fest, die vor ihnen gingen, mit der anderen Hand drückten sie ihre Säuglinge fest an sich. Wir anderen hatten eine Hand frei, um Zweige zur Seite zu schieben und uns festzu-

klammern, wenn wir ins Rutschen gerieten. Sie hatten keinen Schutz vor den grossen Steinen auf dem Weg, den Dornen, den Wurzeln, über die sie häufig stolpten.

Wir wussten immer genau, wann sie stolpten. Sofort begannen ihre Kinder zu wimmern, und uns ergriff angstvolle Erwartung. Jedes Mal fanden die Mütter einen neuen Weg, die Kinder zu beruhigen. Der Führer liess uns oft anhalten, während er den Weg vor uns erkundete. Dann kehrte er zurück und winkte uns, ihm schnell zu folgen. Der Pfad, auf dem er uns führte, war verschlungen und für deutsche und sowjetische Patrouillen, die sich in der Gegend nicht auskannten, nicht zu entdecken.

Auf jeden Fall kam uns seine Vorsicht sehr zugute. Wir traten aus dem Wald, mitten auf eine Strasse. Der Führer rief uns leise zusammen mit einer Stimme, die grosse Freude und Erleichterung ausdrückte.

«Hört, wir sind jetzt auf der anderen Seite der Grenze. Ihr könnt euch ausruhen.»

Erschöpft sanken wir auf den nassen Boden unter den Bäumen am Strassenrand. Unser Führer teilte uns in drei Gruppen und brachte jede Gruppe für sich ins Dorf.

Während er mit den ersten beiden Gruppen unterwegs war, die hauptsächlich aus Frauen und älteren Männern bestand, warteten wir Restlichen eng zusammengedrängt und zitternd am Waldrand. Wir sprachen nicht viel und versuchten, unser Äusseres ein wenig in Ordnung zu bringen. Unser Führer stiess einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus, als er wieder da war und sich mit uns auf den Weg ins Dorf machte.

«Nun, wieder eine Gruppe sicher hinübergebracht», sagte er, während er uns voranging.

«Wie lange führen Sie schon Menschen über die Grenze?», fragte ich, teils um das drückende Schweigen zu brechen, das schwer auf uns lastete.

«Seit der Woche nach dem Fall von Warschau.»

«Rechnen Sie damit, dass Sie das noch lange machen werden?» «Bis zur Rückeroberung von Warschau.»

Im Dorf verliess er uns. Ich blieb mit vier anderen Männern und einer Frau aus unserer Gruppe in einem jüdischen Wohnheim. Der Wirt, ein flinker, «allwissender» alter Mann, begrüßte uns mit einem Feuerwerk launiger Bemerkungen, die uns wohl aufleitem sollten. Er teilte uns sogleich die neuesten Nachrichten mit: Hitlers Ende stehe ohne Zweifel unmittelbar bevor. In Holland sei bei einer Überschwemmung eine komplette deutsche Armee ertrunken. In Deutschland werde ein Putsch vorbereitet, und Hitler werde in Kürze erschossen werden. Russland und Deutschland seien Todfeinde und würden bald aneinandergeraten. Nachdem er uns mit diesem reizenden Bild der Gegenwart und Zukunft gestärkt hatte, spendierte er uns heissen Tee und bot uns sogar Wodka «zu Vorkriegspreisen» an.

Wir verbrachten einen halben Tag in dem Wohnheim und hörten unserem redseligen Gastgeber zu. Am Nachmittag gingen wir getrennt, einer nach dem anderen, zum Bahnhof, die Tochter unseres Wirts wies uns den Weg. Der Bahnhof lag etwa fünf Kilometer entfernt, und unterwegs stiessen wir auf mehrere sowjetische Patrouillen. Schweigend passierten wir sie, die Arme zum militärischen Gruss ausgestreckt und die Hände zum kommunistischen Gruss geballt, um keinen Verdacht zu erregen.

Am Bahnhof drängten sich Hunderte besorgter, lauter, gestikulierender Menschen. Am Schalter gab es keine Fahrkarten mehr, aber der Schwarzmarkt florierte. Innerhalb weniger Minuten hatte die Wirtstochter sechs Fahrkarten nach Lwów gekauft. Der nächste Zug sollte in Kürze fahren, und tatsächlich lief er fast pünktlich ein. Die Fahrt ging ohne Zwischenfälle vonstatten. Es gelang mir zu schlafen, sodass ich einigermassen erfrischt war, als wir Lwów erreichten.

Der Bahnhof von Lwów, der mir wohlvertraut war, empfing mich mit Parolen in russischer Sprache und sowjetischen Fahnen.

Ich begab mich direkt zum Haus eines Professors, dessen Student ich einmal gewesen war.² Er lebte immer noch unter seinem richtigen Namen in dem kleinen, unscheinbaren Haus von damals. Auf mein Läuten öffnete er sofort, musterte mich aber in misstrauischem Schweigen.

«Grüsse von Antoine.» Ich sprach jede Silbe der Parole langsam und deutlich aus. «Ich habe eine persönliche Nachricht für Sie.»

Er warf mir einen argwöhnischen Blick zu, sagte nichts und bedeutete mir, einzutreten. Mir schwante, dass es nicht einfach werden würde, die Verantwortlichen in Lwów von meiner Funktion zu überzeugen. Das Verbindungssystem des Widerstands war immer noch unvollkommen, chaotisch und so unsicher, dass alle Angehörigen in ständigem Misstrauen und in Alarmbereitschaft lebten. Der Professor mochte zwar seltsam und wenig eindrucksvoll wirken, war aber im Widerstand als unerschrockener und fähiger Anführer bekannt. Offensichtlich hatte er gute Gründe, alle erdenklichen Vorsichtsmassnahmen zu ergreifen, bevor er sich in die Karten blicken liess. Es war sogar möglich, dass vor mir schon ein anderer Kurier erschienen war und die Parole geändert hatte.

Es war von allergrösster Wichtigkeit, ihn von meiner Vertrauenswürdigkeit zu überzeugen, denn er spielte in der Widerstandsbewegung von Lwów eine führende Rolle und war für die Ausführung des neuen Plans folglich unverzichtbar. Vielleicht hing es mit seiner extremen Vorsicht und seiner unauffälligen Erscheinung zusammen, dass er so viel erreicht hatte.

Er war ein kleiner, dünner Mann, der ein bisschen an einen Vogel erinnerte, grauhaarig, mit einem schwermütigen Ausdruck in den schmalen, unaufhörlich blinzelnden Augen, die eine seltsame bräunliche Farbe hatten. In seinem Gesicht regte sich kaum ein Muskel, der Kopf sass wie festgeschraubt in einem altmodischen, hohen und steifen Kragen. Eine auffällig bunte Fliege von der Sorte, die schon fertig gebunden ist und mit einem Haken am Hemdkragen befestigt wird, unterstrich die wunderliche Erscheinung.

Die Fliege hielt ihn dauernd in Bewegung, denn sie löste sich ständig und drohte herunterzufallen oder wickelte sich sehr unvorteilhaft um seinen Kragen. Beinahe die ganze Zeit, die ich mit ihm verbrachte, war ich abgelenkt durch seine Hand, die an seinem Nacken herumnestelte, den Haken wieder in die Öse schob oder an dem elastischen Band zog.

«Herr Professor», begann ich, «ich komme gerade aus Warschau. Der Untergrund dort...»

Er hatte mich zunächst scheinbar gleichgültig angesehen. Beim Wort «Untergrund» wich er vor mir zurück, seine Miene drückte Verständnislosigkeit aus. Als wäre er mit seinen Gedanken anderswo, schritt er zum Fenster, blieb dort stehen, schaute hinaus und fingerte an seiner Fliege herum, als hätte er mich vollkommen vergessen.

«... hat mich beauftragt, Ihnen Instruktionen für die neue Organisation zu übermitteln», fuhr ich vorsichtig fort, doch wieder ohne Erfolg.

Ich hielt einen Augenblick inne und überlegte. Dann trat ich zum Fenster und tippte ihm auf die Schulter. Er drehte sich abrupt herum und betrachtete mich verärgert.

«Erkennen Sie mich nicht wieder, Ihren ehemaligen Studenten?», fragte ich lächelnd. «Erinnern Sie sich nicht, dass Sie zu mir gesagt haben, kurz bevor ich 1935 ins Ausland ging, ich solle Sie nach meiner Rückkehr besuchen kommen? Mit diesem Empfang habe ich nicht gerechnet.»

«Ja, ja, ich erkenne Sie», erwiderte er blinzelnd.

Es war ihm anzusehen, dass er immer noch unsicher war. Er hatte mich damals sehr gemocht, aber nun wusste er nicht, wer und was ich heute war. Immer noch betrachtete er mich wie ein Wissenschaftler, der ein Exemplar einer unbekannteren Art zu klassifizieren versucht.

«Ich habe gerade sehr viel zu tun», sagte er ohne besonderen Enthusiasmus. «Ich muss eine Vorlesung vorbereiten. Wenn Sie mit mir reden

wollen, kommen Sie in zwei Stunden zum Eingang des Parks in der Nähe der Universität.»

«Ich werde dort auf Sie warten. Es tut mir leid, dass ich unter den gegebenen Umständen Ihre Vorlesung nicht anhören kann.»

Er lächelte matt. Offensichtlich war es mir gelungen, wenigstens teilweise das eisige Misstrauen zu durchbrechen, mit dem er mir zuerst begegnet war, aber noch immer konnte er sich nicht überwinden, sich aufgrund der früheren Bekanntschaft überzeugen zu lassen. Er brauchte Zeit zum Nachdenken. Unterdessen hatte er für den Fall, dass ich ein Spion war, klug vermieden, sich auch nur durch den kleinsten Hinweis zu veraten. Wir verabschiedeten uns an der Tür, denn ich hatte eingesehen, dass es keinen Sinn hatte, mit ihm zu reden, solange er nicht entschieden hatte, was er von mir halten sollte.

Ich beschloss, die zwei Stunden damit zu verbringen, dass ich einen Freund von früher in Lwów aufsuchte. Ich wollte ihn unbedingt sehen und wusste gar nicht, was mich an der Aussicht, nach Lwów zu kommen, mehr begeistert hatte: die politische Bedeutung meiner Mission oder die Gelegenheit, Jerzy Jur zu treffen.³

Jerzy war ungefähr drei Jahre jünger als ich, ein gut aussehender junger Mann, Sohn eines Arztes in Lwów. Er hatte auffallend glatte Haut (an der Universität hatten wir ihn immer damit geneckt, dass er keine Spur von Bartwuchs zeigte), blaue Augen und blonde Haare. Er war immer tadellos und geschmackvoll gekleidet. Ich hatte ihn an der Universität kennengelernt, und wir hatten unser Jahr bei der Armee in derselben Artilleriebatterie absolviert. Im Studium war er dank seiner Klugheit und Begabung zur wissenschaftlichen Arbeit immer der Beste gewesen, trotz eines leidenschaftlichen Interesses für Politik, das selbst in Polen ungewöhnlich war, wo schon sechzehn- oder siebzehnjährige Jungen und Mädchen politisch sehr aktiv sein konnten.

Jerzy gehörte zu den Menschen, die man als Fanatiker oder Besessene bezeichnet, solange sie keinen Erfolg haben. Er verteidigte unge-

wöhnlich nachdrücklich und hartnäckig die Demokratie. In der Oberschule und dann auch an der Universität liess er nie eine Gelegenheit aus, seine Überzeugungen vorzutragen. Keine demokratische Schulzeitung erschien ohne einen Beitrag von ihm.

All dies erfüllte seine Eltern mit Sorge; sie hätten es lieber gesehen, wenn ihr Sohn sich wie üblich auf einen Beruf vorbereitet hätte. Ich erinnere mich, dass ihm seine Mutter einmal seine politischen Aktivitäten vorhielt. Er antwortete ihr mit einer scherzhaften Bemerkung.

«Das ist nun mal mein Temperament. Wäre es dir lieber, Mutter, wenn ich in meiner freien Zeit den Mädchen nachliefere?»

Die Frage beruhigte seine Mutter, denn nichts fürchtete sie mehr, als dass ihr Sohn einem Mädchen in die Fänge geriet. Sie wusste, dass er dafür anfällig war, und das zusammen mit seinem guten Aussehen und seiner Jugend brachte sie zu der Einsicht, dass jede Alternative besser war, sofern sie ihn nur vor dieser grössten Gefahr schützte. Jerzy erhielt ihre Erlaubnis, nach der Schule seine «gesellschaftliche Arbeit» fortzusetzen.

«Allerdings weiss sie nicht», eröffnete mir Jerzy später, als wir wieder allein waren und über die Ängste seiner Mutter sprachen, «dass ich für beides Zeit finde.»

Die Ergebnisse seiner «gesellschaftlichen Arbeit» waren nicht immer angenehm. 1938 wurde er bei Studentenprotesten von seinen politischen Gegnern zusammengeschlagen und lag mehrere Wochen im Krankenhaus. In Europa werden politische Meinungsverschiedenheiten leider nicht immer mit demokratischen Methoden ausgetragen.

Auf dem Weg zu ihm fielen mir viele Szenen aus unserer gemeinsamen Zeit bei der Armee ein, und ich fragte mich, ob wir unsere Freundschaft wieder aufnehmen konnten. Ich wusste, dass er noch an seiner alten Adresse lebte, und hoffte sehr, dass ich ihn überreden könnte, mich nach Frankreich zu begleiten.

Als ich vor seinem Haus stand, klopfte ich, als wäre ich auf dem

Heimweg von der Universität und würde nur gerade bei einem Freund vorbeischaun. Eine ältere Dame, die ich nie zuvor gesehen hatte, öffnete die Tür.

«Kann ich Jerzy sprechen?», fragte ich.

«Er ist nicht da. Jerzy ist für zwei oder drei Wochen zu seiner Tante gefahren.»

«Kann ich seine Eltern sprechen?»

«Nein, sie sind auch nicht mehr da.»

«Wo sind sie denn hin?»

«Das weiss ich wirklich nicht.»

Ich stellte keine weiteren Fragen. Es war klar: Jerzys Eltern waren nach Russland deportiert worden.

«Mein Name ist Jan Karski⁴», sagte ich. «Kann ich in zwei Wochen zurückkommen und Jerzy besuchen?»

«O ja, Jerzy hat von Ihnen gesprochen», erwiderte sie mit angestrengtem Lächeln. «Ich bin auch eine Tante von Jerzy. Wenn Sie zurückkommen wollen, tun Sie es auf jeden Fall. Natürlich ist es in diesen Zeiten nicht immer ratsam, auf Menschen zu warten, die zwei Wochen zu ihrer Tante gefahren sind.»

Ich verstand: Jerzy versteckte sich entweder irgendwo oder war im Ausland. Fast drei Monate später, in Ungarn, erfuhr ich, dass er mit einer Gruppe von zehn Freunden nach Frankreich entkommen war. Man konnte fast sagen, sie seien in militärischer Formation geflohen, mit einer erstaunlichen Menge von Waffen, Revolvern, Handgranaten und zerlegten Maschinengewehren. Wundersamerweise hatten sie sich bis in die Karpaten durchgeschlagen, dort ihre Waffen wieder zusammengesetzt, die Grenze überschritten und sich schliesslich vollständig ausgerüstet beim polnischen Militärattaché gemeldet. Sie waren wie eine kleine Militäreinheit in Ungarn eingetroffen. Ihre Aktion erregte viel Aufsehen.

Später kreuzten sich unsere Wege noch einige Male. Er war weiter auf den gefährlichen Pfaden der Untergrundkuriere mit Spezialmissionen unterwegs, wozu gehörte, dass er in dem unglaublich kurzen Zeit-

raum von zwölf Monaten alle wichtigen Frontlinien in Europa in beiden Richtungen passierte. Als ich ihn endlich in London wiedersah, war er ernüchtert und traurig nach allem, was er erlebt hatte, aber immer noch von demselben unerschütterlichen Glauben an die Zukunft erfüllt und von demselben brennenden Verlangen nach sozialer Gerechtigkeit, Freiheit und Ordnung.

Ich traf den Professor in dem Park nahe dem älteren und kleineren der beiden Gebäude, die die Universität von Lwów beherbergten. Dieses Gebäude war bescheiden im Vergleich zu dem anderen: einem Palast aus dem 18. Jahrhundert, errichtet während der österreichischen Besatzung. Es wäre interessant gewesen, eine Vorlesung zu hören, aber ich hielt mich an die Vorsichtsmassregel, mit möglichst wenig Personen zu sprechen und Kontakt zu haben.

Ich drückte mich am Eingang zu dem Park herum und betrachtete mit Nostalgie und einer gewissen Bitterkeit die alten Eichen und die Laternen, die gerade angegangen waren und ein sanftes Licht verströmten. Etliche waren zerbrochen oder funktionierten nicht.

Der Professor begrüßte mich mit einer entschlossenen, wenngleich nervösen Herzlichkeit, die zeigte, dass er entschieden hatte, das Risiko einzugehen und offen zu mir zu sein. Wir setzten uns auf eine Bank. Ich erläuterte ihm die Pläne und Wünsche der Untergrundverantwortlichen in Warschau. Die meisten Ideen gefielen ihm auf Anhieb, an einige Details hatte er auch schon gedacht. Alles in allem war er bereit, in der Organisationsstruktur mitzuwirken, die Borzęcki mir dargelegt hatte, ja, er hatte schon selbst ähnliche Überlegungen angestellt. Mir schien, dass er etwas zurückhielt, und ich unternahm einen allerdings vergeblichen Versuch, Inhalt und Grund seiner Zurückhaltung aus ihm herauszubekommen. Anstatt sein Zögern zu erklären, befragte er mich genau nach der Situation in Warschau, der Stärke unserer Organisation und den Methoden, die sie anwandte.

Er hörte mir aufmerksam zu, unterbrach mich immer wieder mit Fragen zu Einzelheiten, die er offenbar für seine Analyse brauchte. Am Ende meiner langen Ausführungen sagte er:

«Eines müssen Sie verstehen und den Männern in Warschau sagen», begann er. «Die Bedingungen hier sind sehr anders. Zum einen sind die Gestapo und die G.P.U. zwei vollkommen unterschiedliche Organisationen. Die Männer der russischen Geheimpolizei sind geschickter und besser ausgebildet. Ihre Methoden sind überlegen. Sie gehen weniger grob vor, sondern mehr wissenschaftlich und systematisch. Viele Tricks und Listen, die in Warschau gut funktionieren, werden in Lwów nicht verfangen. Oft können die verschiedenen Gruppen des Widerstands nicht das Risiko eingehen, Kontakt aufzunehmen, weil es zu schwierig ist, den Agenten der G.P.U. zu entgehen, ja, sie überhaupt zu erkennen.»⁵

«Ich wusste nicht, dass die Dinge hier so schwierig sind.»

«Wir leben wirklich in zwei verschiedenen Welten.»

Nun war er selbstsicher und sprach mit ruhiger, beherrschter Stimme. Alle Fragen, die er mir stellte, liessen auf ungewöhnlich tiefe Einsichten schliessen. Die ganze Art, wie er mit mir sprach, zeugte von einem Kenntnisreichtum, einer Fähigkeit zu klugen Schlüssen und einer besonnenen Beharrlichkeit, die schwer mit der vogelartigen Erscheinung in der lächerlich langen Jacke mit der widerspenstigen Fliege um den Hals in Einklang zu bringen war. Ich fragte mich, wie viel an seiner Aufmachung gezielte Tarnung war, und obwohl ich mich erinnerte, dass er schon in meiner Studentenzeit ähnliche Züge gehabt hatte, kam es mir vor, als wäre nun zum Schutz alles absichtlich oder unabsichtlich übertrieben.

«Allerdings möchte ich», fuhr er fort, «dass Sie Herrn Borzęcki und die anderen in Warschau informieren, dass ich mit ihren Grundsätzen vollkommen übereinstimme. Ich werde mein Möglichstes tun, um bei der Ausführung ihrer Pläne zu helfen. Sie müssen aber unsere Schwierigkeiten verstehen, uns nach Kräften helfen und nachsichtig sein, wenn uns etwas nicht gelingt.»

Ich sagte ihm, ich sei sicher, dass sie das verstehen würden und es uns gemeinsam gelingen werde, Methoden zu entwickeln, um die Hindernisse zu überwinden. Wir sassen in der hereinbrechenden Dunkelheit noch lange zusammen und sprachen, nachdem der offizielle Teil unserer Unterredung erledigt war, über alte Zeiten.

Schliesslich erhob sich der Professor.

«Ich muss jetzt gehen. Es tut mir leid, dass ich Sie nicht zu mir nach Hause einladen kann, aber es wäre viel zu gefährlich. Ich schlage vor, Sie übernachten im Hotel Napoleon. Verhalten Sie sich unauffällig. Sprechen Sie mit so wenig Menschen wie möglich und erregen Sie so wenig Aufmerksamkeit wie möglich. In Lwów kennen Sie sich noch aus?»

«Bestens. Ich würde Sie gern wiedersehen, Herr Professor.»

«Gut. Morgen um dieselbe Zeit wieder hier im Park. Gute Nacht.»

Am nächsten Tag beschloss ich, den zweiten wichtigen Mann des Untergrunds aufzusuchen, von dem der Erfolg meiner Mission abhing. Er war Inhaber eines Bekleidungsgeschäfts im Geschäftsviertel von Lwów und Leiter der militärischen Abteilung der Untergrundorganisation. Ich betrat den Laden und traf ihn ganz allein an: ein Mann mit dunkler Haut, schwarzem Schnurrbart und wachsamen Augen unter buschigen Brauen.

«Guten Tag», begrüßte er mich. «Was kann ich für Sie tun?»

«Grüsse von Antoine», erwiderte ich leise, denn obwohl sich niemand im Laden befand, war mir bewusst, dass man uns womöglich hören konnte. «Ich habe eine persönliche Nachricht für Sie.»

Auch er musterte mich misstrauisch. Ich erinnerte mich, was der Professor mir über die Effizienz der russischen Polizei gesagt hatte, und zermarterte mir das Hirn, wie ich ihn überzeugen konnte, mir zu vertrauen. Dabei fiel mir ein, dass ich umgekehrt gar nicht sicher sein konnte, mit wem ich es zu tun hatte. In diesem Punkt wurde ich sogleich beruhigt.

«Kommen Sie mit ins Hinterzimmer», sagte er knapp und blickte

mich prüfend an, als sei in meinem Gesicht die Antwort auf ein Rätsel zu finden. Ich folgte ihm bereitwillig, überzeugt, dass zumindest ich es mit dem richtigen Mann zu tun hatte, denn nur ein Angehöriger des Widerstands würde mich in das Hinterzimmer eines leeren Geschäfts führen.

In dem mit Waren vollgestellten Raum sah er mich erwartungsvoll an.

«Ich komme aus Warschau», begann ich. «Ich habe Informationen für Sie von Herrn Borzęcki ...»

«Den Namen habe ich nie gehört», gab er zurück. «Ich kenne niemanden in Warschau ausser ein oder zwei Verwandten.»

«Hören Sie. Ich heisse Jan Karski. Ich wurde als Kurier hierhergeschickt, um die Beziehungen zwischen der Organisation in Lwów und der in Warschau zu verbessern und Sie über die neuen Pläne für die Umorganisation zu informieren.»

Er beobachtete mich prüfend. Wahrscheinlich kannte er meinen Namen nicht, und selbst wenn man ihm meine Ankunft angekündigt hatte, konnte er nicht sicher sein, dass ich der war, der ich zu sein behauptete. Sein Zögern dauerte nur einen Augenblick.

«Ich habe nie von Ihnen gehört, und ich habe keinerlei Verbindungen nach Warschau.»

Ich war sprachlos. Mir fiel kein Weg ein, wie ich sein Misstrauen hätte überwinden können. Er hatte unterdessen seine Fassung wiedererlangt und betrachtete die Sache wohl als beendet. Denn er beschloss, sich ganz unbeeindruckt zu geben, und fügte der Scharade noch den letzten Pinselstrich hinzu.

«Kann ich sonst noch etwas für Sie tun?», erkundigte er sich mit einer Miene verwirrter Unschuld.

Es war nichts mehr zu machen.

Als ich später am Tag den Professor traf, erzählte ich ihm alles genau. Er sagte mir, in Lwów sei es sinnlos, jemanden zu bedrängen, der beschlossen hatte, nichts zu sagen. Normalerweise hatte der Betreffende gute Gründe für sein Schweigen und konnte es nicht riskieren, sich auf

sein Gefühl zu verlassen. Etliche Männer waren in die Fänge der Polizei geraten, weil sie ihrer Menschenkenntnis zu sehr vertraut hatten. Wenn jemand keinen verlässlichen Beweis für die Identität eines anderen hatte, wäre es dumm, das Risiko einzugehen, dass er womöglich der falschen Person Vertrauen schenkte.

Der Professor teilte mir weiter mit, die Botschaft und die Information, die ich mitgebracht hatte, würden im Untergrund von Lwów so weit verbreitet wie möglich. Dann fragte er mich nach meinen nächsten Plänen. Ich sagte, meine Instruktionen lauteten, dass ich versuchen sollte, über die rumänische Grenze zur Exilregierung in Frankreich zu gelangen.

«Das ist im Augenblick sehr schwierig», meinte er. «Die rumänische Grenze gehört zu den am besten bewachten Orten in Europa.»

«Es gibt immer Möglichkeiten, auch noch die wachsamsten Wachposten zu umgehen.»

«Menschliche Wachposten schon. Aber die rumänische Grenze wird von einer Kette von Polizeihunden bewacht. Ich weiss zufällig, dass es praktisch unmöglich ist, hindurchzuschlüpfen. Mein Rat ist, dass Sie nach Warschau zurückkehren und es auf einer anderen Route versuchen. Sie würden nur Zeit verschwenden und unnötig Ihren Kopf riskieren.»

Ich stimmte ihm zu. Polizeihunde sind so ziemlich das wirksamste Kontrollmittel. Ich blieb noch ein paar Tage in Lwów, erklärte weitere Teile des Plans für die Umorganisation und machte mich mit den Problemen des dortigen Untergrunds vertraut. Dann kehrte ich auf demselben Weg nach Warschau zurück, auf dem ich gekommen war.

MISSION IN FRANKREICH

ENDE JANUAR NAHM ICH den Zug von Warschau nach Zakopane, den offiziellen «Ausgangspunkt» für meine Reise nach Frankreich. Zakopane ist ein Dorf knapp zehn Kilometer von der polnisch-tschechischen Grenze entfernt, zu Füssen der Hohen Tatra, der höchsten Berge in den Karpaten. Zakopane war recht bekannt als Wintersportort, die Landschaft eignete sich gut zum Skiläufen.

In einer Hütte am Rand des Dorfs traf ich meinen Kurierführer und zwei weitere junge Männer, die uns über die Grenze bis Kosice begleiten sollten, eine tschechische Stadt, die nach der Teilung der Tschechoslowakei 1939 an Ungarn gefallen war.¹

Wir sollten uns als eine Gruppe Skifahrer ausgeben. In der Hütte tauschte ich meine Kleidung gegen einen Skianzug, den ich eigens mitgebracht hatte. Unser Bergführer, ein grosser, kräftiger junger Mann, war früher einmal Skilehrer gewesen, auch die beiden anderen waren hervorragende Skifahrer. Der eine war ein Leutnant auf dem Weg nach Frankreich, der sich dort auf Befehl von General Sikorski der Armee anschliessen sollte. Der andere, Prinz Puzyna, war ein eleganter, beherrscher junger Mann Anfang zwanzig, der in Frankreich seine abrupt unterbrochene Karriere in der polnischen Luftwaffe fortsetzen sollte.

Am nächsten Tag machten wir uns in der Morgendämmerung auf den Weg zu den slowakischen Bergen. Es war kalt, der Schnee schimmerte dunkelrot im ersten Morgenlicht, dann rosa und zuletzt blendend weiss, als die Wintersonne hinter uns aufgegangen war. Wir trugen alle die übliche Skikleidung, und ich genoss das Gefühl des eng anliegenden Wollpullovers, der dicken Socken und soliden Stiefel. In unseren Ruck-

säcken hatten wir Proviant, denn wir planten, unseren viertägigen Marsch nirgendwo zu unterbrechen. Unsere Vorräte waren reichlich bemessen: Schokolade, Wurst, Brot, Branntwein und ein weiteres Paar Socken zum Wechseln.

Wir brachen in bester Stimmung auf, voller Freude, als wäre es ein Ausflug in normalen Zeiten und nicht eine ernste und möglicherweise gefährliche Unternehmung. Der Leutnant erzählte uns Anekdoten von früheren Skitouren. Puzyna sog die Luft ein und pries ihre Qualität, als wäre sie extra für uns geliefert worden. Der Führer schien ein wenig unwillig und mahnte uns, wir sollten uns zurückhalten, langsamer ausbrechen und unsere Kräfte sparen, vor uns liege ein langer Marsch.

Aber es gelang ihm nicht, unsere Hochstimmung zu dämpfen. Das Wetter war perfekt. Angesichts der schneebedeckten Hänge, die in der Sonne glitzerten, des Kieferndufts, der Ungebundenheit und körperlichen Bewegung nach unserem bisherigen beengten Leben in Heimlichkeit fühlten wir uns, als seien wir soeben der Sklaverei entronnen. Ohne Zwischenfall oder auch nur eine Schwierigkeit passierten wir früh am ersten Tag die Grenze, indem wir einfach auf unseren Skiern darüber hinwegglitten. Als wir auf unbekanntem, einsamen Pfaden weiter in die Berge vordrangen, verschwanden endgültig alle Gedanken an Vorsicht und mögliche Gefahren. Wir sahen selten andere Menschen und sprachen mit niemandem.

Wir kämpften uns einen Hang hinauf, der frische Schnee knirschte unter den Skiern. Die Anstrengung, die sich aufgebaut hatte, bis wir oben waren, entlud sich zusammen mit dem Wunsch nach Geschwindigkeit auf der anderen Seite in einer langen, lustigen Abfahrt, die sich anfühlte, als gäbe es auf unserem Weg keinen Widerstand mehr. Dann bestand unser Führer darauf, dass wir rasteten. Wir fanden einen grossen Felsblock, der uns vor dem Wind Schutz bot, und hockten uns eng zu-

sammen; Flocken von Pulverschnee wirbelten um uns herum und legten sich auf unsere Gesichter. Wir tranken ein paar Schlucke Branntwein aus unseren Flaschen und assen Brot und Wurst. Der Alkohol verteilte sich im Körper und wärmte uns von innen. Die berauschte Luft und die Anstrengungen regten unseren Appetit an und bewirkten, dass unsere einfachen Lebensmittel uns köstlich erschienen. Nie zuvor hatte etwas so gut geschmeckt.

Die Nächte verbrachten wir in Berghöhlen oder schlichten Unterständen, die sich die Hirten erbaut hatten. Wir schliefen beinahe die ganze Nacht und brachen im ersten Morgenlicht wieder auf. Der winterliche Sonnenaufgang und Sonnenuntergang waren ein Fest der Farben in einer Pracht, die nur in dieser Höhe zu sehen ist.

Unser Führer hatte uns weiter fest im Auge und dämpfte unseren Übermut. Einmal deutete Puzyna, nachdem wir einen Grat erklommen hatten, auf das Panorama vor uns und stiess einen Ruf der Begeisterung aus. Unser Führer stützte sich in einer Haltung vollkommener Gleichgültigkeit auf seine Stöcke und erweckte den Anschein, als müsse er ein gelangweiltes Gähnen unterdrücken.

«Kommen Sie schon», sagte Puzyna, «so schlimm kann es nicht sein. Macht es Ihnen nicht ein kleines bisschen Spass?»

Der Führer schaute uns lächelnd an.

«Sie sind meine einunddreissigste Gruppe. Ich kenne alle Grössen, Formen, Altersstufen und Verfassungen, alle denkbaren Stimmungen. Manche sind hingerissen wie Sie, manche stöhnen vor Erschöpfung und beklagen sich. Ich habe diese Berge immer gemocht und fahre immer noch gern Ski. Aber ich glaube, ich habe für eine Weile genug.»

Wir gaben unsere Versuche auf, ihn aufzuheitern, und teilten uns nur noch untereinander unsere Eindrücke mit. Der Leutnant war freundlich, aber ernst, Puzyna überschwänglich und hochgestimmt, ein fröhlicher, gut aussehender Junge, doch mit einem gewissen natürlichen Selbstbewusstsein und einer Beständigkeit, die verhinderten, dass er leichtfertig wirkte. Er hatte nur eine ernsthafte Schwäche: Frauen. Dauernd sprach

er von Frauen, von denen, die er gekannt hatte, und solchen, die er gerne kennengelernt hätte oder noch kennenlernen wollte. Nur zwei Themen waren ihm noch lieber als die Frauen, nämlich Fliegen und sein Hass auf die Deutschen.

Einmal sahen wir, als wir auf einen verschneiten Felsvorsprung kletterten, kleine bunte Figuren, die sich weit unter uns in der Nähe mehrerer winziger Hütten bewegten. Puzyna brachte unsere Gruppe zum Halten, deutete hinunter und rief:

«Lasst mich hinuntergehen. Da unten ist ein hübsches Mädchen, ich spüre es ...»

Wir lachten und setzten unseren Weg fort. Er folgte uns widerstandslos, aber ich glaube, er hatte es ernst gemeint.

An der ungarischen Grenze teilte sich unsere Gruppe. Puzyna und der Leutnant reisten weiter nach Frankreich, aber auf einer anderen Route als ich, und unser Führer kehrte nach Zakopane zurück. Puzyna schaffte es nach Frankreich und später nach England und erreichte sein sehnlichstes Ziel: Er wurde Pilot bei der Royal Air Force. Er schoss viele deutsche Flugzeuge ab und warf Bomben auf deutsche Städte. Ende 1942 las ich den Namen Stanisław Puzyna auf einer Liste von Vermissten.²

Entlang der Grenze zwischen der Slowakei und Ungarn hatte der polnische Widerstand viele «Treffpunkte» eingerichtet, wo sich junge Polen sammelten, die zur Armee nach Frankreich gelangen wollten, und wo die Kurier Kontakt aufnehmen konnten. Das Netz der «Punkte» funktionierte gut. Die ungarischen Behörden hatten offenbar kein besonderes Interesse, die Aktivitäten zu stören, oder verwendeten jedenfalls nicht viel Energie darauf, sie ernsthaft zu beeinträchtigen.

Meine beiden jungen Freunde begaben sich zu einem solchen Punkt und wollten dort warten, bis es für sie nach Frankreich weiterging. Ich suchte direkt die Stadt Kosice auf, wo ein Agent des polnischen Untergrunds wohnte, dessen Adresse und Passwort ich vor unserem Aufbruch

bekommen hatte. Er hatte gute Verbindungen und wurde reichlich versorgt. Ich traf kurz vor Mittag ein; zwei Stunden später hatte ich üppig gegessen, mich gewaschen und Zivilkleidung angezogen und sass in einem grossen Auto, zusammen mit dem Agenten und einem zuverlässigen Chauffeur, auf dem Weg nach Budapest.

Kosice liegt in den südlichen Ausläufern der Berge. Nach einer Weile ging die Landschaft in eine weite, offene Ebene über. Wir kamen an einer Reihe kleiner Bauernhöfe vorüber, die friedlich unter einer Decke von Schnee lagen, und Obstgärten mit Pfirsich- und Apfelbäumen, deren kahle Äste sich unter der Last von Eisklumpen bogen. Ich wirkte wohl erschöpft, denn mein Begleiter sagte zu mir, ich solle es mir bequem machen und mich eine Weile ausruhen. Es sei nichts zu befürchten, die ungarische Polizei halte niemals Fahrzeuge an, um sie zu kontrollieren. Für den unwahrscheinlichen Fall, dass es doch Schwierigkeiten gebe, sei er bereit und werde mir helfen.

Ich versuchte, seinem Rat zu folgen, lehnte mich zurück und zündete mir eine Zigarette an. Die Entspannung brachte mir Verschiedenes zu Bewusstsein – eine Reihe kleinerer körperlicher Beschwerden, die ich bisher noch gar nicht bemerkt hatte, weil ich zu sehr mit anderen Dingen beschäftigt gewesen war. Meine Kehle war so wund und entzündet, dass ich die Zigarette ausmachen musste, und kurz darauf fing ich heftig an zu husten und zu niesen. Meine Hände waren rissig und bluteten an mehreren Stellen. Am schlimmsten aber waren meine Füsse, sie bereiteten mir unerträgliche Schmerzen. Ich zog Schuhe und Socken aus, um sie mir genau anzusehen. Tatsächlich waren die Knöchel und die Füsse geschwollen, die geringste Berührung tat weh.

Mein Begleiter beobachtete meine Erkundungen mit Interesse und leichtem Amusement. Während ich tastete und stöhnte, meinte er trocken:

«Skifahren ist ein schöner Sport.»

«Bis gerade eben habe ich nichts gemerkt», meinte ich kleinlaut.

«Das geht allen so. Aber machen Sie sich nichts draus. Es ist ein kleiner Preis für eine schöne Unternehmung. Ausserdem gibt es hervorragende Krankenhäuser in Budapest, wo man Sie gut behandeln wird.»

«Tatsächlich? Ist das nicht riskant?»

«Bestimmt nicht. Wir sind gut organisiert in Budapest. Sie bekommen alle nötigen Papiere und werden sich ganz frei bewegen können.»

Nach acht Stunden Fahrt trafen wir in Budapest ein. Es war gerade dunkel geworden, und die Strassen von Budapest waren ein lebendiger, hell erleuchteter Kontrast zu der Hauptstadt, die ich hinter mir gelassen hatte. Wir hielten an dem Haus eines Mannes, der die wichtigste Kontaktperson in Ungarn zwischen der polnischen Exilregierung in Frankreich und dem Untergrund in Warschau war: dem Direktor des ungarischen Glieds in dem Verbindungssystem. Er lebte in einem ruhigen Wohnviertel, und glücklicherweise war niemand zu sehen. Ich fand es fast unmöglich, meine Schuhe anzuziehen, und zog es vor, sie in der Hand zu halten, während ich die Stufen hinaufhumpelte. Mein Begleiter blieb nur lange genug, um mich vorzustellen und ein paar Routineangelegenheiten zu besprechen. Ich machte sicher keinen heldenhaften Eindruck, sondern erinnerte wohl eher an den «braven Soldaten Schweijk».

Der «Direktor», wie er genannt wurde – ein Mann mit hagerem Gesicht, flink und effizient –, liess Salben und Verbandsmaterial für mich holen und stellte mir Fragen, während ich versorgt wurde. Dann zeigte er mir mein Schlafzimmer und versicherte mir, dass ich am nächsten Tag in ein Krankenhaus gebracht würde; Zeit, mir Budapest anzuschauen, hätte ich später noch. Wegen meiner Erkältung schlief ich in der Nacht kaum und erwachte erst am nächsten Nachmittag. Die Schwellung an meinen Füßen und Knöcheln war so weit zurückgegangen, dass ich meine Schuhe wieder anziehen konnte, allerdings unter erheblichen

Schmerzen. Nach einem herzhaften Frühstück rief mich der Direktor in sein Zimmer und überreichte mir meine Papiere. Darunter befand sich ein Dokument, das bestätigte, dass ich seit Beginn des Kriegs in Budapest und Patient des Krankenhauses war. Ein Ausweis bescheinigte mir, dass ich als polnischer Flüchtling offiziell registriert war.³

Der Direktor teilte mir mit, meinen Pass für Frankreich würde ich in Kürze bekommen, ausserdem ein Bahnfahrkarte. Unterdessen sollte ich mich zur Behandlung ins Krankenhaus von Budapest begeben, und im Übrigen könne ich mich in der verbleibenden Zeit mit der gebotenen Unauffälligkeit frei bewegen. Ich blieb drei Tage im Krankenhaus und verliess es von meiner Erkältung kuriert, mit zur normalen Grösse abgeschwollenen und beinahe vollständig abgeheilten Füssen.

Ich verbrachte noch vier Tage in der Stadt und schaute sie mir teils allein, teils in Begleitung von zwei Mitarbeitern des Direktors an. Budapest hatte schon immer zu den elegantesten und interessantesten Städten der Welt gehört. Der Krieg hatte den hektischen Reiz noch gesteigert, und die Vielfalt der Uniformen auf der Strasse trug zur Eleganz der Stadt bei. Ich suchte die berühmten ungarischen Bäder auf der Margareteninsel in der Donau auf, was mir sehr guttat. Wir gingen in ein paar hübsche Kaffeehäuser und einmal in die Oper. Ich war aus einem so vollkommen anderen Leben gekommen, dass es eine Weile dauerte, bis ich mich an dem Luxus und der Eleganz erfreuen konnte. Ich fühlte mich ungeschickt, schlecht angezogen, fehl am Platz. Ausserdem raste mein Verstand ruhelos voraus nach Frankreich, und der aufregendste Augenblick des Tages für mich war unweigerlich, wenn ich den Direktor fragen konnte, ob alles für meine Abreise bereit sei.

Überall in Budapest stiess ich auf Zeichen des grossen Mitgeföhls, das die Ungarn mit ihren unglücklichen polnischen Nachbarn empfanden. Einmal fragte ich einen Taxifahrer auf Deutsch nach einer bestimmten Adresse. Ein älteres Paar, das vorbeiging, hörte das. Der Mann trat

auf mich zu, entschuldigte sich, dass er sich einmische, und erkundigte sich, ob ich Pole sei. Als ich bejahte, bot er an, mich zu meinem Ziel zu fahren. Im Auto sprach er sehr mitfühlend über das Leid Polens und den Mut seiner Einwohner. Er lud mich zum Abendessen ein, was ich jedoch ablehnen musste.

Einmal sass ich mit einem meiner Begleiter in einem beliebten Kaffeehaus, und die anderen Gäste bekamen mit, dass wir Polnisch sprachen. Bevor ich wusste, was überhaupt geschah, waren wir von einer kleinen Gruppe umringt, die uns der Anteilnahme der Ungarn versicherte, uns Getränke spendierte und darauf bestand, unsere Rechnung zu bezahlen. Etliche Vorfälle dieser Art überraschten und erfreuten mich und machten meinen kurzen Aufenthalt in Budapest zu einem angenehmen Erlebnis. Nach einer Woche erhielt ich meinen Pass und meine Fahrkarte.

Von Budapest nahm ich den Simplon-Orient-Express durch Jugoslawien nach Mailand, eine Fahrt von rund sechzehn Stunden. In Mailand verliess ich den imposanten Bahnhof, den die Faschisten errichtet hatten, und eilte zu dem berühmten Dom, der aus unerfindlichen Gründen für uns Polen seit jeher eines der am meisten bewunderten und verehrten Bauwerke der Welt darstellte. Eine weitere kurze Zugfahrt brachte mich nach Modane an der französisch-italienischen Grenze.

In Modane begegnete mir zum ersten Mal die Atmosphäre von Misstrauen und ständiger Alarmbereitschaft, die alle Aktivitäten der polnischen Exilregierung umgab. Das hing mit der dauernden Bedrohung durch deutsche Spione zusammen. Deutsche Spione und Agenten waren massenhaft in Frankreich eingesickert und hatten sich in strategischen Positionen eingenistet, aus denen sie nur schwer zu vertreiben waren. Die polnische Exilregierung hatte in Modane ein Geheimdienstbüro eingerichtet, das jeden, der aus Polen kam, genau überprüfen sollte, um zu verhindern, dass deutsche Spione als angebliche polnische Flüchtlinge oder Angehörige des Untergrunds getarnt nach Frankreich gelangten.

Mehrere Spione hatte man auf diese Weise schon gefangen, und ihre Methoden waren uns grösstenteils bekannt.

In Ungarn und überall sonst, wo die deutschen Spione Kontakt zu polnischen Flüchtlingen aufnehmen konnten, kauften oder schwatzen sie ihnen ihre Pässe ab oder wandten andere Tricks an. Meistens versuchten sie es bei einfachen Bauern. Sie boten den Polen fantastische Preise für ihre Pässe, versprachen ihnen, für ihre Rückreise zu sorgen, und versicherten den Bauern, wenn sie erst wieder zu Hause wären, würden sie ihre Höfe zurückerhalten und dazu weiteres Land. Wenn Flüchtlinge, die sich hatten täuschen lassen, dann nach Polen zurückkehrten, wurden sie entweder in Zwangsarbeiterlager deportiert oder mussten unter Bedingungen, die an Sklaverei grenzten, für die Deutschen arbeiten.

Im Hauptquartier unserer Organisation in Modane nahm ich Kontakt zu einem Mann auf, dessen Namen man mir genannt hatte. Er brachte mich zu einem polnischen Offizier in Uniform, der meine Dokumente prüfte und mich befragte. Ich durfte ihm nicht alle Fragen beantworten, weil meine Mission wichtig und geheim war; über sie durfte ich ausschliesslich mit Premierminister General Sikorski sprechen. Der Offizier fragte mich dann nach dem Namen des Mannes in Budapest, der mir meine Papiere und Pässe gegeben hatte. Als ich ihm den Namen des «Direktors» nannte, bat er mich zu warten und verliess den Raum. Ein paar Minuten später wurde ich in das private Arbeitszimmer seines Vorgesetzten geführt, der mich herzlich und offen willkommen hiess. Er hatte unterdessen telegrafisch eine genaue Beschreibung von mir erhalten und wusste alles über mich. Ausserdem hatte er die Anweisung, mich nach Frankreich zu bringen. Er war ein grosser Mann mit langen Beinen und hellen, schütterten Haaren, sein Auftreten war eine seltsame Mischung aus Selbstsicherheit, Nervosität und Ruhe.

Mich beeindruckte, wie bedächtig er meine Dokumente prüfte, und wie entschieden er in seinem Urteil war, dass tatsächlich der richtige Mann vor ihm stand. Im Widerstand trifft man oft Menschen, die einfach

nicht glauben wollen, dass man wirklich der ist, der man sein soll, wie der Leiter der militärischen Abteilung in Lwów. Selbst wenn man eine Person schliesslich überzeugt, bleibt oft eine Spur von Unsicherheit, ein unausgesprochener Zweifel, denn Betrugerei und Spionage kennen keine Grenzen.

«Sie verstehen natürlich», sagte er schliesslich zu mir, «dass wir viel mit deutschen Spionen zu kämpfen haben. Sie sind überall in Frankreich.»

«Das wusste ich nicht. Wie konnte es dazu kommen?»

«Nun, das ist eine lange Geschichte. Sie sind nicht besonders schlau, aber gut organisiert, hartnäckig und skrupellos. Wir tun unser Bestes, sie zu bekämpfen und auszurotten, aber wie Unkraut wachsen sie immer neu nach. Unsere Organisation ist nicht gross genug, dass wir uns um alle kümmern können, also passen Sie auf. Vertrauen Sie sich niemandem an, wenn Sie sich nicht ganz sicher sind.»

«Das werde ich nicht. Unternehmen die Franzosen denn nichts?»

«Doch, schon», entgegnete er in resigniertem Ton, «sie ergreifen Massnahmen, aber nicht sehr strikte. Bedenken Sie, der Krieg ist hier noch nicht so schlimm. Sie sind nicht mehr in Polen. Es muss erst eine Niederlage geben wie bei uns, damit die Leute verstehen und lernen, wie man mit den deutschen Methoden umgeht.»

Er griff in eine Schublade, holte ein dickes Bündel Franc-Scheine heraus und drückte sie mir in die Hand.

«Zählen Sie das bitte nach und quittieren Sie dann. Das ist für Ihre Unkosten in Paris. Sie haben Anspruch auf grosszügige Entlohnung. Aber stürzen Sie sich nicht so, wie Sie aussehen, Hals über Kopf in die Stadt. Ziehen Sie sich um. Ein Spion würde sofort erkennen, dass Sie in einer wichtigen Mission unterwegs sind. Geben Sie vor, Sie seien ein einfacher Flüchtling, der zur Armee will. Wenn Sie in Paris angekommen sind, gehen Sie zum Lager der polnischen Armee und lassen sich als Soldat registrieren.»

Ich folgte seinen Instruktionen. Während der zehnstündigen Zugfahrt von Modane nach Paris sass ich mit sechs anderen Fahrgästen in einem Abteil erster Klasse. Ich beobachtete sie genau. Eine ältere Dame blieb ganz für sich und blätterte eifrig im *Figaro*. Zwei Männer, offensichtlich Franzosen, reisten geschäftlich zusammen. Sie sprachen abwechselnd über Geschäfte, Politik, ihre Freunde und den Krieg. Die anderen drei waren wie ich junge Polen auf dem Weg zu unserer Armee. Auch sie hatten anscheinend die Anweisung erhalten, vorsichtig zu sein, denn sie sprachen sehr wenig und wenn, dann nur über Nichtigkeiten.

Bei allen achtete ich sehr genau auf den Anflug eines deutschen Akzents, eine falsche Betonung oder eine Ungereimtheit. Von Zeit zu Zeit glaubte ich im Gespräch der beiden Franzosen einen Patzer wahrzunehmen. Dann änderte ich meine Meinung, ich konnte es nicht sagen. Ausserdem mochte es Franzosen geben, die für die Deutschen arbeiteten. Die Polen wirkten echt, ich hätte geschworen, dass sie Landsleute waren. Aber genauso gut konnten sie Polen deutscher Herkunft sein wie die verräterischen Einwohner von Oswięcim. Um ja nicht in ein Gespräch verwickelt zu werden, schloss ich die Augen und tat so, als schliefe ich fest.

Unsere Armee befand sich in Bessières⁴, einem nördlichen Vorort von Paris. Ein polnisches Lager dort diente der Aufnahme von Flüchtlingen und als Rekrutierungszentrum für die Armee. Ich absolvierte das übliche Verfahren, liess mich als Anwärter für die Armee registrieren und übernachtete dort, als hätte ich die Absicht, zu bleiben. Am nächsten Morgen fuhr ich mit dem Taxi nach Paris. Von der ersten Telefonzelle aus, die ich fand, rief ich Kulakowski⁵ an, den Privatsekretär von General Sikorski.

«Ich komme von zu Hause und habe einiges mit Ihrem Chef zu besprechen.»

Mehr wagte ich an einem öffentlichen Telefon nicht zu sagen. Kulakowski bestellte mich in sein Büro in der polnischen Botschaft in der Rue Talleyrand in der Nähe des Invalidendoms. Er empfing mich deut-

lich reserviert und sagte, ich solle mich setzen, während er Professor Kot⁶ anrief. Kot gehörte zur Führung der Bauernpartei und war Innenminister in der polnischen Exilregierung. Kulakowski beschrieb mich am Telefon und bat um Anweisungen. Kot hatte meine Ankunft offensichtlich erwartet, denn Kulakowski gab mir noch mehr Geld und sagte mir, ich solle mich in Paris einquartieren, wo ich wolle, und am nächsten Tag um elf Uhr Kot im Gebäude des Innenministeriums in Angers aufsuchen.

«Ich muss zuerst nach Bessières zurück», erklärte ich, «ich habe meinen Mantel und meinen Koffer dort gelassen.»

«In dem Koffer ist aber nichts Wichtiges oder etwas, das Sie verraten könnte?»

«Natürlich nicht.»

«Gut. Dann machen Sie sich keine Sorgen darum. Kaufen Sie neue Sachen. Wir können Sie nicht nach Bessières zurückkehren lassen. Dort könnten deutsche Spione sein. Sie versuchen, auf alle erdenkliche Weise bei uns einzudringen. Ganz Paris ist von ihnen verseucht.»

«Das habe ich gehört. Und Angers?»

«Auch dort besteht Gefahr. Sie müssen sehr gut aufpassen. Und jetzt fahren Sie nach St. Germain und suchen sich ein kleines Hotel. Kaufen Sie die Fahrkarte nach Angers im Voraus. Viel Glück!»

Ich ging und nahm mir ein Taxi nach St. Germain. Dort stieg ich in einem guten, sehr ruhigen Hotel ab. Ich hatte den Rest des Tages und die Nacht für mich und beschloss, das Beste daraus zu machen. Die Bedrohung durch Spione war beunruhigend, aber nur, wenn ich wirklich im Rahmen meiner Mission unterwegs war. Die Vorsichtsmassregeln und die Warnungen hatten mich so beeindruckt, dass ich den Reflex unterdrücken musste, mich dauernd umzudrehen und zu schauen, ob mir jemand folgte; sorgfältig inspizierte ich mein Hotelzimmer nach Abhörgeräten. Dennoch konnte ich die Tatsache geniessen, dass die Gefahren, die beständig in Warschau lauerten, hier nicht zu fürchten waren.

Es war erst zweieinhalb Wochen her, seit ich Warschau verlassen hatte, und immer noch beherrschten mich die Spannung und die Wachsamkeit, die ein Mitglied des Widerstands immer begleiten. Es ist schwierig, dieses Gefühl zu beschreiben: immer auf der Hut sein, selbst wenn man entspannt ist und sich sicher fühlt. Niemand weiss, wann etwas durchsickert, ob jemand, der festgenommen wurde, unter der Folter zusammengebrochen ist, sodass Identität und Adresse eines Kontakts, zu dem man womöglich gerade unterwegs ist, der Gestapo bekannt geworden sind.

In Paris hatte man keine Angst vor der Gestapo. Während ich durch die Strassen spazierte, registrierte ich auch keine Spur von Furcht und keine sonstigen Verwüstungen des Kriegs. Obwohl der Tag grau war und der Himmel nichts Gutes verhies, es gelegentlich sogar tröpfelte, waren auf den Boulevards unzählige fröhliche, gut gekleidete Menschen unterwegs; die Stadt wirkte noch kosmopolitischer als in Friedenszeiten. Soldaten und Offiziere in den Farben der Kolonialstreitkräfte mit dunkelroten Käppis brachten bunte Farbkleckse in die Menge, sie zogen vorüber wie exotische Vögel mit leuchtendem Gefieder.

Es war die Phase des «Sitzkriegs» oder «Scheinkriegs», die bald abrupt zu Ende gehen sollte. Auf der Place de l'Opéra herrschte reger Verkehr. Scharen flinker französischer Taxis manövrierten geschickt um zivile und Militärfahrzeuge herum, die von der Kraftstoffrationierung anscheinend nicht betroffen waren. Wie üblich wurde viel gehupt. Im Café de la Paix fand ich nur mit Mühe einen Platz. Die Gespräche schienen ungewöhnlich lebhaft, die Gäste tranken mit Genuss Kaffee, Bier und Wermut. Selbst bei diesem Wetter waren die Strassencafés voll, angeregt plaudernde Gruppen sassen um die berühmten Kohlebecken, die angenehme Wärme verströmten. Flirts in unterschiedlichen Stadien waren im Gang.

Ich verbrachte den Rest des Nachmittags mit Einkäufen, verwöhnte mich dann mit einem luxuriösen Abendessen und schlenderte schliesslich über die Boulevards und an den Cafés vorbei, ohne dass viel passier-

te. Mit einem Stapel französischer Zeitungen unter dem Arm kehrte ich ins Hotel zurück. In den meisten stand nichts Neues für mich, und ich schlief früh ein.

Am Morgen zog ich meine neuen Kleider an und fuhr nach Angers. Angers war eine typische französische Stadt mit etwa fünfundachtzigtausend Einwohnern, rund vier Stunden Zugfahrt südwestlich von Paris an der Loire gelegen. Die Häuser und Strassen wirkten gepflegt und gediegen. Im Zentrum befand sich der übliche einladende grosse Platz. Die französische Regierung hatte Angers als Sitz der polnischen Exilregierung ausgewählt. Die Stadt war ruhiger und besser zum Arbeiten geeignet als das überlaufene, hektische Paris der Kriegszeit. Die Franzosen hatten uns extraterritoriale Rechte eingeräumt, und das polnische Kabinett genoss die Privilegien eines vollkommen souveränen Staats. Auch die ausländischen Botschafter bei der polnischen Regierung residierten offiziell in Angers. Amüsiert hörte ich, wie ein Diplomat sich beklagte, dass er nach der glanzvollen Zeit in Warschau nun in einer so provinziellen Kleinstadt leben müsse.

Ich hatte keine Schwierigkeiten, den Sitz der Regierung zu finden. Ein schon etwas älterer Franzose zeigte mir den Weg mit der Bemerkung, die Stadt sei stolz, die Staatsführung dieses «unglücklichen Polen, das verräterisch überfallen wurde», zu beherbergen. Im Innenministerium empfing mich Kots Sekretär, ein höflicher, zurückhaltender Mann. Er sagte mir, er sei sicher, dass der Minister mich ausserhalb seines Büros werde treffen wollen. Er prüfte meine Dokumente, und wir vereinbarten, dass ich Minister Kot beim Mittagessen im nahegelegenen Hotel kennenlernen würde. Kot war bereits dort, als wir im Hotel eintrafen.

Kot war ein kleiner, grauhaariger Mann, ruhig und präzise in seinen Gesten und Bewegungen und etwas pedantisch beim Reden. Wir stellten uns vor, und als wir sassen, bemerkte Kot, ich sähe eher aus wie ein Pariser Bankier, der gerade von einem Bankett kam, als wie ein Kurier aus Polen, wo Hungersnot herrschte.

«Ich vermute, es war nicht sehr angenehm, in Warschau mit zerknitterten Hosen und löchrigen Socken herumzulaufen?», fragte er.

Ich erklärte ihm, dass viele irrige Vorstellungen herrschten, wie wir in Polen lebten.

«Es ist mir gelungen, meine Socken zu stopfen, und meine Hosen habe ich gebügelt, indem ich sie nachts unter die Matratze legte. Die meisten von uns schaffen es, einigermaßen anständig auszusehen.»

Kot schaute mich scharf an.

«Trotz all Ihrer Passwörter und Papiere ist es meine Pflicht, vorsichtig zu sein. Ich mag Sie vertrauenswürdig finden, aber ich muss mich versichern, dass Sie der Mann sind, den ich erwarte.»

«Was für weitere Beweise möchten Sie, Herr Minister?»

«Erzählen Sie mir alles von sich, was Sie vor dem Krieg gemacht haben, was Sie jetzt machen. Erzählen Sie mir von den Leuten, mit denen Sie zusammenarbeiten.»

Wir begannen ein langes Gespräch, hauptsächlich über die Personen, die ich im Untergrund kannte. So konnte Kot sowohl seine Zweifel an mir ausräumen als auch seine unstillbare Neugier gegenüber Menschen befriedigen. Die Art seiner Fragen und Bemerkungen liess erkennen, dass er intelligent, gut informiert und scharfsinnig war.

Wir, oder vielmehr Kot allein, sprachen lange über polnische Persönlichkeiten. Es war in der Tat ein Merkmal von ihm, Ereignisse und Situationen weniger im Hinblick auf die Probleme zu analysieren, die sie aufwarfen, als über die Eigenschaften der beteiligten Personen. Seine Fähigkeit, sich in Menschen hineinzufühlen, war beachtlich.

Als wir auf Einzelheiten der Untergrundarbeit zu sprechen kamen, teilte Kot mir mit, ich solle am besten schriftlich niederlegen, was ich zu berichten hätte, damit seine Unterlagen vollständig seien. Er werde mir einen Sekretär mit einer Schreibmaschine in mein Pariser Hotel schicken.

«Schreiben Sie keine Namen von Personen und von politischen Organisationen auf. Diktieren Sie sie meinem Sekretär, der sie verschlüsseln wird.»

Ich verbrachte den grössten Teil der nächsten sechs Tage in Paris mit der Arbeit an diesem Bericht.⁷ Als ich fertig war, rief ich Sikorskis Sekretär an und ersuchte noch einmal um ein Treffen. Kulakowski bat mich, zu ihm in die Botschaft zu kommen.

Ich ging ziemlich aufgeregt hin. Sikorski genoss in Polen hohes Ansehen. Er war das, was die Polen einen «Europäer» nannten: ein Mann von umfassender Kultur. Er war ehemaliger General, ein überzeugter liberaler und demokratischer Staatsmann und hatte während des Pilsudski-Regimes konsequent eine oppositionelle Haltung vertreten. Nach der katastrophalen Niederlage Polens hatten wir alle unsere Hoffnungen in ihn gesetzt.

Im Vorzimmer zu Sikorskis Büro in der Botschaft traf ich zu meiner Verwunderung Jerzy Jur, meinen Freund aus Lwów. Wir begrüsst uns freudig. Er erzählte mir von seiner Flucht, und dann wurden wir beide verlegen, als sich das Gespräch unserer gegenwärtigen Tätigkeit zuwandte. Wir durften beide nicht offen sprechen und mussten uns abschotten, so kurios das auch war. Später stellten wir fest, dass wir beide Polen als Ziel hatten, aber leider konnten wir darüber nicht reden. Wenigstens tauschten wir unsere Adressen aus, und dann ging ich hinein zu General Sikorski.

Sikorski war etwa sechzig, gross und von sehr aufrechter Haltung. Er schien bei bester Gesundheit zu sein. Sein Benehmen war ausgesucht höflich, seine Gesten verrieten ein wenig den französischen Einfluss. In der Zeit der Opposition zu Pilsudski hatte er mehrere Jahre in Frankreich gelebt und empfand eine tiefe Verbundenheit mit diesem Land. Seit dem Ersten Weltkrieg unterhielt er eine besonders enge Beziehung zum französischen Generalstab, und viele hochrangige französische Militärangehörige hatten grossen Respekt vor seinen strategischen Fähigkeiten.⁸

Er gewährte mir nur eine kurze Unterredung in seinem Büro und sagte, ich solle am nächsten Tag mit ihm im Café Weber zu Mittag essen.

Wie vereinbart trafen wir uns in dem Restaurant, für uns war ein Tisch etwas abseits reserviert. Ich bestellte einen Aperitif, Sikorski entschuldigte sich.

«Leutnant Karski», sagte er lächelnd, «gestatten Sie mir, nicht mit Ihnen zu trinken. Ich muss zu oft bei diplomatischen Banketten trinken, und gewöhnlich geht es mir danach nicht gut.»

Er war äusserst höflich und zuvorkommend, erkundigte sich ausgiebig nach mir und meiner Vergangenheit und hörte meine Antworten aufmerksam und mit freundlichem Interesse an. Wir sprachen auch über die militärische Lage. Sikorski räumte ein, dass die deutsche Wehrmacht grossartig kämpfe, glaubte aber, dass letztlich Frankreich siegen werde. Allerdings wollte er keine Einschätzung dazu abgeben, wann der Krieg zu Ende sein würde.

«Unabhängig davon, wie meine persönliche Meinung ist, sollte der Widerstand sich auf einen langen Krieg einstellen und entsprechend agieren, um auf der sicheren Seite zu sein. Ich möchte, dass Sie das übermitteln, Leutnant Karski. Man darf sich keine Illusionen machen.»

In dem anschliessenden Gespräch erfuhr ich, wie Sikorski sich die Zukunft vorstellte.

«In diesem Krieg geht es nicht nur um unsere Unabhängigkeit. Wir wollen nicht einfach zum Vorkriegszustand zurückkehren. Wir können nicht automatisch eine Vergangenheit wieder aufleben lassen, die bis zu einem gewissen Grad der Grund für das war, was geschehen ist. Erinnern Sie die Leute daheim daran, sie dürfen nicht vergessen, dass wir nicht nur für ein unabhängiges Polen kämpfen, sondern für einen neuen demokratischen Staat, der all seinen Bürgern politische Freiheiten und gesellschaftlichen Fortschritt sichert. Leider haben unsere Machthaber in der Vorkriegszeit gedacht, Polen solle sich nicht nach demokratischen Idealen entwickeln, sondern mit der sogenannten ‚harten Hand‘ regiert

werden. Das lief unserer nationalen Tradition und dem europäischen Geist zuwider. Dieses System darf nicht wiederbelebt werden, und die Männer, die dafür verantwortlich waren, dürfen nicht wieder an die Macht kommen. Nachkriegspolen muss von freien politischen Parteien aufgebaut werden, durch Gewerkschaften, durch Männer mit Wissen, Erfahrung und gutem Willen und nicht durch eine privilegierte Clique.»

Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: «Ich weiss, dass viele meiner Landsleute meine Sprache immer noch nicht verstehen. Aber Sie und Ihre Freunde, die polnische Jugend, Sie werden mich verstehen. Auf Sie zähle ich. Bringen wir erst zu Ende, was wir mit Deutschland auszufechten haben – und dann erwartet uns harte Aufbauarbeit.»

Am Ende des Mittagessens schlug er ein weiteres Treffen in einem Hotel in Angers vor. Dort erläuterte ich den Standpunkt der Untergrundführer, dass der Untergrund eine einheitliche Organisation brauche und wie ihre Struktur sein solle. Sikorski stimmte fast in allen Punkten zu. Er hatte eine ähnliche Auffassung wie Borzęcki.

«Die Bewegung darf sich nicht darauf beschränken, Widerstand zu leisten, sondern muss die Form eines richtigen Staats annehmen. Ein kompletter Staatsapparat muss geschaffen und unter allen Umständen aufrechterhalten werden, wie rudimentär er auch sein mag.»

Weiter führte Sikorski aus, die Armee müsse zu einem Ganzen zusammengefasst werden, statt als Ansammlung von einzelnen Gruppen zu existieren, und er betonte, das Militär müsse vollständig in die gesellschaftliche und politische Struktur integriert werden.

«Wir dürfen nicht dulden, dass das Militär sich fernhält oder isoliert wird. Die Verbindung muss eng sein, und es muss wechselseitige Verantwortlichkeit bestehen.» Damit legte er den Finger unfehlbar in die

Wunde. Ich erinnerte mich an die starrsinnige Haltung des Militärchefs von Lwów und stimmte von ganzem Herzen zu.

«Aber», so fuhr Sikorski warnend fort, «die Armee darf sich nie in die Politik einmischen. Davon haben wir genug. Sie muss der bewaffnete Arm des Volks sein, angetrieben von dem Ideal, dem Volk zu dienen, und nicht, es zu beherrschen, es zu lenken.»

Ich sprach eins der heikelsten Probleme an, vor dem der Untergrund stand.

«Wie wörtlich sollen wir den Grundsatz ‚keine Kollaboration‘ nehmen? Manchmal könnte es hilfreich für uns sein, Männer in deutsche Organisationen einzuschleusen. Können wir das tun?»

Sikorskis Antwort war ganz typisch.

«Die Polen in Paris», erwiderte er mit einer Spur Ironie, «leben sehr gut. Wir essen gut, schlafen in komfortablen Unterkünften und haben wenig persönliche Sorgen. Wir können den leidenden und hungernden Menschen in Polen keine Vorschriften machen. Es käme mir nicht in den Sinn, ihnen meinen Willen aufzwingen zu wollen. Das wäre unmoralisch. Die Funktion der Exilregierung in Frankreich ist es lediglich, die Interessen Polens im Ausland zu vertreten. Wenn die Polen meine Ansichten zu der Frage hören wollen, würde ich sagen, dass jede Form der Kollaboration unserer internationalen politischen Position schadet. Aber sie sollen tun, was sie für geboten halten. Solange wir im Ausland sind, können wir dem polnischen Volk keine Befehle erteilen. Unsere Aufgabe ist es, gegen die Deutschen zu kämpfen. Aber bitte sagen Sie ihnen, sie sollen an unsere Geschichte und unsere Traditionen denken. Sagen Sie ihnen, dass wir hier sicher sind, dass sie den richtigen Weg wählen werden.»⁹

Beim Thema eines Regierungsbeauftragten, der zugleich Leiter der Untergrundverwaltung und das Bindeglied zwischen dem gesamten Untergrund und der Regierung in Frankreich wäre, betonte Sikorski wieder, dass es vor allem darauf ankomme, was die Polen in Polen wollten.

«Wenn jemand die Unterstützung des Volks in Polen hat und das Volk ihn gern als unseren Beauftragten haben möchte, dann wird er unsere Unterstützung bekommen, unabhängig von seinen politischen Überzeugungen.»

Zum Schluss des Gesprächs machte Sikorski ganz klar, dass es die Aufgabe des Widerstands und der Regierung in diesem Krieg sei, den polnischen Staat nicht einfach fortzuführen, sondern weiterzuentwickeln und zu verbessern.

Am nächsten Tag traf ich Kot zufällig im Café de la Paix. Ich folgerete, dass er mit seiner Vorliebe für feste Gewohnheiten diesen Ort häufig aufsuchte. In Krakau hatte er ein bestimmtes Café so verlässlich besucht, dass seine Studenten es Cafe Kot nannten. Wir sprachen über meine Unterredung mit General Sikorski. Kot stimmte meinen Vorschlägen in allem zu. Er war allerdings der Meinung, Polen werde lange Zeit besetzt bleiben und der Untergrund müsse sich auf einen langen Kampf einrichten. Dann schlug er vor, ich solle mich mit General Sosnkowski in Verbindung setzen, dem Chef des militärischen Arms des Widerstands.¹⁰

Ich rief Sosnkowskis Adjutanten an, der ein Treffen in einem kleinen Bistro arrangierte. Sosnkowski war ein grosser, schneidiger Mann von etwa sechzig Jahren mit auffällig durchdringenden blauen Augen unter buschigen Brauen, der typische Militär. Er war Pilsudskis Stabschef gewesen, als Pilsudski vor dem Ersten Weltkrieg die Untergrundkräfte gegen unsere damaligen Unterdrücker mobilisiert hatte. Was er da gelernt hatte, hatte er nie vergessen, er war immer noch durch und durch Verschwörer.

Er begann unser Gespräch mit einem Vorwurf, warum ich einfach so seinen Adjutanten angerufen hätte. Ob ich denn nicht wisse, dass Telefone abgehört würden? Ich nahm den Tadel ohne Erwiderung zur Kenntnis. Dann fragte er mich nach der allgemeinen Situation in Polen und sagte wenig oder gar nichts, als ich von den gesellschaftlichen und politischen Problemen berichtete. Sein Metier waren militärische Angele-

genheiten. Auch er glaubte, dass Polen lange Zeit besetzt sein würde. Er sagte, es sei sehr wichtig für das polnische Volk, zu erkennen, dass dies kein gewöhnlicher Krieg sei, und wenn der Krieg vorüber sein werde, werde sich das ganze Leben vollkommen verändert haben.

Insgesamt blieb ich etwa sechs Wochen in Paris. In der übrigen Zeit arbeitete ich viel, bereitete Berichte vor und ging Anweisungen durch, die ich mit zurück nehmen sollte. Meine knappe Freizeit verbrachte ich auf Spaziergängen mit Jerzy Jur. Bevor ich fuhr, hatte ich eine letzte Begegnung mit Kot. Er nannte mir die Namen aller wichtigen Personen des Untergrunds, die ich unbedingt treffen sollte. Er war sehr herzlich und sagte zum Abschied:

«Normalerweise sollte ich Sie vereidigen, Geheimhaltung schwören lassen. Aber wenn Sie so niederträchtig wären, uns zu verraten, wären Sie auch so niederträchtig, einen Eid zu brechen. Also lassen Sie uns einfach die Hände schütteln. Viel Glück!»

Ich reiste auf dem gleichen Weg nach Polen zurück, auf dem ich gekommen war, allerdings unter einem anderen Namen und mit neuen Papieren. Ich nahm den Simplon-Orient-Express durch Jugoslawien nach Budapest. Dort blieb ich zwei Tage, und als Gefallen für meinen Kontaktmann willigte ich ein, einen Rucksack voller Geld nach Polen mitzunehmen anstelle eines rangniederen Agenten, der so etwas üblicherweise erledigte. Es war kein kleiner Gefallen, denn der Rucksack mit den Banknoten wog zwanzig Kilo. Zusammen mit meinen anderen Sachen ergab das eine beträchtliche Last. Ich fuhr mit dem Auto nach Kosice, wo ich wieder denselben Kurierführer traf, der mich über die Berge brachte. Alles verlief ohne Zwischenfälle. Diesmal gingen wir allerdings zu Fuss, denn der Schnee war geschmolzen.

DER UNTERGRUND STAAT (1)

GEGEN ENDE APRIL 1940 kehrte ich wieder nach Polen zurück, um eine ausserordentlich wichtige Anweisung der polnischen Regierung an den Untergrund zu überbringen. Sie bestätigte die Pläne, sämtliche Untergrundgruppen zu einem Untergrundstaat zu vereinigen. Als ich Krakau nach einem mehrtägigen Zwischenstopp an einem «Punkt» nahe der Grenze endlich erreichte und Kontakt mit den Verantwortlichen des Untergrunds aufnahm, stellte ich fest, dass die Grundlagen für die Umsetzung dieser Aufgabe bereits gelegt waren, wenngleich ihre Vollendung noch etwas Zeit brauchen würde.

In Krakau wurde ich in die Funktionsweise des Untergrunds eingeführt. Dabei begriff ich zum ersten Mal, auf welchem hohem Niveau die Organisation inzwischen agierte und wie komplex der Geheimapparat und die Methoden waren, die eine Aufdeckung verhindern sollten. Man liess mich keinen Moment aus den Augen. Nach ein paar Tagen in Krakau bemerkte ich, dass meine Vorgesetzten über jeden meiner Schritte, nahezu jedes meiner Worte und selbst die Speisen, die ich zu mir nahm, bestens informiert waren. Wenn ich nach Hause kam, sollte jemand vor meiner Tür stehen, mit dem ich eine Parole austauschte. Und wenn niemand auf mich wartete, sollte ich sofort Weggehen und vor allem nicht eintreten.

Einmal war vereinbart, dass ich um 9.45 Uhr vor meiner Tür eine ältere grauhaarige Dame mit blauem Regenschirm und einem Korb voll Kartoffeln treffen sollte. Früh an jenem Morgen ging ich zunächst zur heiligen Messe, die um 9.30 Uhr endete. Als ich heimkam, wartete besagte Dame bereits vor meiner Tür, und wir begaben uns zusammen zur

bezeichneten Kontaktadresse. Am nächsten Abend suchte mich ein Verbindungsmann auf und teilte mir mit, dass der Untergrund es zutiefst missbillige, wenn ich ausserhalb meiner Wohnung übernachtete und Umgang mit Personen hatte, die der Organisation unbekannt waren. Die Dame hatte Bericht erstattet, dass ich morgens, statt aus dem Haus zu kommen, gerade erst heimgekehrt war.

Die Erkenntnis, dass man mir ständig nachspionierte, empörte mich. Ich wollte von den Verantwortlichen wissen, warum man dies als nötig erachtete. Daraufhin erklärten sie mir, dass man noch Zweifel an meiner Besonnenheit hege. Ausserdem wollte man informiert sein, falls ich in Schwierigkeiten geriete oder von der Gestapo verhaftet würde, um unverzüglich entsprechende Massnahmen einleiten zu können. So behandelte man einen Kurier, der mit Instruktionen von höchster Wichtigkeit zurückgekehrt war, selbst wenn er eine hohe Meinung von sich selbst hatte.

Die Lage in Krakau hatte sich in den viereinhalb Monaten meiner Abwesenheit stark verändert. Schon in den ersten Gesprächen stellte sich heraus, dass der Untergrund inzwischen weitestgehend gefestigt war. Aus der Bewegung hatten sich zwei wesentliche Organisationen herausgebildet. Einerseits die Koalition der vier grössten Parteien: Bauernpartei, Sozialistische Partei, Christliche Arbeiterpartei und Nationalpartei; andererseits die offizielle Militärorganisation, die von der Regierung als militärische Einheit anerkannt worden war und die gleichen Rechte genoss wie die polnischen Streitkräfte in Frankreich.

Die Koalition bemühte sich gerade darum, einen dritten Zweig zu installieren, und zwar in Gestalt eines Chefdelegierten und mehrerer Provinzdelegierter der Regierung. Dieser Zweig hatte die Aufgabe, im Namen der Regierung und in Zusammenarbeit mit den politischen und sozialen Kräften im Untergrund die wirtschaftliche, politische und juristische Verwaltung Polens durch den Untergrund zu organisieren.

Eine vordringliche Aufgabe bestand darin, Einigung über die Person des künftigen Chefdelegierten und der Provinzdelegierten zu erzielen.

Die diesbezüglichen Anweisungen, die ich mit nach Polen brachte, waren schlicht und eindeutig. Die Regierung würde sämtliche Kandidaten für den Posten des Chefdelegierten oder der Provinzdelegierten akzeptieren, auf die sich die Parteien einigten. Die Regierung interessierte sich weder für die Persönlichkeit der Kandidaten noch für ihre politischen Verbindungen und wollte sich auch nicht in Fragen der Parteienrepräsentation einmischen. Die Regierung würde die Ernennung jeder Person bestätigen, die in ausreichendem Masse Ansehen und Vertrauen der polnischen Bevölkerung genoss. In rein beratender Weise schlug die Regierung Herrn Borzęcki vor.¹

Eine der ersten Nachrichten, die ich bei meiner Rückkehr nach Polen erfuhr, war die von Borzęckis Verhaftung. Er und viele andere bezahlten mit ihrem Leben für die bisherigen Erfolge in der Organisation des polnischen Untergrundstaats, wobei er und seine Freunde zu den Pionieren gehört hatten.

Der Chef der Christlichen Arbeiterpartei, Teka, war ebenfalls erschossen worden.² Er hatte zu den aktivsten Parteiführern des Landes gehört und entscheidend zur Verständigung der verschiedenen Parteien beigetragen, was enorm wichtig war.

Aber das Thema Nummer eins war natürlich der Beginn schwerwiegender deutsch-französischer Feindseligkeiten. Die meisten Vertreter der Führungsspitze in Krakau nahmen an, dass diese den Sieg der Alliierten beschleunigen würden, und gingen davon aus, dass der Krieg nicht lange dauern könne. Ich hingegen rechnete weiterhin mit einem langwierigen Krieg – eine Ansicht, die auch von der Regierung geteilt wurde.

Während meines Aufenthalts in Krakau wohnte ich bei einem Mann namens Jozef Cyna³, mit dem ich schon vor dem Krieg befreundet war. Er war Anführer der Sozialistischen Partei und ein erstklassiger Journa-

list. Obwohl noch keine fünfunddreissig Jahre alt, war er ausserordentlich gebildet und verfügte über einen weiten politischen Horizont. Zudem war er nüchtern und realistisch in seinen Ansichten und Einschätzungen. Durch seine besondere Gabe, keinerlei Aufmerksamkeit auf sich oder seine Aktivitäten zu ziehen, war er von grosser Bedeutung für die Untergrundarbeit. Es gelang ihm, jedem seiner Ausflüge oder Gespräche den Anschein eines Freizeitvergnügens oder einer harmlosen gesellschaftlichen Verpflichtung zu geben. Von den zahlreichen Vertretern der politischen Führung, denen ich begegnete, war er offenbar der Einzige, der erkannte, dass es ein fataler Fehler war, sich auf die Stärke Frankreichs zu verlassen.⁴

«Die Deutschen», so erklärte er mir, «rücken sehr schnell vor. Die Aussichten wären besser gewesen, wenn die Alliierten die Offensive gestartet hätten. Schon allein die Tatsache, dass die Deutschen mit den Feindseligkeiten begonnen haben, zeigt, dass sie über die nötigen Kapazitäten verfügen. Dass die Alliierten keine Boden-, See- oder Luftoffensive gestartet haben, deutet darauf hin, dass sie dazu nicht in der Lage sind. In jedem Krieg ist der Angreifer strategisch und taktisch immer im Vorteil.»

Ich blieb etwa drei Tage bei ihm. Er wohnte unter einem Decknamen in der Vorstadt und arbeitete in einem der wenigen Konsumvereinsläden, die noch von den Deutschen verschont geblieben waren. Offiziell war er unter seiner Hausadresse gemeldet, und seine Wohnung befand sich in der ersten Etage. Als Vorsichtsmassnahme schlief er jedoch im Erdgeschoss in der Wohnung seiner Verbindungsagentin.

«Falls die Deutschen kommen und mich verhaften wollen», erläuterte er, «werden sie mich im Obergeschoss suchen. Dort finden sie mich natürlich nicht, aber ich weiss dann, dass sie da waren. In der Zwischenzeit kann ich durch diese Luke hier verschwinden.» Er hob ein paar lose Dielenbretter im Küchenboden an, unter denen sich der Kellereingang verbarg.

«Es gibt einen unterirdischen Gang, der unter drei Häusern hindurch verläuft und zur nächsten Strassenecke führt. Ich denke», sagte er zufrieden lächelnd, «damit habe ich gute Aussichten zu entkommen.»

Als ich seine Unterkunft verlassen wollte, sagte er wie beiläufig zu mir: «Ach übrigens, kannst du das hier mitnehmen und im Zug oder in Warschau verteilen? Aber lies es erst einmal selbst. Es ist unser Sozialistisches Manifest zum Ersten Mai.»

«Was soll ich denn damit?», erkundigte ich mich und nahm das Paket entgegen.

«Den Inhalt bekannt machen. Es reicht nicht aus, nur zu reden. Jeder von uns muss beständig Ideen verbreiten.»

Ich las mir das Flugblatt durch und liess die meisten Exemplare im Zug nach Warschau zurück. Der Titel lautete: «Manifest über die Freiheit (Wolnosc) zum Ersten Mai 1940». Es war eine gut formulierte Zusammenfassung der Positionen der Sozialistischen Partei und höchst aufschlussreich im Hinblick auf die Zustände zu jener Zeit:

Polnisches Volk, in einer Stunde grösster Bedrängnis appellieren wir an Euch – die polnischen Arbeiter, Bauern und Intellektuellen. In diesen Tagen unserer Versklavung erheben wir unsere Stimme. Es ist dieselbe Stimme, die Ihr von Warynaki, Montwill und Okrzeya vernommen habt, es ist die Stimme des polnischen Sozialismus. In den Tagen der polnischen Unabhängigkeit hat diese Stimme immer wieder lautstark die Politik der despotischen Herrscher Polens verurteilt. Es ist die Stimme der Arbeiter aus Warschau und Gdynia, die Euch dazu aufruft, gegen die Invasoren zu kämpfen.

Wir appellieren an Euch, Euch an die Zeit der Unabhängigkeit und des Sozialismus zu erinnern. Bald kommt der Erste Mai. Zu beiden Seiten des Flusses Bug wird dieser Tag als gesetzlicher Feiertag begangen. Euch ist bewusst, dass dies kein Tag ist, um Lobeshymnen

auf Stalin und Hitler zu singen, sondern ein Tag für die konzentrierte Vorbereitung auf einen unerschrockenen Kampf.

Polen wurde besiegt. Gegen den mörderischen Angriff des deutschen Militärs wurde nicht ausreichend Widerstand geleistet.

Die Geschichte hat der polnischen Nation eine grausame Lektion erteilt.

Der Weg zur Freiheit führt für uns nun durch die Folterkammern von Gestapo und G.P.U., durch Gefängnisse und Konzentrationslager, durch Massendeportationen und Massenhinrichtungen.

Unterdrückt, verfolgt und geplündert erkennen wir letztendlich die bittere Wahrheit. Das Schicksal unseres Landes darf nicht den Vertretern jener Klassen überlassen werden, die sich als unfähig erwiesen haben, Polen zu Grösse, Macht und Gerechtigkeit zu verhelfen. Ein Polen der Grossgrundbesitzer, Kapitalisten und Bankiers kann nicht existieren. Nur das polnische Volk – die Arbeiter, Bauern und schaffende Intelligenz – kann das Land aufbauen.

Im Westen kämpfen England und Frankreich gegen Deutschland. Die neue polnische Armee kämpft Seite an Seite mit unseren Verbündeten. Aber wir müssen begreifen, dass das Schicksal Polens nicht an der Maginot-Linie oder der Siegfried-Linie entschieden wird. Die Stunde der Entscheidung für Polen wird kommen, wenn sich das polnische Volk selbst gegen die Invasoren auflehnt. Mit unbeugsamer Geduld müssen wir auf diese Stunde warten. Für diese Stunde müssen wir unsere politische Klugheit und Weitsicht schärfen. Wir müssen Waffen zusammentragen und unsere Kämpfer vorbereiten. Im neuen Polen muss die Macht in den Händen des Volkes liegen. Das neue Polen muss dem Geiste und der Sache nach das Mutterland von Freiheit, Gerechtigkeit und Demokratie werden. Un-

terstützt von der Macht des Volkes müssen Gesetze verabschiedet werden, die eine neue Ordnung errichten – die des Sozialismus.

Das neue Polen muss die Fehler der Vergangenheit wiedergutmachen. Das Land muss ohne Entschädigung der Eigentümer unter den Bauern aufgeteilt werden. Bergwerke, Banken und Fabriken müssen von der Gesellschaft kontrolliert werden. Es muss Rede-, Religions- und Gewissensfreiheit⁵ herrschen. Schulen und Universitäten müssen den Kindern des Volkes offenstehen. Die Qualen des jüdischen Volkes, die wir tagtäglich erleben, müssen uns lehren, wie wir in Frieden mit denen leben können, die unter der Verfolgung unseres gemeinsamen Feindes zu leiden haben.⁶ Unseres eigenen Staates beraubt müssen wir lernen, das Freiheitsstreben des ukrainischen und weissruthenischen Volkes zu respektieren.

Nachdem wir in einem freien Polen eine Regierung des Volkes errichtet haben, wird es unsere Pflicht sein, ein neues Polen aufzubauen, in dem Gerechtigkeit, Freiheit und Wohlstand herrschen.

In dieser Phase schlimmster Unterdrückung, die in der Geschichte Polens, ja selbst der ganzen Welt ohne Vergleich ist, wollen wir Euren Kampfgeist und Eure Beharrlichkeit wachrütteln.

Lasst an diesem Ersten Mai die alten Revolutionsparolen durch ganz Polen erschallen.

Ich verteilte etwa hundert Exemplare dieser Proklamation und behielt eines für mich zurück.

Von den vier Bewegungen, die am tiefsten im polnischen Bewusstsein verankert waren, besass die sozialistische im Kampf um die Unabhängigkeit die wahrscheinlich stärkste und ungebrochenste Tradition. Sie hatte grossen Einfluss bei den polnischen Arbeitern erlangt, die Vorreiter im Kampf um die Unabhängigkeit gewesen waren. Aus ihren Reihen stammten die mutigsten, unerbittlichsten und aufopferungsvollsten

Kämpfer. Im Jahre 1905 hatten sie das Feuer auf die zaristischen Würdenträger eröffnet und waren von der zaristischen Polizei gnadenlos niedergemetzelt worden. Die polnische Untergrundpresse setzte die Tradition der sozialistischen Zeitung *Der Arbeiter* fort, die vor dem Ersten Weltkrieg die zaristische Polizei umging und die polnische Bevölkerung aufrüttelte, Widerstand gegen die Unterdrücker zu leisten.

Diese Arbeiter spielten eine massgebliche Rolle bei der Verteidigung Warschaws unter der Führung des verstorbenen Mieczysław Niedziałkowski. Nach dem Fall Warschaws lehnte es Niedziałkowski nicht nur ab, die Kapitulation zu unterzeichnen, sondern weigerte sich auch, diese als vollendete Tatsache anzuerkennen. Als die Deutschen einmarschierten, blieb er unter seinem eigenen Namen und seiner bisherigen Adresse wohnen, statt unterzutauchen oder zu fliehen. Während einer Gestapo-Untersuchung verhörte ihn Himmler unter vier Augen.

«Was wollen Sie von uns, was erwarten Sie?», soll Himmler ihn glaubwürdigen Berichten zufolge gefragt haben.

Niedziałkowski schob seine Brille hoch und sah ihn verächtlich an.

«Von Ihnen will oder fordere ich überhaupt nichts. Ich kämpfe gegen Sie.»

Kurz darauf befahl Himmler, den stolzen und unbeugsamen Arbeiterführer zu erschiessen.

Die sozialistische Bewegung basierte von ihren Anfängen im 19. Jahrhundert an auf der Ideologie des Marxismus und ist davon nie abgewichen. Ihre Anhänger waren überzeugt, dass die Produktionsmittel verstaatlicht werden müssen, traten für eine strikt geplante und durchorganisierte Volkswirtschaft ein und forderten die Aufteilung des Landes unter den Bauern und die Errichtung einer parlamentarischen Demokratie.

Die Nationalbewegung hatte ebenfalls tiefe Wurzeln in der Bevölkerung. Die Grundidee «Alles für die Nation» war von enormer Bedeutung

für den Kampf Polens um die Selbsterhaltung als Nation und um die zahllosen Tragödien und Niederlagen zu überstehen. Diese politisch starke Partei hatte Zulauf aus allen Klassen und Schichten. Sie fusste im Katholizismus und propagierte die Prinzipien des Individualismus, liberale Wirtschaftsgrundsätze und die Wahrung der Rechte des Einzelnen. Einer der führenden Vertreter dieser Bewegung war Roman Dmowski, der im Namen Polens den Versailler Vertrag mitunterzeichnet hatte, in folgedessen es erstmals seit dem 18. Jahrhundert wieder ein unabhängiges Polen gab.

In den Jahren der Fremdherrschaft in Polen eröffnete und unterhielt die Nationalpartei Schulen, unterstützte die Idee eines polnischen Staates und die Ansiedlung der Bauern auf dem Land ihrer Vorfahren und trug dazu bei, die wirtschaftlichen Strukturen Polens wieder aufzubauen.

Historisch gesehen war die Bauernpartei die jüngste der vier Organisationen. Eine ihrer wichtigsten Leistungen war es, der Landbevölkerung, die mehr als sechzig Prozent der Einwohner stellt, eine Stimme zu geben. Die polnischen Bauern waren jahrhundertlang politisch gänzlich passiv und unaufgeklärt gewesen und hatten ein einfaches Leben ohne jeglichen Einfluss auf die Geschehnisse des Landes geführt. Die Bauernbewegung hatte zum Ziel, ihnen ihre Rechte und ihre Rolle innerhalb der Gesellschaft bewusst zu machen. Infolge der Aktivitäten dieser Bewegung wurden Hunderte von Schulen und Genossenschaften gegründet.

Wie die anderen beiden Bewegungen steht auch die Bauernpartei fest zur parlamentarischen Demokratie. Die Bewegung hat den Bauern bewusst gemacht, dass sie nur durch demokratische und parlamentarische Institutionen die ihnen zustehende Rolle im Leben einer geeinten Nation einnehmen können. Die Partei fordert ausserdem eine Landverteilung zugunsten der Bauern. Ein weiteres wichtiges Ziel besteht darin, durch Industrialisierung die Übervölkerung der Dörfer zu verringern und einen Teil der Bauern in die Städte zu holen. Einer der führenden Ver-

treter der Bauernbewegung, Maciej Rataj⁷, der mehrere Jahre Präsident des polnischen Abgeordnetenhauses gewesen war, wurde 1940 von den Deutschen ermordet.

Die vierte Kraft, die Christliche Arbeiterbewegung, ist infolge ihrer ideologischen Orientierung ähnlich demokratisch ausgerichtet. Ihr wichtigstes Fundament ist die katholische Kirche. Hauptziel und bestimmender Programminhalt ist die Umsetzung der in den päpstlichen Enzykliken vorgegebenen Lehren, dazu kommen ein starkes Nationalgefühl sowie der katholische Glaube ganz allgemein.

Keine dieser Parteien war in der polnischen Regierung der Vorkriegszeit vertreten gewesen. Aufgrund der innenpolitischen Lage hatten sie sich nicht aktiv am politischen Geschehen oder an Wahlen beteiligt. Die damaligen Machthaber meinten, Polen brauche eine starke Regierung. Die Tatsache, dass die östlichen und westlichen Nachbarn von diktatorischen Regimes regiert wurden, beeinflusste die polnische Entscheidung: Die Regierung befand es für richtig, die demokratischen und parlamentarischen Freiheiten einzuschränken, was sich in institutionellen Veränderungen der Verfassung von 1935 niederschlug. Die vier Parteien empörte das so, dass sie sich weigerten, an Wahlen teilzunehmen, die ihrer Ansicht nach nicht demokratisch waren. Und darum waren sie im neu gewählten Parlament nicht vertreten.⁸

Obwohl der Untergrund eigentlich für die Kontinuität der polnischen Nation stand, brach er paradoxerweise mit dieser Vorkriegstradition und kehrte zu den noch älteren Wurzeln der polnischen parlamentarischen Demokratie zurück. Die politischen Parteien hatten im Untergrund mehr Macht und Freiheit und konnten ungleich aktiver agieren, als das im Vorkriegspolen der Jahre 1935-1945 möglich gewesen war.

Diese vier politischen Parteien repräsentierten die überwiegende Mehrheit der polnischen Bevölkerung im Untergrundstaat. Natürlich gab es noch weitere Organisationen – von extrem rechts bis extrem links,

wozu auch die Kommunisten gehörten. Die meisten dieser Organisationen waren erst auf dem freiheitlichen Boden des Untergrunds entstanden. Angesichts dieser Umstände war es schwierig, ihre Bedeutung und ihren Einfluss auf die Gesellschaft oder die Reichweite ihres Programms zu beurteilen. Viele von ihnen waren rein regional geprägt, und fast alle taten ihre Existenz dadurch kund, dass sie eine oder mehrere Geheimzeitungen herausgaben.

Als ich in Warschau eintraf, bemerkte ich dasselbe wie zuvor in Krakau. Der Untergrund konsolidierte sich rasch, und die Einwohner der Hauptstadt – auch die hochrangigen – glaubten fest an die Unverwundbarkeit Frankreichs und Englands. In meinen Gesprächen stellte ich fest, dass sie alle davon überzeugt waren, die französische Armee habe das Vordringen der Wehrmacht auf das eigene Territorium bewusst zugelassen, um sie dann einkesseln und vernichten zu können. Auf meinen Einwand, bei meinem Aufenthalt in Frankreich habe nichts darauf hingedeutet, dass die Franzosen etwas anderes beabsichtigten, als ihre Stellungen entlang der Maginot-Linie zu halten, wurde ich der Panikmache bezichtigt.

Ich blieb etwa zwei Wochen in Warschau und kehrte dann nach Krakau zurück, wo weitere Konferenzen stattfanden, ehe ich erneut nach Frankreich aufbrach.

Meine Aufgabe bestand in erster Linie darin, eine besondere Zentrale im Untergrund zu installieren, und zwar in Form eines «Generalbevollmächtigten der Regierung». Die Schaffung dieses Amtes hing von zwei Grundprinzipien ab: Erstens würden die Polen ungeachtet des Kriegsverlaufs unter keinen Umständen in eine Kollaboration mit den Deutschen einwilligen. «Quislinge» mussten um jeden Preis ausgeschaltet werden.⁹ Zweitens musste der Fortbestand des polnischen Staates durch die Untergrundverwaltung gesichert werden, die in enger Abstimmung mit der Exilregierung arbeitete.

Durch ihre rigorose Verweigerungshaltung gegenüber den Besatzern gewann die Untergrundbewegung bei der Bevölkerung rasch Autorität. Die Polen erkannten die deutsche Besatzung nie an. Das wird schon dadurch belegt, dass es im Unterschied zu allen anderen besetzten Staaten in Polen nie eine rechtmässige oder auch nur pseudolegale Institution gegeben hat, die mit den Deutschen zusammenarbeitete. In ganz Polen wurde kein einziges politisches Amt in der von den Deutschen kontrollierten Verwaltung jemals von einem Polen besetzt, und kein einziger Provinzvorsteher war polnischer Nationalität.

Die rechtsstaatliche Struktur des Untergrundstaats verschaffte ihm Glaubwürdigkeit und erleichterte den Umgang mit tatsächlichen und potenziellen Verrätern. Auf dem Höhepunkt seiner Entwicklung wurde das Problem der Kollaboration in rechtlichen Begriffen definiert, so wie unter normalen Umständen Verbrechen definiert werden; die entsprechenden Strafen wurden im Rahmen der Möglichkeiten des Untergrunds zugemessen und vollzogen.

Aus dem zweiten Prinzip der Kontinuität des polnischen Staates folgte, Bevollmächtigte der Regierung zu ernennen, da die Regierung nicht in der Gefahrenzone operieren konnte.

Ich hatte an zahllosen Diskussionen teilgenommen, bei denen heftig über den Standort der Regierung gestritten wurde. Nach der Tradition der polnischen Aufstände gegen das zaristische Russland von 1830 und 1863 hätte die Regierung eigentlich innerhalb des Untergrunds angesiedelt sein müssen. Doch eine solche Regierung hätte geheim und anonym agieren müssen. Polen hätte somit keinen Kontakt zu seinen Verbündeten pflegen können und keine Möglichkeit gehabt, Aussenpolitik zu betreiben. Bei einer Liquidierung der Regierung wäre es darüber hinaus unmöglich gewesen, eine neue zu ernennen. Die Folge wäre Chaos gewesen. Den Ausschlag für die Entscheidung, die Regierung für die Dauer des Krieges im Exil zu belassen, war die Erkenntnis, dass die Untergrundarbeit technische und organisatorische Kontinuität erforderte.

Das konnte dadurch erreicht werden, dass die Ernennung von Mitarbeitern ausserhalb der Gefahrenzone erfolgte.

Dieses System sicherte den Fortbestand der Untergrundaktivität trotz aller Verluste durch Gestapo-Übergriffe. Wer immer ihnen in Polen zum Opfer fiel, konnte ungeachtet seines Rangs und seiner Bedeutung durch ein geordnetes und rechtmässiges Verfahren ersetzt werden.

Es wurden zudem Resolutionen verabschiedet, die das Regierungsprivileg darauf beschränkten, nur Personen zu ernennen, die zuvor durch die führenden Vertreter des Untergrunds gebilligt worden waren. Dieses System beruhte auf Gegenseitigkeit und war zugleich flexibel. Es sicherte die Macht derjenigen, die unmittelbar in die wichtigsten Aktivitäten involviert waren, und sorgte zugleich für Sicherheit durch die Tatsache, dass die Regierungszentrale ausserhalb der Gefahrenzone lag und so eine ausgeklügelte und einvernehmliche Entwicklung des polnischen Untergrundstaats ermöglichte.

Die grösste Schwierigkeit bestand dabei darin, dass die Parteien, die im Untergrund an die Macht gekommen waren, weder der Vorkriegsregierung angehört noch an Wahlen teilgenommen hatten. Demzufolge war es nicht möglich, ihre tatsächliche Stärke und ihren Einfluss innerhalb der Bevölkerung auszumachen. Die Schätzungen ihrer relativen Stärke und Bedeutung in der Untergrundarbeit schwankten naturgemäss. Es war unverkennbar, dass die Viererkoalition im Untergrundstaat von der überwiegenden Mehrheit der Polen unterstützt wurde, doch es war oftmals unmöglich, diese gemeinsame Leistung den einzelnen Bewegungen zuzuordnen.

Dies wurde zusätzlich dadurch erschwert, dass alle vier Parteien infolge ihrer Vorkriegserfahrungen sorgfältig darauf bedacht waren, unabhängig von jedweder Administration zu bleiben, da sie staatlichen Behörden seit der Vorkriegszeit misstrauten. Sie wollten verhindern, dass die Regierung sich in ihre inneren Angelegenheiten einmischte, und achteten konsequent darauf, die Geschicke ihrer jeweiligen Partei nicht aus

der Hand zu geben. Man musste daher allen Parteien im Untergrund zusichern, dass die im Untergrund entstandene Verwaltung ihre Interessen und Prinzipien nicht behindern werde. Für die Vertreter, mit denen ich in Krakau und Warschau zusammentraf, war es von grosser Bedeutung, Einigkeit über die Person zu erzielen, die als Generalbevollmächtigter der Regierung im Untergrund über sehr weitreichende Macht verfügen würde.

Schliesslich einigte man sich nach einem schwierigen und komplizierten Prozess erfolgreich über die Besetzung der Posten des obersten Generalbevollmächtigten und der Provinzdelegierten. Nachdrücklich wurde betont, dass diese Amtsträger allen Parteien verpflichtet waren, die ein Untergrundparlament bilden und Personal sowie Budget des administrativen Zweigs verwalten sollten. Um die wichtigsten Verwaltungsposten gerecht unter den Parteien zu verteilen, entschied man sich für einen sogenannten «politischen Schlüssel». Bei meiner Rückkehr nach Frankreich war es Teil meiner Mission, die Regierung über sämtliche Standpunkte der verschiedenen Parteien zu unterrichten und sie über die Vereinbarungen und Bedingungen in Kenntnis zu setzen, unter denen deren jeweilige Vertreter in Frankreich Sikorskis Regierung unterstützen würden.

Der zweite Teil meiner Mission beinhaltete den ehrenvollsten Vertrauensbeweis, der mir in meinem Leben je zuteilwurde. Ich wurde vereidigt, die wichtigsten Geheimnisse, Pläne, Interna und Standpunkte *aller vier* Parteien an deren Repräsentanten in Frankreich zu überbringen. Ich schwor, dass ich keine dieser Informationen an andere als die von der jeweiligen Partei in Polen benannten Personen weitergeben würde, dass ich mein Wissen nicht zum Nachteil einer dieser Parteien ausnutzen würde und dass ich diese Informationen niemals dazu verwenden würde, meine eigene Karriere zu fördern. Meine Stellung glich somit ungefähr der eines Beichtvaters für jede Partei, genauer gesagt, war ich der «Kanal» zwischen Warschau und Paris.¹⁰ Auf diese Ernennung war ich stolz.

TIEFER FALL

INSGESAMT BLIEB ICH UNGEFÄHR zwei Wochen in Warschau und erhielt dann die Anweisung, mich über dieselbe Route, mit Zwischenstopp in Krakau, wieder nach Frankreich zu begeben. Mein Weggefährte war ein siebzehnjähriger Knabe, der Sohn eines Warschauer Arztes. Seine Eltern hielten meine Reiseroute für sicher und hatten mich dringend gebeten, ihren Jungen mit nach Frankreich zu nehmen, wo er sich der polnischen Armee anschliessen sollte. In Krakau verbrachte ich ungefähr drei Tage damit, mich mit der Führung der Untergrundbewegung zu beratschlagen, und brach dann mit dem Jungen und einer Mikrofilmspule, auf dem sich eine achtunddreissigseitige Nachricht mit Plänen und Vorschlägen zur Organisation des Untergrunds befanden, in Richtung Grenze auf. Der Film war noch nicht entwickelt; im Notfall konnte ich den Text mittels Lichteinwirkung augenblicklich zerstören.

Als ich dann unterwegs zu meinem Kurierführer war, hatte ich in Bezug auf meine Reise ein mulmiges Gefühl, das ich mir nicht recht erklären konnte. Ich sollte einer Route folgen, die mir bestens vertraut war, und darüber hinaus wurde meine eigene Erfahrung durch die eines Kurierführers von ausgezeichnetem Ruf ergänzt. Trotzdem lag etwas Bedrohliches in der Luft. In Krakau hatte man mich einen Hauch zu eindringlich vor den Gefahren gewarnt und war eine Spur zu besorgt um meine Sicherheit gewesen. Als ich schliesslich im Zug sass und in Richtung Grenze fuhr, wanderte mein Blick immer wieder zu meinem jugendlichen Schützling hinüber, und ich fragte mich, was uns wohl bevorstehen mochte.

In Zakopane hatte ich zum Treffpunkt mit meinem Führer noch eini-

ge Kilometer zu Fuss zurückzulegen. Sobald ich bei ihm angekommen war, würde ich unter seiner Obhut stehen. Von diesem Moment an war er für mich verantwortlich, denn die Untergrundmitarbeiter jedes Landes hatten die Pflicht, die Routen ihrer Kuriere bis ins kleinste Detail zu planen. Jeder Kurier hatte seine ganz spezielle Route. Sein jeweiliger Begleiter kannte sämtliche Anlaufpunkte entlang dieses Weges – beginnend bei der Grenze, wo er ihn übernahm, bis zu dem Ort, wo er seinen Kurier an die Untergrundorganisation in einem neutralen Land, in dem Fall Ungarn, übergab. Bis zu diesem Zeitpunkt bestand zwischen dem Kurierführer und seinem «Patienten», wie der Kurier in dieser Beziehung oft scherzhaft genannt wurde, eine gewissermassen untrennbare Verbindung. Er durfte seinen Schutzbefohlenen nicht einen einzigen Moment allein lassen, und der Kurier war voll und ganz von seinem Kurierführer abhängig, solange Letzterer für ihn verantwortlich war.

Als ich auf meinen Kurierführer traf, fiel mir auf, dass auch er ungewöhnlich besorgt wegen der Reise zu sein schien und recht niedergeschlagen und zurückhaltend wirkte. Zunächst dachte ich, dass ich mir das nur einbildete und seine Stimmung wohl nur eine Projektion meiner eigenen war, doch kurz darauf offenbarte er mir den Grund seiner Vorahnung. Ich erfuhr, dass sein Vorgänger, der schon vor einer Woche hätte zurück sein sollen, bislang noch nicht wiederaufgetaucht war. Während des Gesprächs hatte ich den Eindruck, dass er unsere Reise gern verschoben hätte und nach Anzeichen meinerseits Ausschau hielt, ob vielleicht auch ich unseren Aufbruch zu verzögern suchte.

Mein Auftrag war dafür allerdings zu dringlich. Ich kümmerte mich nicht weiter um seine Andeutungen und bestand voller Ungeduld darauf, unverzüglich aufzubrechen. Der Junge war bei mir. Es war Ende März 1940, Holland und Belgien hatten kapituliert, und die Deutschen rückten auf Paris vor. Obwohl ich – wie beinahe alle in Warschau, bestunterrichtete Kreise eingeschlossen – davon überzeugt war, dass Frankreich nicht

fallen würde und Deutschland sich mit diesem Angriff so übernommen hatte, dass es im Anschluss geschlagen werden konnte, machte ich mir doch unweigerlich Gedanken darüber, was eine Niederlage Frankreichs bedeuten würde. Mittlerweile hatte ich mich daran gewöhnt, auch über die unwahrscheinlichsten Eventualitäten nachzudenken, da bei der Arbeit im Untergrund häufig das Unmögliche eintrat, und zwar mit fatalen Auswirkungen. Mir wurde klar, dass ich im Falle einer Niederlage Frankreichs irgendwo in Europa mit einem Siebzehnjährigen in der Luft hängen würde. Das ganze Kontaktsystem zwischen Polen und der Exilregierung basierte auf Landwegen durch Europa. Wenn Frankreich fiel, würde auch dieses System in sich zusammenbrechen.

Nun riet mein Kurierführer zwar nie offen zu einem Aufschub, liess jedoch weiterhin sein Interesse daran erkennen und machte keinen Hehl aus seiner Überzeugung, die für unser Vorhaben nichts Gutes verhies. Ich reagierte immer ungeduldiger und drängte zu noch mehr Eile. Wir mussten allerdings warten, bis sich das Wetter besserte, und verbrachten zwei Tage in der Berghütte meines Begleiters in den Karpaten.

In der Nacht vor unserem Aufbruch ging er hinunter ins Dorf, um noch einige Erkundungen einzuholen. Zusammen mit seinem Vater, einem alten, aber rüstigen Bergsteiger, und seiner Schwester, einem lebhaften, etwa sechzehnjährigen Mädchen, ass ich zu Abend. Sie wusste genauestens über die Aktivitäten ihres Bruders Bescheid, war sehr stolz auf ihn und übte sich gewöhnlich in grosser Gelassenheit, was seine Angelegenheiten betraf. Doch an jenem Abend wirkte sie bedrückt und benahm sich schon beim Hereinkommen recht merkwürdig.

Nach dem Essen, als wir in verdrossenem und gedankenverlorenem Schweigen beieinandersassen, gab sie meinem Schützling ein Zeichen, mit ihr nach draussen zu kommen. Das liess mich zwar stutzen, doch es fiel mir kein triftiger Grund ein, sie daran zu hindern. Nach ungefähr ei-

ner Viertelstunde, während der der alte Mann und ich kein Wort und kaum einen verlegenen Blick gewechselt hatten, kamen sie wieder herein.

Der Junge war blass und aufgeregt und mühte sich redlich, die Fassung zu wahren, obwohl die jugendlichen Gesichtszüge seine Bestürzung unverkennbar preisgaben. Das Mädchen war sehr ernst und sah mit geröteten Augen ängstlich zu Boden. Ich wartete darauf, dass ihr Vater sie zurechtwies oder ihr zumindest Fragen stellte, aber stattdessen stand er von seinem Platz auf und ging mit ihr zu meiner Überraschung aus der Hütte. Jetzt war es vollends um meine Beherrschung geschehen.

«Was ist denn hier los?», herrschte ich den Jungen an. «Was soll diese Heimlichtuerei? Was hat sie dir gesagt?»

«Nichts Besonderes», antwortete er, während seine Lippen zitterten und ihm die Stimme beinahe versagte.

«Stell dich nicht dumm», entgegnete ich. «Du musst es mir sagen. Schliesslich bin ich dafür verantwortlich, dass du überhaupt hier bist.»

Zögernd stammelte er vor sich hin, und Stück für Stück entlockte ich ihm, worüber sie gesprochen hatten. Das Mädchen hatte ihm ihre Befürchtung offenbart, dass der andere Kurierführer von der Gestapo erwischt worden war. Falls das stimmte, war unsere Route extrem gefährlich geworden. Ihr Bruder hatte ihr aufgetragen, mich nicht zu beunruhigen, doch sie hatte das Gefühl, dass zumindest der Junge es wissen und falls möglich von der Reise abgehalten werden sollte. Sie hatte ihm gesagt, er solle in der Hütte Zurückbleiben; es werde gewiss nicht lange dauern, bis sich eine andere und weniger gefährliche Gelegenheit für ihn ergab, über die Grenze zu gelangen.

Das reichte mir, um eine Entscheidung zu treffen. Ich ging hinaus und stellte Vater und Tochter, die am Brunnen standen und sich aufgeregt unterhielten, gemeinsam zur Rede. Sie bestätigten beide, was der Junge mir berichtet hatte. Das Mädchen fügte noch hinzu, dass sie es für

regelrecht kriminell hielt, den Jungen unter diesen Umständen mitzunehmen, da er nicht nur selbst in Gefahr geriete, sondern uns im Falle einer Gefahrensituation zusätzlich in Schwierigkeiten bringen würde. Ich sagte ihr, dass wir die Sache mit ihrem Bruder besprechen müssten, sobald dieser zurück sei.

Kurz darauf kam mein Kurierführer heim und wirkte etwas optimistischer als zuvor. Kaum war er zur Tür herein, konfrontierte ich ihn in Gegenwart der anderen mit den genannten Fakten und liess ihn wissen, dass es meiner Ansicht nach das Klügste sei, die Unternehmung zu verschieben.

Augenblicklich zerstreuten sich seine Zweifel, und er wurde wieder zu dem getreuen Untergrundagenten, der den Befehl erhalten hatte, mich über die Grenze zu bringen, und dessen Pflicht es war, ungeachtet aller Gefahren eben dies zu tun.

«Die Reise verschieben?», fragte er finster. «Sind Sie verrückt geworden? Nur weil ein paar dumme Gören den Mund nicht halten können, soll ich unsere Pläne aufgeben?»

Und als seine Schwester anfang zu schniefen, warf er ihr wütende Blicke zu.

«Ja, eine dumme Göre, genau das bist du!»

Obwohl mich seine Strenge ärgerte, empfand ich dennoch grosse Sympathie für ihn. Offensichtlich meinte er es nicht böse, sondern war nur hin und her gerissen zwischen seiner Nervosität und seinem Pflichtgefühl. Ihm war bang und unbehaglich zumute.

«Aber», gab ich zu bedenken, «wenn es stimmt, was sie sagt, sollten wir unbedingt mit Bedacht handeln und sehr vorsichtig sein.»

«Vorsichtig?» Abfällig wiederholte er das Wort. «Das Beste, was wir jetzt tun können, ist, ein bisschen zu schlafen. Vergessen Sie nicht: Sobald Sie sich bei mir melden, übernehme ich das Kommando. So sind nun mal die Bestimmungen. Ich trage die Verantwortung für das Vorhaben, und ich verstehe nicht, welchen Sinn es haben sollte, jetzt noch weiter zu diskutieren und uns verrückt zu machen.»

«Es gibt da aber noch einiges, was besprochen werden muss», sagte ich und sah zu dem Jungen, der vor lauter Anspannung und Nervosität gar nicht wusste, wohin mit sich.

«Also, von meiner Seite gibt es nichts mehr zu besprechen», knurrte der Kurierführer mürrisch, und als er begriff, was ich mit meinem Blick anzudeuten versuchte, fügte er hinzu: «Meine Befehle haben mit dem Jungen nichts zu tun. Er wird also hierbleiben müssen. Sie dagegen sollten sich meiner Meinung nach lieber noch etwas ausruhen. Im Augenblick regnet es, wir werden also in etwa drei Stunden aufbrechen. Es ist sicherer für uns, bei Regen unterwegs zu sein, und so wie es jetzt aussieht, wird der Regen noch ein paar Tage anhalten.»

Ich liess den Jungen nur ungern zurück, denn er war mir mittlerweile ans Herz gewachsen. Auch er schien unbedingt weiterzuwollen und wies voll Stolz den Verdacht von sich, dass es ihm an Mut oder Ausdauer fehlen könnte. Doch nach einer hitzigen Diskussion hatte ich ihn so weit überzeugt, dass es so das Beste war. Dann nickte ich für ein oder zwei Stunden ein, bis ich von meinem Kurierführer geweckt wurde.

«Stehen Sie auf», sagte er. «Wir müssen los.»

Hastig zog ich mich an und warf mir den Tornister auf den Rücken. Draussen war es stockdunkel, und der Regen peitschte uns ins Gesicht. Meine Augenlider waren noch schwer vom Schlaf, und ergeben trottete ich hinter meinem Begleiter her. Der Boden war ein einziger Schlammpfuhl, sodass beim Hindurchwaten reichlich Erde an unseren Stiefeln kleben blieb und jeden Schritt beschwerlich machte. Im Gegensatz zu meinem Begleiter, der sicheren Fusses auf dem gewundenen, unebenen Pfad vorankam, stolperte ich immer wieder, verlor das Gleichgewicht und prallte alle paar Meter unsanft mit ihm zusammen. Jedes Mal war ich darauf gefasst, dass er mich deshalb anfuhr oder ankurrte, aber er lachte bloss über meine Unbeholfenheit. Er war guter Laune, summte kleine Volksweisen vor sich hin und drehte sich ab und zu nach mir um,

um das Wetter zu preisen, das bestimmt die Aufmerksamkeit der Grenzpatrouillen dämpfen würde.

«Beten Sie, dass die Sintflut anhält!», rief er. «Wenn es so regnet, bleiben die Grenzposten im Trockenem.»

Ganz wie er es vorhergesehen hatte, hielt der strömende Regen die Wachen von ihren Posten fern, sodass wir die Grenze ungehindert und ohne jeden Zwischenfall passieren konnten.

Es regnete mit ungebrochener Heftigkeit drei weitere Tage. Wir schlepten uns dahin und wechselten kein Wort, sofern es nicht unbedingt nötig war. Die Wälder triefen vor Nässe, und die Eintönigkeit unseres Marsches wurde nicht einmal durch die freundliche Wärme unterbrochen, die ein Feuer hätte spenden können. Gelegentlich rasteten wir in Höhlen oder Schäferzelten, um etwas auszuruhen. Abwechselnd warfen wir uns auf den harten, feuchten Boden, wobei immer einer Wache hielt, während der andere in einen unruhigen Schlaf fiel. Als ich vorschlug, in einer der als Zwischenstation infrage kommenden Hütten haltzumachen, lehnte er ab und murmelte:

«Lieber nicht. Ich habe so das Gefühl, dass das gefährlich wäre. Habt ihr Städter denn gar keine Ausdauer? Oder gesunden Menschenverstand?»

Am vierten Tag brach die Sonne durch die Wolkendecke, und es wurde drückend schwül. Die Wälder dampften wie ein afrikanischer Dschungel. Unsere Stimmung wurde immer gereizter. Mein Begleiter stapfte vor sich hin – stur, besorgt und wachsam. Müde folgte ich ihm und war nicht in der Lage, mit seiner Ausdauer mithalten. Ein einziges heftiges Verlangen hatte ganz und gar Besitz von mir ergriffen: meine Schuhe auszuziehen. Meine Füße waren angeschwollen, und die schweren Nagelstiefel fühlten sich an wie Schraubzwingen, die um meine Knöchel und Füße gespannt waren.

Dennoch hielt ich so lange durch wie irgend möglich, da ich nicht den Zorn meines Begleiters auf mich ziehen wollte, indem ich schon wieder eine Rast vorschlug. Aber schliesslich war ich mit meiner Kraft

und meiner Geduld am Ende. Etwas schüchtern tippte ich ihm auf die Schulter und sagte:

«Es tut mir leid, aber ich kann einfach nicht mehr. Ich brauche ein wenig Ruhe. Gibt es nicht irgendwo einen Ort, an dem wir die Nacht verbringen können?»

Zu meiner Überraschung reagierte er überhaupt nicht wütend, sondern vielmehr sanft und verständnisvoll. Wohlwollend legte er mir die Hand auf die Schulter und erwiderte:

«Ich weiss doch, wie erschöpft Sie sind. Für mich war es auch nicht gerade einfach. Aber Sie sollten wissen, dass wir nur noch zwanzig Kilometer von der ungarischen Grenze entfernt sind.»

«Wenn es mir irgend möglich wäre, würde ich versuchen, es zu schaffen», antwortete ich. «Aber ob zwanzig oder hundert, für mich ist das im Augenblick egal.»

Da riss ihm der Geduldsfaden.

«Ihnen ist das egal, ja? Ich will Ihnen mal was sagen.» Vor unterdrückter Wut knirschte er mit den Zähnen. «Es ist verdammt gefährlich, hier haltzumachen, selbst wenn es nur ein paar Stunden sind. In dieser Gegend hier liegt die Gestapo mit Sicherheit auf der Lauer.»

«Ich finde, dass Sie die Gefahr übertreiben. Es kann eine Menge Gründe geben, weshalb der andere Kurierführer noch nicht wieder da ist – falls Sie sich deswegen immer noch Sorgen machen. Und selbst wenn sie ihn erwischt haben, heisst das doch noch lange nicht, dass er geredet hat.»

Er musterte mich aus zusammengekniffenen Augen, als würde er bereuen, überhaupt mit mir zusammen aufgebrochen zu sein.

«Wie Sie wollen.» Er zuckte mürrisch die Schultern. «Ich kenne eine Anlaufstelle in einem Dorf, wo wir übernachten können.»

Und mit einer Art stummer Bitte im Blick fügte er hinzu:

«Das verlängert unsere Strecke aber um etwa fünf Kilometer.»

«Nun seien Sie doch nicht so pessimistisch», lachte ich matt, in dem Bestreben, wieder zu einem gewissen kameradschaftlichen Verhältnis

mit ihm zurückzukehren. «Bestimmt wird Ihnen die Ruhe genauso gut-tun wie mir.»

«Das glaube ich kaum», entgegnete er verdriesslich. «Mir wird es erst wieder gut gehen, wenn wir wieder auf unserem Weg sind.»

Daraufhin legten wir ungefähr einen Kilometer der Strecke in angespanntem Schweigen zurück. Mir ging es ausgesprochen schlecht. Als wir gerade in einen Weg einbiegen wollten, der zu einer Strasse führte, raffte ich allen Mut zusammen, um ihm einen Vorschlag zu machen. Er konnte doch, wenn er es zu gefährlich fand, in dem Haus zu übernachten, mir einfach nur den Weg bis dorthin zeigen und bis zum Morgen, wenn ich wieder zu ihm stossen würde, irgendwo in der Umgebung sein Lager aufschlagen.

«Sie wissen ganz genau», antwortete er ruhig, «dass wir beide eins werden, sobald wir diesen Marsch an treten. Was immer auch passiert, bevor wir Ungarn nicht erreicht haben, es ist meine Pflicht, bei Ihnen zu bleiben.»

In diesem Augenblick, auch wenn ich ihm in meiner Erschöpfung wegen seiner Einstellung grollte, empfand ich unwillkürlich eine grosse Bewunderung für ihn. Obwohl er wider seine Überzeugung und Vernunft handelte, tat er dies mit einer Disziplin und Ergebenheit gegenüber der Untergrundorganisation und mit einer ruhigen Entschlossenheit, wie sie nur wenige Menschen aufbringen könnten.

Wir erreichten die Strasse und stapften ungefähr eine Stunde auf der harten Oberfläche entlang. Im Vergleich zu dem klebrigen Morast, durch den wir uns wie Ackergäule gekämpft hatten, war das ein beinahe angenehmes Gefühl.

Hinter einer Strassenbiegung sahen wir die Lichter eines Dorfes, das offenbar dicht vor uns lag. Mein Begleiter bog von der Strasse ab und drängte mich, mit ihm zusammen hinter einem dicken Eichenstamm Schutz zu suchen. Aus seiner Stimme sprach eine Mischung aus Resignation und schlechter Laune, als er zu mir sagte:

«So wie wir jetzt aussehen, können wir auf keinen Fall in dem Dorf auftauchen. Dieser Flecken ist klein, man würde uns sofort bemerken und über uns reden.»

«Was schlagen Sie also vor?», fragte ich versöhnlich.

«Wir lassen unsere Tornister verschwinden, rasieren und waschen uns und richten uns so vorzeigbar her, wie es eben geht.»

Wir machten uns auf die Suche nach einem Wasserlauf, und nach ungefähr einer Viertelstunde hatten wir ein Gebirgsbächlein gefunden. Wir liessen uns also am Ufer nieder, reinigten und rasierten uns. Neben einem leicht wiedererkennbaren Baum hoben wir etwas Erde aus und vergruben unsere Tornister. Seiner Forderung, dasselbe auch mit meiner Aktentasche zu tun, verweigerte ich mich allerdings. Sie enthielt die wichtigen Mikrofilme, und ich hatte das Gefühl, dass ich nicht zur Ruhe kommen würde, wenn ich sie auch nur für eine Minute nicht mehr bei mir hatte.

Problemlos fanden wir die Hütte, die ein Anlaufpunkt für Kuriere war. Bevor mein Begleiter an die Tür klopfte, musterte er aufmerksam das Haus, die Strasse und das Waldstück, aus dem wir soeben gekommen waren. Ein kleiner, stämmiger Bauer, Slowake polnischer Herkunft, öffnete die Tür und strahlte vor lauter Gutmütigkeit und Gastfreundschaft, die sich in einer schon bald recht ermüdenden Redseligkeit äusserte. Ich hatte nur einen einzigen Wunsch: mich meiner Sachen zu entledigen und zu schlafen. Mein Begleiter hatte allerdings anderes im Sinn. Noch bevor wir uns an das prasselnde Feuer setzten, bombardierte er den Bauern mit Fragen.

«Haben Sie Franek gesehen? ... Wann haben Sie das letzte Mal von ihm gehört? ... Gibt es irgendwelche Neuigkeiten?»

«Also, nun mal hübsch langsam!», rief der Bauer und lachte schallend. «Sie sind ja nicht zu bremsen.»

Dann kratzte er sich am Kopf.

«Franek, sagten Sie ... da muss ich nachdenken.»

Der schleppende Gesprächsverlauf brachte meinen Begleiter in Rage.

«Um Himmels willen, jetzt reden Sie schon! Wann haben Sie Franek zuletzt gesehen?»

«Vor ungefähr drei Wochen, denke ich», sagte er schliesslich in gedehntem Tonfall.

«Und, was hat er gesagt?», bedrängte ihn der Kurierführer ungeduldig.

«Nichts Besonderes. Es ging ihm gut. Er war auf dem Rückweg aus Ungarn. Stimmt irgendwas nicht?»

Angesichts dieser etwas naiven Frage verzog mein Begleiter das Gesicht und verfiel in verdrossenes Schweigen. Franek, reimte ich mir zusammen, musste der Vorgänger sein, dessen ausstehende Rückkehr meinen Kurierführer so beunruhigte. Der Bauer liess den Blick von mir zu meinem Begleiter und wieder zurück wandern, schüttelte verständnislos den Kopf und stapfte in die Küche, um mit Schnaps, Wurst, Brot und Milch zurückzukommen. Ich kippte ein Glas des wärmenden Alkohols hinunter und ass mit Heiss hunger, während mein Begleiter das Essen kaum anrührte und gedankenverloren an seinem Glas nippte. Offenbar war er zu sehr in seine Befürchtungen vertieft. Der Bauer redete immer weiter, bis ich ihn schliesslich unterbrach und höflich darum bat, zu Bett gehen zu dürfen. Er war sofort einverstanden und zeigte uns, sich vor Herzlichkeit fast überschlagend, unsere Schlafstellen. Eilig warf ich meine Sachen ab, schlüpfte unter die kühle, einladende Decke und schlief augenblicklich ein – unter dem Kopfkissen den kostbaren Film fest in der Hand.

Ich hatte nicht mehr als drei Stunden geschlafen, als ich von einem lauten Aufschrei und dem heftigen Schlag eines Gewehrkolbens gegen meine Schläfe geweckt wurde. Ich war benommen, völlig verwirrt, und noch bevor ich einigermaßen zur Besinnung kam, wurde ich von zwei uniformierten slowakischen Polizisten grob aus dem Bett gezerrt und auf die Füsse gestellt. In der Zimmerecke standen zwei feixende deutsche Polizisten. Mein Reisebegleiter krümmte sich vor Schmerzen, und aus seinem Mund lief Blut. Da schoss mir ein unerträglicher Gedanke durch

den Kopf – die Mikrofilme unter meinem Kopfkissen! Für einen Moment war ich wie am Boden angewachsen, erfasst von panischer Angst. Und dann, in einem einzigen wilden Sprung, schnappte ich die Filme und warf sie in einen Wassereimer, der neben dem Ofen stand.

Die Polizisten neben mir waren vor Schreck wie gelähmt. Vielleicht dachten sie ja, ich hätte eine Handgranate oder eine Bombe geworfen. Dann aber, als nichts passierte, ging einer der beiden Deutschen zu dem Eimer, tauchte die Hand hinein und fischte die Filmspule heraus. Der andere, ein rotgesichtiger, stiernackiger Bulle von einem Mann, schmetterte mir den Rücken seiner schweren Hand ins Gesicht. Als ich rückwärts taumelte, stürzte er sich auf mich, zerrte mich wieder vor und schüttelte mich gewaltsam von einer Seite zur anderen, wobei er mir Fragen ins Gesicht spie:

«Wo ist dein Tornister? – Bist du mit noch jemandem hergekommen? – Hast du irgendwas zu verbergen?»

Als ich nicht antwortete, versetzte er mich mit diversen weiteren Hieben ins Taumeln. Auf der anderen Seite des Zimmers sah ich, wie mein Begleiter in ähnlicher Weise geschlagen und verhört wurde. Einmal, während ihm das Blut das Gesicht hinabließ, sah er zu dem Bauern auf – weder wütend noch hasserfüllt, nur voll von tiefem, schicksalsergebendem Schmerz.

«Warum hast du das getan? Warum nur?», fragte er vorwurfsvoll.

Der Bauer schüttelte wortlos den Kopf und blinzelte gequält, als die Tränen ihm die feisten, grobporigen Wangen hinunterliefen. Ich glaubte nicht, dass er ein Verräter war. Doch ich erkannte, dass die Vermutung des Mädchens wohl richtig gewesen war. Franek, der vermisste Kurierführer, war vermutlich verhaftet worden und hatte unter Folter wahrscheinlich die vollständige Route und ihre Anlaufpunkte preisgegeben. Mein Begleiter hatte mit seinen Vorahnungen also recht gehabt. Das hier war die traurige Folge seiner Ergebenheit zu mir, an der er aus Treue und

Pflichtgefühl festhielt – obwohl er die Gefahr so deutlich gesehen hatte. Vor Scham hätte ich heulen können. Wie hatte ich ihn nur so unter Druck setzen können? Warum hatte ich den Marsch nicht bis zum Ende ausgehalten?

Als wir aus dem Haus gezerrt wurden, schrie ich immer wieder zu ihm hinüber:

«Es tut mir leid! ... Verzeihen Sie mir!»

Ich sah, wie er mir schwach zulächelte, als ob er mir verzieh und mich auffordern wollte, Mut und Hoffnung nicht aufzugeben. Wir wurden noch an Ort und Stelle getrennt und in verschiedene Richtungen weggeschleppt. Ich habe nie wieder etwas von ihm gehört oder gesehen.¹

13

IN DEN HÄNDEN DER GESTAPO

MAN BRACHTE MICH IN das slowakische Militärgefängnis von Presov¹ und sperrte mich in eine winzige, verdreckte Zelle, in der es nur einen Strohsack und einen Toiletteneimer gab. Die slowakischen Polizisten lungerten vor der Zellentür herum und sahen mich ohne jede Neugier oder Gefühlsregung an. Ich wischte mir das Blut aus dem Gesicht und streckte mich auf der schmierigen Matratze aus. Durch die Prügel und den Schlag mit dem Gewehrkolben war ich ganz benommen.

Möglicherweise war im normalen Gefängnis von Presov kein Platz; wahrscheinlicher ist jedoch, dass sie meinten, mich in einer militärischen Einrichtung besser bewachen zu können. Im selben Gefängnis befanden sich auch slowakische Soldaten, deren Stimmen ich ab und zu hören konnte. Offenbar waren sie keine Kriminellen, sondern wurden wegen kleinerer Verstöße gegen die militärische Disziplin bestraft. Sie hatten gewisse Freiheiten und konnten beispielsweise im Gefängnishof herumlaufen und zur Körperpflege die Waschräume benutzen.

Als ich allmählich wieder etwas klarer denken konnte, setzte ich mich auf, zog die Knie an und stützte das Kinn in die Hände. Ein älterer Slowake hatte inzwischen die beiden Polizisten abgelöst und musterte mich mit einer Mischung aus Mitleid und Einfalt, die mich irritierte und sogar etwas verärgerte. Einen flüchtigen Moment lang überlegte ich, ob die Gestapo mich als einen so unbedeutenden Fall ansah, dass sie es nicht der Mühe für wert hielt, Nazi-Bewacher für mich abzustellen. Doch kurz darauf wurden meine Hoffnungen brutal zunichtegemacht,

als zwei Männer in meine Zelle kamen und mich rabiat von meinem Lager hoch zerrten. Einer spuckte verächtlich auf den Strohsack und befahl mir dann, seinem Begleiter zu folgen.

Ich wurde in ein kleines Dienstzimmer der Polizeistation von Presov gebracht. Der Raum war spärlich möbliert, dicke Schwaden von Zigarettenrauch hingen in der Luft. An einem quadratischen Tisch sass ein schmaler, rotblonder Mann, vertieft in ein paar Papiere, die vor ihm lagen. Mehrere Männer sassen auf Stühlen gegen die Wände gelehnt, zogen gleichgültig an ihren Zigaretten und unterhielten sich, als sei ich gar nicht da, als sei ich ein lebloser oder unsichtbarer Gegenstand. Kurioserweise konnte ich den Blick kaum von den Schuppen auf den Schultern des schmalen Mannes abwenden. Nervös trat ich von einem Fuss auf den anderen und fragte mich, ob der freie Stuhl am Tisch für mich bestimmt war. Nach geraumer Zeit übertönte der Bewacher hinter mir das Gemurmel im Raum:

«Setz dich, du Dreckschwein.» Dabei rammte er mir seine kräftige Faust ins Kreuz. Ich stolperte auf den Stuhl zu.

Nun war es also da, dachte ich – das Gestapo-Verhör, von dem ich schon so viel gehört hatte. Bis dahin hatte ich zwar eine deutliche, jedoch mehr oder weniger unwirkliche Vorstellung von der Brutalität der Gestapo gehabt. Es war mir nie in den Sinn gekommen, dass ich einmal selbst ihr Opfer werden könnte. Die Schilderungen der entsetzlichen Qualen, die meine Freunde erlitten hatten, blieben für mich stets eher theoretischer Natur – wie ein schrecklicher, aber flüchtiger Albtraum. Doch nun standen sie mir selbst bevor. Nervös biss ich mir auf die Lippen und rang meine schweissnassen Hände. Ich fühlte mich ohnmächtig und konnte keinen klaren Gedanken fassen.

Der schmale Mann schob die Papiere zur Seite und schaute mich an, als würde meine Anwesenheit seinen ohnehin verdriesslichen Alltag noch unerfreulicher machen. Er schob mir einige Unterlagen hin.

«Sind das Ihre Papiere?», fragte er knapp.

Ich erstarrte und brachte kein Wort heraus. Jede falsche Antwort, so befürchtete ich, konnte einen Dambruch auslösen – eine verkehrte Entgegnung konnte eine Flut verursachen. Die blassblauen Augen des Mannes funkelten gefährlich. Seine schmalen Lippen verzogen sich zu einem humorlosen Grinsen.

«Gefällt es dem Herrn nicht, mit uns zu reden? ... Wir sind Ihnen wohl nicht gut genug?»

Im Raum brach schallendes Gelächter aus. Der Wächter in meinem Rücken sprang auf mich zu und packte mich im Nacken.

«Antworte dem Inspektor gefälligst, du Dreckschwein», brüllte er. Seine Finger gruben sich wie Krallen in meinen Hals.

«Ja, das sind meine Papiere», bestätigte ich. Meine Stimme gehorchte meinem Willen nicht, es war, als redete jemand anders mit meinen Stimmbändern. Der Inspektor nickte spöttisch.

«Oh, verbindlichsten Dank. Es ist wirklich eine Ehre, dass Sie meiner Frage eine sofortige Antwort schenken. Solange Sie so gütig gestimmt sind, mein Freund, macht es Ihnen doch gewiss nichts aus, mir die volle Wahrheit über Ihre Verbindungen zum Untergrund zu sagen, nicht wahr?»

Ich antwortete unverzüglich:

«Ich habe keinerlei Verbindung zum Untergrund. Das können Sie aus meinen Papieren ersehen. Ich bin der Sohn eines Lehrers aus Lwów.»

Meine Papiere besagten, dass ich der Sohn eines Lehrers aus Lwów war, das zu jener Zeit unter russischer Besatzung stand. Der Name war echt, ebenso alle anderen Angaben in den Dokumenten des Lehrersohns, der jedoch selbst bereits geflohen war und sich nun im Ausland befand. Selbst wenn die Gestapo versuchen sollte, meine Identität zu überprüfen, würden sie nicht herausfinden, dass ich gar nicht der besagte Sohn war.

Der Inspektor sah mich mürrisch an.

«Ja, ja, das steht ja alles in Ihren Papieren. Und wie lange sind Sie

schon dieser Lehrersohn aus Lwów? Seit zwei Monaten? Oder seit drei?»

Wiederum ertönte von den Stuhlreihen an den Wänden heiteres Gelächter. Offenbar war der Inspektor als Witzbold vom Dienst der örtlichen Gestapo bekannt, weshalb sich eigens zu dieser Vorstellung eine Handvoll erwartungsvoller Claqueure eingefunden hatte. Bislang lief es eigentlich ganz passabel. Es tröstete mich ein wenig, dass das wichtigerische Possenspiel dieses Mannes mir immer wieder kurze Atempausen bescherte, in denen ich mir Antworten überlegen und Probleme umschiffen konnte. Mir war bewusst, dass schnelle Kreuzverhöre nicht meine Stärke waren, und ich fürchtete mich vor Situationen, in denen ich aus dem Stand improvisieren musste.

Der Inspektor schürzte die Lippen und sinnierte offenbar über einen besonders brillanten Gedankenblitz.

«Soso. Sie sind also der Sohn eines Lehrers aus Lwów, demnach bestimmt ein kluger Mann. Wir haben es ausgesprochen gern mit klugen Männern zu tun, nicht wahr?»

Er liess seinen Blick durch den Raum schweifen, woraufhin die Männer wie wohlerzogene Hunde brav feixten und nickten. Wie ein Schauspieler nahm er den Beifall entgegen und lächelte zufrieden.

«Nun sagen Sie mir doch einmal, Herr Lehrersohn», fuhr er affektiert fort, «haben Sie eigentlich Ihr ganzes Leben in Lwów verbracht?»

«Ja.»

«Lwów ist eine schöne Stadt, finden Sie nicht auch?»

«Ja.»

«Sie möchten sie doch bestimmt eines Tages wiedersehen, oder?»

Ich zog es vor zu schweigen, da jede Antwort dümmlich geklungen hätte.

«Ach, der Herr hat es wohl nicht nötig, diese Frage zu beantworten?», fragte der Inspektor leise. «Dann werde ich es an Ihrer Stelle tun.»

Ja, Sie würden gern dorthin zurückkehren. Und nun erzählen Sie uns doch einmal, weshalb Sie Lwów eigentlich verlassen haben.»

Die letzte Frage hatte er übertrieben liebenswürdig hinzugefügt. Meine neue Identität war mir so sorgfältig eingebläut worden, dass ich ohne zu überlegen antworten konnte.

«Wegen der Russen. Mein Vater wollte nicht, dass ich unter russischer Besatzung in Lwów bleibe.»

Er grinste gespielt mitleidig.

«Ihr Vater hat nichts für die Russen übrig, Sie aber schon?»

«Das habe ich nicht gesagt. Ich schätze sie auch nicht gerade.»

«Und uns schätzen Sie wohl mehr?», fragte er ironisch.

«Also» – ich versuchte verwirrt und unbefangen zu erscheinen – «wir haben Ihnen auf jeden Fall mehr vertraut.»

«Sie haben uns vertraut? Und jetzt nicht mehr? Wie furchtbar!»

«Es ist nicht so, dass ich den Deutschen nicht vertraue ... Es ist nur, dass ich nicht verstehen kann, warum man mir nicht glaubt», stammelte ich und tat verunsichert. «Ich wollte doch nur in die Schweiz ... nach Genf... zu einer Freundin in Genf.»

Er sah mich gespielt treuherzig an.

«Aha, Sie schätzten und vertrauten uns also», murmelte er sarkastisch, «wollten uns aber unbedingt entkommen? Das verstehe ich nicht so recht. Aber ich bin ja auch kein Lehrersohn.»

Dieser Mann war ein Witzbold, allerdings ein gerissener. Er drehte mir jedes Wort im Mund herum. Ich mühte mich redlich, weiterhin einen ernsthaften und arglosen Eindruck zu machen.

«Ich bin Student», erklärte ich schlicht. «Der Krieg hat mein Studium unterbrochen. Ich hatte diese ganzen Kämpfe gründlich satt und wollte deshalb in die Schweiz gehen und dort meine Ausbildung fortsetzen.»

«Und Sie hatten nicht zufällig vor, sich nach Frankreich zu begeben, um sich der polnischen Armee anzuschliessen?», unterbrach er mich.

«Nein. Ich schwöre Ihnen, dass ich in der Schweiz in Frieden leben

wollte, bis der Krieg vorbei ist. Ich hatte nicht die Absicht, gegen Sie oder sonst jemanden zu kämpfen. Ich wollte einfach nur studieren.»

«Bitte sprechen Sie weiter», flötete er. «Ich bin fasziniert.»

Wieder grölendes Gelächter. Er hob eine Hand wie ein Unterhaltungskünstler, der sich beim Publikum für den Applaus bedankt, aber dann mit seiner Darbietung fortfahren möchte.

«Erzählen Sie mir alles», fügte er hinzu. «Ihre Reise muss ja höchst interessant gewesen sein.»

«Interessant nicht unbedingt. Mein Vater und ich haben meine Abreise miteinander besprochen. Dann bin ich eines Tages über die russisch-deutsche Grenze gegangen und nach Warschau gefahren. Ich wollte unter allen Umständen den Russen entkommen.»

«Das war aber illegal», warf er affektiert ein. «So etwas sollten Sie keinesfalls tun.» Dann winkte er ab und sagte: «Aber ich wollte Sie nicht unterbrechen. Bitte fahren Sie fort.»

Nicht besonders überzeugend nahm ich meinen Bericht wieder auf. Alles klang viel zu glatt und mehr oder weniger töricht. Doch mir war klar, dass ich von meinem Kurs nicht abweichen durfte, wenn ich einigermassen den Überblick behalten wollte.

«In Warschau traf ich zufällig einen alten Schulfreund und bat ihn, mir nach Genf weiterzuhelfen. Sein Name ist Mika, er wohnt in der Polna-Strasse 30 in Warschau. Er tat irgendwie geheimnisvoll und verabredete sich mit mir für den nächsten Tag in einem Cafe. Als ich ihn dort traf, versprach er, mir dabei zu helfen, nach Kosice in Ungarn zu gelangen, wenn ich einem seiner Freunde einen Film überbringen würde, auf dem die Ruinen von Warschau zu sehen waren. Ich willigte ein, und mein Freund gab mir den Film, fünfundvierzig Dollar und die Adresse eines Bergführers in einer Stadt an der Grenze. Mehr war nicht passiert, als Ihre Männer mich verhaftet haben. Das ist die Wahrheit, ich schwöre es.»

Ich gab ihm eine falsche Adresse und einen falschen Namen in Kosice. Der Name meines Freundes Mika in Warschau, der mir angeblich

bei meiner Flucht geholfen hatte, war jedoch real. Seine Adresse stimmte ebenfalls. Ich wusste allerdings, dass ich ihm damit nicht schaden konnte, weil er sich drei Monate zuvor aus Polen abgesetzt hatte.

Zu Beginn meines Berichts hatte sich der Inspektor zurückgelehnt, die Hände hinter dem Kopf verschränkt und die Augen geschlossen, als bekäme er ein aussergewöhnlich liebliches Solo zu hören und wolle das voll und ganz geniessen. Als ich geendet hatte, öffnete er langsam die Augen, und seine Lippen verzogen sich zu einem süffisant-anerkenntnenden Grinsen.

Er wandte sich zur Seite und gestikulierte in Richtung eines Mannes, der einen Schreibblock auf den Knien liegen hatte.

«Du hast hoffentlich diese anrührende Geschichte komplett notiert, Hans? Ich möchte kein Wort daran geändert haben. Ich will sie so lesen, wie sie ist.»

Dann schaute er mir wieder ins Gesicht und murmelte:

«Hübsch, sehr hübsch. Sie entschuldigen doch sicher, wenn ich mir das nicht mehr länger anhöre? Morgen wird jemand anders das Vergnügen haben, Ihnen zu lauschen. Dieses Gespräch wird gewiss wesentlich unterhaltsamer ausfallen.»

Dann wandte er sich ab und herrschte den Grobian hinter mir unerwartet schroff an:

«Bringt diesen verlogenen Bastard zurück in seine Zelle!»

Der Aufseher krallte erneut seine Finger in meinen Nacken und zerterte mich hoch. Dann versetzte er mir einen brutalen Stoss. Als ich daraufhin strauchelte, stiess mich ein anderer an. Die anderen Männer gesellten sich dazu und beteiligten sich an dem Spiel, in dem ich gewissermassen der Spielball war. Als ich an der Tür anlangte, packte mich der Wachmann mit seiner schweren Hand im Nacken und warf mich mit dem Kopf voran zur Tür hinaus. Damit hätte er mir fast das Genick gebrochen. Vor Zorn über die Demütigung brannten mir die Tränen in den Augen, aber es gelang mir, ihn teilnahmslos und sogar ein wenig verächtlich anzusehen.

Als ich wieder in meine Zelle kam, musste ich feststellen, dass man eine raffinierte Installation für mich vorbereitet hatte. Eine sehr helle Lampe war mit einem riesigen Reflektor versehen worden, der das Licht immens verstärkte und die gesamte Zelle ausleuchtete, sodass ich dem grellen Blenden nirgends entfliehen konnte.

Ich liess mich auf den Strohsack fallen, und die bis dahin mühsam geübte Beherrschung verliess mich. Meine Beine fühlten sich schwach und kraftlos an, und meine Muskeln zitterten von den mühsam unterdrückten Reaktionen zuvor. Ich wälzte mich hin und her und versuchte, meine Augen vor dem gleissenden Licht zu schützen, das der Reflektor abstrahlte. Weder gelang es mir, meine Gedanken zu ordnen, noch einen Plan zu fassen.

Ich hegte keinerlei Illusionen, dass man meinem Bericht Glauben schenken und dass die glimpfliche Behandlung aus dem ersten Verhör lange anhalten würde. Meine Geschichte war einfach zu glatt und sauber und gleichzeitig zu dünn, um überzeugend zu wirken. Dennoch war mir klar, dass ich daran festhalten musste wie an einer Beschwörungsformel, die mich davon abhalten sollte, die lebensgefährliche Wahrheit preiszugeben. Zudem wirkte sie wie eine Art Beruhigungsmittel, da ich mir nicht weiter den Kopf nach neuen Erklärungen zerbrechen musste. Die ganze Nacht geisterten Fetzen meiner Geschichte wie ein monotoner, rhythmischer Singsang durch mein Hirn.

Im Morgengrauen stand der Aufseher, der mich tags zuvor zum Verhör geholt hatte, in meiner Zelle. Er war unrasiert, seine Uniform war nicht zugeknöpft, und auch sonst sah er recht unordentlich aus. Er warf mir einen finster-mürrischen Blick zu, dem ich entnahm, dass er mir die Schuld daran gab, so zeitig aufstehen zu müssen. Mit dem Daumen zeigte er die Richtung an, in die ich mit ihm gehen sollte. Ich war ganz blau vor Kälte und Schlafmangel. Meine Zähne klapperten, und beim Gehen knickten mir beinahe die Knie ein.

Wir suchten den Raum auf, in dem schon das erste Verhör stattgefunden hatte. Die Einrichtung war geringfügig verändert worden. Neben den grossen Tisch hatte man noch einen kleineren gestellt. Darauf stand eine nagelneue Schreibmaschine, und daneben lagen mehrere Schreibblöcke und Stifte. Die Stühle, die zuvor an der Wand gestanden hatten, waren weggeräumt. Ausser mir befanden sich nur vier weitere Männer im Raum. Hinter dem grösseren Tisch stand ein mit glänzendem Leder bezogener, gepolsterter Drehstuhl, darauf sass ein neuer Beamter.

Er verkörperte einen Typus, der in Deutschland recht häufig, in der polnischen Abteilung der Gestapo jedoch seltener anzutreffen war. Er war ausserordentlich beleibt, aber seine Leibesfülle wirkte wie aus üppigem Material gleichmässig modelliert. Das Fett bildete an ihm eher sanfte Kurven als unförmige Wülste. Seinem Gesicht fehlte das so gepriesene rein Nordische, vielmehr hatte es einen leicht slawischen Einschlag. Sein Teint war etwas dunkler, seine Augen waren schwarz und schmal. Er hatte hohe, markante Wangenknochen, die in seinem feisten, weichen Gesicht deutlich hervortraten und ahnen liessen, dass er in seiner Jugend einmal schlank gewesen war. Er war glattrasiert, aber dichter Bartwuchs gab seinen vollen Wangen einen bläulichen Schimmer.

Dieses fleischige Gesicht, aus dem das schwarz glänzende und pomadisierte Haar streng zurückgekämmt war, bildete mit den brutal wirkenden, geschürzten Lippen einen eindrucksvollen Kontrast aus grobschlächtiger Macht und femininer Zartheit und Grausamkeit. Er duftete intensiv nach Pomade und Hautcreme. Seine Hände waren angesichts der massigen Erscheinung überraschend schlank, die schmal zulaufenden Finger hatten sorgsam gepflegte Nägel. Ungeduldig trommelte er auf den Tisch und sah sich im Raum um, wobei seine kleinen Augen hektisch hin und her huschten.

Die anderen drei waren die üblichen, unscheinbaren Gestapo-Aufseher – gross, muskulös, in tadellosen Uniformen. Als ich bemerkte, dass

zwei von ihnen Gummiknüppel in der Hand hatten, erstarrte mir das Blut in den Adern.

«Nehmen Sie an diesem Tisch Platz», begann der Offizier, «und sagen Sie uns die Wahrheit. Sofern Sie uns nicht dazu zwingen, werden wir Ihnen nichts zuleide tun. Sie werden mir die ganze Zeit gegenüber sitzen. Sehen Sie mir immer direkt in die Augen. Sie dürfen weder Ihren Kopf abwenden noch zur Seite schauen. Beantworten Sie alle meine Fragen unverzüglich. Sie haben keine Zeit nachzudenken. Ich warne Sie – es wird unangenehme Folgen für Sie haben, wenn Ihre Antworten widersprüchlich sind oder Sie erst versuchen, Ihre Lügen noch einmal zu rekapitulieren, damit Ihre Geschichte mit der vorigen Fassung übereinstimmt.»

Diese Worte trug er so routiniert vor, als ob er sie schon unzählige Male wiederholt hatte.

Während ich mich setzte, mühte ich mich verzweifelt, jedes Anzeichen von Angst zu unterdrücken. Dennoch spürte ich, wie ein Muskel in meiner Wange unkontrolliert zuckte und ich permanent meine trockenen Lippen befeuchtete. Er liess mich nicht aus den Augen und beobachtete mich aufmerksam. Sein Blick und das lang anhaltende Schweigen machten mich unruhig. Die scharrenden Füsse und der schwere Atem der Wachleute erzeugten in dem Raum eine beklemmende und angespannte Atmosphäre. Schliesslich beugte er sich geschmeidig nach vorn, stützte seine Ellbogen leicht geziert auf den sauberen Teil des Tisches, legte die Fingerspitzen elegant aneinander und sprach mit gedämpfter, aber trotzdem deutlich vernehmbarer, wohlklingender Stimme.

«Ich bin Inspektor Pick», erklärte er bedeutungsschwer. «Sofern Sie noch nichts von mir gehört haben, können Sie noch einmal kurz durchatmen. Hier kommt niemand – gehend oder kriechend – heraus, ohne dass ich von ihm die Wahrheit erfahren habe. Falls mir das nicht gelingt, ist von einem Gefangenen in der Regel nicht mehr viel übrig. Ich versichere Ihnen, nachdem Ihnen ein paar unserer Streicheleinheiten zuteil-

geworden sind, werden Sie den Tod als Geschenk ansehen. Ich werde Sie nicht um ein Geständnis bitten. Es ist mir scheisseegal, ob Sie es uns liefern oder nicht. Wenn Sie vernünftig sind und uns die Wahrheit sagen, verschonen wir Sie. Wenn nicht, wird man Ihnen die Seele aus dem Leib prügeln. Für Heroismus habe ich nicht das Geringste übrig. Es beeindrückt mich kein bisschen, wenn irgendwelche Möchtegern-Helden besonders viel einstecken können. Und jetzt werde ich mit dem Verhör beginnen. Denken Sie daran, ich will kein Zaudern erleben. Sie haben jeweils den Bruchteil einer Sekunde Zeit, um meine Frage zu beantworten. Jedes Mal, wenn Sie nicht auf der Stelle antworten, bekommen Sie von den Aufsehern eine schmerzhaft Ermahnung.»

Die langatmige Vorrede schien ihn erschöpft zu haben. Wie ein erschlaffter Ballon sank er zurück in den Ledersessel und wippte leicht vor und zurück.

«Kennen Sie einen Mann namens Franek?», schnurrte er träge.

«Franek ... Franek? Nein, ich glaube nicht.» Meine Stimme klang ausweichend und unsicher.

«Ich dachte mir schon, dass Sie das sagen würden. Aber Sie bekommen keine Belohnung für Ihre erste Lüge – zumindest nicht jetzt. Franek arbeitete als Kurierführer für den Untergrund. Wir haben ihn vor ein paar Wochen geschnappt, und er hat alles ausgeplaudert – die Routen, die Anlaufstellen. Wir sind gut informiert über alle von euch, die diese Route passieren. Was habt ihr da verloren und wozu dieses ganze Hin und Her? Es hat keinen Zweck zu leugnen, dass Sie für den Untergrund arbeiten. Wir erwarten, dass Sie uns alles erzählen, was Sie wissen ... *Herr Kurier*. Verstanden?»

Ich befeuchtete meine Lippen. Meine Kehle war ausgetrocknet und schmerzte. Entweder wusste er Bescheid, oder er hatte sich das meiste zusammengereimt. Ich starrte ihn einfüchtig an und widersprach mit matter und dumpfer Stimme:

«Ich verstehe Sie nicht. Ich bin gar kein Kurier.»

Er nickte den beiden Männern hinter mir zu und verschränkte seine Hände vor dem Bauch. Das war das Signal für einen von ihnen, mir mit dem Gummiknüppel einen Schlag direkt hinter das Ohr zu versetzen. Ein rasender Schmerz durchzuckte meinen ganzen Körper, als hätte mich der Blitz getroffen. Von allen Schlägen, die ich je erdulden musste, war keiner derart heftig und unerträglich schmerzhaft gewesen wie der Aufprall dieses Gummiknüppels. Jeder Muskel in meinem Körper begehrt auf. Es fühlte sich an wie ein Zahnarztbohrer, der auf einen Nerv trifft, nur unendlich intensiver und übertragen auf das gesamte Nervensystem.

Ein Schrei brach aus mir heraus, und ich wich zurück, als ich aus dem Augenwinkel sah, dass der andere Gummiknüppel schon in der Luft schwebte. Der Inspektor hob die Hand und gebot dem Schläger Einhalt.

«Ich denke, wir sollten ihm noch eine Chance geben», sagte er und lachte kurz auf. «Er gehört offenbar nicht zu der Sorte, die etwas einstecken können. Also los, reden Sie.»

«Ja, aber Sie glauben mir ja doch nicht», murmelte ich. Der Schmerz dieses lähmenden Schlages verschwand rasch und hinterliess nur die Erinnerung daran und die schreckliche Erwartung einer Wiederholung. Doch meine Erschöpfung, der Nahrungs- und Schlafmangel, die bereits zuvor empfangenen Schläge und die kräftezehrende Tortur machten, alle zusammen, dass mir schwindlig und übel wurde. Ich fühlte einen Brechreiz und kippte beinahe vom Stuhl. Der Verhörbeamte schnellte angewidert zurück.

«Schafft ihn raus», herrschte er die Männer an. «Bringt ihn zu einem Waschbecken, bevor er hier alles vollkotzt.»

Sie zerrten mich hoch und beförderten mich in einen schmutzigen Waschaum. Dort erbrach ich mich in ein übelriechendes Urinal, während sich mein Magen immer wieder schmerzhaft zusammenkrampfte. Als ich mich mühsam aufgerichtet hatte, reichte mir einer der Männer eine Flasche Branntwein. Ich nahm einen kräftigen Schluck, dann rissen sie mir die Flasche aus der Hand und schleppten mich zurück auf meinen

Platz. Ich sank auf den Stuhl und fühlte mich vollkommen kraftlos und benommen.

Inspektor Pick betupfte sich mit einem Taschentuch den Mund.

«Wie fühlen Sie sich?», erkundigte er sich und verzog dabei angeekelt das Gesicht.

«Es geht einigermassen», entgegnete ich matt.

«Dann antworten Sie mir. Wo hat Ihre Reise begonnen? Von wem bekamen Sie die Papiere und den Film?»

«Ich habe dem anderen Inspektor schon erklärt, dass ich aus Warschau kam. Mein Freund, ein Schulkamerad von mir, hat mir den Film gegeben», erwiderte ich.

«Sie sind also entschlossen, uns wieder diese absurde Geschichte aufrutischen. Denken Sie wirklich, wir glauben Ihnen, dass der Film die Ruinen von Warschau zeigte?»

«Nichts anderes war darauf zu sehen. Ich schwöre es.»

«Und weshalb haben Sie ihn dann ins Wasser geworfen, wenn nichts weiter darauf war?»

Ich zögerte. Ein grosser Pluspunkt für mich war die Tatsache, dass der Film im Wasser zerstört worden war. Abgesehen von den gefälschten Papieren hatten sie keinen einzigen handfesten Beweis gegen mich in der Hand.

«Antworten Sie!» Mit schriller und gereizter Stimme unterbrach er mich. «Warum haben Sie den Film ins Wasser geworfen?»

«Ich weiss es nicht», entgegnete ich zaghaft. «Ich dachte, ich könnte meinen Freund damit schützen.»

«Sie wollten Ihren Freund schützen?», höhnte er. «Wie denn? Stand denn sein Name darauf?»

«Nein, ich habe es einfach ganz instinktiv getan.»

«Ach so? Kommt das bei Ihnen öfter vor? Dann haben Sie wohl auch rein instinktiv Ihren Tornister versteckt?»

«Ich habe doch gar keinen Tornister», widersprach ich betont empört und unschuldig.

«Du bist ein gottverdammter Lügner!», brüllte einer der Wachmänn-

ner und rammte mir seine Faust ins Gesicht. Ich spürte, wie ein Zahn knirschte und sich lockerte. Meine Lippe blutete. Ich liess meine Zunge darübergleiten und befühlte den losen Zahn damit. Verwirrt schob ich ihn hin und her und versuchte, ihn vollständig aus dem Zahnfleisch zu lösen.

Der Inspektor bedeutete dem Aufseher, von mir abzulassen. Kalt und abweisend sah er mich von oben herab an.

«Wir sollen Ihnen also ernsthaft abnehmen, dass Sie von der Grenze aus vier Tage lang ohne jeglichen Proviant unterwegs waren?»

«Es ist die Wahrheit», beteuerte ich. «Bitte glauben Sie mir doch. Wir haben unterwegs bei den Bauern Lebensmittel gekauft.»

«Ich weiss, dass Sie lügen», verkündete er mit seltsam schmieriger Freundlichkeit. «Wir hatten nämlich an sämtlichen von Franek benannten Anlaufstellen unsere Männer postiert. Wir haben Sie bei Presov aufgegriffen. Nirgendwo gab es Bauern, bei denen Sie Lebensmittel hätten kaufen können. Ausserdem haben Sie in keinem Dorf Station gemacht, ansonsten hätten wir Sie nämlich dort geschnappt. Also, zum allerletzten Mal: Wo haben Sie Ihren Tornister versteckt?»

Fieberhaft dachte ich über dieses Problem nach. In meinem Tornister gab es nichts Verdächtiges. Aber ich hatte das Gefühl, dass ich alsbald den Faden verlieren würde, wenn ich jetzt an meiner Geschichte etwas änderte. Und dabei konnte es leicht geschehen, dass ich etwas Wichtiges verriet, wenn ich einmal um eine Antwort verlegen war.

Erneut durchzuckte ohne Vorwarnung ein stechender Schmerz meinen Körper, als der Gummiknüppel wieder hinter meinem Ohr landete. Ich liess mich langsam vom Stuhl zu Boden gleiten und täuschte eine Ohnmacht vor. Die Stimme von Inspektor Pick dröhnte von oben herab wie ein weit entferntes Flugzeug.

«Solche schauspielerischen Einlagen nützen Ihnen überhaupt nichts», hörte ich ihn sagen. «Diese Schläge hinter die Ohren wurden

von unseren besten Mediziniern entwickelt. Sie tun zwar höllisch weh, aber man kann dadurch keinesfalls das Bewusstsein verlieren. Theatralisches Getue kann gegen wissenschaftliche Tatsachen nichts ausrichten.»

Diese schulmeisterlichen Hinweise über die Auswirkungen der Schläge lösten bei den Wächtern aus irgendeinem Grund ausgelassene sadistische Heiterkeit aus. Ihr Gelächter übertönend, zerrte die durchdringende, erregte und verächtliche Stimme des Inspektors an meinen Nerven.

«Nehmt ihn ordentlich in die Mangel», brüllte er. «Und lasst nur so viel von ihm übrig, dass er gerade noch vernehmungsfähig ist.»

Die Wachleute stürzten sich auf mich, rissen mich hoch und drückten mich gegen die Wand. Eine Salve von Faustschlägen traf mein Gesicht und meinen Körper. Als ich zusammensackte, stützten sie mich unter den Achseln. Mit den letzten Resten meines Bewusstseins merkte ich, wie sie mich losliessen und ich besinnungslos zu Boden fiel. Sie hatten meine Kondition überschätzt und nicht genug von mir übrig gelassen, um mich noch weiter verhören zu können.

Drei Tage lang liessen sie mich in meiner Zelle in Ruhe. Alle meine Gelenke schmerzten, mein Gesicht war geschwollen und auf der Seite, wo man mich geschlagen hatte, extrem berührungsempfindlich. Ich erkannte, wie hoffnungslos meine Lage war; die Gestapo wusste, dass ich sie belog. Bei jedem Verhör würden sie mir mehr Fragen stellen, die ich nicht beantworten konnte. Aber ich war überzeugt, dass ich mich nur retten konnte, wenn ich bei meiner bisherigen Darstellung blieb.

Der ältere Slowake, der mir Essen und Wasser brachte, forderte mich auf, etwas zu mir zu nehmen, aber es gelang mir kaum, die wässrige Suppe hinunterzuschlucken. Am zweiten Morgen führte er mich in den Waschraum, wo ich mir das eingetrocknete Blut aus dem Gesicht zu reiben versuchte. Mehrere slowakische Soldaten waren gerade dabei, sich zu waschen und zu rasieren. Plötzlich bemerkte ich auf dem Fensterbrett

über meinem Waschbecken eine benutzte Rasierklinge. Fast automatisch, ohne recht zu wissen wozu, nahm ich sie unauffällig an mich und liess sie in meiner Tasche verschwinden. Als ich zurück in die Zelle kam und mich wieder hinlegte, hielt ich sie aufgeregt in der Hand. In jener Nacht fertigte ich aus einem Stück Holz, das in der Zelle lag, einen Griff und befestigte vorsichtig die Klinge daran. So entstand eine treffliche Waffe, die ich unter der Matratze verbarg. Falls die Folter weiterging, mochte sie mir von Nutzen sein.

Am Ende des dritten Tages kamen die Gestapo-Aufseher in meine Zelle. Ich rechnete mit den üblichen Beleidigungen und Misshandlungen, doch aus irgendeinem Grund verspürte ich ihnen gegenüber plötzlich auch eine gewisse Kühnheit und sogar beinahe Verachtung. Das war einem von ihnen offenbar nicht entgangen.

Er sah mich prüfend an und zischte gehässig:

«Ich glaube, du wünschst dir wieder einmal eine Unterredung mit uns. Wahrscheinlich willst du uns zeigen, wie tapfer du bist. Tja, wollen wir hoffen, dass du bald Gelegenheit dazu bekommst. Aber heute müssen wir dich erst einmal herrichten für eine Audienz bei einem SS-Offizier. Jetzt fühlst du dich bestimmt sehr wichtig, oder?»

Obwohl ich innerlich völlig abgestumpft war, nahm ich diese Neuigkeit höchst interessiert auf. Ich war bereit, nach jedem noch so schwachen Strohalm der Hoffnung zu greifen, der kleinsten Aussicht auf Leben und Freiheit. Möglicherweise glauben sie mir ja meine Geschichte doch, dachte ich, oder sie sahen mich als unbedeutendes Rädchen im Getriebe an, mit dem man sich nicht weiter herumärgern musste. Noch optimistischer wurde ich, als ein Friseur in meine Zelle kam und mich rasierte. Währenddessen gingen die Wächter mit meinen Kleidern und Schuhen weg und brachten sie gebürstet und gereinigt zurück.

Nichts erschütterte meine Zuversicht, als ich das Amtszimmer des Offiziers der Schutzstaffel² betrat. Barsch, ja beinahe angewidert liess er

die Wachleute wegtreten und bot mir dann ausgesucht höflich und zuvorkommend einen Stuhl an. Während er auf einen verkrüppelten, reglos in Habachtstellung am anderen Ende des Raumes stehenden Soldaten zuging und ihn hinausschickte, musterte ich ihn aufmerksam und suchte nach Anhaltspunkten für eine günstige Strategie.

Vor mir sah ich einen ausserordentlich gut aussehenden jungen Mann von höchstens fünfundzwanzig Jahren. Er war gross und schlank und hatte längeres blondes Haar, das ihm betont gefällig in die Stirn fiel. Er strahlte eine lässig-kühle Männlichkeit aus. In einer anderen Situation hätte ich mich vermutlich amüsiert über seinen sorgsam einstudierten Habitus. Seine Uniform sah schneidig aus – massgeschneidert und reich mit Bändern und Orden verziert. Seinen Vorgesetzten war er sicher als der Archetypus des jugendlichen preussischen Junkers³ erschienen, und er tat alles, um dieser Rolle gerecht zu werden.

Mit zackigen Schritten kam er auf mich zu. Seine Persönlichkeit erschien mir seltsam gespalten – als würde ein Teil von ihm als strenger Zuchtmeister agieren, der permanent das Verhalten des anderen Teils kontrollierte und bewertete. Etwas an ihm faszinierte mich: Er war ein derart perfektes Zeugnis preussischer Tradition und nationalsozialistischer Erziehung, dass es schon beinahe unwirklich wirkte. Seine Bewegungen waren merkwürdig eckig, als wäre er eine Statue zur Verherrlichung der nationalsozialistischen Jugend, die gerade von ihrem Sockel herabgestiegen war.

Vollends verblüfft war ich, als er auf mich zu trat, mir in jugendlicher Befangenheit sacht seine Hand auf die Schulter legte und spürbar mitfühlend sagte:

«Sie müssen keine Angst haben. Ich werde dafür sorgen, dass Ihnen nichts geschieht.»

Der aufrichtige Charme seiner Worte widersprach allen meinen Erwartungen und machte mich ein wenig verlegen. Ich stammelte etwas in der Art eines überraschten Dankes.

«Sie müssen mir nicht danken», entgegnete er. «Ich sehe doch, dass Sie nicht zu denen gehören, mit denen wir es hier normalerweise zu tun haben. Sie sind gebildet und haben eine gute Erziehung genossen. Wenn Sie ein Deutscher wären, dann wären Sie mir vermutlich ganz ähnlich. In gewisser Weise ist es mir eine Freude, jemanden wie Sie in diesem gottverlassenen slowakischen Nest zu treffen, in dem es ansonsten nur Dummköpfe und Läuse gibt.»

Mein Gehirn arbeitete auf Hochtouren, um zu ergründen, was es mit dieser neuen Strategie wohl auf sich haben mochte. Keiner meiner Freunde, die der Gestapo zuvor ins Netz gegangen waren, hatte je von einem Verhör berichtet, das diesem hier auch nur ansatzweise ähnelte. Daher reagierte ich sehr vorsichtig auf seine Worte, so als würde ich im Dunkeln ein Feld voller Fallgruben überqueren.

«Sie wirken auf mich anders als die Herren, denen ich hier bislang begegnet bin, wenn ich das so sagen darf», äusserte ich unsicher.

Die von mir angespannt erwartete Antwort auf diese Bemerkung bestand lediglich aus einem direkten, unverhohlenen Blick, der weder Zustimmung noch Ablehnung erkennen liess. Er beugte den Kopf in meine Richtung und sagte leise:

«Würden Sie bitte mit in mein Büro kommen?»

Einen Augenblick lang schien es, als hätte ich tatsächlich eine Wahl. Ich willigte ein, und wir durchquerten einen muffigen Korridor, dessen schmutziges Aussehen ihn offensichtlich störte, denn er strich immer wieder seine Uniform glatt, als wolle er Staub davon entfernen. Der Raum, in den er mich führte, war – vermutlich speziell für ihn – mit Möbeln im altdeutschen Stil eingerichtet.

Vier ausladende Ledersessel umgaben einen schweren, reich verzierten Tisch aus massivem Mahagoni. An der Wand stand ein dick gepolstertes Sofa mit kastanienbraunem Bezug und goldener Borte. An den in trübem Gelbbraun gestrichenen Wänden hingen überdimensionale Fotografien, die Reichsjugendführer Baldur von Schirach und Gestapo-

Chef Heinrich Himmler zeigten. Die Wand über dem Schreibtisch zierte ein altgermanisches Schwert. Dann fiel mein Blick auf ein etwas kleineres Bild einer zarten, aristokratisch aussehenden Dame mittleren Alters mit einem jungen Mädchen, das aufgrund seiner Gesichtszüge und der blonden Haare meinem Gegenüber ausgesprochen ähnlich sah. Er ahnte meine Frage und sagte:

«Das sind meine Mutter und meine Schwester. Mein Vater ist vor fünf Jahren verstorben.»

Einen Moment lang herrschte betretenes Schweigen. Trotz seiner selbstbewusst-männlichen Ausstrahlung war er ganz offensichtlich noch recht unerfahren in den Verhörmethoden der Nazis. Man merkte ihm an, wie er sich mühte, einen angemessenen Umgang mit dem Problem zu finden, das ich wohl für ihn darstellte. Seine Unsicherheit machte mich ebenfalls verlegen. Plötzlich und unerwartet – wohl um seine Ratlosigkeit zu überspielen – deutete er pathetisch auf das Bild von Schirach.

«Schauen Sie ihn an», klagte er mit Bitterkeit in der Stimme und gekränkter Miene. «Ein gut aussehender Mann, nicht wahr? Einst habe ich ihn verehrt. Ich dachte immer, er mochte mich besonders ...»

Er verstummte und lief ruhelos auf und ab. Im Lauf dieses Krieges habe ich viele Männer erlebt, die nach aussen hin emotionslos oder sogar eiskalt wirkten und auf den ersten Blick einen wortkargen und reservierten Eindruck machten, jedoch einen unbändigen Drang hatten, über sich selbst zu sprechen. Dieser Leutnant benahm sich, als sehnte er sich schon lange danach, sich jemandem anvertrauen zu können, der ihm nicht so nahestand, dass er ihm gefährlich werden konnte. Er sprach mit mir in einem vertrauensseligen Ton, der mir vollkommen unerklärlich war.

Mir war bekannt, dass Empfänger ähnlicher Vertrautheiten dafür im Nachhinein oft büssen mussten. Männer wie dieser junge Leutnant schämten sich später meist für ihr sentimentales Gebaren und begannen

schliesslich die Person, die Zeuge ihrer Schwäche geworden war, abzulehnen und zu hassen. Aber ich wusste nicht, wie ich ihm hätte Einhalt gebieten können. Er stellte einen Stuhl vor mich hin, setzte sich, beugte sich nach vorn und fing an, mir seine Lebensgeschichte zu erzählen. Hin und wieder, wenn eine Erinnerung ihn besonders aufwühlte, stand er auf und nahm erst wieder Platz, wenn seine Gefühlswallung nachliess.

Er war in Ostpreussen in einer Junker-Familie aufgewachsen. Als zartes und sensibles Kind hatte er heftigen Hass auf seinen strengen, tyrannischen Vater empfunden, der seinen Sohn als schwächlich verachtete. Seine Mutter und seine Schwester liebten ihn hingegen sehr. Sie trösteten ihn, wenn ihm das despotische Regiment des Vaters wieder einmal das Leben schwer machte, und mahnten ihn zugleich zu unbedingtem Gehorsam. Im Alter von siebzehn Jahren wurde er in eine «Ordensburg» geschickt – eine der berühmten Erziehungsstätten der Nazis, wo die Eliten zur Neuordnung Europas herangezogen wurden. Zu jener Zeit, noch vor Hitlers Machtübernahme, wurden die Ordensburgen⁴ im Geheimen betrieben.

Seine Augen leuchteten fanatisch, als er mir von den Ordensburgen erzählte, und seine Stimme wurde vor Rührung ganz heiser, während er die Ereignisse jener Jahre noch einmal durchlebte. Als Schüler eines solchen germanischen «Klosters» lernte er Baldur von Schirach kennen, der ihn als Günstling erwählte, ihn häufig besuchte und mit ihm lange, vertrauliche Spaziergänge in den Wäldern der Umgebung unternahm. Doch im dritten Jahr machte ihm ein anderer Junge Schirachs Gunst streitig; der konnte Schirach zufolge die altgermanischen Weisen noch schöner singen und war zudem der beste Diskuswerfer der Schule.

Die Erinnerung an diesen Vorfall riss bei ihm offenkundig alte Wunden auf, denn er hielt sich unwillkürlich die Hand vor die Augen, als ob ihn ein helles Licht blendete. Abrupt wechselte er das Thema.

«Ich wurde dann SS-Offizier», fuhr er fort und kehrte in die Gegenwart zurück, «ich bin stolz auf meine Arbeit. Ich habe Sie vorgeladen, weil Sie uns beeindruckt haben. Ich bin mir sicher, dass wir uns verstehen werden. Ich versichere Ihnen, dass ich Ihnen weder Leid zufügen noch Sie nötigen werde, jemanden zu verraten oder als Agent für uns tätig zu werden. Das Thema, über das ich mit Ihnen sprechen möchte, ist von grösster Bedeutung für die Zukunft Polens.»

Zumindest wurde nun der Zweck dieses ungewöhnlichen Verhörs deutlich. Ich sollte durch diesen Spross reiner Nazi-Erziehung für Hitlers neue Weltordnung gewonnen werden. Ich sagte erst einmal gar nichts, sondern suchte krampfhaft nach einer unverfänglichen Antwort auf diese indirekte Aufforderung, mich ihm anzuvertrauen. Obwohl er mich mit seiner bestrickenden Offenherzigkeit offensichtlich für sich einnehmen wollte, hatte er mit seinem Auftritt sicher nicht nur mein Bestes im Auge. Dazu klang er zu überzeugt und leidenschaftlich.

Einen Augenblick lang hoffte ich, er würde mir gegenüber eine gewisse Sympathie oder wenigstens so viel Respekt empfinden, um sich für mich einzusetzen, auch wenn seine Bemühungen, mich zum Seitenwechsel zu bewegen, erfolglos blieben. Doch diese Illusion verflieg nach kurzer Überlegung. Schon rein psychologisch war klar, dass er mich umso grausamer behandeln würde, als ich zum Adressaten seiner Vertraulichkeiten geworden war. Zudem erkannte ich, dass er die von den Nazis propagierten Prinzipien von Macht und Gewalt vollkommen verinnerlicht hatte.

Unterdessen setzte er seine schwärmerischen Erinnerungen fort, so offenherzig und prahlerisch wie zuvor.

«Bei der Gründung der Nationalsozialistischen Partei», erklärte er, «spielten ausschliesslich männliche Ideale eine Rolle. Unsere Ideologie ist durch und durch maskulin.» Und er fügte stolz hinzu: «Als ich auf der Ordensburg war, habe ich nie mit Mädchen gesprochen oder bin mit ihnen ausgegangen, ausser wenn es die Pflicht verlangte. Ich rede gern

Klartext von Mann zu Mann, und ich bin mir sicher, dass wir gut miteinander auskommen werden.»

Nach dieser eindrucksvollen Rede ging er zu einer Truhe in der Zimmerecke, nahm eine Karaffe heraus und bot mir ein Glas Kognak und Zigaretten an. In einem erneuten Anfall von Leutseligkeit schenkte er mir ein, gab mir Feuer und rückte seinen Stuhl näher an meinen heran.

«So. Jetzt sollten wir aber Nägel mit Köpfen machen», sagte er lächelnd. «Zunächst möchte ich Ihnen mitteilen, dass ich Ihren Status in den eines Militärgefangenen geändert und Anweisung erteilt habe, dass Sie entsprechend behandelt werden.»

«Vielen Dank», erwiderte ich.

«Keine Ursache. Schliesslich sind Sie ja kein Krimineller, und ich bin mir sicher, wenn Sie mir aufmerksam zugehört haben, werden Sie künftig für uns statt gegen uns arbeiten wollen.»

Ich riskierte einen vorsichtigen Widerspruch.

«Ich habe nie gegen Sie gearbeitet, wie Sie es nennen. Gewiss werden Sie mir glauben, wenn ich Ihnen versichere, dass ich nichts mit dem Untergrund zu tun habe...»

Er unterbrach mich und schaute etwas finsterer.

«Also bitte, nicht wieder diese fantastische Geschichte. Wir haben schlüssige Beweise, dass Sie als Kurier für den Untergrund arbeiten, die ich Ihnen gleich vorlegen werde.»

Er sah mich an und wartete, ob ich weiterhin leugnen würde. Als ich schwieg, tätschelte er mir das Knie.

«So ist es schon besser, mein Lieber. Das Offensichtliche zu leugnen ist doch lächerlich.»

Dann schüttelte er in ehrlicher Verwunderung den Kopf.

«Ich kann beim besten Willen nicht nachvollziehen, warum ihr Polen heutzutage so stur sein müsst. Ihr habt doch keinerlei Chance. Frankreich hat kapituliert, England bittet um Friedensverhandlungen, und Amerika ist Tausende Kilometer entfernt.» Mit versonnenem Blick nippte er an seinem Kognak.

Dann fuhr er mit theatralischer Leidenschaft fort:

«Der Führer wird schon sehr bald London den Frieden diktieren. In ein paar Jahren wird er auf den Stufen des Weissen Hauses in Washington die neue Weltordnung verkünden. Der neue Frieden wird dann von Dauer sein, im Gegensatz zu den verlogenen, heuchlerischen Versprechungen des jüdisch-demokratischen Geldadels. *Pax Germanica*, der Frieden, den Nietzsche und all die anderen grossen Dichter und Denker der neuen Weltordnung erträumt haben. Ich weiss schon, dass uns alle Welt fürchtet. Aber das ist unbegründet. Wir wollen niemandem etwas zuleide tun.» Plötzlich änderte er seinen Tonfall: «Ausser den Juden natürlich. Die müssen vernichtet werden. Das ist der Wille des Führers. Doch wir wollen und werden die nicht-germanische Welt gerecht behandeln. Gegen Arbeit, Brot und Leben. Wer treu zum Dritten Reich steht, dem gestatten wir, Teil unserer neuen Zivilisation zu werden. Sie sehen also, wie grosszügig unsere Bedingungen sind.»

Der Kognak, die Wärme in dem Raum und die leidenschaftlichpathetischen Worte des Leutnants hatten mich ganz benommen gemacht. Ich war schläfrig und leicht betrunken. Recht unhöflich fiel ich ihm ins Wort.

«Das habe ich alles schon gehört», entgegnete ich. «Aber was wollen Sie denn nun von mir?»

Er bemerkte meinen impertinenten Tonfall nicht, so beschäftigt war er mit seinen flammenden Zukunftsvisionen. Er sammelte sich und strahlte nun Bestimmtheit aus – die Aura eines entschlossenen Realisten und verantwortlichen Funktionärs.

«Wir möchten Sie fair behandeln. Wir wissen, wer und was Sie sind. Sie transportieren Informationen aus dem Untergrund zu Ihrer politischen Führung in Frankreich. Aber ich werde Sie nicht auffordern, Ihre Nation, Ihre Vorgesetzten oder Ihre Freunde zu verraten. Wir wollen Ihre Freunde nicht bestrafen, sondern mit ihnen in Kontakt kommen und sie von den Vorzügen einer polnisch-deutschen Zusammenarbeit über-

zeugen. Wir garantieren mit unserem deutschen Ehrenwort für ihre Sicherheit. Sie persönlich haben die Aufgabe, derartige Kontakte zu vermitteln. Wenn Sie Ihr Land lieben, werden Sie dieses Ansinnen nicht zurückweisen. Es ist Ihre Pflicht, Ihrer Führungsspitze die Gelegenheit zu geben, mit uns die momentane Lage zu erörtern. Denken Sie an die anderen besetzten Staaten. Überall gibt es Männer mit realistischem Verstand, die sich zur Zusammenarbeit entschlossen haben, wovon sie selbst und ihr Land erheblich profitieren. Ihr Polen seid eine unrühmliche Ausnahme – sehr zu eurem Nachteil. Was ich Ihnen anbiete, ist in keiner Weise unehrenhaft oder unwürdig.»

Die Aufregung stand ihm ins Gesicht geschrieben. Aufmunternd sah er mich an und fragte feierlich:

«Nehmen Sie mein Angebot an?»

Ich antwortete ruhig, selbst erstaunt über meine Sicherheit:

«Ich kann darauf nicht eingehen. Und zwar aus zwei Gründen. Ich glaube, dass unter Zwang nur Schlechtes entstehen kann. Eine Zusammenarbeit muss auf gegenseitigem Respekt, Freiheit und Verständnis beruhen. Hinzu kommt, dass ich nichts für Sie tun könnte, selbst wenn ich Ihre Bedingungen akzeptieren würde. Sie überschätzen meine Rolle. Ich weiss rein gar nichts über den Untergrund oder seine Führung. Das müssen Sie mir glauben.»

Daraufhin sah er mich mit einer solchen Brutalität und Verachtung an, dass mir schlagartig klar wurde, wie töricht meine Antwort gewesen war. Ich hätte seine Vorschläge zögernd oder ausweichend aufnehmen können, aber die offene Atmosphäre hatte mich zu naiver Kühnheit verleitet.

«Sie wollen also Ihr albernes Possenspiel partout nicht aufgeben?»

Die Stimme des Leutnants klang jetzt beherrscht; jedes Wort war sorgsam gewählt und traf mich wie ein Peitschenhieb. Er drückte auf eine Klingel neben seinem Stuhl. Der verkrüppelte Soldat kam hereingehumpelt, starrte mich neugierig an und wandte sich dann dem Offizier zu. Dieser sagte:

«Heinrich, bring mir den Film und schick die Gestapo-Wachen her-

ein.» Während der Soldat hinaushumpelte, ging der Leutnant im Raum umher, murmelte vor sich hin und warf mir hasserfüllte Blicke zu. Ich begriff, dass er mich verabscheute – nicht allein als unversöhnlichen Feind seines Landes, sondern als jemanden, der sich als der Zusammenarbeit unwürdig erwiesen und ihn betrogen hatte.

Der Soldat kam wieder herein, gefolgt von den beiden Gestapo-Wachen. Er übergab dem Leutnant einige Papiere, die dieser sogleich an mich weiterreichte.

«Das sind vergrößerte Abzüge von dem Film, den Sie in den Wassereimer geworfen haben. Wir konnten einen kleinen Teil davon retten – einen kleinen, aber sehr wichtigen Teil. Sehen Sie selbst.»

Mit zitterigen Händen nahm ich die Abzüge entgegen. Einen Moment lang glaubte ich, vor Wut und Ohnmacht verrückt zu werden. Ich erkannte die Abzüge als die letzten drei Bilder meines Leica-Films und begriff, dass das Wasser nicht in die gesamte Filmrolle eingedrungen war. Ich betrachtete die Abzüge. Bis auf Namen und Orte war nichts verschlüsselt, sondern alles im Klartext abgefasst worden. Doch glücklicherweise enthielten diese drei rekonstruierten Seiten nichts Bedeutsames oder Gefährliches. Der Mann, von dem ich den Film bekommen hatte, war vermutlich unter Zeitdruck oder zu nachlässig gewesen, den Text zu chiffrieren. Meine Angst wurde nur von dem Zorn übertroffen, dass ich ihn für diese Unvorsichtigkeit nicht zur Verantwortung ziehen konnte. Der Offizier beobachtete mich aufmerksam.

«Erkennen Sie diesen Text?», fragte er. «Ich will wieder ganz offen zu Ihnen sein. Fünfunddreissig Bilder wurden vernichtet. Die Polizisten, die nicht verhindert haben, dass Sie den Film ins Wasser werfen konnten, wurden an die Front geschickt. Ich hoffe, dort werden sie sich besser bewähren als in unseren Diensten. Und jetzt erwarte ich, dass Sie mir sagen, was auf dem Rest des Films war.»

Ich antwortete mit ersticker, verzweifelter Stimme.

«Nein, das kann ich nicht. Hier muss ein Irrtum vorliegen. Jemand muss mich getäuscht haben.»

Jetzt war er ausser sich vor Wut.

«Sie geben also Ihre idiotischen Unschuldsbeteuerungen immer noch nicht auf?»

Er ging in die Zimmerecke, griff in die Truhe, aus der er kurz zuvor den Kognak genommen hatte, und holte eine Reitpeitsche heraus.

«Eben noch», brüllte er wutentbrannt, «habe ich mit Ihnen von Mann zu Mann gesprochen und Sie für einen ehrenhaften Polen gehalten, der meinen Respekt verdient. Aber Sie sind doch nichts weiter als ein dreckiger, wimmernder Feigling, ein Heuchler und ein Dummkopf.»

Dann schlug er mir mit der Peitsche über die Wange, ehe sich die Gestapo-Männer auf mich stürzten und auf mich einprügelten. Während sie mich mit ihren Fäusten traktierten, löste sich die Aussenwelt um mich herum allmählich auf.

In meiner Zelle nahm ich ohne die leiseste Genugtuung zur Kenntnis, dass ich erneut eine Gestapo-Folter überlebt hatte. Ich lag auf dem Strohsack, und alles, was mit meinem Körper in Berührung kam, verursachte einen hämmernden Schmerz, der sich durch meinen ganzen Körper zog. Als ich mit der Zunge vorsichtig mein blutendes Zahnfleisch abtastete, stellte ich teilnahmslos fest, dass mir vier Zähne fehlten. Mein Gesicht fühlte sich ganz fremd an, wie eine hässliche, blutige, geschwollene Maske. Mir war klar, dass mich die nächste Foltersitzung umbringen würde, und die Demütigung erfüllte mich mit rasender, hilfloser Wut.

Ich wusste, dass dies nun das Ende war. Dass ich nie wieder frei sein würde, dass ich weitere Folterungen nicht überstehen würde und keine andere Wahl hatte, als die Rasierklinge zu benutzen und meinem Leben selbst ein Ende zu setzen, um der Schmach zu entgehen, in beinahe bewusstlosem Zustand meine Freunde zu verraten.

Ich hatte mich oft gefragt, was wohl Menschen durch den Kopf ging, wenn sie für ein Ideal starben. Ich war mir sicher gewesen, dass sie im Angesicht des Todes von grossartigen, euphorischen Gedanken an die Sache erfüllt waren, für die sie sterben wollten. Überrascht musste ich jedoch feststellen, dass dies keineswegs der Fall war. Ich empfand lediglich überwältigenden Hass und Abscheu, der meine körperlichen Schmerzen noch überstieg.

Und ich dachte an meine Mutter. An meine Kindheit, meine berufliche Laufbahn, meine Hoffnungen. Es tat mir unendlich leid, dass ich einen so erbärmlichen und schmachvollen Tod sterben musste, wie ein zerquetschtes Insekt – elend und anonym. Weder meine Familie noch meine Freunde würden je erfahren, was mit mir geschehen und wo mein Leichnam zu finden war. Ich hatte unter so vielen Decknamen gelebt, dass selbst für den Fall, dass die Nazis jemanden über meinem Tod informierten, meine wahre Identität wohl unklar bleiben würde.

Ich lag auf dem Strohsack und wartete darauf, dass der Slowake seinen letzten Rundgang machte. Bis dahin hatte mein Entschluss sich wie von selbst gebildet. Ich hatte kaum darüber nachgedacht, sondern war eigentlich nur vom Schmerz getrieben, dem ich durch den Tod entfliehen wollte. Ich dachte an meine religiösen Überzeugungen und an das Verbrechen, das ich begehen würde. Doch die Erinnerung an die letzte Folter war zu lebendig. Nur ein Gedanke ging mir immer wieder durch den Kopf: Es widert mich an, es widert mich alles so an.

Dann hatte der Wachmann seine Runde beendet. Ich holte die Rasierklinge hervor und schnitt mir damit ins rechte Handgelenk. Es schmerzte kaum. Offensichtlich hatte ich die Pulsader verfehlt. Ich versuchte es noch einmal, diesmal etwas tiefer, und bewegte die Klinge so fest ich konnte hin und her. Plötzlich schoss ein Blutstrahl heraus. Da wusste ich, dass ich sie erwischte hatte. Nun umklammerte ich die Klinge mit meiner blutenden rechten Hand und schnitt mir das linke Handgelenk auf. Das ging deutlich leichter.

Mit seitlich ausgestreckten Armen lag ich auf meinem Bett. Das Blut strömte gleichmässig und bildete Lachen neben meinen Beinen. Nach einigen Minuten spürte ich, wie ich schwächer wurde. Wie im Nebel erkannte ich jedoch, dass die Blutung aufgehört hatte und ich noch am Leben war. Vor lauter Angst, nicht zu sterben, schüttelte ich meine Arme, damit das Blut wieder zu fließen begann. Da strömte es aufs Neue hervor. Ich bekam nicht mehr richtig Luft und versuchte, durch den Mund zu atmen. Mir wurde übel, ich würgte und erbrach mich schliesslich. Dann verlor ich das Bewusstsein.

14

IM KRANKENHAUS

WIE LANGE ICH BEWUSSTLOS WAR, kann ich nicht sagen. Nur ganz allmählich kehrten meine Sinne zurück. Verschwommene Eindrücke sickerten durch den dumpfen Schmerz, der mich zudeckte und von der Aussenwelt abschirmte. Zunächst konnte mein Bewusstsein nur einige qualvolle körperliche Empfindungen verarbeiten. Meine Mundhöhle und meine Zunge fühlten sich wund und entzündet an und sonderten einen bitteren Geschmack ab. Ein gleichförmiges, unentrinnbares Klingeln marterte meine Ohren. Kraftlos versuchte ich herauszufinden, wo ich war, doch etwas bremste dieses Bestreben. Mein Willen wurde von einer Kraft niedergedrückt, die neue Eindrücke von mir fernhalten und mich in das Vergessen zurückdrängen wollte, aus dem ich mich gerade zu befreien versuchte.

Ich kämpfte gegen diesen übermächtigen Druck an – das Verlangen, loszulassen und wieder in die Dunkelheit zurückzusinken – und zwang mich selbst Stück für Stück zurück ins Bewusstsein. Dabei nahm ein Gedanke Gestalt an: Ich war nicht in meiner Zelle. Statt auf dem verdreckten Strohsack lag ich auf einer harten Holzplatte.

Mein Körper war steif und verspannt. Ich versuchte mich auf die Seite zu drehen und spürte einen Widerstand. Ich wand mich noch einmal, diesmal heftiger. Doch wieder konnte ich mich nicht bewegen. In einem plötzlichen Anfall von Panik verkrampften sich meine Muskeln. Ohne Zweifel war ich gelähmt, eine Nervenverletzung beeinträchtigte mich so, dass mein Körper nicht mehr in der Lage war, den Befehlen des

Gehirns zu gehorchen. Nunmehr wie von Sinnen warf ich mich hin und her, bis mir auffiel, dass mir an mehreren Stellen meines Körpers etwas ins Fleisch schnitt. Da erst dämmerte mir, dass ich auf einer Art Operationstisch festgebunden war. Völlig deplatziert schoss mir ein sarkastischer Gedanke durch den Kopf. Meine Nazi-Häscher, dachte ich, schrieben mir offenbar die Fähigkeiten ihrer sagenhaften Übermensch zu.

Dieser Gedanke brachte mich wieder zu Bewusstsein. Ich zwang mich, die Augen zu öffnen. Grelles Licht traf von oben auf meine Augäpfel, sodass mir augenblicklich die Tränen kamen und ich blinzeln musste. Von der Decke hing an einem Kabel eine Lampe herab, die mit einem Schirm so abgeblendet war, dass ein gebündelter Lichtstrahl direkt auf mich fiel, so als befände ich mich im Rampenlicht.

Ich fühlte mich ausgeliefert und erniedrigt. Über mir tauchte ein unmässig vergrößertes Gesicht auf. Nach einer Weile, als das Klingeln in meinen Ohren ein wenig nachgelassen hatte, hörte ich eine Stimme, die slowakisch sprach.

«Sie brauchen keine Angst zu haben. Sie sind im slowakischen Krankenhaus von Presov. Wir werden Sie wieder auf die Beine bringen. Sie bekommen gleich eine Bluttransfusion.»

Diese Worte wirkten wie eine eiskalte Dusche auf mich, und ich brachte hervor:

«Ich will keine Transfusion. Lassen Sie mich sterben. Ich weiss, dass Sie das nicht verstehen, aber bitte lassen Sie mich sterben.»

«Ganz ruhig. Alles wird gut.»

Mir fiel ein, dass ich dafür gebetet hatte, nicht wieder ins Leben zurückzukehren. Nichts wünschte ich mir sehnlicher als den Tod. Ich wollte nicht mehr kämpfen. Alles was ich wollte, war die Dunkelheit, in der körperlicher Schmerz keine Rolle mehr spielte.

Der Arzt – ich erkannte jetzt, dass der Mann einen weissen Kittel trug – entfernte sich und gab den Blick frei auf den bedrohlich breiten Rücken eines über eine Zeitung gebeugten slowakischen Polizisten. Meine Betrachtung des Raumes fand ein jähes Ende, weil der Arzt sich wieder in

mein Blickfeld schob. Diesmal sah ich, dass er klein und stämmig war. Ein spitzes Instrument stach in mein Bein. Sofort versuchte ich, mich ihm zu entziehen.

«Das wird Ihnen guttun», sagte der Arzt.

Ich wollte sie aufhalten, mich aus ihren Händen losreißen, doch in einem letzten Aufflammen des Widerstands verlor ich wieder das Bewusstsein.

Als ich erneut zu mir kam, befand ich mich in einem kleinen, schmalen Raum, zusammen mit drei anderen Patienten, allesamt Slowaken. Ein beissender, unangenehmer Geruch nach Desinfektionsmittel lag in der Luft. Es war tief in der Nacht, helles Mondlicht schien auf die Betten und die Menschen darin. Meine drei Zimmergenossen wälzten sich unruhig hin und her und schnarchten laut. Ein kahlköpfiger Mann mit verkniffenem Gesicht stöhnte ab und zu in einem Albtraum auf.

Ich setzte mich in meinem Bett auf und wunderte mich, dass ich keinen Schmerz spürte. Abgesehen von einem leichten Druck auf den Schläfen fühlte sich mein Körper angenehm betäubt an. Mit Mühe zwang ich mich, über meine Möglichkeiten für einen weiteren Selbstmordversuch oder die Flucht nachzudenken. Ich liess den Blick durch das Zimmer wandern. Es schien unbewacht zu sein. Doch schon im nächsten Moment sah ich durch die halb offene Tür die allgegenwärtige, blau uniformierte Gestalt des slowakischen Polizisten, der offenbar immer noch über seiner Zeitung brütete. Erschöpft und entmutigt liess ich meinen Kopf zurück auf das Kissen sinken.

Dann erging ich mich in ausschweifenden und zusammenhanglosen Spekulationen über meine weiteren Aussichten. Die Lage war ziemlich hoffnungslos. Selbst wenn sich eine Gelegenheit zur Flucht ergeben sollte, verfügte ich wohl nicht über die nötige Kraft, um sie tatsächlich zu nutzen. Und schon bald, schoss es mir durch den Kopf, würde ich es wieder mit den Gestapo-Folterknechten zu tun bekommen. Ich beschloss

daher, einen weiteren Selbstmordversuch zu unternehmen. Mit dem kleinen Quäntchen Trost, das mir diese Entscheidung spendete, schlief ich ein.

Am nächsten Morgen weckte mich eine freundliche weibliche Stimme. Eine Nonne stand an meinem Bett und hielt ein Fieberthermometer in der Hand. Das schob sie mir in den Mund, während sie flüsterte:

«Verstehen Sie Slowakisch?»

Mit dem Thermometer zwischen den Lippen brummte ich zustimmend. Slowakisch ist dem Polnischen recht ähnlich, und ich verstehe fast jedes Wort.

«Hören Sie gut zu», sagte sie. «Sie sind hier besser aufgehoben als im Gefängnis. Wir werden versuchen, Sie so lange wie möglich hier zu behalten. Verstehen Sie mich?»

Ich verstand die Worte zwar, konnte aber die Absicht dahinter nicht begreifen. Vor lauter Ungeduld, sie danach zu fragen, nahm ich das Thermometer aus dem Mund. Streng steckte sie es an seinen Platz zurück, legte den Zeigefinger auf die Lippen und schüttelte vorwurfsvoll den Kopf.

«Jetzt muss ich Ihre Temperatur noch einmal messen. Sie müssen sich zusammennehmen.»

Während der folgenden Woche machte ich beträchtliche Fortschritte, was meine Genesung betraf. Mein allgemeiner körperlicher Zustand besserte sich, auch wenn ich meine Hände noch nicht wieder gebrauchen konnte, nicht einmal zum Essen. Meine Handgelenke waren geschient, und mit den meterlangen weissen Binden sahen sie aus, als würden sie in grossen weissen Boxhandschuhen stecken. Doch ich hielt mich an die Worte der Ordensschwester und täuschte eine Schwäche vor, die ich von Tag zu Tag weniger spürte.

Die Tage in dem slowakischen Krankenhaus in Presov waren wohl die seltsamsten meines Lebens. Meine Genesung weckte sehr gemischte Gefühle in mir. Eine ausgesprochene Hochstimmung und das beinahe überwältigende Gefühl wiederkehrender Kräfte wechselten ab mit Anfällen tiefer Verzweiflung angesichts der stetig wiederkehrenden Angst

vor einem weiteren Verhör durch die Gestapo. Davon abgesehen fand ich es immer lästiger, Hilflosigkeit vorzutäuschen. Ich wollte aus dem Bett aufstehen, umherlaufen und draussen in der Sonne sitzen. Diese ganz normalen Bedürfnisse unterdrücken zu müssen fiel mir schwer und machte mich ungeduldig.

Obwohl der slowakische Arzt und die Nonnen sehr freundlich zu mir waren und überaus rücksichtsvoll auf meine Wünsche und Bedürfnisse eingingen, war ich in Gesprächen vorsichtig. Die permanente Anwesenheit der Gestapo-Leute erweckte in mir nicht gerade den Wunsch, mit anderen Vertraulichkeiten auszutauschen. Ausserdem hegte ich vermutlich einen unbewussten Groll gegenüber dem Arzt – erstens, weil er mich in der Nacht der Bluttransfusion in meinem ganzen seelischen Aufruhr erlebt hatte, und zweitens wegen seiner forschen, routinierten Art, mit der er in jener Nacht meinen Wunsch zu sterben abgelehnt hatte. Doch im Lauf der Zeit verstand ich, dass sie beide die aufrichtige Absicht hatten, mir zu helfen.

Zu meiner Überraschung stellte ich fest, dass nahezu jeder im Krankenhaus schon von mir gehört hatte. Die Patienten zeigten mir gelegentlich ihre Sympathie, indem sie mir durch die Ordensschwester kleine Geschenke wie Schokolade oder Apfelsinen zukommen liessen. Die Gestapo-Männer, die mein Zimmer bewachten, störten mich nur wenig. Mit dem Phlegma überfütterter Wachhunde verdösten sie den grössten Teil des Tages auf dem Stuhl im Korridor.

Am fünften Tag hielt ich es einfach nicht mehr aus, träge im Bett herumzuliegen. Als die Ordensschwester, die mir das Fieberthermometer in den Mund gesteckt hatte, ins Zimmer kam, flehte ich sie an, mir eine Zeitung zu besorgen. Sie warf mir einen warnenden Blick zu, willigte aber schliesslich ein. Sie ging in den Korridor und bat den Wachmann um Erlaubnis. Dieser knurrte zustimmend, und so dauerte es nicht lange,

bis sie mit einem sauber gefalteten Exemplar einer slowakischen Tageszeitung wiederauftauchte. Erwartungsvoll studierte ich die Titelseite. Die in fetten schwarzen Lettern gedruckte Schlagzeile explodierte in meinem Gehirn wie eine Bombe: «*Frankreich hat kapituliert!*»¹

Da ich Slowakisch nicht gut genug beherrschte, um Sätze auf einen Blick zu erfassen, arbeitete ich mich Wort für Wort durch den Artikel. Ich las ihn wieder und wieder, als ob sich durch die Wiederholung etwas ändern würde an dem, was ich für die Lüge eines SS-Leutnants hielt. Der Bericht war kurz und knapp gehalten. Marschall Pétain hatte im Wald von Compiègne einen Waffenstillstand unterzeichnet. Der Widerstand der französischen Armee gegenüber den Deutschen war völlig zusammengebrochen. Der alte Marschall hatte seinen Landsleuten unbedingten Gehorsam befohlen. Kollaboration ... Deutschland hatte Westeuropa erobert.

Ich brauchte ein paar Minuten, bis ich alles gelesen und verstanden hatte. Und dann packte mich tiefe Verzweiflung. Frankreich war für uns Polen nicht irgendein Land; seit Jahrhunderten waren unsere beiden Nationen durch kulturelle und historische Beziehungen verbunden. So war Frankreich uns Polen beinahe ein zweites Vaterland, wir liebten es mit derselben tiefen, blinden Hingabe, die wir Polen entgegenbrachten. Überdies war unsere Hoffnung auf die Freiheit Polens an einen Sieg Frankreichs geknüpft. Jetzt fühlte ich jegliche Zuversicht schwinden.²

Dann allerdings fiel mir auf, dass der Artikel keinerlei Information über das Schicksal Grossbritanniens enthielt. Fieberhaft durchsuchte ich die Seiten, bis ich auf das Wort «England» stiess. Ich las weiter. «England begeht Selbstmord ...» Das war nun wirklich das Ende. Schliesslich schaffte ich es aber doch noch, die gesamte Zeile zu lesen. Und mit einem Mal sah die Welt schon wieder ganz anders aus. Ich wollte aufstehen, um niederzuknien und zu beten, denn da stand geschrieben: «England begeht Selbstmord, indem es weiter Widerstand leistet.» Ich betete, wie vermutlich alle freien Menschen in diesen Tagen beteten, doch ich

tat dies mit einer Leidenschaft, wie sie wohl nur die Besiegten kennen. Ich betete: für Churchill, dass er die Kraft für die bevorstehenden Verhandlungen haben möge, für den unerschütterlichen und hartnäckigen Widerstand der britischen Kämpfer, dass sie sich nie geschlagen geben sollten, und ich betete für den Mut all jener, die in diesem Kampf nicht ruhten. Alles andere wurde nebensächlich angesichts der wichtigsten Tatsache: England hatte nicht kapituliert, England leistete weiter Widerstand. Es war noch nicht alles verloren.³

Viel mehr stand nicht in dem Artikel. Ich liess die Zeitung zu Boden gleiten und schloss die Augen.

Jeden Tag, wenn der Arzt zu mir ins Zimmer kam, um mich zu untersuchen, bat ich von nun an um weitere Nachrichten über England. Oft konnte er nicht sprechen, weil die Wachen zu nahe waren. Doch wenn er sich über mich beugte, schaffte er es meist, mir ein paar Worte ins Ohr zu flüstern. Er erzählte mir von Dünkirchen und von der Bombardierung Englands. Er berichtete mir von der bevorstehenden deutschen Invasion, von der sinkenden Moral der englischen Bevölkerung, von Auseinandersetzungen innerhalb der britischen Regierung. Das waren keine guten Nachrichten, und er war sehr pessimistisch. England werde in den nächsten Tagen kapitulieren müssen. Deutschland sei unbesiegbar.

Doch ich fühlte mich nicht mutlos. Ich hatte den Eindruck, dass seine Informationen aus deutschen Quellen stammten. Schliesslich wusste ich um Goebbels' Begabung, in die Wahrheit verschiedenste Behauptungen einzuflechten, wenn das den Interessen der Nazis diene. Deshalb gab ich keinen Kommentar ab. 1937 und 1938 war ich in England gewesen. Es gab einiges, was ich an den Engländern nicht so recht mochte: Sie waren steif und langweilig, viele konnten das europäische Festland nicht verstehen und wollten es auch gar nicht. Doch sie waren eben auch hartnäckig, stark und realistisch. Ein Franzose oder ein Pole mit seiner übertriebenen Neigung zu grossen Gesten mochte sich angesichts einer aussichtslosen Situation vielleicht umbringen. Ein Engländer würde so et-

was niemals tun. Selbst die Niederlage von Dünkirchen, so schockierend die Nachricht auch war, konnte meine Überzeugung nicht erschüttern. Ich wusste, dass diese Nation aus Geschäftsleuten, Organisatoren, Kolonisatoren und Staatsmännern in der Lage war, ihre Stärken einzuschätzen, und dass diese Menschen wussten, wie und wo sie ihre Potenziale nutzbringend einsetzen konnten. Sie würden kein riskantes Spiel mit einem wertlosen Blatt in der Hand spielen. Wenn sie nach wie vor Widerstand leisteten, so sagte ich mir, dann, weil sie genau kalkuliert hatten und eine reale Chance sahen zu gewinnen. Ihr Idealismus interessierte mich nicht – ich hatte erlebt, wie leicht Idealismus von den Nazis gebrochen werden konnte. Vielleicht war ich England gegenüber auch ungerrecht, doch es war einzig und allein der gesunde britische Menschenverstand, auf den ich meine Hoffnungen setzte.

Am siebten Tag kamen frühmorgens die beiden Gestapo-Männer in mein Zimmer gepoltert. Einer warf ein Bündel Kleidungsstücke auf mein Bett und herrschte den anderen an:

«Hilf ihm beim Anziehen, und zwar schnell. Ich habe keine Lust, den ganzen Tag in diesem Leichenschauhaus zuzubringen.»

Der kleinere der beiden, ein kahlköpfiger, dürrer Mann um die vierzig, kam auf mein Bett zu. Ich sagte kein Wort, sondern lag mit halb geschlossenen Augen da und täuschte äusserste Schwäche vor. Sein Gesicht lief vor Wut rot an.

«Aufstehen, du Polenschwein!», brüllte er. «Wir wissen ganz genau, dass du ein Simulant bist.»

Diesen Lärm hörte der Arzt, der sogleich ungehalten herbeigeeilt kam.

«Was ist denn das für ein Tumult hier? Was bezwecken Sie damit, ihn aus dem Bett zu holen?», fuhr er die beiden an. «Der Patient ist sehr krank. Er kann nicht verlegt werden.»

«Ach, tatsächlich?», näselte arrogant der grössere der beiden, der auf seinem Stuhl fläzte. «Hören Sie, Doktor, Sie kümmern sich um Ihre Pillen und überlassen uns die Gefangenen.»

«Aber ich weise Sie ausdrücklich darauf hin», protestierte der Arzt vergeblich, «wenn Sie ihn hier wegbringen, wird er das nicht überstehen. Er muss in Behandlung bleiben.»

Der Grössere schüttelte in gespielter Besorgnis den Kopf, während sein Kamerad dümmlich grinste.

«Ich schreibe an seine Mutter ...»

Der Arzt war rot angelaufen vor unterdrückter Wut. Kurz entschlossen riss er dem Kleinen die Sachen aus der Hand.

«Ich helfe ihm beim Anziehen», sagte er knapp. Die beiden Gestapo-Männer setzten sich und zündeten sich Zigaretten an. Als der Arzt mir das Hemd zuknöpfte, flüsterte er mir ins Ohr:

«Tun Sie so krank, wie Sie nur können. Ich werde telefonieren.»

Ich nickte unmerklich, um ihm zu signalisieren, dass ich ihn verstanden hatte.

Wir liefen durch den spärlich beleuchteten Korridor. Die Gestapo-Männer stützten mich. Meine Arme waren immer noch fest geschient, und ich musste sie steif vor meinem Körper halten. Kaum hatten wir das Krankenhaus verlassen, tat ich so, als würde ich gleich zusammenbrechen. Ich schwankte und taumelte im grellen Sonnenlicht. Sie legten mir die Arme um den Körper und schoben mich leise fluchend in ein Automobil, das draussen vor dem Krankenhaus wartete.

Wir fuhren los. Der kalte Wind, der durch das Fenster wehte, belebte mich. Verstohlen atmete ich tief ein. Doch immer wenn ich ihre Blicke auf mir spürte, täuschte ich neue Symptome vor. Meine Schauspielerei war offenbar überzeugend. Der Grosse befahl dem Fahrer, langsamer zu fahren.

«Vorsicht mit den Schlaglöchern», brummte er. «Wir wollen doch nicht, dass unser Vögelchen hier verblutet ... Wir brauchen ihn in guter Verfassung ...» Boshaft grinste er.

Wir kamen zum Gefängnistor. Graue Mauern türmten sich vor mir auf, düster, Furcht einflössend, hoffnungslos. Verzweifelt suchte ich nach einer Möglichkeit, mich aus dem Auto zu stürzen. Doch noch, ehe

ich mich entschliessen konnte, kamen wir zum Stehen. Der Kleine rempelte mich an.

«Los, raus, Schätzchen», sagte er dümmlich feixend. «Du bist wieder zu Hause.»

Ich starrte ihn an, als hätte ich jegliche Kontrolle über meinen Willen verloren, und blieb reglos und apathisch sitzen. Der Grosse öffnete seine Tür und stieg aus. Der andere drehte mich um und schob mich durch die Tür hinaus, in die Arme seines wartenden Kollegen. Dann zerrten sie mich weiter bis zur Tür des Gefängnisbüros. Als ich über die Türschwelle kam, sah ich kurz einen meiner vorherigen Inquisitoren – den besonders weltgewandten. Ich stolperte absichtlich, gab vor zusammenzubrechen und liess mich zu Boden sacken.

Der jugendliche Gestapo-Beamte provozierte sie in ironischem Ton:

«Wie lange wollen Sie ihn denn noch anstarren? Er wird bestimmt nicht von allein in seine Zelle schweben. Wenn es also nicht zu viel verlangt ist, wären Sie wohl so freundlich, ihn in seine Zelle zu bringen und ihm etwas Wasser zu holen?»

Leise murrend halfen sie mir auf. Dann trugen sie mich nicht eben behutsam zu meiner Zelle und luden mich auf dem Bett ab. Einer der beiden brachte Wasser und spritzte es mir über Gesicht und Körper. Dann verschwanden beide. Ihre schweren Schritte hallten im Korridor wider. Als ich sie nicht mehr hören konnte, drehte ich mich auf die Seite und versuchte etwas zu schlafen.

Nachdem ich mich eine Weile unruhig hin und her geworfen hatte, gab ich den Versuch zu schlafen auf und öffnete die Augen. Ein paar verschwommene Flecken an der Wand fesselten meine Aufmerksamkeit. Ich betrachtete ein Kreuz, das ich mit Russ in genau dieser Zelle an die Wand gemalt hatte, kurz bevor ich mir die Pulsadern aufschnitt. Darunter hatte ich eine Zeile aus einem Gedicht geschrieben, an das ich mich vage aus meiner Kindheit erinnerte:

«O mein geliebtes Vaterland ... Ich liebe dich.»

Diese Worte sagte ich immer wieder vor mich hin, was ähnlich wie eine Beschwörungsformel eine seltsam einschläfernde Wirkung hatte, und bald schlief ich ein.

Nach zwei oder drei Stunden wachte ich ein wenig erfrischt und mit etwas entspannteren Nerven auf. In meiner Zelle sass der hagere, freundliche slowakische Wachmann. Auf seinen Knien balancierte er ein rundliches Päckchen. Er grüsste mich leise, aber mit grosser Herzlichkeit.

«Ich freue mich, Sie zu sehen», hob er an und unterbrach sich sogleich verwirrt. «Aber was sage ich da, ich dummer, alter Mann. Ich meine natürlich ...»

«Ich weiss doch, wie Sie das meinen.» Ich lächelte ihn an. «Danke, guter Freund.»

Er wickelte das Päckchen aus und reichte mir eine dicke Scheibe Weissbrot und einen Apfel.

«Das ist von meiner Frau», sagte er.

«Sagen Sie ihr vielen Dank von mir.»

«Nun essen Sie schon. Sie werden sicher Hunger haben.»

Mit selbstverständlicher Höflichkeit wartete er, bis ich gegessen hatte. Dann schüttelte er langsam und gedankenverloren den Kopf.

«Ich werde nie den Tag vergessen, an dem ich Sie in Ihrer Zelle gefunden habe und das Blut aus Ihnen heraussprudelte wie aus einem Wasserschlauch.»

«Also Sie haben mich gefunden?», fragte ich beinahe vorwurfsvoll. «Woher wussten Sie denn, was ich vorhatte? Um die Zeit machen Sie doch normalerweise gar nicht Ihre Runde.»

«Ich hatte gehört, wie Sie stöhnten und sich erbrachen. Da habe ich durch das Guckloch geschaut und gesehen, wie Sie dalagen, ganz schlaff und voller Blut. Sie hätten das nicht tun sollen», fügte er feierlich hinzu. «Es ist eine Sünde. Jedes Leben hat doch einen Sinn.»

Mir ging durch den Kopf, wie einfach sich doch über Schmerz und Folter philosophieren lässt, wenn es einem anderen widerfährt. Wie kann man jemandem erklären, dass in dem Moment, wo der Schmerz ein bestimmtes Mass überschreitet, der Tod zum Ziel ohnmächtigen Verlangens wird und zum grössten Privileg überhaupt? Das versuchte ich ihm klarzumachen, wobei ich in möglichst schlichten Worten zu bedenken gab, wie es ist, wenn man sich gleichzeitig unerträglichem Schmerz und einer absolut hoffnungslosen Zukunft gegenüber sieht. Er hörte mir aufmerksam zu, und als ich fertig war, umklammerte er mit den Händen seine Knie und wiegte sich auf seinem Hocker hin und her, während er über das Gesagte nachsann.

«Ich finde trotzdem», sagte er schliesslich, «dass es eine Sünde ist, sich das Leben zu nehmen. Ja, Sie sagen, dass die Zukunft völlig hoffnungslos sein kann. Aber woher will man seine Zukunft kennen?»

Ich lächelte ziemlich bitter.

«Ich kenne meine Zukunft. Was, glauben Sie wohl, hat die Gestapo mit mir vor, wenn sie mit dem Verhör fertig ist?»

«Vielleicht kommt es ja weniger schlimm als Sie denken. Möglicherweise bleiben Sie gar nicht hier.»

«Nie und nimmer werden die mich gehen lassen.»

Er lächelte mir aufmunternd zu.

«Das sehe ich anders. Ich habe gehört, wie der Krankenhausdoktor mit dem Gefängnisarzt telefoniert hat. Soweit ich verstanden habe, sagte er, dass Sie zurückgeschickt werden sollen, sonst übernimmt er keine Verantwortung.»

Ich spürte eine kurze Welle der Hoffnung, die ich aber sofort unterdrückte. Schon zu oft war ich enttäuscht worden.

«Was ist denn der Gefängnisarzt für ein Mensch?», fragte ich.

«Keine Sorge, er ist kein Deutscher, sondern Slowake», beantwortete er meine Frage, als wäre schon allein die Nationalität des Arztes eine hinreichende Garantie für eine gute Behandlung.

Noch während ich mich mit dem Wärter unterhielt, kam der Gefängnisarzt in meine Zelle. Er hatte die gleiche kurze, stämmige Statur, die wachen grauen Augen und den offenen Blick wie sein Kollege. Er lächelte mir beruhigend zu.

«Dr. Kalfa hat mir gesagt, dass Sie sehr krank waren. Ich werde Sie jetzt untersuchen und für die Behörden einen Bericht über Ihren Gesundheitszustand verfassen.»

Damit unterzog er mich einer eher flüchtigen Untersuchung, die eventuellen Beobachtern jedoch gründlich vorkommen musste.

Schliesslich richtete er sich auf und murmelte lakonisch:

«Sie sind in sehr schlechter Verfassung.» Er klopfte mir noch aufmunternd auf die Schulter und verliess dann raschen Schrittes die Zelle.

Etwa eine Stunde später tauchten meine «speziellen Freunde», die beiden Gestapo-Männer, bei mir auf. An ihrem verdrüsslichen, enttäuschten Gesichtsausdruck sah ich sofort, dass ich zurück ins Krankenhaus sollte. Der grössere der beiden, der die Befehle erteilte, sprach zuerst:

«So, du hast es also geschafft, den Schwachkopf von Doktor reinzulegen, und jetzt müssen wir dich wieder ins Krankenhaus schaffen?»

Ich antwortete nicht.

Sarkastisch fuhr er fort:

«Möchten Sie mit uns zum Wagen laufen, mein Herr, oder hätten Sie es lieber, wenn wir Sie wie einen Champion auf den Schultern tragen?»

«Ich laufe lieber», entgegnete ich kühl und bezwang das Verlangen, ihm mit der Faust in sein feixendes Gesicht zu schlagen. Dabei konnte ich ein Grinsen nicht vollständig unterdrücken, war aber einen Moment später erschrocken über diese Unbesonnenheit. Das war ziemlich provokant gewesen. Der lange Gestapo-Beamte war durchaus gerissen. Erbost musterte er mich, als ob er den exakten Grad der ihm gerade entgegen-

gebrachten Missachtung ermitteln wollte. Glücklicherweise kam uns der kleine dürre Beamte dazwischen.

«Ich laufe lieber, ich laufe lieber», öffte er mich nach.

Der andere sah ihn mit einer solchen Verachtung und Abneigung an, dass jeder einigermaßen sensible Mensch unter seinem Blick im Erdboden versunken wäre. Dann knurrte er müde:

«Los jetzt, raus hier.»

Mein erneutes Eintreffen im Krankenhaus muss ein seltsamer Auftritt gewesen sein. Flankiert von dem grotesk ungleichen Paar, marschierte ich als verdreckte, bandagierte Gestalt den Korridor entlang. Ich wurde jedoch ausgesprochen herzlich aufgenommen. Ärzte, Schwestern und Patienten lächelten mich mitfühlend an und grüssten mit unauffälligem Kopfnicken, da sie meine Aufpasser nicht reizen wollten. Der Lange war hochrot vor Ärger und warf allen, an denen wir vorbeikamen, zornige Blicke zu; der Kleine brachte ihn noch zusätzlich auf, indem er vor aller Augen aufgebläht einherstolzierte und sich in Pose warf.

Trotz dieser ermutigenden Sympathiebeweise meiner Umgebung kam mir die Zukunft unverändert düster vor. Mir wurde klar, dass ich, auch wenn sie noch so viel guten Willen zeigten, von diesen Slowaken kaum erwarten konnte, dass sie das Risiko eingingen, mir zur Flucht zu verhelfen. Vor meinem geistigen Auge dehnten sich endlose Tage, die ich mit simulierter Krankheit, Fiebermessen und dem geflüsterten Zuspruch von Ärzten und Schwestern verbringen würde.

Bis zum elften Tag nach meiner Rückkehr ins Krankenhaus stellte sich das Programm als genauso trostlos dar, wie ich es mir ausgemalt hatte.

An diesem Tag dann, als ich schläfrig im Bett lag und den lustlosen und ganz offensichtlich gelangweilten Nazi-Wachmann anstarrte, betrat ein junges Mädchen, das ich noch nie zuvor gesehen hatte, zaghaft mein Zimmer. Sie war nicht sehr hübsch, mit groben Zügen, wirkte aber freundlich. Sie trug erstaunlich elegante Strassenkleidung und hielt einen

Rosenstraus in der Hand. Als sie mich auf Deutsch ansprach, war ich völlig perplex.

«Verstehen Sie Deutsch?», erkundigte sie sich leise.

Ich antwortete in ziemlich scharfem und eher feindseligem Ton:

«Ja. Was wollen Sie von mir?»

Ich sah, wie der Gestapo-Mann auf seinem Stuhl herumrutschte und sie neugierig musterte. Doch er konnte keinerlei Bedrohung oder Gefahr in der Situation entdecken. Ich nahm an, dass sich das Mädchen einfach nur im Zimmer geirrt hatte. Gerade wollte ich sie unterbrechen und fragen, ob sie mich vielleicht mit jemand anders verwechselte, da fuhr sie ebenso eilig wie schüchtern fort:

«Ich bin Deutsche, ich bin gerade am Blinddarm operiert worden. Alle Patienten hier im Krankenhaus haben von Ihnen gehört und fühlen mit Ihnen. Ich möchte Ihnen gern diese Rosen schenken, damit Sie nicht denken, alle Deutschen sind so schlecht wie die, denen Sie im Krieg begegnet sind.»

Ich war sprachlos. Offenbar hatte sie keine Ahnung, dass der Mann in Zivilkleidung, der da neben meinem Bett sass, mein Gestapo-Bewacher war. Ich suchte all meine Geistesgegenwart zusammen und fuhr sie an:

«Aber ich habe Sie noch nie gesehen ... Ich kenne Sie überhaupt nicht, wir haben noch nie miteinander gesprochen. Warum belästigen Sie mich?»

Verletzt und ratlos schaute sie mich an.

«Jetzt seien Sie doch nicht so verbittert. Lernen Sie zu vergeben. Das wird Sie glücklicher machen.» Sie legte die Blumen auf mein Bett und wandte sich zum Gehen. Die Augen des Gestapo-Manns folgten ihr wie die einer Katze.

«Danke», rief ich verzweifelt, «aber ich kenne Sie doch gar nicht, ich habe Sie noch nie gesehen ...»

Der Gestapo-Mann erhob sich träge von seinem Stuhl, schlenderte durch das Zimmer und versperrte ihr mit ausgestreckten Armen die Tür.

«Das war wirklich eine ganz entzückende Rede.» Er fasste sie am Arm, drehte sie herum und führte sie zurück an mein Bett. Als sie ihn Deutsch sprechen hörte, wurde sie blass und begann zu zittern. Sie tat mir unendlich leid. Ich versuchte, mit dem Wachmann zu diskutieren.

«Sie hat es sicher nicht böse gemeint. Ich sagte doch, ich kenne sie gar nicht. Sie müssen sie gehen lassen. Sie ist zu Tode erschrocken – sehen Sie das denn nicht?»

Er sah mich kühl an. «Sparen Sie sich die Atemluft. Die werden Sie später noch brauchen.»

Er nahm die Rosen und zerriss sie auf der Suche nach einer versteckten Nachricht in kleine Stücke. Dann umfasste er fest den Arm des Mädchens und trieb es brutal vor sich her aus dem Zimmer.

Nach nicht einmal einer Stunde stattete mir ein Gestapo-Beamter, den ich noch nie zuvor gesehen hatte, einen Besuch ab. Er war von der subtileren, geschliffeneren Sorte, der Typ, den die Gestapo einsetzte, um Geheimnisse zu enthüllen, an die sie mit ihren gewöhnlichen Methoden nicht herankam. Er war mittleren Alters, wirkte gebildet und trug eine Hornbrille sowie tadellose Kleidung. Seine Taktik war zwar wesentlich raffinierter als die meiner vorherigen Peiniger, aber doch gut zu durchschauen.

Zurückhaltend und distinguiert stellte er sich vor, erkundigte sich nach meinem Befinden und liess einige beiläufige Bemerkungen über Krankenhäuser, Wissenschaft, die Gesellschaft und den Krieg fallen. Und dann, ganz so, als sei es ihm nur herausgerutscht, seufzte er und sagte:

«Man sollte doch meinen, dass jemand mit auch nur ein bisschen Erfahrung in der Politik in der Lage ist, sich etwas raffiniertere Tricks auszudenken, als kleine Mädchen mit Rosen loszuschicken.»

Er schwieg, um mir Gelegenheit für eine Erwiderung zu geben, die aber nicht kam.

«Damit wollte ich lediglich meine Meinung zum Urteilsvermögen

Ihrer Kollegen gesagt haben», fuhr er fort, «und keineswegs Ihre Aktivitäten verurteilen – was zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht in meine Zuständigkeit fällt. Sie werden in zwei Stunden aus diesem Krankenhaus abgeholt.»

In aller Ruhe beobachtete er die Wirkung dieser Bemerkung auf mich. Ich versuchte, so ausdruckslos und gleichgültig wie möglich zu bleiben.

«Selbstverständlich ist uns klar, dass eine Verlegung für Sie sehr gefährlich ist, vielleicht sogar tödlich. Dabei sind wir gar nicht solche Unmenschen, wie man von uns behauptet. Aber Sie lassen uns ja keine Wahl. Ihre Kollegen scheinen ganz genau zu wissen, wo Sie sind ...»

Er hielt inne, nahm seine Brille ab und fing an sie zu polieren, ganz wie jemand, der taktvoll darauf wartet, dass sein Gegenüber Ordnung in seine wirren Gedanken bringt, ehe er eine schwierige Frage beantwortet. Ich steckte in einer furchtbaren Klemme. Trotz all seiner perfiden Tricks war eines nur zu offensichtlich: Er war tatsächlich davon überzeugt, dass das Mädchen und die Rosen Teil eines Plans zu meiner Befreiung waren. Welche Ironie, dass man mir dieses eine Mal, an dem ich der Gestapo die Wahrheit hätte erzählen können, garantiert nicht glauben würde. Müde und schicksalsergeben zuckte ich die Schultern, ich musste mich geschlagen geben.

«Das Mädchen ist vollkommen unschuldig. Sie ist doch viel zu naiv, um in eine solche ...»

Ungeduldig unterbrach er mich.

«Jetzt ist es aber genug. Wenn Sie uns so kommen wollen, dann machen Sie sich lieber fertig für die Verlegung.»

Der Rest des Satzes erstarrte mir auf den Lippen.

15

DIE RETTUNG

WIEDER WURDE ICH ANGEWIESEN, mir etwas überzuziehen, und man brachte mich zu einem Fahrzeug. Ich hatte keine Ahnung, wohin es ging, fühlte mich aber viel zu elend, um darüber nachzudenken. Links und rechts von mir nahmen die beiden Gestapo-Männer Platz. Apathisch sass ich im Wagen. Wir fuhren in die Dämmerung hinein, die die slowakischen Berge rot färbte. Es war windig und recht kühl. Wir passierten ein Dorf nach dem anderen, wovon ich jedoch kaum Notiz nahm. In meinem Kopf hämmerte nur ein einziger Gedanke: Selbstmord, eine Gelegenheit zum Sprung aus dem Auto.

Kurz vor Einbruch der Dunkelheit merkte ich auf, weil ich mit klopfendem Herzen einen vertrauten Orientierungspunkt registrierte: ein kleines weisses Haus mit dunkelblauen Fensterläden. Wir hatten also in Südpolen die Grenze überquert. In eben diesem Haus hatte ich früher einmal einen sehr glücklichen Sommer verbracht. Doch noch ehe ich den Anblick des Städtchens Krynica richtig wahrnehmen konnte, hatten wir es schon wieder verlassen und erreichten eine Stunde später eine Kleinstadt, in der ich häufig beruflich zu tun gehabt hatte.¹

Es fiel mir schwer, meine Aufregung und mein inneres Frohlocken zu unterdrücken. Von dieser Stadt aus hatte mich der Untergrund zweimal ins Ausland entsandt. Hier hatte ich zahlreiche Bekannte – mein Verbindungsagent, meine Kurierführer lebten hier. Konnte das unser Ziel sein? Ich wagte es nicht einmal zu hoffen. Das wäre ein gar zu grosser und höchst unwahrscheinlicher Glücksumstand gewesen. Doch der

Wagen verlangsamte tatsächlich sein Tempo, und der Fahrer achtete sorgfältiger auf die Strecke, die Kurven und Kreuzungen und blickte aufmerksam durch die Seitenfenster, als würde er etwas suchen. Wir schlängelten uns zwischen Bauern, Radfahrern und Fußgängern hindurch und erreichten das Stadtzentrum. Am Marktplatz bogen wir scharf rechts ab und hielten dann direkt vor dem Krankenhaus.

Alles lief wieder genauso ab wie bei meiner Aufnahme im Krankenhaus Presov. Flankiert von den beiden Wachleuten, wankte ich mühsam die Treppe hinauf. Obwohl ich tatsächlich sehr krank und geschwächt war, dramatisierte ich meinen Zustand. Meine blutdurchtränkten Verbände taten ein Übriges. Meine Bewacher hatten die Anweisung, mich in die zweite Etage zu befördern, wo sie mich recht unsanft auf einem Bett abluden.

Nachdem die Wachleute gegangen waren, stützte ich mich auf dem Ellbogen auf und betrachtete meine Zimmergenossen. Es waren fünf, ausnahmslos alte Männer, schätzungsweise zwischen siebzig und achtzig. Verwundert starrten sie mich ihrerseits an – einer wie der andere kahlköpfig, zahnlos und mit verfilzten Bärten. Es war ein kurioser Anblick, doch zum Lachen war mir in diesem Moment gewiss nicht zumute. Ich fragte mich, was die Nazis jetzt wohl vorhaben mochten. War dies ein neues psychologisches Experiment der «Herrenrasse»? Vielleicht wollten sie ja erreichen, dass ich mich in Sicherheit wiegte und selbst verriet? Dann kam mir der Gedanke, dass man mich möglicherweise ganz bewusst in diese Stadt gebracht hatte, um meine Freunde und Mitstreiter aus der Deckung zu locken. Doch eigentlich war es unmöglich, dass jemand um meine Verbindung zu diesem Ort wusste. Ich grübelte heftig über dieses Problem nach, kam jedoch zu keinem Ergebnis.

Das Gemurmel der alten Männer verstummte schlagartig, als ob ein Windstoss sie wie welkes Laub aus dem Zimmer geweht hätte. Ich hatte inzwischen genug Krankenhaus-Erfahrung gesammelt, um zu wissen, dass dies das Eintreten der Gestapo signalisierte. Ich schloss die Augen und krümmte mich kraftlos. Neben meinem Bett unterhielten sich ein

Mann und eine Frau, vermutlich ein Arzt und eine Krankenschwester, auf Polnisch. Der Bewacher war offenbar in unmittelbarer Nähe, da der Arzt ihn schroff zurechtwies.

«Wurden Sie nicht angewiesen, das Zimmer vom Korridor aus zu bewachen? Es nützt niemandem etwas, wenn Sie hier im Weg stehen.»

Der Wachmann antwortete nicht, sondern entfernte sich mit schweren Schritten, die in der beklemmenden Stille wie Schüsse widerhallten.

Der Arzt beugte sich über mich, um meine Wunden zu kontrollieren und die Verbände zu wechseln. Während er die schmutzigen und verklebten Bandagen entfernte, bombardierte er mich mit hektisch geflüsterten Fragen.

«Wb hat man Sie verhaftet? ... Kann ich Ihnen helfen? ... Soll ich jemanden informieren, dass Sie hier sind?»

Aufgrund der Umstände durfte ich niemandem vorschnell vertrauen. Ich vermutete eine Falle und antwortete in gekränktem Tonfall:

«Ich habe niemanden zu benachrichtigen. Alles, was man mir vorwirft, stimmt nicht. Ich wollte doch nur in die Schweiz. Warum glauben Sie mir denn nicht?»

«Keine Sorge», flüsterte er. «Ich bin kein Provokateur. Das gesamte Personal hier, Ärzte, Schwestern und Helfer, besteht ausschliesslich aus Polen. Bei uns gibt es keinen einzigen Verräter oder Überläufer.»

Ich öffnete die Augen und sah ihn eindringlich an. Für einen Arzt war er ungewöhnlich jung und wirkte, als ob er eine Rolle spielte. Er hatte das Gesicht eines Bauernjungen, helle Haut, Sommersprossen und einen strubbeligen Blondschoopf. Seine arglose Miene weckte in mir den Wunsch, mich ihm anzuvertrauen, doch Vorsicht und Besonnenheit, die mir inzwischen in Fleisch und Blut übergegangen waren, hinderten mich daran. Ich sagte nichts.

Am nächsten Morgen kam eine Schwester (wie in Presov waren alle

Krankenpflegerinnen Nonnen aus einem nahegelegenen Kloster) an mein Bett, nickte mir zu und schob mir schweigend ein Thermometer zwischen die Lippen. Sie sah mich teilnahmslos, fast wie versteinert an und nahm dann das Thermometer heraus, um es abzulesen. Besorgt schaute ich auf das Quecksilber. Es war bei 37,8° C stehen geblieben. Die Schwester griff nach dem Krankenblatt, trug sorgfältig 39,4° C ein und verliess das Zimmer. Kurz darauf kam sie mit einem älteren Herrn zurück, der sich als Chefarzt vorstellte. Mit strenger Stimme herrschte er mich an:

«Jetzt hören Sie mal gut zu, junger Mann. Sie sind sehr krank und können nur genesen, wenn Sie sich auch darum bemühen. Wir können Sie nur rein medizinisch behandeln. Wenn Sie gesund werden wollen, müssen Sie sich ausruhen und jegliche Aufregung vermeiden. Wenn Sie meinen Rat nicht befolgen» – er zuckte gleichgültig die Schultern – «können wir Ihr Bett auch gern einem Kranken von hier geben. Und jetzt liegen Sie bitte still, damit ich Sie untersuchen kann.»

Er wies die Schwester an, ein Tablett wegzuräumen und ihm Salben und Verbände zu bringen. Als sie das Zimmer verliess, stiess sie mit dem Wächter zusammen, wobei das Tablett zu Boden fiel. Der Wachmann eilte ihr zu Hilfe, und die beiden sammelten alles wieder auf. Unterdessen flüsterte der Arzt mir zu:

«Hören Sie ... Sobald ich weg bin, müssen Sie anfangen zu stöhnen und zu jammern. Schreien Sie, dass Sie sterben werden und unbedingt noch beichten wollen. Nur Mut, wir lassen Sie nicht im Stich.»

Als die Schwester wieder hereinkam, gab er ihr knappe, herrische Anweisungen:

«Die Verbände sind alle zwei Stunden zu wechseln. Und achten Sie darauf, dass er nicht aufsteht. Wenn Sie mich brauchen, rufen Sie mich. Ich bin in meinem Büro.»

Dann fuhr er mich noch einmal an: «Und Sie befolgen gefälligst unsere Anweisungen, wenn Sie weiterleben wollen.»

Nachdem die Schwester meine Verbände gewechselt hatte, begann ich mich wild hin und her zu wälzen, krampfartig zu zucken und dazu laut zu stöhnen. Ich schrie und wehklagte:

«Ich sterbe ... ich werde sterben – hört mich denn keiner? Ich möchte beichten. Bitte Schwester, sagen Sie es dem Doktor. Sie sind doch eine gute Katholikin ... Lassen Sie mich nicht als Sünder sterben!»

Die Schwester sah mich mit starrem Blick an und ging dann hinüber zu dem jungen Gestapo-Mann. Er war anders als die meisten Wachleute, die ich bisher erlebt hatte. Erstaunlicherweise wirkte er kein bisschen zynisch. Sein Gesicht war insofern bemerkenswert, als man daran nicht das Geringste ablesen konnte, weder Intelligenz noch Dummheit, noch Mitgefühl oder Grausamkeit. Stocksteif und eisern sass er auf seinem Platz. Er liess sich nicht einmal dazu hinreissen, mit seinem Stuhl zu kipplern. Er las nie im Dienst. Offenbar betrachtete er sich selbst als eine Verkörperung der Disziplin und Beherrschtheit der Nazis. Als die Schwester ihn ansprach, nahm er Haltung an und antwortete mit einem steifen Nicken.

Sie ging den Chefarzt holen, der mich widerwillig und verärgert musterte. Vorwurfsvoll sagte er zu mir:

«Nun seien Sie wenigstens ein Mann. Wenn Sie unbedingt sterben wollen, können wir Sie nicht daran hindern. Bringen Sie ihm einen Rollstuhl, Schwester.»

Ich wimmerte und klagte weiter. Der Arzt wies mich scharf zurecht:

«Jetzt reicht es aber mit dem Gejammer! Die Schwester wird Sie zur Beichte bringen. Nehmen Sie Rücksicht auf die anderen Kranken, Sie sind nicht unser einziger Patient.»

Ein Rollstuhl wurde hereingebracht. Die Schwester streifte mir einen Bademantel über und half mir hinein. Dann schob sie mich aus dem Zimmer, gefolgt von dem Nazi-Bewacher, der hinter uns hermarschierte wie bei einer Militärparade. Als wir das Zimmer verliessen, hob der Chor der

Achtzigjährigen schlagartig wieder an zu plappern, als hätte ein Dirigent ihnen den Einsatz gegeben.

Die Krankenhauskapelle befand sich im Erdgeschoss. Ich beichtete einem alten, gütigen Priester, der aufrichtiges Mitgefühl und Besorgnis zeigte. Am Ende meiner Beichte legte er mir die Hände auf die Schultern und sprach mir Trost zu:

«Fürchte dich nicht, mein Sohn. Bewahre deinen Glauben an Gott. Wir wissen alle, wie sehr unser geliebtes Polen leidet. Alle in diesem Krankenhaus geben ihr Bestes, um dir zu helfen.»

Nach meiner Beichte fühlte ich mich beruhigt und erleichtert. Doch das hielt nicht sehr lange vor, denn in den nächsten Tagen musste ich mich wieder voll und ganz darauf konzentrieren, den Todkranken zu spielen. Mein Körper kam diesem Erfordernis auch prompt nach. In der modernen Psychiatrie ist hinreichend bekannt, wie eng Körper und Psyche eines Menschen verbunden sind. Meine eigenen Erfahrungen bestätigen dies. Nachdem ich mich einige Tage intensiv darum bemüht hatte, wurde ich tatsächlich sehr krank. Ich war nicht mehr in der Lage zu essen, meine Arme zu heben, mich ohne fremde Hilfe anzukleiden oder zur Toilette zu gehen. Obwohl ich Beruhigungsmittel bekam, litt ich ständig unter Kopfschmerzen. Ausserdem hatte ich Schüttelfrost und dauernd erhöhte Temperatur.

Dadurch räumte mir die Krankenhausleitung ein Sonderrecht ein: Ich durfte mich jeden Tag im Rollstuhl in die Kapelle bringen lassen. Eines Tages, während ich dort betete, kniete die Schwester neben mir nieder. Ich betrachtete ihr faltiges Gesicht, das couragiert und entschlossen wirkte, und beschloss, alles zu riskieren. Ich wusste, dass ich nicht mit ihr sprechen konnte, solange sich andere in der Kapelle aufhielten. Daher bat ich sie, nach dem Gebet auf mich zu warten. Sie willigte ein. Während ich mich im Rollstuhl zurücklehnte, hörte ich das leise Klicken des Rosenkranzes zwischen ihren Fingern. In der Kapelle war es angenehm kühl und still, und der vertraute, leicht exotische Duft nach Weih-

rauch und ihre ruhige Bestimmtheit bestärkten mich. Ich war mir ganz sicher, dass ich ihr vertrauen konnte. Endlich waren wir allein. Ich beugte mich zu ihr hinüber und flüsterte ihr zu:

«Schwester, ich weiss, dass Sie eine anständige Frau sind. Aber ich muss unbedingt wissen, ob Sie auch eine gute Polin sind ...»

Sie sah mir einen Augenblick fest in die Augen, betete weiter ihren Rosenkranz und sagte schlicht:

«Ich liebe Polen.»

Mehr musste sie nicht sagen. Ich hatte ihren Blick gelesen. Leise und hastig erklärte ich ihr:

«Ich möchte Sie um etwas bitten. Aber zuvor muss ich Ihnen gestehen, dass es gefährlich für Sie sein kann. Selbstverständlich können Sie auch ablehnen.»

«Sagen Sie mir, worum es geht. Wenn es mir möglich ist, werde ich es tun.»

«Ich danke Ihnen», antwortete ich bewegt. «Ich wusste, dass Sie das sagen würden. In dieser Stadt gibt es eine Familie namens ... Sie haben eine Tochter, Stefi. Bitte suchen Sie sie auf und berichten ihr, was mir zugestossen ist. Sagen Sie ihr, dass Witold Sie geschickt hat.» Witold war mein Deckname im Untergrund. Ich gab ihr die Adresse.

«Ich werde noch heute hingehen», erwiderte sie leise.

Nachdem ich ihr mein Anliegen aufgetragen hatte, fiel mir ein grosser Stein vom Herzen. Ich erwartete zwar keine Wunder, doch zumindest fühlte ich mich nicht mehr ganz so allein in einer feindseligen Welt. Nun hatte ich eine Komplizin, der ich vertrauen konnte. Das gab mir wieder ein Fünkchen Hoffnung.

Als ich die Schwester das nächste Mal sah, schaute ich sie fragend an.

Sie flüsterte: «In ein paar Tagen werden Sie Besuch von einer Nonne aus einem Kloster in der Gegend bekommen.»

«Von einer Nonne? Warum sollte mich eine Nonne besuchen?» «Ich weiss es nicht. Diese Nachricht soll ich Ihnen übermitteln.»

«Aber ...»

«Messen Sie Ihre Temperatur!», befahl sie.

In den nächsten beiden Tagen sass ich wie auf Kohlen. Meine Freunde, so viel wusste ich nun, machten sich die Mühe, jemand so Harmlosen wie eine Nonne zu mir zu schicken. Das bedeutete, dass sie bereits einen Plan ersonnen hatten. Am dritten Tag nach dem Gespräch, kurz nach Mittag, erschien die besagte Nonne. Ich hörte die rasselnden Schnarch- und Atemgeräusche der alten Männer, die in der trägen Nachmittagssonne schlummerten, die in das schäbige Krankenzimmer fiel. Mit kurzen, vorsichtigen Schritten näherte sie sich zögernd meinem Bett.

Ihr zartes, blasses Gesicht kam mir entfernt bekannt vor, aber ich konnte sie nicht genauer einordnen, da ich nur vorsichtig durch ein Auge spähte. Sie genauer anzusehen wagte ich erst, als sie an meinem Bett stand. Doch dann erkannte ich sie sofort, was zugleich Freude und Besorgnis in mir weckte. Es war die Schwester des Kurierführers, den die Gestapo zusammen mit mir verhaftet hatte.²

Mit mädchenhafter, aber fester Stimme stellte sie sich vor.

«Ich bin eine Nonne aus einem Kloster hier in der Nähe. Die deutschen Behörden haben mir gestattet, den Gefangenen Zigaretten und Lebensmittel zu bringen. Brauchen Sie etwas?»

Ich tat so, als wäre ich sehr, sehr schwach, und murmelte so leise, dass sie sich zu mir hinunterbeugen musste. Sie verstand die Strategie und sagte so laut, dass es der Bewacher hören konnte:

«Es tut mir leid, aber ich kann Sie nicht verstehen.»

Dann beugte sie sich herab und flüsterte: «Ihre Vorgesetzten sind informiert. Haben Sie Geduld.»

Ich hatte gelernt, mich verständlich zu machen, ohne dabei die Lippen zu bewegen.

«Was ist mit Ihrem Bruder geschehen?», fragte ich sie, während ich den Wächter im Auge behielt. Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

«Wir haben keine Nachricht von ihm.»

Es wäre sinnlos gewesen, sie mit Heucheleien trösten zu wollen. Ich brachte kein Wort heraus.

«Bitte sagen Sie ihnen, dass ich Gift brauche. Ich bin sicher, dass mich die Gestapo hergebracht hat, damit ich die Untergrundbewegung der Gegend verrate. Weitere Folter kann ich nicht ertragen. Je schneller ich das Gift bekomme, desto besser ist es. Für alle!» Immer noch hatte ich den Wärter aus dem Augenwinkel im Blick.

«Verstehe. Passen Sie auf sich auf. Ich komme in ein paar Tagen wieder.»

Die Zeit bis zu ihrer Rückkehr dehnte sich endlos lang. Es war so, wie wenn man durstig ist und in unerreichbarer Ferne Wasser sieht. Jenseits der Krankenhausmauern wurden Pläne für meine Befreiung geschmiedet, und ich konnte den Geschmack der Freiheit schon spüren. Wartend im Bett zu liegen war kaum auszuhalten.

Als sie endlich wiederkam, brachte sie mir Obst und Zigaretten mit, die sie auf das Regal neben meinem Bett legte. Wieder bedienten wir uns der schon bei ihrem ersten Besuch erprobten Taktik. Ich tat so, als könne ich kaum sprechen. Sie beugte sich zu mir herunter und legte die Hand ans Ohr, und wir flüsterten hastig miteinander, um in der Kürze der Zeit so viele Informationen wie möglich auszutauschen. Beend vor Aufregung begann sie zu sprechen, sodass ich ihr zur Beruhigung verstoßen die Hand streicheln musste, damit sie nicht zu laut redete.

«Sie wissen alles», keuchte sie. «Man hat Ihnen das Tapferkeitskreuz³ verliehen.»

Sie tat so, als würde sie das Kissen glatt streichen, und wisperte dann, ohne mich anzusehen:

«Ich habe gerade eine Zyanidkapsel unter das Kissen gelegt. Sie tötet sehr schnell. Aber ich flehe Sie an, sie nur zu nehmen, wenn Sie ganz sicher sind, dass die Lage ausweglos ist.»

Ich sah sie dankbar an.

Nachdem sie wieder gegangen war, spürte ich eine Welle des Mutes

und der Entschlossenheit in mir aufsteigen. Jetzt war ich für den schlimmsten Fall gewappnet. Das Gift gab mir ein Gefühl, als besäße ich einen magischen Talisman, der mich vor dem schützte, was ich am meisten fürchtete: Folter und die Gefahr, dass ich zusammenbrechen und die Organisation verraten würde. Sobald ich konnte, suchte ich die Toilette auf und verbarg die winzige Kapsel sorgfältig. Die Schwester hatte mir zu diesem Zweck ein Stück fleischfarbenes Heftpflaster dagelassen, und ich platzierte die Kapsel an einer bei Gefangenen recht gebräuchlichen Stelle: hinter den Hoden.

Das Gefühl der Sicherheit war so gross, dass es sogar meine Enttäuschung darüber milderte, noch nichts von einem Fluchtplan erfahren zu haben. Da ich nicht undankbar und fordernd erscheinen wollte, hatte ich mir während ihres Besuches jegliche Fragen verkniffen, die mir dazu auf der Zunge lagen. Doch die Ereignisse gingen viel schneller voran, als ich erwartet hatte.

Am selben Abend kam der junge Arzt mit dem frischen, aufrichtigen Gesicht eines Bauernburschen zu mir und nahm, wie ich glaubte, eine Routineuntersuchung vor. Als er damit fertig war, musterte er mich fragend, als wolle er in meinem Gesicht meine Genesungschancen ablesen. Dann verkündete er in einem gedehnten, halb belustigten Tonfall, dass ich angesichts seines Leichtsinns ganz entgeistert war:

«Tja, da werden Sie heute Nacht also befreit ...»

Wie von der Tarantel gestochen schoss ich in meinem Bett hoch. Aufrecht sitzend zischte ich ungehalten: «Sind Sie verrückt geworden? Sie können doch nicht so laut reden! Der Wächter hört Sie doch. Er ist nur kurz hinausgegangen, wahrscheinlich um sich Wasser zu holen. Um Himmels willen, reissen Sie sich zusammen und seien Sie vorsichtig.»

Er lachte.

«Keine Sorge. Wir haben ihn bestochen. Solange ich bei Ihnen bin, wird er nicht wieder hereinkommen. Und jetzt hören Sie bitte genau zu.

Alles ist vorbereitet. Um Mitternacht werde ich an diesem Zimmer vorbeigehen und mir eine Zigarette anzünden. Das ist das Zeichen für Sie. Ziehen Sie sich dann rasch aus und gehen Sie in den ersten Stock. Dort wird auf einem Fensterbrett eine Rose liegen. Springen Sie aus diesem Fenster. Darunter sind Männer postiert.»⁴

Er machte eine kurze Pause.

«Ist so weit alles klar?»

Das Herz schlug mir bis zum Hals.

«Ja, ja. Ich habe alles bestens verstanden.»

Mit belegter Stimme wiederholte ich seine Anweisungen.

Er grinste und klopfte mir auf die Schulter.

«Beruhigen Sie sich», sagte er, «und machen Sie sich nicht zu viele Gedanken. Viel Glück!» Er zwinkerte mir zu und ging.

Er hätte mir keinen Rat geben können, der schwerer zu befolgen war. An Ruhe oder dergleichen war überhaupt nicht zu denken. Tausend Zweifel gingen mir durch den Kopf. Fieberhaft dachte ich über alle möglichen Komplikationen nach. Die meiste Zeit brachte ich jedoch damit zu, den Bewacher zu mustern, der kurz darauf wieder auf seinen Posten zurückkehrte. Ob er vielleicht nur zum Schein auf die Bestechung eingegangen war, um meinen Kameraden eine Falle zu stellen? Ich hatte ihn für einen Nazi durch und durch gehalten. Doch als er mich ansah, war ich ein wenig erleichtert. Seinen Mund umspielte ein schwaches Grinsen, aus dem selbstzufriedene Gier sprach. Das deutete ich so, dass er mit seiner Entlohnung durchaus zufrieden war und es kaum erwarten konnte, in dem ihm zugesagten Reichtum zu schwelgen.

Selbstverständlich war ihm nicht bewusst, dass der zu erwartende Geldsegen und die falschen Papiere, die er zweifellos bekam, keineswegs bedeuteten, dass ihm nun ein unbeschwertes Leben bevorstand. Seine süßen Träume von einem beschaulichen Leben auf einem hübschen Anwesen würden sehr bald zerplatzen. Der Untergrund hatte schon Hunderte Leute wie ihn bestochen, dann den Spiess herumgedreht

und sie unter der ständigen Drohung, sie an die Gestapo auszuliefern, gnadenlos «ausgebeutet» und gezwungen, bei anderen Vorhaben mitzuwirken.

Kurz vor Mitternacht täuschte der Wachmann vor, tief und fest zu schlafen. Mit auf die Brust gesunkenem Kopf gab er laute Schnarchgeräusche von sich. Exakt in dem Moment, als die Kirchenglocke Mitternacht schlug, tauchte in der Tür die Gestalt des Arztes auf. Er holte eine Zigarette aus der Tasche, zündete sie betont langsam an und ging dann weiter. Ich liess meinen Blick durch das Krankenzimmer schweifen. Ein vielstimmiges Konzert aus Schnarchen, gleichmässigem Atmen und entrückten Seufzern drang von allen Seiten an mein Ohr. Ich glitt leise aus dem Bett, zog die Krankenhauskleidung aus und stopfte sie unter die Bettdecke. Dann nahm ich die Zyanidkapsel in die Hand, um sie bei plötzlicher Gefahr sofort schlucken zu können. Splitterfasernackt tappte ich hinunter in den ersten Stock.

Leicht verunsichert schaute ich mich in dem nur schwach beleuchteten Flur um. Kurzzeitig verliess mich mein Orientierungssinn vollkommen. Da es zwei sehr ähnlich aussehende Treppenaufgänge gab, wusste ich nicht, welches die Vorder- und die Rückseite des Krankenhauses war. In dieser schrecklichen Ungewissheit spürte ich plötzlich einen kalten Luftzug im Rücken. Daraus schloss ich, dass man für mich ein Fenster offengelassen hatte, weil der Urheber des Plans einkalkuliert hatte, dass ich es ohne fremde Hilfe nicht würde öffnen können.

Ich ging auf das offene Fenster zu und bemerkte zu meiner übergrossen Freude eine Rose, die vom Fensterbrett zu Boden geweht worden war. Einen Moment lang schaute ich ins Dunkel, dann kletterte ich auf das Fensterbrett und schaute hinab. Die Kapsel hielt ich dabei fest umklammert.

«Worauf wartest du? Spring!», hörte ich von unten.

Ich atmete tief durch und sprang. Zwei starke Arme fingen mich auf. Weitere Hände griffen nach mir, bevor ich den Boden erreichte. Jemand

reichte mir eine Hose, ein anderer ein Hemd und eine Jacke, und gleichzeitig sagte er im Befehlstone:

«Schnell! Zieh dich an. Wir haben keine Zeit zu verlieren ... Kannst du rennen?»

Ich bejahte ohne rechte Überzeugung. Genau wie ich waren alle barfuss. Wir rannten über die Wiese bis zu einem Zaun. Ich hatte nicht die leiseste Ahnung, wer meine Retter waren und welcher Organisation sie angehörten. Ganz ausser Atem vom Laufen verschnauften wir kurz am Zaun.

Einer erklärte: «Du wirst es ohne Hilfe nicht über den Zaun schaffen. Ich klettere zuerst hinüber. Dann bückt sich unser Freund, du steigst auf seinen Rücken, kletterst den Zaun hinauf und springst einfach. Ich fange dich von drüben auf.»

Geschickt überwand er den Zaun. Wir taten, was er gesagt hatte, und auf einmal war ich auch drüben, ohne dass ich recht wusste wie. Als wir alle wieder beisammen waren, rannten wir weiter, über ein schlammiges Feld und zwei gepflasterte Strassen auf eine Reihe schützender Bäume zu. Meine nackten Füsse schmerzten, meine Rippen taten weh, und bei jedem Atemzug brannten meine Lungen. Schliesslich stolperte ich und stürzte um Atem ringend zu Boden.

«Ich kann nicht mehr», keuchte ich. «Es tut mir leid, euch so viel Mühe zu machen, aber ich brauche dringend eine Atempause.»

Ich hatte kaum ausgesprochen, da beugte sich einer der Männer, ein ungewöhnlich grosser, stämmiger Kerl, zu mir herab, packte mich und legte mich wie einen Kartoffelsack über seine Schulter. Vermutlich hatte ich beträchtlich an Gewicht verloren, denn er trug mich ohne Schwierigkeiten in den Wald hinein.⁵

Als wir das schützende Dunkel erreicht hatten, stiess einer der Männer einen hörbaren Seufzer der Erleichterung aus.

«Ich denke, hier können wir uns ein bisschen ausruhen», schlug er dem Mann vor, der mich trug.

Er setzte mich auf einem kleinen Erdhügel unter einem Baum ab. Ich lehnte mich an den Baum und versuchte, wieder zu mir zu kommen.

Sie zündeten sich Zigaretten an und hielten mir auch eine hin, aber ich winkte wortlos ab. Nach wenigen Zügen wechselten sie ein paar kurze Worte, standen auf und warfen die Stummel weg. Der Marsch konnte weitergehen.

«Was denkst du, kannst du jetzt wieder laufen?», fragte mich der grosse Stämmige.

«Ich glaube eher nicht. Ist es denn weit?»

Ohne zu antworten bückte er sich und packte mich wieder auf seine Schulter. Nach etwa einer Viertelstunde in gleichmässigem, kräfteschonendem Tempo erreichten sie den Rand des Wäldchens und traten auf ein weites, offenes Feld. Der Mond, der bis dahin von Wolken verdeckt gewesen war, kam hervor und beleuchtete einen Fluss vor uns, sodass ich das Wasser schwach silbrig schimmern sah.⁶ Die Männer hielten an, und mein Träger stellte mich wieder auf meine eigenen Füsse. Der andere schob die Finger zwischen die Lippen und stiess einen leisen, durchdringenden Pfiff aus.

Aus den Büschen rechts von uns kamen zwei Männer – die verwegesten Gestalten, die ich je gesehen habe. Einer hatte einen Revolver in der Hand, der andere ein langes Messer, das im Mondlicht gefährlich glänzte. Während sie sich näherten, stiessen sie mit gedämpfter Stimme eine Reihe haarsträubender Flüche gegen die Deutschen aus. Ab und zu streuten sie noch bissige Bemerkungen ein, dass es «mit diesen Intellektuellen nur Ärger» gebe. Sie besprachen sich kurz ausserhalb meiner Hörweite mit meinen Rettern. Dann bezogen sie Wache, und der Mann, der die Expedition offenbar anführte, bedeutete mir, ihm durch das Schilf zu folgen.

Wir stapften durch den Morast, bis plötzlich mit breitem Grinsen ein Mann vor uns aufsprang, der offenbar im Schilf auf der Lauer gelegen hatte.

«Guten Abend, meine Herren.»

Vor mir stand Staszek Rosa⁷, ein junger Sozialist aus Krakau. Er hatte immer gewirkt wie ein unbekümmerter Schürzenjäger. Nie hätte ich gedacht, dass er in die Arbeit des Widerstands involviert war. Sein Anblick verschlug mir die Sprache. Er klopfte mir freundlich auf die Schulter:

«Wie geht es dir, Jan? Gratuliere zu deiner Scheidung von der Gestapo, Jan. Diese Ehe war wohl nicht so nach deinem Geschmack, was?»

«Danke, Stas», stammelte ich. «Wohin geht es jetzt?»

Rosa zog ein Ruderboot aus dem dichten Schilfgras hervor. Wir stiegen ein und stiessen uns vom Ufer ab. Wir waren zu fünft, das heisst, mindestens zwei zu viel für ein Boot dieser Grösse. Der Stämmige nahm die Ruder. Ich musste mich vor ihn setzen, an die linke Seite. Die Strömung trieb uns in die Mitte des Flusses, aber wir mussten so schnell wie möglich das andere Ufer erreichen. Der Ruderer kam nicht richtig voran. Er fluchte, und das Boot bekam immer mehr Schlagseite. Als ich einen Moment losliess, um meine Hände zu entspannen, ging ich über Bord. Der kräftige Kerl legte ein Ruder ab, packte mich in aller Ruhe am Kragen und hievte mich aus dem Wasser, während er mit dem anderen Ruder das Boot im Gleichgewicht hielt. Er hatte enorme Kraft und ebenso viel Selbstbeherrschung.

Nun lag ich nass bis auf die Knochen und vor Kälte zitternd im Boot. Erstaunlicherweise liess es sich durch diesen Ballast besser manövrieren. Nach einer Stunde Kampf gegen die Strömung erreichten wir endlich das andere Ufer. Kältestarr versuchte ich, mich aufzuwärmen, indem ich mit den Armen schlug und von einem Bein auf das andere hüpfte. Unterdessen versteckte Staszek das Boot im Gestrüpp. Wir marschierten in Richtung Wald. Staszek versuchte angestrengt, sich zu orientieren, denn die Strömung hatte uns offensichtlich weiter weggetragen als geplant. Schliesslich fand er sich wieder zurecht, und nach einer Stunde Marsch durch den Wald näherten wir uns einem Dorf. Von Weitem er-

kannten wir eine Scheune bei einem Forsthaus, auf die gingen wir zu. Rosa versicherte sich, dass das der vereinbarte Ort war.

«Endstation! Hier trennen sich unsere Wege. Du gehst in die Scheune und versteckst dich im Heu. Dann schläfst du. Morgen früh wird dein Gastgeber zu dir kommen, er wird dich verstecken. Wenn die Gestapo die Suche nach dir aufgegeben hat, holen wir dich wieder ab», sagte Staszek zum Abschied.

Ich wollte ihnen für alles danken, was sie meinerwegen auf sich genommen hatten. Aber Rosa unterbrach mich mit einem kleinen, spöttischen Lächeln auf den Lippen.

«Lass gut sein. Wir hatten zwei Befehle, was dich betrifft. Der erste lautete, alles in unserer Macht Stehende zu tun, um dich zu befreien und in Sicherheit zu bringen. Und der zweite hiess, dich zu erschiessen, falls es schiefgeht. Du hast Glück gehabt.»

Und kurz darauf fügte er noch hinzu: «Sei den polnischen Arbeitern dankbar – sie haben dich gerettet.»

Sprachlos starrte ich ihn an.

«Träum was Schönes», wünschte er mir noch und machte sich mit dem anderen Mann auf den Weg, der zum Abschied sein phlegmatisches Schweigen brach und «AufWiedersehen» sagte. Dann stieg ich in der Scheune auf den Speicher hinauf und sank erschöpft ins weiche Heu. Ich war wieder ein freier Mann.

DER «LANDWIRT»

ICH MUSSTE MICH VERSTECKT HALTEN, während meine Verfolger hektisch nach mir suchten. Es überraschte mich nicht zu hören, dass der Bahnhof und alle aus der Stadt führenden Strassen streng kontrolliert wurden.¹ Alle Züge, Fahrzeuge, Passagiere und Fussgänger wurden angehalten und genauestens überprüft. Dennoch wurde niemand festgenommen, es gab keine Repressalien gegen die Bevölkerung. Der bestochene Gestapo-Beamte war offensichtlich gewarnt worden und untergetaucht. Daraus zogen die Behörden glücklicherweise den Schluss, dass er der einzige in diesen Fall verwickelte Schuldige war, und ihre Wachsamkeit hielt sich somit in Grenzen. Als ich später versuchte, etwas über sein Schicksal in Erfahrung zu bringen, sagte man mir, man habe ihn gründlich «ausgebeutet». Weitere Einzelheiten wurden mir vorenthalten.²

Ich verbrachte drei Tage in dem Heuschuppen. Mein Wohltäter war ein gütiger, alter, etwas mürrischer polnischer Sozialist, der 1905 unter Jozef Piłsudski gegen die Zarenherrschaft gekämpft hatte. Die militärische Organisation seiner Partei, der polnischen Sozialistischen Partei, hatte meine Flucht auf Befehl von Cyna³ arrangiert, ihr gebührte somit meine tiefe Dankbarkeit. Es war schon seltsam, überlegte ich, dass diese einfachen, tapferen Arbeiter, die mir das Leben gerettet hatten, mir so fernstanden. Denn trotz gelegentlicher Treffen und einiger Zeitungsberichte über ihren Kampf um bessere Arbeitsbedingungen und politische Mitsprache, die ich gelesen hatte, wusste ich nicht viel über sie. Es war paradox, dass mein erster direkter Kontakt mit ihnen ausgerechnet in einer Situation zustande kam, bei der es für mich um das nackte Überleben

ging. Nachdem ich wusste, wer mich gerettet hatte, musste ich schmunzelnd an meine Mutter und ihre strengen Ermahnungen denken, mich unbedingt vor Schauspielerinnen, Kartenspielen und Aufrührern in Acht zu nehmen.

Mein Gastgeber war ein wahrer Meister, was meine Tarnung anging. Ich war so sorgfältig mit Stroh, Brettern und diversem landwirtschaftlichen Gerät verdeckt, dass selbst seine Frau und seine Kinder, die regelmässig in den Schuppen kamen, meine Anwesenheit nicht bemerkten.

Doch in meinem geschwächten und fiebrigen Zustand machten der Lärm, das Stimmengewirr der Bauern, die vielfältige Geräuschkulisse von Wald und Feld und die durch die Risse in der Wand in den Schuppen einfallenden Sonnenstrahlen meine selbst auferlegte Gefangenschaft schwer erträglich. Während der vier Wochen Haft im Gefängnis und im Krankenhaus hatten mich die unnatürliche Anspannung und Nervosität aufrechterhalten, doch nun setzten die Nachwirkungen ein. Trotz meiner tiefen Erschöpfung fand ich einfach keinen Schlaf. Zudem konnte ich kaum etwas essen und litt immer wieder unter einem unkontrollierbaren Zittern. Mein Gastgeber, der immer mittags und bei Einbruch der Dunkelheit bei mir vorbeischaute, behandelte mich zuvorkommend und freundlich und gab vor, meine erkennbare Schwäche nicht zu bemerken. Fürsorglich drängte er mich immer wieder zum Essen und versah die Wunden, die noch nicht geheilt waren, mit frischen Verbänden.

Am dritten Tag, als das Eingesperrtsein mir nahezu unerträglich geworden war, brachte der Förster einen jungen Mann mit, der von den Verantwortlichen des Untergrunds geschickt worden war. Er war ein typischer polnischer Offizier: rank, aufgeweckt und von unbekümmertem, forschem Wesen. Doch dahinter war eine entschlossene, standhafte Haltung zu spüren.

Ungezwungen, als würde er eine Einladung zum Abendessen aussprechen, teilte er mir mit, dass ich mich für den nächsten Tag bereit-

halten sollte. Ich sollte zu einem kleinen Gut in den Bergen gebracht werden, wo ich für mindestens vier Monate bleiben sollte.

«Der Zweck dieses Befehls ist Ihnen ja sicher klar», erklärte er in knappen Worten. «Abgesehen von der Tatsache, dass der Arzt des Krankenhauses, aus dem Sie entkommen sind, eine gründliche Erholung für nötig erachtet, ist es unumgänglich, Ihre Spuren für die Gestapo vollkommen zu verwischen. Ausserdem müssen Sie uns versprechen, keinen Kontakt zu einer Zelle der Bewegung aufzunehmen, bis Ihnen ein ausdrücklicher Befehl erteilt wird. Falls Sie es dennoch tun, ist das ein klarer Verstoß gegen die Disziplin mit allen Konsequenzen.»

Wahrscheinlich war es die Entschiedenheit in seiner Stimme, die mich leicht gereizt antworten liess:

«Sie tun ja gerade so, als ob ich unter Verdacht stehe und mit meiner Flucht einen Fehler begangen habe. Denken Sie vielleicht, bloss weil ich der Gestapo in die Hände gefallen bin, werde ich plötzlich leichtsinnig oder feige?»

«Reden Sie doch keinen Unsinn.»

«Ich rede keinen Unsinn. Ich will nur nicht einfach kaltgestellt und zur Untätigkeit verurteilt werden. Ich kann mich doch trotzdem noch nützlich machen.»

«Natürlich können Sie sich nützlich machen, aber ganz sicher nicht, indem Sie jetzt ungeduldig und undiszipliniert werden.»

«Das nennen Sie Ungeduld, wenn ich sehe, dass viel zu tun ist und dass ich sehr wohl in der Lage bin, meinen Beitrag zu leisten?»

Seine Miene verfinsterte sich, die Augen wurden ganz schmal.

«Hören Sie, Herr Ungeduldig. Sie wissen doch ganz bestimmt, was ‚kein Kontakt nach oben‘ heisst. Das ist die elementarste Regel unserer Organisation. Daran werden Sie nichts ändern.»

Das Prinzip «kein Kontakt nach oben» war eine Vorsichtsmaßnahme, die bereits bei der Gründung der Untergrundbewegung eingeführt worden war. Ursprünglich war sie zum Schutz vor einer Infiltration unserer Zellen mit Spionen und Provokateuren gedacht. War jemand in

unseren Reihen auch nur im Mindesten verdächtig, ein Spion oder Provokateur zu sein, dann stellte uns dies vor ein kompliziertes Problem. Wir konnten unmöglich alle Personen aussondern, auf die ein Verdacht gefallen war, ohne unsere Aktivitäten vollständig zum Erliegen zu bringen. Sie jedoch ohne Vorsichtsmassnahmen einfach weiter arbeiten zu lassen, hätte grosse Teile des Untergrunds in Gefahr gebracht, der Gestapo in die Hände zu fallen. «Kein Kontakt nach oben» war eine Art Kompromiss, mit dem das Ausmass des Schadens begrenzt werden sollte, den eine verdächtige Person anrichten konnte, indem ihr jeglicher Kontakt mit höheren Offizieren untersagt wurde. Der Betreffende konnte immer noch einen Teil seiner Pflichten erfüllen, indem er Befehle an Rangniedere erteilte. Erhärtete sich der Verdacht jedoch, wurde der Verdächtige selbstverständlich eliminiert. Auf diese Weise konnte die Untergrundarbeit effektiv und ohne ständige Sorge ablaufen, die sie ansonsten unterminiert hätte. Diese Regel wurde später auf diejenigen ausgeweitet, die verhaftet worden waren, und durch noch weitreichendere Vorkehrungen ergänzt. Nach jeder Verhaftung galten augenblicklich veränderte Treffpunkte, die Papiere aller Mitglieder, die mit dem «infizierten» Mitglied Kontakt hatten, wurden geändert, und das betreffende Mitglied erhielt den Befehl, sich für eine bestimmte Zeit in Isolation zu begeben.

Während ich über die tiefere Bedeutung dieser wichtigen Regel nachdachte, blieb mir nichts anderes übrig, als mir einzugestehen, dass dieser gut aussehende Verbindungsoffizier vollkommen recht hatte, wenn er mich so streng zurechtwies. Ich war beschämt und verlegen, was mir offenbar auch deutlich anzusehen war, denn plötzlich brach er in ein ansteckendes Lachen aus und erklärte:

«Wissen Sie, Sie haben so eine Art Untergrund-Masern. Sie waren in den Händen der Gestapo, und deshalb sind Sie für uns jetzt infiziert.»

Er machte eine kurze Pause, und wir lächelten uns verständnisvoll an. Dann fügte er verschmitzt hinzu:

«Da wir Ihre Flucht mit der freundlichen Unterstützung von Gestapo-Kräften bewerkstelligt haben, müssen Sie sich eine Zeit lang in freiwillige Quarantäne begeben. Das ist eine reine Formsache, wie Sie wissen, aber eine Formsache, die keine Ausnahmen duldet.»

Ich setzte zu einer zaghaften Entschuldigung für mein Verhalten an, doch er winkte nur amüsiert ab.

«Packen Sie Ihre Sachen zusammen, mein Lieber. Morgen holen wir Sie für einen kleinen Ausflug ab. Sie werden auf einem schönen, abgelegenen Gut wohnen, weit weg von Städten und deutschen Behörden. Es ist hübsch dort und wird Ihnen bestimmt gefallen.»

Mein «kleiner Ausflug» begann am nächsten Morgen noch in der Dämmerung, als ein alter, klappriger Pferdekarren rückwärts in meinen Schuppen setzte. Man steckte mich in ein Fass, das mein Gastgeber und ein bärtiger Bauer, den ich kaum zu sehen bekam, unter lautem Ächzen und Stöhnen vorsichtig auf den Karren hievt. Und dann wurde wieder, wie mir schien, ungefähr die Hälfte der landwirtschaftlichen Produktion Polens neben, unter und über mir verstaut. Ein Berg aus Stroh, Heu und Gemüse umgab meinen engen und finsternen Unterschlupf. Eine Weile probierte ich in dem Fass verschiedene Positionen aus und entschied mich schliesslich für eine, bei der mein Kinn fest gegen die angezogenen Knie gedrückt wurde, während meine Arme die Beine umschlangen. Dann ratterte und quietschte der Karren eine halbe Ewigkeit dahin. Schon nach kurzer Zeit waren meine Ellbogen, Knie und Schultern von dem Gerüttel und Geschüttel arg geschunden. Endlich, es muss gegen Mittag gewesen sein, kam die Fuhre gnädigerweise zum Stehen.

Ich hörte, wie der Bauer von seinem Sitz sprang, schwer auf dem Boden landete, die Ladefläche erklimmte und sich einen Weg durch das Gemüse bahnte, das rings um mein Versteck verstreut lag. Er klopfte an das Fass und brummte:

«Kommen Sie heraus. Wir sind da.»

Ich wand mich aus meiner unbequemen Position und kletterte aus dem Fass. Dann stand ich auf den losen Brettern des Karrens, blinzelte ins Sonnenlicht, streckte die Arme und versuchte, die Verkrampfung meiner Beine zu lösen. Es dauerte ein wenig, bis ich mich wieder sortiert hatte.

Wir befanden uns auf einer Waldlichtung. Die Bäume kamen mir riesig vor, nach meinem Zwischenaufenthalt auf so knappem, beengtem Raum. Das frische grüne Gras wirkte unglaublich weich und einladend. Immer wieder sog ich die klare Landluft tief ein. Von solchem Luxus hätte ich nie zu träumen gewagt. Der Bauer holte mich aus meiner Ekstase.

«Meinen Sie nicht, Sie sollten absteigen und das Mädchen begrüßen, das auf Sie wartet?»

Verdutzt fuhr ich ihn an:

«Von welchem Mädchen sprechen Sie denn?»

Er hob die Hand und zeigte mit einem krummen braunen Finger hinter mich. «Drehen Sie sich mal um.»

Ich wandte mich um und sah zu meiner Verblüffung neben dem Pferdekarren ein junges Mädchen stehen, das mich offen und neugierig musterte. Ziemlich steif und ungeschickt sprang ich herunter und bedankte mich umständlich bei dem Bauern, der über sein ganzes bärtiges, zerfurchtes Gesicht lachte. Ich kam mir ziemlich töricht vor, ging aber auf das Mädchen zu und versuchte, so viel Würde aufzubringen, wie mir unter diesen Umständen möglich war.

Unter ihrem kühlen, abschätzenden Blick muss ich eine ziemlich erbärmliche Figur abgegeben haben. Meine Hosen waren mir ungefähr drei Nummern zu gross, und ich hinderte sie unbewusst mit der linken Hand am Herunterrutschen. Die rechte Hand hatte ich zur Faust geballt, in der immer noch die Zyanidkapsel steckte, die man mir gegeben hatte. Meine Jacke wiederum war so klein und eng, dass mir die Ärmel nur bis zum Ellbogen reichten. Da ich kein Hemd anhatte, war meine schweisstriefende Brust völlig entblösst. Während ich auf das Mädchen zuing,

dachte ich für einen Moment, dass sie sicher gleich in unbändiges Gelächter ausbrechen würde, und fühlte eine leichte Gereiztheit in mir aufsteigen. Doch sie brachte es fertig, ernst und ein wenig distanziert zu bleiben. Trotz oder vielleicht auch gerade wegen ihrer übertriebenen Ernsthaftigkeit wirkte sie ein bisschen naseweis und kindlich. Sie war keine Schönheit, nicht einmal besonders hübsch, doch ihre schlanke, geschmeidige Gestalt, die Frische ihrer Haut und ihre gesunde, anmutige Ausstrahlung machten sie zu einer ausnehmend anziehenden und reizvollen Erscheinung. Offenbar war es ihr nicht entgangen, dass ich sie mit unverhohlener Bewunderung anstarrte, denn für einen Moment wandte sie den Blick ab und schaute nach oben, als suchte sie in den Bäumen nach den unsichtbaren Vögeln, die so fröhlich zwitscherten.

Es amüsierte mich sehr, sie so aus der Fassung gebracht zu haben, und ich nutzte die Gelegenheit zu einer übertrieben tiefen Verbeugung und murmelte:

«*Mademoiselle, fai honte de moi.*» (Mein Fräulein, ich schäme mich für mein Aussehen.)

Sie nahm mir das keineswegs übel, sondern antwortete mit einem ebenso gezierten Knicks:

«*Monsieur, vous êtes excusé.*» (Mein Herr, es sei Ihnen verziehen.) Der alte Bauer, der dieser Szene so interessiert zugesehen hatte, als hätten wir sie nur für ihn aufgeführt, schüttelte verwundert den Kopf und rief einen Abschiedsgruss herüber. Seine Stimme erinnerte sie wieder daran, dass sie sich ernst und gemessen zu benehmen hatte.

«Ich habe die Anweisung erhalten», begann sie beflissen, «Sie bei uns daheim willkommen zu heissen. Ich heisse Danuta Sawa und bin die Tochter von Walentyna Sawa.⁴ Wir wohnen auf einem Gut hier in der Nähe. Wir hoffen, dass Ihnen der Aufenthalt bei uns gefallen wird.»

«Das ist wirklich sehr freundlich von Ihnen. Mein Name ist Witold.»

Ich bemühte mich um einen ernsthaften, entschlossenen Gesichtsausdruck. Sie spürte den leicht neckenden Ton.

«Oje, Sie sind ja ganz dürr», bemerkte sie lächelnd. «Dürr wie eine Vogelscheuche. Die Deutschen lassen uns nicht viel Vernünftiges zu essen. Wir werden Sie also mit unseren besten Erdbeeren, Pflaumen und Birnen mästen müssen.»

«Danke, das ist sehr nett von Ihnen.»

Kurzzeitig verfinsterte sich ihre Miene.

«Ach, wie dumm von mir! Fast hätte ich vergessen, Ihnen Ihre Legende zu geben.»

Eine «Legende» ist die Gesamtheit aller Informationen, aus denen sich die falsche Identität eines Untergrundmitglieds zusammensetzt. Neue Mitglieder und alle, die ihre Identität ändern müssen, werden damit ausgestattet. Sie besteht aus einem fiktiven Lebenslauf und einigen ebenfalls fiktiven Daten und Orten, die man braucht, um eine neue Identität anzunehmen. Der Betreffende muss sie so lange und gründlich auswendig lernen, bis sie ihm in Fleisch und Blut übergegangen ist.

«Sie sind mein eben erst aus Krakau angereister Vetter», liess sie mich schelmisch wissen. «Da Sie ein ziemlich nutzloser und fauler Geselle sind, konnten Sie sich auf keiner Arbeitsstelle halten. Zu allem Überfluss sind Sie auch noch krank geworden, und ein Arzt hat Ihnen zu einer gründlichen Erholung auf dem Lande geraten. Von Beruf sind Sie Landwirt. Sie werden den Arbeitern in unserem Garten zur Hand gehen. Ich habe Sie sogar schon beim Arbeitsamt angemeldet.»

Alle polnischen Arbeitskräfte mussten sich bei dieser deutschen Behörde registrieren lassen. Anhand der Karteikarten, auf denen vermerkt war, wer wo und wie beschäftigt ist, konnte man jederzeit einbestellt werden. Das beunruhigte mich.

«Aber ich habe von Gartenbau überhaupt keine Ahnung. Ich bin gerade einmal in der Lage, einen Baum von einem Busch zu unterscheiden. Wie soll ich denn da jemanden täuschen?»

Erstaunt sah sie mich an.

«Wie kann man nur der Natur gegenüber so gleichgültig sein? Nun ja, wahrscheinlich seid ihr Städter da alle gleich. Aber machen Sie sich keine Sorgen, wir sind auch auf Ihre Unwissenheit vorbereitet. Und vergessen Sie nicht, dass Sie ein ganz unmöglicher Faulpelz sind. Sie werden den lieben langen Tag im Haus herumlungern, über Ihre Zipperlein klagen – es sei denn, Sie geben gerade wieder vor, hinter hübschen Mädchen her zu sein.»

Ich beehrte auf.

«Ich bin ein seriöser junger Mann», sagte ich. «Es würde mir sehr schwerfallen, mich so leichtfertig aufzuführen.»

Sie unterbrach mich.

«Wenn Sie angekommen sind, machen Sie erst einmal einen Besichtigungsrundgang durch unser Gut. Achten Sie darauf, dass wirklich alle Sie dort zu sehen bekommen – Bauern, Hausangestellte, Dorfbewohner –, das heisst, jeder, der in gewisser Weise von Bedeutung ist.»

Ernst schaute sie mich an.

«Haben Sie mich verstanden?», fragte sie so langsam und deutlich, als ob sie einem etwas zurückgebliebenen Schüler etwas einpauken wollte.

«Ich denke, wenn ich mich ordentlich anstrenge, kann ich Ihren Ausführungen folgen. Aber eins macht mir noch Kopfzerbrechen. Angenommen, jemand stellt mir Fragen über Gartenbau oder Landwirtschaft, da stecke ich doch fürchterlich in der Klemme, oder?»

«Ich werde Ihre Lehrerin sein. Jeden Tag vor Ihrem Rundgang werde ich Sie unterweisen. Wenn es Schwierigkeiten gibt, runzeln Sie einfach die Stirn und wenden sich pikiert an mich. Geben Sie sich immerzu gelangweilt und gleichgültig. Sie spielen hier den Gentleman – vergessen Sie das nicht»

«Ich bin Ihr ergebener Schüler», versicherte ich und schlug die Hacken zusammen. Der spielerische Ton zwischen uns gefiel mir.

Es war so lange her, dass ich Gelegenheit gehabt hatte, Scherze zu machen. Ich war gerührt und dankbar für ihre offensichtliche Feinfühligkeit, mit der sie dieses Bedürfnis erkannt hatte.

Sie lief leichtfüssig zu ihrer Kutsche und kam mit einem grossen hellen Mantel zurück, den sie mir lächelnd reichte.

«Wir wussten nicht, welche Grösse Sie tragen. Ziehen Sie ihn bitte an. Morgen schauen wir uns nach etwas Passenderem um.»

Überrascht startete ich sie an.

«Aber warum wollen Sie, dass ich dieses Ding trage? Es ist viel zu warm dafür. Wirklich, mir ist kein bisschen kalt.»

«Wie töricht Sie sind», wies sie mich zurecht. «Es geht doch nicht darum, ob Ihnen kalt ist. Aber in dieser Aufmachung kann ich Sie den Leuten nicht vorstellen.»

Ich betrachtete meine überdimensionalen Hosen, mein knappes Jäckchen und meine schmutzigen Verbände. Mit einem Märtyrerblick warf ich mir den Mantel über, den sie mir hinhielt. Wir stiegen in die Kutsche. Kaum sass ich auf dem weichen Samtsitz, überkam mich eine Woge der Erschöpfung und Mattigkeit. Es fiel mir schwer, den Bemerkungen meiner Gastgeberin Danuta zu folgen. Halb amüsiert, halb besorgt hörte sie meinen erfolglosen Bemühungen zu, geistreiche und interessante Beiträge zu unserem Gespräch zu leisten. Dann unterbrach sie mich lächelnd.

«Sie müssen sich nicht bemühen, geistreich zu sein. Ruhen Sie sich aus. Morgen haben Sie immer noch genug Zeit zu glänzen.»

Darauf faltete sie die Hände im Schoss und lehnte demonstrativ den Kopf ans Polster. Plötzlich fuhr sie wieder hoch und rief dem Kutscher zu:

«Reich mir bitte den Wein.»

Der verdriessliche Bauer, der uns kutscherte, betrachtete unser Einvernehmen missbilligend. Ich sah, wie er mürrisch sein graues Haupt schüttelte und murmelte: «Was ist das nur für ein Treiben – all die Scheereien – wenn doch nur der alte Gutsherr noch lebte ...»

Sichtlich widerstrebend reichte er ihr die Flasche. Nachdem ich ein

paar Schlucke vom warmen Rotwein getrunken hatte, fühlte ich mich gleich viel besser. Die Apathie, in die ich versunken war, liess vorübergehend nach, und ich bemerkte, dass unsere Strasse in Windungen durch einen dichten Wald führte.

Meine Arbeit im Untergrund hatte meine Sichtweise völlig verändert. Während ich früher vielleicht nur die schöne Landschaft wahrgenommen hätte, fiel mir jetzt vor allem auf, dass der Wald eine erstklassige Tarnung abgab für geheime Treffen, Kurierwege oder auch – makabererweise – für Liquidierungen. Mit gut organisierten Gruppen unter zuverlässiger Führung, die über vorteilhafte Ortskenntnis verfügten, würde die Gestapo hier ihre liebe Not haben, sinnierte ich. Mit solch kühlen professionellen Überlegungen verbrachte ich die Zeit, bis wir das Gut erreichten.

Bei unserer Ankunft empfing uns ein lärmendes Gewirr hektischer Betriebsamkeit. Kaum waren wir unter den missbilligenden Blicken des Fahrers aus der Kutsche gestiegen, umringte uns eine Gruppe von Bauern, die mich neugierig anstarrten und sich gegenseitig Kommentare zuflüsterten, die ich nicht verstand. Gleichzeitig war Danuta von einer Horde Bauernkinder umringt, die sich gegenseitig mit ihren konfusen, ausufernden Erzählungen übertrumpfen wollten. Alle wollten ihre Hand küssen, und ich war verwundert, dass sie ihr nicht den Arm ausrissen, so gewaltsam war ihr Wettstreit darum, der Erste zu sein, der den Arm der geliebten Herrin zu fassen bekam. Zu diesem lärmenden Stimmengewirr gesellte sich noch das Gackern der Hühner, das aufgeregte Kläffen der Hunde und gelegentlich ein entferntes Muhen der Kühe hinzu.

Mit einiger Mühe schaffte ich es, mir den Weg durch die Kinderhorde hindurch zu Danuta zu bahnen. Ihre Haare waren zerzaust, ihr Gesicht gerötet, ihre Kleider in Unordnung gebracht von den Kleinen, die sich unaufhörlich an sie drückten. Doch der begeisterte Empfang bereitete ihr offensichtlich Freude. Nur mit einiger List und liebevollen Gesten konnte sie die aufgeregte Schar schliesslich fortschicken.

Erst jetzt kam ich dazu, etwas Atem zu schöpfen und meine neue Umgebung von den Stufen einer breiten Veranda zu begutachten. Vor mir breitete sich ein grosser gepflegter Rasen aus, in dessen Mitte ein Beet mit weissen und rosa Pfingstrosen üppig blühte. Nicht weit vom Haupthaus befanden sich die Nebengebäude – Pferde- und Kuhställe sowie die Schmiede. Das Gutshaus selbst, das weiss und gleissend in der Sonne lag, war an drei Seiten von einem dichten Hain Schatten spendender Bäume umgeben. Besänftigt von diesem idyllischen Anblick schloss ich die Augen und lauschte dem angenehmen Summen der ländlichen Umgebung. Warschau, der Untergrund, die Gestapo, meine Flucht – all das kam mir plötzlich fern und unwirklich vor.

DWÓR: GENESUNG UND PROPAGANDA

AN DEN HOHEN, STRAHLEND WEISSEN Wänden im Haus der Familie Sawa hingen die unterschiedlichsten Fotografien und Porträts: altertümliche Bilder von Menschengruppen auf Bällen oder bei der Jagd, daneben Porträts bärtiger alter Würdenträger und Respekt einflössender Matronen in den dunklen Tönen von früher. Daneben hingen auch modernere Bilder jüngerer Familienmitglieder, unter denen ich amüsiert eine schlaksige, sommersprossige Danuta entdeckte, die mit geziemender Würde für ihr Schulabschlussfoto posierte. Interessiert studierte ich die Bilder.¹

Danuta liess sich die Gelegenheit nicht entgehen, auf meine schlechten Manieren hinzuweisen.

«Siehst du, Mutter», sagte sie, wobei sie das Wort «Mutter» besonders betonte, um mich auf die Anwesenheit der Dame des Hauses aufmerksam zu machen, «was für schlechte Manieren mein Vetter aus der Stadt mitbringt. Da hat er seine Tante seit Ewigkeiten nicht gesehen und starrt die Bilder an, als wären sie ein Panoptikum. Nicht einmal Guten Tag sagen kann er.»

Diese kleine Stichelei zeigte sofort Wirkung. Ich fuhr betreten herum und wusste gar nicht, wofür ich mich zuerst entschuldigen sollte: für meine Neugier oder für das Versäumnis, das Eintreten meiner «Tante» zu bemerken, die ich nun zum ersten Mal sah. Meine «Tante» war eine beliebte Dame von ungefähr sechzig Jahren mit einem erstaunlich jugendlichen, rosigen Gesicht. Ihr Haar schimmerte kastanienbraun. Sie lächelte mich an, während ich unverständliche Ausreden stammelte.

«Anscheinend hat es ihm die Sprache verschlagen», spottete Danuta an ihre Mutter gewandt.

«Ach, nun neck den armen Jungen doch nicht so», tadelte sie meine «Tante» und trat auf mich zu. Dabei lächelte sie mich aufmunternd an. Ihre Stimme klang sanft und melodisch.

«Hören Sie nicht auf Danuta», sagte sie. «Sie versucht immerzu, andere aus dem Konzept zu bringen. Ich möchte, dass Sie sich hier ganz wie zu Hause fühlen. Danuta sagte mir, dass Sie jetzt unser ‚Vetter‘ sind. Ich freue mich sehr, wenn ich behilflich sein kann, auch wenn ich zugeben muss, dass in dieser Welt merkwürdige Dinge vor sich gehen, die ich nicht so recht verstehe. Ich bin es gewohnt, dass Vettern durch Geburt in die Familie kommen und nicht auf Anweisung meiner Tochter. Aber wahrscheinlich bin ich schon zu alt, um das noch zu begreifen.»

«Sie sind sehr freundlich», erwiderte ich. «Ich hoffe, dass ich Ihnen nicht zur Last fallen werde.»

«Aber nein, ganz und gar nicht», entgegnete sie und fügte dann hinzu: «Du liebe Güte, wie blass und schmal Sie sind. Dagegen müssen wir unbedingt etwas unternehmen. Setzen Sie sich doch, und ruhen Sie sich aus. Später, wenn Sie ein Glas kalte Milch getrunken und ein Häppchen gegessen haben, können Sie uns berichten, was es in Krakau Neues gibt.»

Voller Dankbarkeit sah ich sie an.

«Vielen Dank», sagte ich. «Etwas kalte Milch wird mir sicher guttun. Es war sehr heiss heute, und wie Sie sehen, war ich nicht gerade passend gekleidet. Ich hoffe, Ihnen geht es gut?»

Ihr Gesicht verfinsterte sich kurzzeitig.

«Tja, davon kann leider keine Rede sein. Die Nazis sind alles andere als Engel, und mein lieber Sohn Lucjan ...»

«Psst, Mutter.»

Während der ersten drei Wochen in Danutas wunderbarem Haus erholte ich mich hauptsächlich von meiner Krankheit. Ich lag lesend im Bett, ruhte im Salon mit seinen knarrenden Dielen und der üppig bunten

Blumenpracht, plauderte mit den Dienstboten und betrachtete die Porträts, die mir nun schon angenehm vertraut waren.

Es ist mir stets ein Anliegen, mit den Menschen in meiner Umgebung gut auszukommen, und hier gab ich mir dabei besondere Mühe. So gelang es mir, mich beim Hauspersonal beliebt zu machen und mir in dieser angespannten Zeit ihre Sympathie zu sichern. Von der gesamten Mannschaft blieb einzig der alte Kutscher unempfänglich für meine freundlichen Avancen. Er nahm für sich eine Sonderstellung innerhalb der Bediensteten in Anspruch, da er nach eigenem Bekunden der Kutscher des Vaters des verstorbenen Hausherrn gewesen war.

Die Köchin hingegen mochte mich ausgesprochen gern. Sie war eine robuste, starkknochige Frau, die aussah, als könne sie es mit einem ganzen Regiment von Nazis aufnehmen – was sie auch öfter androhte, während sie ein scharfes Messer schwang und fürchterliche Verwünschungen murmelte. Immer wieder steckte sie mir heimlich gehaltvolle Leckerbissen zu, damit ich «ordentlich zunahm und nicht wie eine dürre Bohnenstange durchs Haus schlich». Ihre Ernährungsregeln äusserte sie so bestimmt, dass ich sie nicht infrage zu stellen wagte. Es handelte sich um geheimnisvolle Rezepturen, die mich rasch wieder auf die Beine bringen sollten.

Das Zimmermädchen war die Tochter der Köchin und machte mich gewissermassen zu ihrem Vertrauten. Sie war ein blasses, kränklich wirkendes Mädchen, das ganz im Gegensatz zu seiner rundlich-fülligen Mutter eckig und hager aussah. Von ihr erfuhr ich jede Menge Klatsch und Tratsch aus den benachbarten Anwesen und dem Dorf. Schliesslich gehörten zum Hauspersonal noch zwei schüchterne blonde Küchenmädchen mit rosigen Wangen, die den Salon nur selten betraten. Um sich mit ihnen zu unterhalten, musste ein Eindringling wie ich reichlich aufgeregtes Gekicher und Schmollerei in Kauf nehmen.

Alle Bewohner des Hauses, von Danutas Mutter bis zu den Küchen-

mädchen, waren einander in einer einzigartigen Atmosphäre von Loyalität und gegenseitigem Vertrauen zugetan. Zu Anfang schrieb ich das der Geduld, dem Takt und der Freundlichkeit von Danuta und ihrer Mutter zu. Später setzte sich allmählich der Gedanke durch, dass noch etwas anderes im Spiel sein musste, etwas, das ich nicht recht fassen konnte. Mich ärgerte, dass sie sich verstohlene Blicke zuwarfen, wenn sie glaubten, ich wäre nicht da, oder dass sie abrupt ein Gespräch beendeten, wenn ich auftauchte. Mir schien, das ganze Haus teilte ein Geheimnis, das man mir, dem Fremden, nicht enthüllen durfte.

In manchen Nächten glaubte ich zu hören, wie jemand an die Fenster zum Garten klopfte, gefolgt von undeutlichem Gemurmel. Aber das tat ich zunächst als Produkt meiner überstrapazierten Fantasie ab – der Einbildungskraft eines kranken und misstrauischen Menschen. Doch eines Nachts, als ich nicht schlafen konnte und an meinem Fenster sass, sah ich ein Mädchen, von dem ich annahm, es sei Danuta, mit einem Mann durch den Garten spazieren. Ich dachte mir zunächst nichts weiter dabei und sagte am Frühstückstisch beiläufig und scherzhaft zu Danuta:

«Romanzen sind ja gut und schön, aber so spät nachts sollten Sie nicht draussen herumspazieren. Sonst holen Sie sich nasse Füsse, und ein Schnupfen ist für eine Romanze äusserst unpassend.»

Sie erstarrte. Ihr Blick durchbohrte mich.

«Mit welchem Recht spionieren Sie uns nach?», fragte sie schroff. Und mit typisch weiblicher Unlogik fügte sie hinzu: «Ausserdem war ich letzte Nacht überhaupt nicht draussen. Du hast Halluzinationen, lieber Vetter.»

Verärgert gab ich zurück:

«Mach, was du willst, du kannst flirten, mit wem du magst. Rede mir nur nicht ein, dass ich blind bin. Ich mache einen Scherz, und du regst dich auf.»

«Tut mir leid. Ich fühle mich heute ein wenig unwohl. Trotzdem irrst du dich. Ich bin letzte Nacht nicht draussen gewesen.»

Ich zuckte die Schultern und sagte nichts weiter dazu. Es hatte mich ja auch wirklich nicht zu interessieren, wenn sie eine möglicherweise gerade erst aufkeimende Liebschaft verheimlichen wollte.

In der darauffolgenden Woche wurde ich von meinem Unbehagen durch Geschäftigkeit abgelenkt. Die für meine Rolle als «der Landwirt» unabdingbare Besichtigung des Anwesens liess sich nicht mehr länger hinausschieben. Es war an der Zeit, meine Legende mit Leben zu erfüllen, zumal ich unbedingt Kontakt mit meinem Verbindungsoffizier aufnehmen wollte, um schnell wieder für den Untergrund arbeiten zu können.

Dem bevorstehenden Rundgang über das Anwesen sah ich äusserst beklommen entgegen. Naturwissenschaften, Botanik und Zoologie waren für mich immer ein Buch mit sieben Siegeln gewesen; in der Schule hatte ich diese Fächer nur durch fleissiges Lernen absolviert. Mir war klar, dass ich mein Unwissen allenfalls durch List und Tücke wettmachen konnte, um glaubhaft als «der Herr Landwirt aus Krakau» durchzugehen.

Danuta und ich steckten also die Köpfe zusammen und entwarfen einen Schlachtplan für den nächsten Tag. Nach längeren Diskussionen einigten wir uns darauf, zunächst eine Art Generalprobe abzuhalten. Sie würde mir vorab den Teil des Anwesens zeigen, den ich am nächsten Tag offiziell inspizieren sollte, um mir alles zu erklären, worauf ich hinzuweisen hatte.

«Also», erkundigte sie sich, «meinst du, dass du es schaffen wirst, einen passablen Landwirt abzugeben?»

«Offen gestanden», entgegnete ich zögerlich, «ist mein Gedächtnis in Landwirtschaftsdingen nicht sonderlich gut. Was ist, wenn ich durcheinandergerate und meine Bemerkungen in der falschen Reihenfolge anbringe? Wenn ich zwar noch weiss, was ich über die Kohlpflanzen sagen soll, wir aber gerade vor dem Tomatenbeet stehen?»

«Hmmm, das ist in der Tat ein Problem», antwortete sie etwas ratlos.

«Aber wir müssen systematisch vorgehen. Für alle Schwierigkeiten gibt es eine Lösung.»

«Schwierigkeiten sind mir eine Herausforderung», warf ich ein, «und daher schlage ich Folgendes vor.»

Ich griff mir ein Notizbuch und einen Stift, nahm ihre Hand und zog sie vom Stuhl – wogegen sie lachend protestierte – durch die Tür hinaus in den Garten.

Draussen war es wunderbar warm und sonnig. Die stattlichen Birnbäume und Linden dicht am Haus spendeten reichlich Schatten. Wir setzten uns auf eine Bank unter einen Birnbaum. Dort konnten wir entspannt und ungestört nachdenken.

«Ehe ich dir von meinen Plänen für den Inspektionsrundgang berichte», begann ich, «möchte ich um Verzeihung bitten für meine Bemerkungen neulich bei Tisch. Ich wollte nicht ...»

«Unsinn», unterbrach sie mich ein wenig verlegen. «Lass uns nicht mehr darüber reden. Welche brillanten Vorschläge hast du denn nun für den Rundgang?»

Ich erhob mich von der Bank wie ein Professor zu Beginn der Vorlesung.

«Immer, wenn man mit dem scheinbar Unmöglichen konfrontiert ist», dozierte ich, «muss der Einzelne sich seine Stärken und Schwächen vor Augen führen. Ich weiss zugegebenermassen rein gar nichts über Pflanzen. Auf der anderen Seite kenne ich mich recht gut mit Aufklärungsarbeit aus und weiss, wie man Katastrophen verhindert. Daher habe ich mir überlegt, die einzelnen Hinweise zu nummerieren und in mein Notizbuch zu schreiben. Im Garten werde ich an jedem Beet auf einem Stöckchen die entsprechende Nummer vermerken. Heute Abend werde ich die Hinweise dann der Reihe nach auswendig lernen. Was hältst du von meinem Plan?»

Danuta lächelte.

«Genial, das ist einfach genial!»

Der erste Rundgang verlief überaus erfolgreich. Ich inspizierte das

Anwesen und liess hier und da in leicht arrogantern und herablassendem Ton Bemerkungen fallen wie «Das Saatgut keimt dieses Jahr nicht besonders gut» oder «Die Anordnung der Saatreihen gefällt mir». Ab und zu lobte ich einzelne Arbeiter oder Bauernmädchen, die im Garten bei der Arbeit waren. Mein Erfolg stieg mir sogar ein wenig zu Kopf, sodass ich mir einen Seitenhieb auf Danuta nicht verkneifen konnte. Kurz vor Ende meines Rundgangs blieb ich stehen und würdigte das Tun einiger Arbeiter.

«Ausgezeichnet, ganz ausgezeichnet», murmelte ich scheinbar gleichgültig. «Schade, dass es keinen Mann gibt, der euch anleiten könnte. Man sieht ganz deutlich, dass hier die ordnende Hand eines Mannes fehlt.»

Ich warf Danuta einen Blick zu. Ihr Gesicht war ganz rot vor Empörung. Offensichtlich war ich zu weit gegangen.

Hoherfreut über den Erfolg meines «Debüts», kehrten wir zum Haus zurück. An der Schwelle hielt sie mich am Arm fest und sagte unerwartet ernst:

«Bitte, Witold, ich möchte dir noch kurz etwas sagen. Kommst du noch einmal mit zur Bank?»

Ich unterliess es, Witze zu reissen. Wir gingen zur Bank und setzten uns. Aufmerksam sah sie sich um, damit uns niemand belauschte. Als sie sich überzeugt hatte, dass wir ungestört waren, eröffnete sie mir:

«Du hast dich nicht getäuscht neulich, als du sagtest, dass du mich im Garten gesehen hast. Ich habe mich mit einem Untergrundmitglied getroffen. Du kennst ihn vermutlich. Wir waren der Ansicht, dass du noch zu krank bist für Aktivitäten dieser Art, und dachten, dass sie dich kräftemässig zu sehr beanspruchen würden. Er wird heute Nacht hier sein. Ich möchte, dass du wach bleibst, bis er kommt. Allerdings weiss ich nicht genau, wann das sein wird.»

Sie stand auf. Ich blieb reglos sitzen.

«Jetzt komm schon», lachte sie. «Das Abendessen steht bereit. Und

ich habe jedenfalls einen Bärenhunger.» Noch ehe ich ihr weitere Fragen stellen konnte, hakte sie sich bei mir unter und zog mich ins Haus.

Dem Eintreffen von Danutas Besucher sah ich mit grosser Erwartung und auch einer gewissen Unruhe entgegen. Ich war nun schon so lange kaltgestellt, dass ich mich zunehmend nutzlos fühlte und befürchtete, meine für die Arbeit im Untergrund entwickelten Fähigkeiten könnten einrosten.

Das Abendessen an diesem Tag war mühsam. In gegenseitigem Einverständnis unterliessen es Danuta und ich, uns zu necken. Nach dem Dessert zog sich Danuta unter dem Vorwand, Kopfschmerzen zu haben, in ihr Zimmer zurück. Ich übte mich noch ein wenig in höflicher Konversation mit meiner «Tante» und ging dann ebenfalls auf mein Zimmer. Dort schob ich den Sessel ans Fenster und versuchte zu lesen. Doch die Hitze des Tages, der anstrengende Rundgang und meine Anspannung machten mich so schläfrig, dass mir bald die Augen zufielen.

Kurz nach Mitternacht spürte ich eine Hand auf meiner Schulter. Ich schreckte auf und reagierte etwas ungehalten. Doch es war Danuta, die leise flüsterte:

«Wach auf, Witold. Er ist im Garten und wartet auf uns. Komm bitte in zehn Minuten hinaus, ja?»

Offenbar mussten sie erst etwas ohne mich besprechen. Ich wartete zehn Minuten und schlich dann auf Zehenspitzen die Treppe hinunter und in den Garten. Ich schaute mich in der Dunkelheit um, sah jedoch niemanden. Doch dann hörte ich Danuta, wie sie mit jemandem sprach, dessen Stimme mir vertraut klang. Es war ein Mann, aber ich erkannte ihn nicht. Danuta weinte und klagte darüber, wie schlecht die Lage war. Sie hatte kein Geld ... Die Deutschen beschlagnahmten alle Erträge des Hofes ... Aber am meisten sorgte sie sich um ihn. Ich war überrascht, wie verändert sie plötzlich war. Sonst wirkte sie immer so selbstsicher, heiter und zuversichtlich. Die Stimme des Mannes versuchte sie zu beruhigen.

Ich näherte mich und stellte zu meinem grossen Erstaunen fest, dass die Stimme, die ich nicht hatte zuordnen können, dem Verbindungsmann gehörte, der mich nach der Flucht aus dem Krankenhaus in meinem Scheunenversteck aufgesucht hatte. Äusserlich hatte er sich nicht verändert. Er war noch immer der schneidige, höfliche junge Offizier. Er lächelte mich gewinnend an.

«Wie geht es dir, Witold? Kümmert sich Danuta gut um dich? Wenn sie ungezogen oder vorlaut ist, hast du meine Erlaubnis, sie übers Knie zu legen.»

Ich antwortete, Danuta sei ein freches und gemeines Mädchen, doch ich sei ja inzwischen einiges an Leid gewohnt. Dann fügte ich hinzu:

«Gratuliere, wie gut du mit der Umgebung verschmilzt. Ich habe dich erst gar nicht erkannt.»

In der Sprache des Untergrunds bezeichnete «mit der Umgebung verschmelzen» die Fähigkeit, ein Teil der Landschaft zu werden und keinerlei Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Diese Fähigkeit wurde bei Mitgliedern des Untergrunds hoch geschätzt.

«Sehr freundlich von dir», erwiderte er erfreut und ein wenig verlegen. «Aber eigentlich bin ich hergekommen, um deine Probleme zu besprechen und nicht meine Fähigkeiten.»

Zu Danuta gewandt sagte er: «Bring uns doch bitte ein bisschen Milch und etwas zu essen, ja? Ich habe gewaltigen Hunger. Ausserdem muss ich etwas mit Witold erörtern.»

Folgsam und ohne ein Wort ging Danuta zurück ins Haus. Ich fragte mich, ob er wohl ihr Ehemann oder Verlobter war, wagte aber nicht, nachzufragen. Die ganze Sache war einigermaßen rätselhaft, und nur er konnte Licht ins Dunkel bringen, das wusste ich.

Mit einem müden Seufzer streckte er sich im Gras aus und verschränkte die Hände hinter dem Kopf. Ich mochte die Stille nicht stören. Schliesslich begann er zu sprechen, den Blick noch immer zum Himmel gerichtet.

«Ich möchte dir etwas sagen, Witold», begann er ein wenig verlegen,

wie mir schien. «Also, du bist hier in diesem Haus allein mit Danuta. Wie du sicher bemerkt hast, ist sie ein anständiges Mädchen ...»

«Warum sagst du das alles?», fragte ich ehrlich verwirrt.

Er musste lachen.

«Ach, schon gut. Vielleicht weil ich mich selbst kenne – und du vermutlich nicht viel anders bist.»

Ich versuchte es mit einem Witz.

«Warum sorgst du dich denn so um Danuta, wenn du angeblich so ein Wüstling bist? Ist sie deine Frau?»

«Nein. Sie ist meine Schwester.»

Ich war sprachlos. Dann war er also Lucjan, der Bruder, den Danutas Mutter auf Anweisung ihrer Tochter nicht erwähnen durfte.² Noch ehe ich etwas sagen konnte, kam Danuta mit dem Imbiss zurück, woraufhin mein sonderbarer Gefährte ihr freudig entgegenrief:

«Also, kleine Schwester, da du deine gesellschaftlichen Pflichten so schnöde vernachlässigt hast, war ich gezwungen, mich Witold selbst vorzustellen. Jetzt ist die Situation geklärt, und wir können zum geschäftlichen Teil übergehen.» Er trank einen Schluck Milch und fragte: «Wie geht es dir inzwischen, Witold?»

«Danke der Nachfrage», sagte ich herzlich. «Schon viel besser als bei meiner Ankunft hier, aber ich brauche unbedingt etwas zu tun. Ich habe das Gefühl, meine Zeit zu verschwenden. Es besteht keine Gefahr mehr für die Organisation; allem Anschein nach hat die Gestapo die Suche nach mir eingestellt. Und ausserdem habe ich mich äusserlich so sehr verändert, dass sie mich bestimmt nicht erkennen würden.»

Lucjan sah mich mit seinem sympathisch offenen und aufrichtigen Blick an.

«Welche Aufgaben würdest du denn gern übernehmen?»

Nach kurzem Überlegen antwortete ich:

«Wenn man alle Aspekte bedenkt – meine derzeitige körperliche

Schwäche und meine allgemeine Erfahrung auf journalistischem und propagandistischem Gebiet –, wäre wahrscheinlich Propaganda das Beste für mich.»

Ich sagte es ohne Begeisterung, denn die Vorstellung, für das Propaganda-Büro tätig zu sein, fand ich nicht eben reizvoll. So hinterlistig, unlauter, raffiniert und grausam, wie man dort vorgehen musste, war die Sache eigentlich nicht nach meinem Geschmack. Aber wenn ich darüber nachdachte, welchen Schaden man auf diese Weise dem Feind zufügen konnte, war ich bereit, meine Skrupel zu überwinden.

Lucjan schien meine Gedanken zu lesen.

«Du magst Propaganda nicht sonderlich, oder?», fragte er. «In ein paar Tagen wirst du Antwort bekommen.»

Nachdem ich ein paar Tage gewartet hatte, wurde ich allmählich ungeduldig. Ich lief ruhelos durch das Haus und ärgerte mich über die Verzögerung. Danutas Witz und Esprit verdrossen mich, meine Repliken wurden schroff und bissig. Eines Abends, als ich mürrisch mit Danuta im Salon sass, hörten wir, wie ein Steinchen gegen das Fenster prallte. Wir sprangen auf und liefen hin. Ich hielt meine Ungeduld im Zaum, während Danuta ihren Bruder als unvorsichtig schalt, weil er so früh gekommen war.

«Keine Angst, Danuta, meine Liebe», beruhigte er sie. «Ich bin doch schliesslich noch nie erwischt worden, nicht wahr?»

Sie brach in Tränen aus.

«Du bist so unbesonnen und eigensinnig. Es ist dir vollkommen egal, was aus uns wird. Nicht einmal auf dich selbst gibst du acht. Eines Tages werden sie dich verhaften. Und was soll dann mit uns werden?»

Mit wilden Blicken sah sie sich um und lief aus dem Zimmer. Lucjan war sichtlich beklommen. Doch dann sammelte er sich und erklärte:

«Dieses Leben macht ihr furchtbar zu schaffen. Sie ist ein sehr sensibles Mädchen, und immerzu etwas vorspiegeln zu müssen und die ei-

genen Gefühle zu unterdrücken, ist gar nicht gut für sie. Pass bitte auf sie auf, ja, Witold?»

«Ich werde mein Bestes tun, Lucjan», antwortete ich schlicht.

Seufzend schüttelte er den Kopf. Dann änderte er recht unvermittelt den Tonfall. Seine Stimme klang jetzt amtlich und unpersönlich.

«Dein Ersuchen um eine Aufgabe in der Propaganda-Abteilung wurde von den Untergrundbehörden bewilligt. Du sollst eine Liste zusammenstellen, welche Ausstattung du dafür benötigst, und so bald wie möglich mit deiner Tätigkeit beginnen. Lass uns in ein anderes Zimmer gehen. Ich habe einige Anweisungen für deine neue Aufgabe mitgebracht.»

Wir gingen hinauf in mein Zimmer und besprachen, was ich zu tun hatte. Als wir damit fertig waren, beobachtete er einen Augenblick lang schweigend meine Reaktion und schaute mich dann lächelnd an.

«Viel Glück, Witold, ich bin sicher, du wirst den Nazis das Leben ordentlich schwer machen.»

Das Lächeln verstärkte noch den erschöpften, überanstrengten Ausdruck in seinem Gesicht.

«Ich gebe mir alle Mühe», erwiderte ich. «Und du solltest besser auf dich aufpassen. Versuch dich ein wenig auszuruhen und denk daran, dass du dich nicht um alles selbst kümmern kannst.»

Danuta kam wieder herein. Sie hatte rot geweinte Augen und schämte sich offensichtlich für ihren Ausbruch. Nun bemühte sie sich, die Stimmung im Raum etwas aufzuhellen.

«Weisst du, lieber Bruder, kürzlich wollte ich das Tafelsilber zählen. Aber es ist fast nichts mehr da zum Zählen.» Sie schaute Lucjan an und drohte ihm mit dem Finger. «Auch wenn du gelernt hast, dich wie ein Dieb ins Haus hinein- und wieder herauszuschleichen, musst du deine Rolle nicht ganz so wörtlich nehmen. Wenn ihr so weitermacht, du und die Deutschen, ist hier bald nichts mehr übrig.»


Lucjan sah mich gespielt betroffen an.



Dieses Foto von Jan Karski wurde bei seiner ersten Mission in Washington (Juni bis September 1943) aufgenommen. Auf Ersuchen des Botschafters Jan Ciechanowski wurde es nicht retuschiert: Die Penne, die die Gestapo-Folter im Sommer 1940 hinterlassen hatte, sollten sichtbar bleiben.



1936. Links der Kadett Jan Kozielowski, der spätere Jan Karski (1914-2000), im Alter von zweiundzwanzig Jahren mit seinem Bruder Marian Kozielowski (1897-1964) in Uniform.


 UNIwersYTET JANA KAZIMIERZA WE LWOWIE

L. 3334 / 1935

DYPLOM

MY REKTOR I DZIEKAN WYDZIAŁU PRAWA
 UNIwersYTETU JANA KAZIMIERZA

POŚWIADCZAMY CO NASTĘPUJE:

PAN Kozielowski Jan Romuald
 URODZONY dnia 24 kwietnia 1914 r. w Łodzi, ul. m. Kat.
 PO OBDYCIU STUDIÓW PRAWNICZYCH W UNIwersYTECIE JANA KAZIMIERZA WE LWOWIE
 W LATACH 1932 - 1935 I ZŁOŻENIU PRZEPIANYCH EGZAMINÓW ROCZNYCH,
 A MIANOWICZE:

EGZAMINU PIERWSZEGO

Z PRAW RZYMSKIEGO, HISTORJI PRAWA POLSKIEGO, HISTORJI PRAWA NA ZACHODZIE EUROPY,
 TEORJI PRAWA
 ZE STOPNIEM dobrym

EGZAMINU DRUGIEGO

Z PRAW KOŚCIELNEGO, EKONOMJI POLITYCZNEJ, PRAWA POLITYCZNEGO, PRAWA NARODÓW,
 ZE STOPNIEM dobrym

EGZAMINU TRZECIEGO

ZE SKARBOWOŚCI I PRAWA SKARBOWEGO, NAUKI ADMINISTRACJI I PRAWA ADMINISTRACYJNEGO,
 STATYSTYKI, PRAWA I POSTĘPOWANIA KARNEGO, FIZJOLOGJI PRAWA,
 ZE STOPNIEM dostatecznym

EGZAMINU CZWARTEGO

Z PRAWA CYWILNEGO, POSTĘPOWANIA SĄDOWO-CYWILNEGO, PRAWA HANDLOWEGO I WIEKSLOWEGO,
 PRAWA MIĘDZYNARODOWEGO PRYWATNEGO,
 ZE STOPNIEM dostatecznym

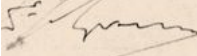
W WIEL. ART. 41 TITULATU O REGULACJI REZERWACJI 8 01 MARCA 1934 R. DZ. U. STR. 206, 20 206. 207 I 2 I DODATK. STR. 206, 207, 208, 209, 210, 211, 212, 213, 214, 215, 216, 217, 218, 219, 220, 221, 222, 223, 224, 225, 226, 227, 228, 229, 230, 231, 232, 233, 234, 235, 236, 237, 238, 239, 240

OTRZYMAŁ Z DNIEM 27 października 1935 TYTUŁ

MAGISTRA PRAW

STANOWIĄCY DOWÓD UKOŃCZENIA UNIwersYTECKICH STUDIÓW PRAWNICZYCH,
 UPRAWNIAJĄCY DO URBEGANIA SIĘ O STOPNIEN DOKTORSKI

WYDANO WE LWOWIE, DNIA 8 października 1935

REKTOR:  DZIEKAN:

Abschlussdiplom und Magisterurkunde in Recht, verliehen am 8. Oktober 1935 von der Jan-Kazimierz-Universität in Lwów (heute Lwiw in der Ukraine) an Jan Kozielowski.

Melokuch 56 z 10.5.41 [Londyn(?)] 6.0341
 Prawdopodobnie ugher odznaczony w 1935
 Melokuch, że prawdopodobnie kontynuował służbę w 1941 w 1. pułku piechoty
 nie miał nie odznaczony ugherem był ugherem odn., które
 ugherem i brossi w ruku w wielu przypadkach z bluzkami
 1---/

Ob. Kucharski, który jako kurier przedostał się do Warszawy
 przetrwał przez agentów gestapo i uciekł z całym materiałem.
 W Warszawie, który wie ugher ugher. W Warszawie ugherem przetrwał
 sobie życie w ruku a przedostał się do szpitala w Nowym Sączu, przy
 pomocy ugherem ugherem ugherem i ugherem do pracy w młynie.
 Ob. Kucharski ugherem, ugherem ugherem ugherem, że ugherem
 ugherem ugherem ugherem ugherem ugherem ugherem ugherem ugherem
 szpitala w Nowym Sączu ob. Kucharskiego.
 1---/

Reiss

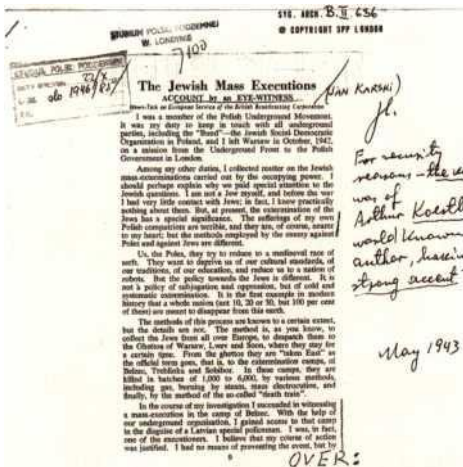
Geheimer Bericht des Oberkommandierenden der Heimatarmee, General Stefan Rowecki (Deckle «Rakon»), vom 10. Februar 1941 über die Verleihung des Ordens Virtuti Militari an den «Bür-Kucharski» (Jan Karski). Bis in die 1990er Jahre wusste Jan Karski nichts von dieser Auszeichnung. Auszug: «Ich habe ein Tapferkeitskreuz Virtuti Militari dem Bürger Kucharski zuerkannt, der Kurier die Slowakei durchquert hat, von Gestapo-Agenten verhaftet wurde und alle Dokumente törte, die er bei sich führte. Er wurde ins Gefängnis gebracht und gefoltert und hat nichts verraten. In der Absicht, sich umzubringen, hat er sich die Adern an den Unterarmen aufgeschnitten. Er kam ins Krankenhaus von Nowy Sącz, von wo ihm mit Hilfe guter Bürger die Flucht gelang, und kehrte danach auf seinen Platz in unseren Reihen zurück.»



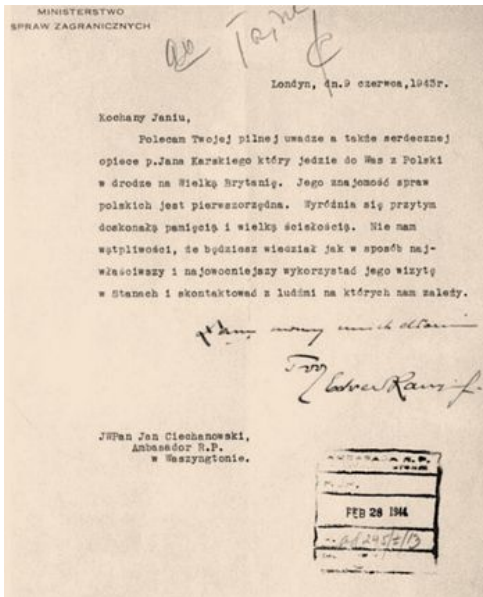
Diplomatenpass mit Einreisevisum für die Vereinigten Staaten (oben), ausgestellt vom englischen Außenministerium in London auf den Namen «Jan Karski», zur Tarnung mit einem falschen Geburtsdatum und Geburtsort.



Am 17. Dezember 1942 um neun Uhr las der polnische Aussenminister (1941-1943) Edward Raczyni in der BBC die Informationen über die im Gang befindliche «Endlösung» vor, die der Kurier Jan Karski im November 1942 mitgebracht hatte. Auszug: «Ich möchte Ihnen die Realität dieser Tragödie begreiflich machen, die sich nicht sehr fern von dieser Insel auf dem europäischen Kontinent abspielt, auf polnischem Gebiet... Die polnische Regierung hat den Regierungen der Vereinten Nationen zuverlässige Informationen über den Massenmord nicht nur an jüdischen Einwohnern übermittelt, den Deutschen in Polen in die Hände fielen, sondern auch an Hunderttausenden von Juden, die in anderen Ländern deportiert und in Gettos eingesperrt wurden, die der Besatzer in meinem Land richtet hat... Nach den Berichten, die sich im Besitz der polnischen Regierung befinden, wurde ein Drittel der drei Millionen einhundertdreissigtausend polnischen Juden bereits vernichtet.»



Der Massenmord an den Juden. Bericht eines Augenzeugen: erstellt von Jan Karski, verlesen in der BBC im Mai 1943. Um Karski nicht zu «verbrennen», liess Art Koestler ihm wegen seines ausgeprägt ausländischen Akzents seine Stimme.



Persönliches Empfehlungsschreiben für Jan Karski von Aussenminister Edward Raczyński an den polnischen Botschafter in Washington, Jan Ciechanowski. «London, den 9. Juni 1943. Lieber Janiu, empfehle Deiner Aufmerksamkeit, aber auch Deiner herzlichen Fürsorge, Jan Karski, der von en aus über Grossbritannien zu Euch reist ... Er hat hervorragende Kenntnis der polnischen Angelegenheiten. Ausserdem zeichnet er sich durch ein ausserordentliches Erinnerungsvermögen und sse Disziplin aus. Ich bin sicher, dass Du seinen Besuch in den Vereinigten Staaten auf die beste 1 fruchtbarste Weise nutzen und ihn mit Menschen in Kontakt bringen wirst, die für uns wicht sind. Mit den herzlichsten und freundschaftlichsten Grüssen, Edward Raczyński»



Foto des Botschafters Jan Ciechanowski (1887-1973), das er Jan Karski bei seinem Besuch in den Vereinigten Staaten im 1943 mit einer Widmung überreichte.



Jan Karski diktiert im Sommer 1944 in einem zum Büro umfunktionierten Hotelzimmer in MJhattan der zweisprachigen Sekretärin und Übersetzerin Krystyna Sokolowska *Story of a Secret State*. Das Buch erschien am 28. November 1944 bei Houghton Mifflin und wurde mit 400.000 verkauften Exemplaren zum Bestseller.



Umschläge der amerikanischen Originalausgabe, der schwedischen (März 1945) und französischen Übersetzung, die 1948 bei SE erschienen.

Urkunde zur Verleihung der Medaille „Gerechter unter den Völkern« durch das Yad-Vashem-Institut an Jan Karski im Juni 1982 anlässlich seines Empfangs in Israel. Zuvor hatte er in der Allee der Gerechten einen Baum gepflanzt.



Urkunde zur Verleihung der Ehrenbürgerschaft an Jan Karski am 13. Mai 1994 in der israelischen Botschaft in Washington. Im Lauf einer bewegenden Zeremonie in Gegenwart zahlreicher Persönlichkeiten, darunter der Direktor des Holocaustmuseums in Washington, Miles Lerman, als die Verleihung als «Akt der moralischen Gerechtigkeit» bezeichnete. Jan Karski schloss seine Ansprache im Geist der jüdisch-christlichen Annäherung und des Dialogs mit einem Wort von Johannes II.: «Möge Gott uns allen die Kraft geben, Fanatismus, Hass, Rassismus, Antisemitismus, religiöse Intoleranz und Bigotterie zu überwinden.»





Jan Karski zu Hause in Chevy Chase
im amerikanischen Bundesstaat Maryland
am 4. April 1995.



Statue von Jan Karski mit einem Schachspiel,
enthüllt am 10. September 2002 im Park der
Georgetown University in Washington, wo er
vierzig Jahre gelehrt hatte.

Die Tafel am Fuss des Denkmals trägt die In-
schrift: «Jan Karski (Jan Kozielski), 1914-
2000, Botschafter des polnischen Volks bei
seiner Exilregierung, Botschafter des jüdischen
Volks an die Welt, der von der Vernichtung
des jüdischen Volks berichtete, als es noch
Zeit war, sie aufzuhalten. Vom Staat Israel er-
nannt zum ‚Gerechten unter den Völkern‘, ein
Held des polnischen Volks, Professor an der
Universität Georgetown (1952-1992), ein
edelmütiger Mann, der zu uns kam und uns
durch seine Anwesenheit besser machte, ein
Gerechter.»

Jan Karski (n. Jan Kozielski) (1914-2000)

Messenger of the Polish People to Their Government in Exile
Messenger of the Jewish People to the World
The Man Who Told of the Annihilation of the Jewish People
While There Was Still Time To Stop It.

Named By the State of Israel,
"A Righteous of the Nations of the World"
A Hero of the Polish People
Professor, Georgetown University (1952-1992)
A Noble Man Walked Amongst Us and Made Us Better By His Presence
A Just Man

«Siehst du, Witold, wie ich in meinem eigenen Haus behandelt werde? Meine Schwester wirft mir alle möglichen Missetaten vor. Dauernd denkt sie sich etwas Neues aus, womit sie mich ärgern kann. Ich breche jetzt besser auf, ehe sie meinen Ruf vollständig ruiniert. Ade.»

Er hauchte ihr einen Kuss auf die Wange, klopfte mir auf die Schulter und ging. Wir sahen ihm noch hinterher, wie er geschickt zwischen den Bäumen verschwand.

«Es tut mir leid, dass ich die Fassung verloren habe», sagte Danuta.

«Das ist doch kein Wunder, wenn man so unter Druck steht. Ab und zu muss man eben seinen Gefühlen freien Lauf lassen. Aber jetzt solltest du lieber schlafen gehen. Nächste Woche wirst du eine Menge zu tun bekommen.»

Sie lächelte über meine rätselhafte Andeutung, wandte sich um und ging die Treppe hinauf.

Am nächsten Tag endete die lange Zeit meiner erzwungenen Untätigkeit, und ich stürzte mich mit Feuereifer auf meine neue Aufgabe. Ich bat Danuta, mir Telefon- und Adressbücher zu beschaffen und alle möglichen Zeitungen und Werbeschriften.

Als Danuta endlich einmal Zeit zum Verschnaufen fand, bat sie um eine Erklärung:

«Ich will ja nicht neugierig sein, aber wenn ich mich schon so abhetze und durch das ganze Dorf laufe, würde ich doch gern wissen, wozu ich das mache.»

«Meine Liebe», erwiderte ich euphorisch, denn die neu gewonnene Aktivität stimmte mich froh, «du wirst die Geburt eines unsterblichen literarischen Meisterwerks miterleben. In wenigen Augenblicken werde ich damit beginnen, einen aufrüttelnden Brief zu verfassen. Dieser Brief wird an alle Personen im Reich mit polnischem Namen gehen. Zumindest ist das unser Ziel. Wir wollen alle polnischstämmigen Menschen daran erinnern, dass in ihren Adern polnisches Blut fließt, auch wenn sie offiziell als Deutsche gelten.»

Danuta unterbrach mich.

«Beruhige dich doch, Witold. Reg dich nicht so auf. Wenn du noch lauter redest, musst du deinen Brief gar nicht erst losschicken, weil jeder im Dritten Reich den Inhalt schon gehört hat – einschliesslich der Gestapo.»

Ich merkte, dass ich mich in Rage geredet und viel zu laut gesprochen hatte, während ich erregt auf und ab gelaufen war. Ich setzte mich, atmete tief durch und fuhr nun etwas nüchterner fort:

«Ausserdem werde ich in diesem Brief die ehemaligen Polen dazu aufrufen, sich mit der Geschichte ihres Landes auseinanderzusetzen. Ich werde ein paar Beispiele für die Grausamkeit und den Terror der Gestapo anführen und am Ende versuchen, sie davon zu überzeugen, dass Deutschland trotz der barbarischen Methoden der Nazis den Krieg verlieren wird.»

«Und an wen soll dieses Meisterwerk verschickt werden, wenn es fertig ist?»

«In den nächsten Wochen werden wir diese dicken Bücher mit Adressen hier sorgfältig durchkämmen und alle polnischen Namen heraussuchen, daraus stellen wir dann unser eigenes Verzeichnis zusammen. Anschliessend spielen wir diese Liste zusammen mit dem vervielfältigten Brief den Untergrundmitgliedern in jenem Teil Polens zu, den das Deutsche Reich sich einverleibt hat. Sie werden den Brief tausendfach kopieren und an die Namen verschicken, die wir herausgefiltert haben.»

«Das ist ja ein Kinderspiel», spottete sie. «Und wie soll er die Adressaten erreichen – auf den Flügeln der Hoffnung? Oder mit Brieftauben?»

«Weder noch. Es geht viel einfacher – nämlich auf den Wegen, die die deutsche Regierung für uns bereitet hat. Da die Nazis den angeschlossenen Teil Polens nun als festen Bestandteil Deutschlands ansehen, müssen wir die Briefe lediglich adressieren, frankieren und per Post versenden. Briefe innerhalb des Reiches werden so gut wie nie zensiert.»

Danuta und ich machten uns an die Arbeit. Wir gönnten uns kaum eine Pause und erledigten die Aufgabe innerhalb weniger Tage. Als wir fertig waren, besuchte uns Lucjan, er zeigte sich hochofren und überschüttete uns mit Lob. Doch trotz seiner scheinbaren guten Laune wirkte er besorgt. Ich hatte schon oft Männer erlebt, die nach aussen hin das eine zeigten und innerlich das blanke Gegenteil empfanden. Dafür gibt es subtile Anzeichen: Eine leicht zerstreute Art, geringfügig verzögerte Reaktionen auf manche Bemerkungen, gefolgt von dem übertriebenen Bemühen, zu beweisen, dass nichts ihrer Aufmerksamkeit entgangen war, dazu eine überzogene Wachsamkeit – all das sind typische Symptome einer solchen inneren Zerrissenheit. Es war unverkennbar, dass Lucjans Gedanken um ganz andere Dinge kreisten als um diesen Brief. Sein Interesse an meinen Worten war abwechselnd eine Idee zu lasch und dann wieder einen Hauch zu stark. Schliesslich unterbrach ich meine Ausführungen und sagte:

«Du hörst mir ja kaum zu, Lucjan. Du scheinst etwas viel Wichtigeres im Kopf zu haben. Erzähle uns doch davon, wenn es dir möglich ist.»

Er stritt jedoch ab, unaufmerksam zu sein. Er sei zwar in Gedanken manchmal woanders, doch das sei nicht weiter von Bedeutung.

«Kennst du Bulle?», fragte er mich.

«Den Namen habe ich wohl schon einmal gehört», antwortete ich, «aber er sagt mir nicht viel.»

Danuta kam herein.

«Der Name Bulle sagt dir also nichts, ja? Wie kannst du von dem noch nie gehört haben? Jeder hier kennt dieses Scheusal. Dieses Dreckschwein ...»

«Komm Danuta, beruhige dich. Du fährst Witold ja an, als wäre er verantwortlich für Bulles Taten.»

Er wandte sich mir zu, mit harter Miene und zusammengebissenen Zähnen.

«Bulle ist ein *Volksdeutscher*», er spie das Wort förmlich aus, «und zwar einer der übelsten Sorte.»

Aus seinem Gesicht sprach äusserste Verachtung. Er steckte sich eine Zigarette an.

Die sogenannten *Volksdeutschen*, zu denen Bulle gehörte, waren eine von den Deutschen ersonnene Kategorie. Sie diente dem doppelten Zweck, Polens nationale Identität zu zerstören und die Moral zu untergraben. Ursprünglich war sie auf jenes Drittel Polens beschränkt, das laut Gauleiter Forster³ schon immer deutsch gewesen war, bis die Polen es durch Terror und Unterdrückung polonisiert hatten. In diesem Gebiet sollte eine «rein germanische Kultur» durchgesetzt werden: deutsche Sprache, deutsche Schulen und Institutionen, die alle anderen verdrängen sollten. Es wurde verfügt, dass auf diesem Gebiet ausschliesslich Personen zu dulden waren, die Deutsch sprachen, ihre Kinder auf deutsche Schulen schickten und in der einen oder anderen Weise dem «Vaterland» dienten.

Die meisten Deutschen, die schon vor dem Krieg in Polen gelebt hatten, waren nun eilig bestrebt, sich die entsprechenden Papiere zu beschaffen und *Reichsdeutsche* zu werden. Die überwiegende Mehrheit der polnischen Bevölkerung hingegen weigerte sich standhaft, diese «glorreiche Gelegenheit» zu nutzen, sich mit dem Reich «solidarisch zu zeigen». Sie sprachen weiterhin Polnisch und taten sich enorm schwer, die deutsche Sprache zu erlernen. Da es nun so aussah, als würde das grosszügige Angebot schnöde ignoriert, rangen sich die Nazis zu gewissen Zugeständnissen durch. Jeder, der auch nur ein paar Tropfen deutsches Blut in seinen Adern geltend machen konnte, war fortan berechtigt, sich durch Antrag an die entsprechenden Behörden die gleichen Lebensmittelrationen, bestimmte Privilegien und die segensreiche Staatsbürgerschaft nach dem Krieg zu sichern. Doch zum Leidwesen der Nazis liess sich nur eine Handvoll Polen von diesem verlockenden Angebot überzeugen. Das waren die *Volksdeutschen*. Die Nazis mühten sich verzweifelt, ihre Zahl zu mehren, und verzichteten schliesslich auf jeglichen

Rassenachweis. So gut wie jedem wurde für die Zukunft die deutsche Staatsbürgerschaft angeboten, was in der Gegenwart besondere Lebensmittel- und Kleidungszuteilungen praktisch ohne Gegenleistung bedeutete. Doch selbst all diese Lockmittel, die zusätzlichen Rationen und die schmeichelnde Propaganda brachten nicht mehr als ein kleines Häuflein Abtrünniger hervor.

Die *Volksdeutschen* wurden allenthalben verachtet. Sie galten entweder als kriminelle Verräter oder als feige, erbärmliche Jammerlappen.⁴ Natürlich kannte und teilte ich diese allgemeine Haltung. Dennoch fand ich Lucjans Einstellung gegenüber Bulle wenig einleuchtend. Danutas Ausbruch mochte durch ihre Anspannung bedingt sein. Doch es war offensichtlich, dass Lucjan ihm ähnlich feindselig und hasserfüllt gegenüberstand und seine abrundtiefe Abscheu nur durch die Disziplin und Selbstbeherrschung im Zaum hielt, die unbedingt zur Arbeit im Untergrund dazugehörten und ohne die kein Mitglied lange überleben konnte.

Ich fragte mich, weshalb Lucjan diese Person so sehr hasste. Ich wollte wissen, ob rein persönliche Motive die Ursache waren, ob beide Familien vielleicht eine Art Privatfehde austrugen.

«Warum hasst du ihn denn so sehr?», fragte ich also nach. «Er ist doch auch nur einer von diesem Pack.»

Lucjans anfänglicher Zorn war inzwischen verebbt. Schweigend liess er sich auf dem üppig gepolsterten Sessel nieder, schlug die Beine übereinander und zündete sich eine Zigarette aus der Packung an, die er inzwischen aus der Tasche geholt hatte. Nüchtern und ruhig erklärte er:

«Dem Problem mit den Volksdeutschen können wir nicht einfach nur mit Kälte und Verachtung begegnen. Es stimmt schon, dass viele von denen sich davon beeindruckt lassen, wenn sie von ihrem Umfeld geächtet werden. Aber ein paar von ihnen sind immun gegen solcherlei Druck. Das sind die wirklich Gefährlichen, gegen die man mit drastischeren Massnahmen vorgehen muss. Und Bulle gehört zu den Schlimmsten.»

Danuta ballte die Fäuste und verzog in unverhohlener Wut das Gesicht.

«Dieses Dreckschwein sollte man umbringen. Er ist viel schlimmer als ein normaler Volksdeutscher. Er schnüffelt herum, lädt die Bauern zum Trinken ein, verstopft ihnen das Hirn mit der neuesten Nazi-Propaganda und drängt sie zur Kollaboration mit den Deutschen. Jeder weiss, dass er die Namen unserer Mitglieder an die Gestapo meldet ...»

Lucjan warf ihr einen tadelnden Blick zu.

«Dafür haben wir keinerlei Beweise.»

«Beweise, Beweise!» Sie reckte die Hände zum Himmel. «Erwartest du vielleicht ein umfassendes Geständnis von ihm in Schönschrift? Sei nicht so naiv, Bruder.»

«Aber es geht nicht ohne Beweise. Wir können uns nicht benehmen wie die Nazis und Leute auf blossen Verdacht hin aburteilen. Früher oder später wird Bulle einen Fehler machen. Und wenn es so weit ist, werden wir handeln.»

Danuta überzeugte das nicht. Doch noch ehe sie widersprechen konnte, lenkte Lucjan das Gespräch auf ein anderes Thema.

«So, Witold, deinen ersten Auftrag als Mitarbeiter der Propaganda hast du erfolgreich abgeschlossen. Was schlägst du jetzt vor? Hast du schon neue Ideen?»

«Ja, in der Tat. Es mag ein Zufall sein, aber ich habe selbst auch schon über die Volksdeutschen nachgedacht. Mit ihnen würde ich mich gern eine Weile befassen und dafür sorgen, dass sie den verdienten Lohn bekommen.»

Danutas Augen blitzten erfreut.

«Nichts würde ich lieber tun, als dir dabei zu helfen, Witold.

Wie willst du vorgehen?»

Die Antwort kam von Lucjan.

«Ich vermute, unser Freund hat dabei die Massnahme «freiwillige Meldung» im Sinn. Nicht wahr, Witold?»

Ich nickte zustimmend.

«Damit waren wir in Deutschland und einigen polnischen Distrikten durchaus erfolgreich. Ich denke, wir können hier genauso vorgehen.»

Gleich am nächsten Tag machte ich mich mit Danutas Unterstützung an die Arbeit. Danuta hatte die Aufgabe, die Namen dieser verräterischen Bande zusammenzutragen und abzugleichen, während ich meine literarische Ader an ein ganz neuartiges Werk wandte.

Statt Widerstandsappelle an die polnische Bevölkerung verfasste ich diesmal Briefe an die Nazi-Behörden mit dem brennenden Wunsch, sich in ihre Dienste zu stellen. Jeder Brief war mit dem Namen eines Volksdeutschen unterzeichnet und enthielt die dringende Bitte des Schreibers, seinem Land dienen zu dürfen. Dabei musste man ausreichend variieren, damit der Schwindel nicht zu offensichtlich war. Insgesamt waren sie jedoch so formuliert, wie ein zum Nationalsozialismus Bekehrter sich ausdrücken würde:

Der Führer hat in mir das Bewusstsein für die germanische Gemeinschaft wacherüttelt. Derzeit diene ich dem Vaterland als Bauer (oder Kaufmann, Polizist etc.). Ich kann nicht mehr länger untätig zusehen, wie meine deutschen Brüder den Heldentod sterben. Ich möchte mich in den Dienst des glorreichen deutschen Heeres stellen und bitte hiermit um das Privileg, umgehend zur Wehrmacht eingezogen zu werden ... Es wäre mir eine grosse Ehre, in Ihrer Armee dienen zu dürfen, und ich hoffe, meine patriotische Gesinnung wird bald durch meine Einberufung und Entsendung an die Front belohnt...

Als Danuta den ersten von mir verfassten Brief durchlas, kühlte ihr anfänglicher Eifer für unser Vorhaben plötzlich ab. Sie sah mich mit ungewöhnlich ernstem und verstörtem Blick an. Ich spürte deutlich, dass dieser Streich ihren Vorstellungen von Anstand und Redlichkeit widersprach. Obwohl sie die Verräter unter den Volksdeutschen hasste und sie

als Feiglinge verachtete, war offensichtlich, dass ihr diese List doch ein wenig zu brutal schien.

Ich stand solchen Methoden, die mich anfangs ebenfalls abgeschreckt hatten, schon seit Längerem recht abgebrüht gegenüber. Mit der Zeit hatte ich mich einfach damit abgefunden, dass sie notwendig waren. Doch durch Danuta wurden mir meine einstigen Vorbehalte wieder bewusst. Ich sah sie mitfühlend an und sagte so sanft und beruhigend ich konnte:

«Ich weiss, was dir durch den Kopf geht, Danuta. Du denkst, dass wir über derartigen Tricks stehen sollten. Aber du musst auch unsere Lage bedenken und dir im Klaren sein, wie sehr uns diese Leute schaden können. Wir können die Strukturen der Nazis nur durch solche Hinterlist zerschlagen. Ansonsten haben wir keine Chance gegen sie... Und ausserdem sind das meine Befehle.»

Ihr Gesicht hellte sich ein wenig auf, und sarkastisch sagte sie:

«Witold, du solltest dich lieber darauf beschränken, Briefe zu schreiben. Das Gedankenlesen solltest du besser sein lassen, das ist nämlich nicht gerade dein Spezialgebiet. Ich hatte mich eigentlich nur gefragt, warum du diese Schreiben an die zentrale Militärverwaltung in Berlin richtest und nicht an die entsprechenden örtlichen Behörden. Ist das nicht eher ein Umweg?»

Es ärgerte mich ein wenig, dass ich nicht genau wusste, ob sie recht hatte oder nur wie üblich alles tat, um nicht als weibisch, sentimental und überempfindlich dazustehen.

So antwortete ich mit gezieltem Sarkasmus:

«Selbstverständlich ist es aussichtslos, deine Gedanken zu lesen. Dazu sind sie viel zu tiefeschürfend und kompliziert. So sehr, dass man sich wundert, wie dir die Antwort auf deine eigene Frage entgehen konnte. Diese Briefe werden deshalb nach Berlin geschickt, weil das zentrale Militärkomitee nicht ausreichend Zeit hat, jeden einzelnen Antrag zu überprüfen. Von dort aus werden die Bewerber nahezu automatisch eingezogen. Sie machen sich nie die Mühe, die Behörden vor Ort zu konsultieren, da sie viel Wichtigeres zu tun haben, als über die Einbe-

rufung einzelner *Volksdeutscher* zu diskutieren. Dadurch besteht keine Gefahr, dass die örtliche Verwaltung Kontakt zu einem dieser Einberufenen aufnimmt und der Schwindel dadurch auffliegt.»

Danuta antwortete auf meine Worte mit einem herzhaften Gähnen.

«Witold, als du hier ankamst, hast du den ganzen Tag lang kaum ein Wort gesagt. Nach einem Monat Landluft und vernünftigen Essen bist du mächtig redengewandt geworden. Noch ein Monat mehr, und du hältst wahrscheinlich längere Reden als ein Nazi-Funktionär.»

Aber sie konnte ihre Neugier nicht lange im Zaum halten. Im nächsten Augenblick wollte sie wissen, was geschehen würde, wenn ein *Volksdeutscher* sich weigerte, der Einberufung nachzukommen, und abtritt, den Brief abgeschickt zu haben. Ich wies sie darauf hin, dass das Opfer in der Regel nicht wusste, was genau vor sich ging, sondern annahm, die Einberufung sei auf die Aushebungsmaschinerie der Nazis zurückzuführen. Selbst wenn jemand misstrauisch wurde, konnte er schwerlich zum Amt gehen und seinen Antrag zurückziehen oder den Dienst verweigern. Zudem war der Brief dann Tausende Kilometer entfernt, sicher verwahrt in einer Akte, an die er nicht herankam.

Als ich Lucjan gebeten hatte, mir Propaganda-Arbeit zu übertragen, hatte ich nicht damit gerechnet, dass sie solche Ausmasse annehmen würde. Ich war noch nicht wieder vollständig genesen, und die einfachen Aufgaben, in die ich mich gestürzt hatte, hatten sich unversehens zu anspruchsvollen Projekten entwickelt, die mich viel Kraft kosteten. Eigentlich sollte es nur darum gehen, ein wenig Vorarbeit zu leisten, um die Moral der polnischen Bevölkerung zu stärken und Vergeltung an feigen Kollaborateuren und Verrätern zu üben.

Doch jede Idee schien neue zu zeugen, die im Hinblick auf den Gesamterfolg nicht vernachlässigt werden durften. Und das führte dazu, dass ich mit Zustimmung und Hilfe des Untergrunds auf einmal an einer gross angelegten Produktion von Briefen, Flugblättern und schliesslich

sogar von Zeitungen und Zeitschriften beteiligt war. Mir kam die Aufgabe zu, Texte für die verschiedensten Propaganda-Aktionen zu verfassen. Es war ein anspruchsvoller und spannender Ausflug in die Welt der Schreibkunst und Politik. Jeder Text musste Zeile für Zeile sorgfältig durchdacht werden, da so gut wie alle unsere Dokumente als Produkte deutscher Geheimorganisationen liberaler, sozialistischer, katholischer, kommunistischer oder sogar nationalsozialistischer Couleur ausgegeben wurden. Das Grundprinzip unserer Propaganda bestand darin, dass all unsere Aufrufe, Proklamationen und selbst die Nachrichtenberichte im Namen fiktiver Organisationen verfasst wurden, die der katholischen Ethik, den Traditionen des deutschen Parlamentarismus, der internationalen Arbeitersolidarität oder der Freiheit des Einzelnen verpflichtet waren. Jedes Schriftstück musste exakt die Grundsätze der vorgeblichen Verfasser widerspiegeln. Nach kurzer Zeit fühlte ich mich wie ein Schauspieler in einem verarmten Strassentheater, der zwischen verschiedenen Rollen wechseln muss. Ich war in ständiger Anspannung, denn ein einziger Fehler konnte die ganze Sache auffliegen lassen.

Die Strategie, Propaganda im Namen der Deutschen zu veröffentlichen, war von wachsendem Erfolg gekrönt, was zur Folge hatte, dass wir immer kühnere und anspruchsvollere Projekte in Angriff nahmen. Schliesslich gab der Untergrund zwei Zeitungen heraus, die nicht nur in den Reihen des deutschen Heeres in Polen gelesen wurden, sondern auch im Reich selbst weitverbreitet waren. Eine firmierte als Organ der deutschen Sozialdemokraten, die andere als flammendes nationalistisches Blatt.⁵

Vor diesem Hintergrund bin ich überzeugt, dass die Gerüchte über eine grosse deutsche Untergrundbewegung womöglich einzig und allein auf unsere Arbeit zurückzuführen waren. Während des Krieges habe ich Nazi-Deutschland aus den verschiedensten Blickwinkeln recht gut kennengelernt. Ich bin viel im Reich herumgekommen und habe dabei keinerlei Hinweise auf eine bedeutende Bewegung gefunden, die dem Re-

gime feindlich gegenüberstand. Vielleicht ist es der Reichsregierung tatsächlich gelungen, den gesamten deutschen Widerstand in Konzentrationslagern zu ersticken. Das spräche gegen einen funktionierenden deutschen Untergrund. Tatsache ist, dass ich bei meinen Reisen nach Deutschland keine Spuren eines aktiven deutschen Untergrunds feststellen konnte. Ich bin der Auffassung, dass sämtliche Zeugnisse solcher Bewegungen entweder frei erfunden sind oder aus Wunschdenken überbewertet werden. Viele unserer Publikationen – sowohl im Ausland als auch im Reich selbst – wurden jedenfalls fälschlicherweise deutschen Quellen zugeschrieben.

Inmitten all dieser fieberhaften Geschäftigkeit musste ich gelegentlich Rundgänge über das Anwesen unternehmen und dabei ständig mein ausgeklügeltes Zahlensystem im Kopf behalten, mit dem ich meine Unkenntnis im Umgang mit Gartengemüse zu überspielen hoffte. Diese anstrengenden Begehungen wurden dadurch belohnt, dass ich mir allmählich ein bescheidenes gärtnerisches Wissen und gute Kontakte zu den Einheimischen aufbaute. Zu meiner eigenen Überraschung gelang es mir sogar, die eiserne Zurückhaltung des alten Kutschers zu durchbrechen. Wenn er mich nun nach einem Zielort fragte, tat er das inzwischen – wenngleich alles andere als herzlich – in einem beinahe zivilisiert-brummigen Tonfall, statt mich wie zuvor unwillig anzuknurren.

Obwohl meine Furcht, mich selbst zu verraten, ein wenig nachgelassen hatte, waren mir diese Inspektionen eine Last, wenn sie zu meinen sonstigen Aufgaben noch hinzukamen. Die Energiereserven, die ich während meiner dreiwöchigen Rekonvaleszenz aufgebaut hatte, wurden gar zu schnell aufgebraucht. Nach einem anstrengenden Tag fühlte ich mich seltsam schwach. Mein Körper schien sich ohne meinen Willen und mein Zutun wie von selbst zu bewegen. Meine Stimmung war gereizt und meine Geduld sehr begrenzt. Danuta drängte mich häufig, kürzerzutreten und ein paar Tage auszuruhen. Die Köchin schüttelte bei

meinem Anblick unzufrieden den Kopf und rügte mich wegen meines schlechten Zustands, als wäre ich ein Hausschwein, das sie unbedingt mästen wollte. Mit neuerlichem Eifer bedachte sie mich mit allerlei Gesundheitstränken und kleinen Leckereien. Irgendwann beugte ich mich dem allgemeinen Druck und meiner eigenen Erkenntnis, dass ich kurz davor war, einen Rückfall zu erleiden. Ich versprach, mich ein paar Tage auszuruhen und alles zu essen, was man mir zubereitete.

Von nun an verordnete ich mir jede Woche einen freien Tag. Doch die Arbeit nahm mich inzwischen so gefangen, dass es mir äusserst schwerfiel, untätig zu sein. Ich musste mich förmlich dazu zwingen, mich regelmässig auszuruhen und gar nichts zu tun, zu lesen oder harmlos zu plaudern, während meine Gedanken ganz woanders waren. Eines solchen Abends sass ich unruhig mit einem Buch im Sessel, als ich das vertraute Geräusch am Gartenfenster hörte, das Lucjans Besuche anzeigte. Erfreut über die Unterbrechung meines ungeliebten Müssiggangs, eilte ich hin, um ihn zu begrüssen. Überrascht sah ich einen Fremden an seiner Seite.

Es war ein kleiner, kräftig gebauter junger Mann. Sein Gesicht war gebräunt, und seine jugendlichen Züge standen im merkwürdigen Kontrast zu den tiefen Falten, die normalerweise erst in reiferen Jahren entstehen. Er hatte einen strohblonden Bürstenschnitt, war wie ein Bauer gekleidet und gab sich derb und schroff, jedoch keineswegs einfältig.

Angesichts der Umstände seines Besuchs und der Art und Weise, wie er sich prüfend im Zimmer umsah, bestand kein Zweifel daran, dass er Mitglied des Untergrunds war. Er musterte mich mit ruhiger Gelassenheit und wirkte dabei auffallend aufmerksam und selbstsicher. Fragend sah ich Lucjan an. Etwas am Benehmen des Fremden kam mir ausgesprochen ungewöhnlich vor und alles andere als typisch für jemanden, den man in Lucjans Begleitung antraf. Sein Gesicht war von harten, unnachgiebigen Falten durchzogen, die Lippen hatte er fest zusammengepresst. Er wirkte entschlossen, fast schon unbarmherzig.

HINRICHTUNG EINES VERRÄTERS

WORTLOS SCHAUTEN **WIR DREI** uns an. Ich fand, dass Lucjan den Anfang machen sollte, und beschloss, selbst keinen Ton zu sagen, falls er bei seinem unhöflichen Benehmen bliebe. Als das Schweigen immer bedrückender wurde und nicht enden wollte, kam es mir so vor, als wäre dabei ein diffuses Gefühl von Stolz im Spiel. Entgegen meiner ursprünglichen Absicht wollte ich gerade eine bissige Bemerkung fallen lassen, als zu meiner grenzenlosen Überraschung und Entrüstung Lucjan seinen jungen Freund beim Ärmel packte und sich mit ihm in eine Zimmerecke zurückzog. Einen Augenblick lang sprachen sie im Flüsterton und kamen dann wieder zum Vorschein. Allmählich ging mir ihr eigenartiges Verhalten auf die Nerven. Als sie in der Zimmermitte waren, trat ich direkt auf sie zu und fuhr sie an:

«Wenn ihr lieber unter euch sein wollt, Lucjan, musst du es mir nur sagen, dann lasse ich die beiden Herren allein.»

Lucjan sah mich mit echter Verwunderung an. Dann drückte seine Miene Verständnis und schliesslich sogar eine gewisse Belustigung aus.

«Moment mal, Witold. Wir wollten nicht unhöflich sein. Wir hatten nur ganz dringend etwas zu besprechen, und ich fürchte, dass ich darüber völlig meine gute Erziehung vergessen habe. Es tut mir sehr leid.»

Nun war es an mir, verlegen zu sein. Es war lächerlich gewesen, auf gutes Benehmen zu pochen. Wegen einer Nichtigkeit war ich beleidigt gewesen. Kleinlaut murmelte ich etwas, und ein Weilchen ergingen wir

uns in gegenseitigen Entschuldigungen. Lucjan unterbrach die kleine Einlage schliesslich, indem er in offiziellem Tonfall sagte:

«Ich möchte dir gern Kostrzewa vorstellen.»

Dessen nüchterne Miene wich augenblicklich einem herzlichen, jugendfrischen Lächeln, und seine blauen Augen strahlten mich offen und freundlich an. Er wirkte jetzt weit weniger zurückhaltend und verkrampft. Offensichtlich hatte er sich inzwischen eine Meinung über mich gebildet.

«Ich habe dich schon im Dorf gesehen», sagte er unbekümmert und aufgeschlossen. «Freut mich, dich kennenzulernen.»

Kostrzewa war mir sympathisch, doch es fiel mir nicht leicht, ihn in eine bestimmte Schublade einzuordnen. Einerseits wirkte er unschuldig und arglos, andererseits aber auch scharfsinnig und entschlossen. Wenn es darauf ankam, war er sicher ein zäher Bursche, dachte ich bei mir und liess es vorerst dabei bewenden.

Beiläufig fragte mich Lucjan, ob ich ihm einen Gefallen tun könne.

«Selbstverständlich», war meine Antwort. «Worum geht es denn?»

«Nichts Besonderes eigentlich. Wir haben vor, in ein paar Tagen eine eher unbedeutende Sache zu klären, und suchen noch jemanden, der dabei Wache schiebt.»

Seine Reserviertheit wurmte mich. Ich fand, mir gegenüber konnte er ruhig ein wenig gesprächiger sein.

«Geht es nicht etwas detaillierter?», fragte ich.

«Da gibt es keine weiteren Details. Du musst dich eigentlich nur hinter einem Baum verstecken, und, wenn du jemanden kommen siehst, einfach unsere Melodie pfeifen. Bist du dabei?»

«Selbstverständlich. Und in welcher Nacht soll das Ganze stattfinden?»

«Wir sagen dir in den nächsten Tagen Bescheid.»

Abrupt wandte er sich zum Gehen und Kostrzewa ebenfalls. Sie verschwanden durch das Fenster. Sehr verärgert über sie und mich selbst

sah ich ihnen nach. Ich stellte die wildesten Mutmassungen über den Zweck der Unternehmung an, kam jedoch zu keinem Ergebnis.

Zwei Tage später war Lucjan ohne Kostrzewa wieder da. Ich spürte, dass etwas Wichtiges in der Luft lag. Das heisst jedoch nicht, dass Lucjan besonders angespannt oder nervös wirkte. Er war viel zu erfahren, um gewöhnliche Reaktionen auf eine aussergewöhnliche Situation zu zeigen. Doch ich hatte schon zu viele Leute in einem solchen Zustand gesehen und liess mich von seiner scheinbaren Gelassenheit nicht täuschen. Sie traten dann immer mit so einer ganz bestimmten, ein wenig befangen wirkenden Ruhe auf. Ihrer Stimme fehlte der gewohnte Tonfall, und ihre ganze Haltung hatte etwas Auffälliges, das sie verriet – manchmal war es eine übertriebene Feierlichkeit oder auch eine unangemessene Nonchalance. Diese Details verwiesen für mich stets auf eine innere Anspannung, ohne dass ich sagen konnte, welcher Art sie war. Es war, als ob man nach einer gewissen Zeit der Untergrunderfahrung zu einem hochempfindlichen Messgerät würde, das selbst kleinste Erschütterungen registrierte.

Als ich Lucjans unbestimmtes Lächeln sah, fing mein Herz an zu hämmern, und meine Handflächen wurden schweissnass und heiss.

Ich begrüsstete ihn zurückhaltend.

«Heute ist also die Nacht, in der ich euch den kleinen Gefallen tun soll?»

«Ja», sagte er gedankenverloren. «Am besten ziehst du Gummistiefel an. Das Gras ist sicher nass.»

Als ich in mein Zimmer gehen wollte, hielt er mich kurz auf und begutachtete mein Äusseres.

«Und ausserdem solltest du etwas Dunkles anziehen. Ich möchte nicht, dass du auffällst.»

«Geht in Ordnung. Bin gleich wieder da.»

Lucjan setzte sich in den Sessel, den er unbewusst immer dann be-

vorzuzugte, wenn er nervös oder angespannt war. Während ich die Treppe hinaufstieg, musterte ich ihn. Seine Kiefermuskeln arbeiteten, und seine Stirn lag gedankenschwer in Falten. In der Hand hielt er eine angezündete Zigarette, vergass jedoch zu rauchen. Ich ging in mein Zimmer, zog mir rasch dunkle Hosen sowie einen Pullover unter meine Jacke an und kehrte zurück ins Wohnzimmer.

Lucjan lief unruhig auf und ab.

«Das sieht besser aus», sagte er. «Bist du so weit?»

Ich kam kaum dazu zu nicken, da war er schon durch die Hintertür auf dem Weg nach draussen. Ich folgte ihm. Auf dem Pfad hinter dem Haus hielt er an und legte mir beruhigend die Hand auf die Schulter. Er drehte sich einmal vollständig im Kreis und liess dabei seinen scharfen, suchenden Blick ringsum in die Dunkelheit schweifen.

Als er sicher war, dass uns niemand beobachtete, ging er mit raschen, entschlossenen Schritten weiter. Die Luft war nasskalt. Ich schlug den Mantelkragen hoch und lief schweigend neben ihm her. Wir hielten uns dicht am Wegesrand, im Schutz der Baumschatten. Nach ungefähr einem Kilometer verliess Lucjan den Pfad und ging in den Wald. Wir kamen zu einer weiten Lichtung und überquerten rasch das dichte, feuchte Gras. Mir fiel auf, dass wir jetzt einen grossen Bogen um ein Dorf beschreiben, sodass wir weiter vorn auf der Strasse, auf der wir gekommen waren, wieder in den Wald gelangen würden. Etwa drei Kilometer liefen wir durch die Felder, dann lag das Dorf in unserem Rücken, und wir waren wieder im Wald. Lucjan bewegte sich in der Dunkelheit schnell voran, er war mit der Örtlichkeit vertraut. Ich hingegen stolperte hinter ihm her, kratzte mich an dornigen Büschen und kam immer wieder ab von dem schmalen Pfad, den Lucjan zwischen Bäumen, Wurzeln und Gestrüpp gewählt hatte. Nach einem weiteren mühsamen und erschöpfenden Kilometer blieb Lucjan unvermittelt stehen.

Hinter einem dichten Gebüsch, das er offenbar schon zuvor ausgesucht hatte, liess er sich auf den Waldboden fallen. Die Stelle war ein

hervorragender Aussichtspunkt. Im Sitzen hatten wir eine ungehinderte Sicht auf die Strasse, während wir selbst für jeden Vorüberkommenden unsichtbar blieben. Auch von hinten konnte sich niemand unbemerkt nähern, da wir das Geräusch von Schritten im Wald sofort gehört hätten. Und im Falle eines plötzlichen Alarms konnten wir uns schnell zurückziehen und zwischen den Bäumen verschwinden. Ich war mir immer sicherer, dass diese sorgfältigen Vorbereitungen keineswegs einer «unbedeutenden Sache» galten.

Während Lucjan herumstreifte und umherspähte, sass ich still und liess die Strasse keinen Moment aus den Augen. Müdigkeit und Kälte machten mir langsam zu schaffen. Lucjans Geheimniskrämerei und sein allgemeiner Mangel an Rücksichtnahme mir gegenüber ärgerten mich. Ich beherrschte mich, so lange es irgend ging, doch dann platzte ich heraus:

«Sag mal, Lucjan, was zum Teufel ist der Zweck dieser ganzen Heimlichtuerei? Ich habe ja nichts dagegen, dass du mich durch halb Polen schleifst, aber ich wüsste wenigstens gern ungefähr, warum. Wie lange soll ich hier noch sitzen? Wann wird es, was zum Teufel es auch ist, denn nun passieren?»

Seine Reaktion war die gleiche wie schon in jener Nacht mit Kostrzewa. Verblüfft sah er mich an.

«Stimmt etwas nicht mit dir? Bist du krank?»

«Krank? Ich? Nein, ich hätte nur gern eine leise Ahnung, worum es hier geht. Falls es nicht zu viele Umstände bereitet.»

«Aber ich habe es dir doch schon gesagt. Es ist einfach nur eine unbedeutende Angelegenheit, die eine Erklärung nicht lohnt.»

«Dann erklär sie mir bitte trotzdem.»

«Gut, ich werde sie dir erklären. Aber später.»

Damit nahm er sein ruheloses Umherstreifen und Spähen wieder auf. Ich blieb sitzen und schaute weiter missmutig in die Gegend. Was war ich nur für ein Dummkopf, dass ich bei meinem schlechten Gesundheitszustand wegen einer solch fruchtlosen Unternehmung hierhergekommen war. Innerlich fluchte ich vor mich hin. Ich fühlte mich gedemütigt

und zurückgewiesen, konnte aber nichts dagegen tun. Ich nahm mir vor, dass ich mich rächen würde, später, wenn das alles vorbei war. Lucjan setzte sich für eine kurze Verschnaufpause neben mich. Stur stellte ich ihm wieder dieselben Fragen.

«Du hast also immer noch nicht vor, mir zu erklären, was das hier zu bedeuten hat? Warum denn nicht? Traust du mir nicht?»

Er runzelte die Stirn und schüttelte ungeduldig den Kopf.

«Genau darum geht es. Wir trauen dir nicht ...»

«Wie bitte?» Entrüstet sprang ich auf.

«Setz dich und lass mich ausreden. Nicht so, wie du das jetzt verstehst. Wir wissen, dass du loyal und zuverlässig bist. Aber du bist zu intellektuell, zu weichherzig für das, was wir heute vorhaben. Und wir dürfen kein Risiko eingehen. Und jetzt setz dich hin und verhalte dich still. Wir müssen absolut still sein.»

Ich schluckte meinen Stolz hinunter, setzte mich widerwillig und versank in verdrossenes Schweigen. Die Minuten krochen bleischwer und mühsam dahin. Gerade wollte ich aufstehen und meine verkrampften Beine strecken, als Lucjan mich entschlossen niederdrückte. Jemand kam die Strasse entlang. In der Stille hörte ich das Hämmern derber Nagelstiefel, die mit ungewöhnlicher Kraft den Schotterweg hinabschritten – als ob der Besitzer mit aller Macht die Aufmerksamkeit auf seine Anwesenheit lenken wollte. Ich war erschrocken, als diese lärmende Person dieselbe Melodie zu pfeifen begann, auf die Lucjan und ich uns verständigt hatten. Ich schaute neugierig fragend zu ihm hinüber, doch er war so unergründlich wie zuvor.

Der Pfeifer erreichte unser Blickfeld. Im schwachen, von Wolken gefilterten Mondlicht fand ich, dass er wie Kostrzewa aussah, war mir aber nicht sicher. Was sollte das alles? Ich verfluchte mich, weil ich so ein schwachköpfiger Idiot war. Wer es auch immer war, er schaute kurz in unsere Richtung, ohne allerdings den Schritt zu verlangsamen, und setzte seinen Weg lautstark fort, mittlerweile mit dem Rücken zu uns.

Ich konnte erkennen, dass seine Schultern breit und stark waren, und seine Figur wirkte untersetzt und kräftig.

Wieder schaute ich zu Lucjan, in der Hoffnung, einen Schlüssel zu dem Geheimnis zu finden. Er hingegen sah nicht der lauten Person nach, sondern sein Blick ging in die Richtung, aus der diese gekommen war. Ein schwaches, eigenartiges Lächeln umspielte seine Lippen. Ich sah in dieselbe Richtung. Als sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sah ich die Gestalt eines Mannes am Strassenrand von Baum zu Baum schleichen. Offensichtlich folgte er Kostrzewa heimlich – falls es denn tatsächlich Kostrzewa war.

Lucjan atmete jetzt schwer – kurz, angestrengt und keuchend. Mein Herz hämmerte aufgeregt. Der Verfolger war nun gegenüber unserem Versteck auf der anderen Strassenseite. Lucjan stiess mich leise an und stand mit raschen, verstohlenen Bewegungen auf. Geduckt folgten wir Kostrzewas Verfolger.

Vorsichtig blieben wir etwa zwanzig Meter hinter ihm, immer am Strassenrand, wo der Boden weich war. Als wir einen Moment zögerten, verlor ich den Mann aus den Augen. Dann war plötzlich ein Schlurfen zu hören, die Geräusche eines Ringkampfes in den Büschen, von Körpern, die in peitschende Zweige und raschelndes Laubwerk fielen.

Lucjan blieb stehen, und seine Hand krampfte sich aufgeregt um meine Schulter.

«Warte hier», sagte er in rauem Befehlston. «Wenn jemand kommt, pfeif unsere Melodie und versteck dich.»

Er rannte die Strasse hinunter und verschwand aus meinem Blickfeld. Ich verspürte kurz den Drang, ihm nachzulaufen, ging dann aber, angewidert von der Rolle, die ich zu spielen hatte, auf die andere Strassenseite. Dort fand ein blutiger Kampf statt, und mir hatte er die schämliche Aufgabe des Schmierestehens zgedacht – ohne dass ich eine Ahnung hatte, was ich eigentlich tat. Man verachtete mich – so viel war klar.

Es verging ungefähr eine Viertelstunde, in der ich am Strassenrand kauerte, Strasse und Umgebung mit den Augen absuchte, auf die kleinsten Anzeichen eventueller Passanten lauschte, während mein Geist mit bitteren Betrachtungen über meine Behandlung und mit Sorge und Aufregung über das Geschehen oben auf der Strasse erfüllt war.

Dann sah ich eine müde, erschöpfte Gestalt langsam die Strasse entlang auf mich zukommen. Es war Lucjan. Sein Gesicht war gespenstisch blass in dem unheimlichen Licht. Als er direkt vor mir stand, sah ich, dass seine Stirn schweissnass war. Sein Anblick beunruhigte mich, und ich bekam ein schlechtes Gewissen bei den finsternen Gedanken, die ich gewälzt hatte. Ich bat ihn, im Gutshaus zu übernachten. Es war spät, und die Gefahr war nicht besonders gross. Er lehnte brüsk ab.

«So dumm bin ich nun wirklich nicht», erwiderte er bissig, fing sich dann aber. «Es tut mir leid, Witold. Ich wollte nicht so grob sein. In ein oder zwei Tagen komme ich hinüber ins Haus und erkläre alles.»

Bedrückt gingen wir beide unserer Wege. Lucjan schleppte sich müde über die Felder davon, und ich folgte dem Pfad nach Hause. Ich fühlte mich niedergeschlagen, erschöpft, deprimiert und wollte nur noch ins Bett. Als ich mein Zimmer betrat, ging plötzlich das Licht an. Ich prallte zurück. Es war Danuta, offenbar hatte sie im Dunkeln auf mich gewartet. Ich war so müde und erschöpft, dass ich weder Neugier noch Sympathie oder Ärger zu empfinden vermochte. Ängstlich fragte sie mich aus.

«Ist irgendetwas passiert?»

Noch einmal flackerte Bitterkeit in mir auf.

«Hätte etwas passieren sollen?»

Sie wirkte gekränkt, doch ich war nicht in der Stimmung, sie zu trösten.

«Bist du sicher, dass du mir nichts zu erzählen hast?» Sie bettelte nun schon fast.

«Absolut nichts.»

«Bitte, ich möchte es unbedingt wissen.»

«Du möchtest *was* wissen?»

«Was heute Nacht passiert ist, natürlich.»

«Ich glaube ja eher, dass *du* mir erzählen kannst, was heute Nacht passiert ist», sagte ich mit unangemessener Schärfe im Ton. «Wahrscheinlich weisst du mehr darüber als ich.»

«Ich weiss es wirklich nicht. Wenn es so wäre, würde ich dich doch nicht fragen.»

«Ich bin wirklich zu müde, um heute noch Rätsel zu lösen», sagte ich unbarmherzig, «und ich würde jetzt gern zu Bett gehen.»

Mit vorwurfsvollem Gesichtsausdruck verliess sie mein Zimmer. Ich fühlte einen Anflug von Bedauern und schlechtem Gewissen, liess mich aber, ohne mich zuvor auszukleiden, auf mein Bett fallen und schlief unverzüglich ein.

Am nächsten Morgen erwachte ich erst spät, ich wollte niemanden sehen. All die Emotionen der letzten Nacht vermischten sich zu einem einzigen, hässlichen Gefühlschaos aus Gewissensbissen, Angst, Wut und Demütigung. Ich liess mir ein Pferd satteln und ritt durch die Gegend, bis es Mittagszeit war.

Beim Mittagessen herrschte eine beklemmende Atmosphäre. Danuta und ich versuchten jeden Blickkontakt zu vermeiden. Ich ass kaum etwas und wollte nur so schnell wie möglich fertig werden, um mich wieder zurückziehen zu können. Doch noch während des Essens stürmte ein Küchenmädchen ins Zimmer. Sie stotterte vor Aufregung.

«Wissen Sie – wissen Sie schon, dass sich Bulle, dieser elende Spitzel, letzte Nacht umgebracht hat?»

Ich ging zu ihr und legte meine Hände auf ihre Schultern.

«Beruhige dich doch», sagte ich leise zu ihr. «Setz dich, sprich langsam und erzähl uns, was passiert ist.»

Sie berichtete schleppend und abgehackt, wie ein verlegenes Schulmädchen, das einen auswendig gelernten Text aufsagt:

«Er hat sich an einem Baum aufgehängt... ein Waldarbeiter hat ihn beim Baumfällen gefunden ... er hat eine Nachricht hinterlassen ... wo drinsteht, dass er es satthatte, ein dreckiger Nazi-Spitzel zu sein ... und dass er seine Untaten bereut ... dass er die Deutschen verflucht ... und dass er die Leute aus dem Dorf um Vergebung bittet.»

Wie vom Blitz getroffen hörte ich ihr zu. Mir war augenblicklich klar, dass das etwas mit meinen Erlebnissen der vergangenen Nacht zu tun haben musste, nur wusste ich noch nicht, wie ich die Einzelteile zusammensetzen sollte. Ich sah Danuta an, in der Hoffnung, einen Hinweis, einen Anhaltspunkt zu finden. Doch falls sie etwas wusste, liess sie sich nichts anmerken. Kühl und unbewegt kommentierte sie:

«Ich bin froh, dass er bereut hat. Den anderen Volksdeutschen wird das eine Lehre sein.»

Natürlich verbreitete sich die Nachricht in Windeseile im ganzen Dorf. Die Leute schüttelten den Kopf und liessen sich darüber aus, wie weit die Reue einen Menschen treiben kann. Und dass es auch etwas Gutes hatte: Wenn Bulle – der mit den Nazis kollaborierte und demzufolge ihre Schwächen kannte – den Mut verlor, dann deutete das doch gewiss auf eine bevorstehende Katastrophe für die Nazis hin. Die Bauern legten die Sache in etwas schlichterer Weise aus. Sie sprachen vom Lohn des reinen Gewissens und den Qualen der Schuldigen.

Der Gestapo war dieser Zwischenfall sichtlich unangenehm. Ich hörte, wie einer von ihnen zu einer Ansammlung skeptischer Bauern bemerkte:

«Dieser Bulle war immer schon verrückt. Wir wollten ihn in eine Anstalt sperren.»

Die Tage vergingen, und ich kam der Wahrheit kein Stück näher. Danuta und ich gingen in letzter Zeit recht gehemmt miteinander um. Ich konnte einfach nicht einschätzen, inwieweit sie über die Aktivitäten ihres Bruders informiert war. Der Gedanke, dass auch sie mehr wusste

als ich, machte das Gefühl der Demütigung perfekt. Ich hoffte noch immer, dass sie mir sagte, was sie wusste, oder zumindest jegliches Wissen bestritt, doch sie blieb zu meinem grossen Verdruss vollkommen einsilbig.

Schliesslich tauchte Lucjan wieder auf. Freudig begrüusste er uns, fragte uns aus über die Ernte, machte merkwürdige Bemerkungen über das Ableben von Bulle und die Aufregung im Dorf. Geduldig wartete ich, bis Danuta für einen Moment aus dem Zimmer ging, und überschüttete ihn dann mit meinen Fragen – den Fragen, die ich ihm schon einmal gestellt hatte und die ich mir selbst nun schon seit einer Woche stellte. Was hatte das alles zu bedeuten? Warum war Bulle getötet worden? Von wem? Warum liess man mich so im Dunkeln tappen?

Lucjan wollte zunächst weltmännisch und sarkastisch daherkommen. Er zündete sich eine Zigarette an und zog überheblich eine Augenbraue hoch.

«Getötet?», hauchte er. «Ich dachte, er hätte sich umgebracht ...»

Da wurde mein Ton grob. Das war mir nun zu viel.

«Jetzt reicht es aber! Schenk dir dein albernes Geplapper. Ich will jetzt sofort die Wahrheit wissen.»

«Na gut. Aber hör auf so zu brüllen. Du wirst die Wahrheit schon noch früh genug erfahren. Danuta wird sie dir erzählen.»

«Danuta? Was hat sie denn damit zu tun? Was kann sie mir schon erzählen?»

«Was sie damit zu tun hat? Sie hat das Ganze geplant.»

Ich konnte es nicht glauben. Es war unfassbar für mich, dass Danuta in diese blutige Angelegenheit verwickelt sein sollte. Lucjan sah mich spöttisch an.

«Das kannst du dir nicht vorstellen, oder? Und das war eben einer der Gründe, weshalb wir dir die Einzelheiten nicht anvertrauen wollten. Du bist einfach zu empfindsam, zu zart besaitet für solche Drecksarbeit, Witold.»

«Ich glaube es immer noch nicht!», rief ich zornig. «Danuta, Danuta, komm auf der Stelle her.»

Ich lief zur Tür und rief nach ihr. Sie kam ins Zimmer und sah so klein und zart aus, dass ich ganz gerührt war.

«Danuta, dein Bruder erzählt mir gerade, dass du Bulles Hinrichtung geplant hast. Ist das wahr?»

«Ja, das ist wahr.»

Und dann erzählte sie mir die ganze lange Geschichte. Zu dem Entschluss gekommen war sie in der Nacht, als wir uns über die Rolle der Volksdeutschen unterhalten hatten. Etwas musste geschehen, um Bulles zunehmenden Einfluss auf die Bauern zunichtezumachen. Tagelang hatte sie darüber gegrübelt, bis sich von allein eine günstige Gelegenheit ergab. Bulle hatte einem der Hausmädchen anvertraut, dass er Kostrzewa auf den Fersen war und ihn wohl bald erwischen würde.

Das war die perfekte Gelegenheit. Kostrzewa war der Köder, der Bulle ins Verderben locken sollte. Danuta hatte sich eine Probe von Bulles Handschrift besorgt und den Abschiedsbrief gefälscht. Lucjan hatte dem Plan zugestimmt, nachdem nun Beweise für Bulles kriminelle Absichten vorlagen. Das Vorhaben hatte sich wie von selbst entwickelt und ging leichter vonstatten, als sie erwartet hatten. Und ich war vonnöten gewesen, um meinen Beitrag zu leisten – einen sehr wichtigen Beitrag, fügte sie hinzu.

«Du brauchst dich nicht zu schämen, dass du nicht dabei geholfen hast, ihn zu erhängen. Das ist etwas für Bauernburschen mit kräftigen Muskeln und einem starken Magen.»

Ich schüttelte den Kopf, um die letzten Reste von Unverständnis zu vertreiben.

«Was ich einfach nicht begreife, ist, dass Lucjan mich noch vor einem Monat gebeten hat, auf dich aufzupassen. Du wirktest so schwach und verlassen ...»

«Witold», sagte sie ernst, «Lucjan hat die Wahrheit gesagt. Bald wird dieser Krieg vorbei sein, und wir werden diese Hölle wieder verlas-

sen – ein schöner Sommer, ein paar Monate zum Durchatmen, und dann sind wir wieder normale Menschen. Dann bin ich wieder ein schwaches Mädchen.»

Sie sah mich vorwurfsvoll an. Ihr Gesicht war traurig und ernst. Ich sah, wie ihre Lippen zitterten und ihr die Tränen in die Augen stiegen. Dann rannte sie aus dem Zimmer.

Lucjan blickte mich an und schüttelte entrüstet den Kopf.

«Von Frauen hast du so viel Ahnung wie ich von den Chinesen.»

Die Angelegenheit mit Bulle sollte ein tragisches Nachspiel haben.

Lucjan hatte eine Schwäche, die charmant war, ihn aber ins Verderben führte. Er liebte die Frauen über alles. Es kam sehr oft vor, und das wussten wir alle, dass er sich abends mit einer seiner Freundinnen traf und mit ihr spazieren ging. Vermutlich war ihm nicht klar, dass die Zeiten für Liebschaften ungünstig waren. Als Danuta und ich unsere Besorgnis zum Ausdruck brachten, beehrte er voller Unschuld auf.

«Ich kann wirklich nichts dagegen tun. Ich habe nun einmal Glück in der Liebe.»

Doch in anderer Hinsicht hatte er leider kein Glück. Eines Tages, er begleitete gerade ein Mädchen aus der Nachbarstadt, wurde er von einem Gestapo-Offizier in einem Personenwagen angesprochen. Sein erster Gedanke war, zu fliehen, doch er bezwang sich. Misstrauisch ging er auf das Auto zu und stellte erleichtert fest, dass der Offizier ihn nur bitten wollte, ihm beim Wechseln eines platten Reifens zu helfen.

Lucjan willigte ein und wollte gerade anpacken, als der Offizier ihm kategorisch befahl, in das Auto einzusteigen. Lucjan war völlig im Unklaren über dessen Motive. Vielleicht hatte er sich verdächtig verhalten, oder vielleicht wünschte der Offizier auch nur, dass er ihm beim Tragen seines schweren Gepäcks behilflich war. Lucjan wollte aber unter allen Umständen vermeiden, zum Gestapo-Hauptquartier gebracht zu werden.

Er tat also, als würde er ins Auto steigen, drehte sich aber um, rannte ins Dickicht und verschwand.

Diesen Vorfall berichtete uns das Mädchen, das er begleitet hatte. Als Danuta davon erfuhr, sass sie ganz starr und biss sich auf die Lippe, um nicht die Beherrschung zu verlieren. In aller Eile beratschlagten wir, was zu tun war. Ich riet dazu, das Haus zu durchsuchen und alle belastenden Unterlagen zu vernichten, dann zu packen und unverzüglich nach Krakau abzureisen. Danuta zögerte, doch ich bestand auf einem unverzüglichen Aufbruch.

«Wenn wir hierbleiben, erreichen wir gar nichts. Wir machen die Dinge nur noch schlimmer. Wenn es Lucjan gelingt zu entkommen, kann er uns nach Krakau folgen. Ich glaube nicht, dass die Gestapo eurer Mutter etwas antun wird. Bei ihr werden sie bestimmt nicht von einer Mittäterschaft ausgehen.»

Sie fing leise an zu weinen und nickte nur noch zu allen meinen Vorschlägen.

Rasch durchsuchten wir das Anwesen nach belastenden Papieren und packten dann in aller Eile. Alle Hausangestellten versammelten sich zum Abschied auf der Veranda und weinten bitterlich. Wir stiegen in die Kutsche, die mich ein paar Monate zuvor zu diesem herrlichen Gut gebracht hatte.

Der alte Kutscher, der mich argwöhnischer betrachtete denn je zuvor, wollte gerade die Zügel aufnehmen und die Kutsche in Bewegung setzen, als uns ein letztes Detail der schrecklichen Nachricht überbracht wurde. Ein junger Mann aus dem Dorf kam mit dem Fahrrad herbeigeeilt und berichtete uns, dass Lucjan aufgegriffen worden war, während er sich im Wald versteckt hielt. Tröstend legte ich den Arm um Danutas Schultern. Sie zitterte und schluchzte jetzt hemmungslos.

Ich rief dem Kutscher zu:

«Los jetzt, los!»

Danuta riss sich von meinem Arm los. Sie hatte die Beherrschung wiedergefunden und sprach sehr leise.

«Warte einen Augenblick, Witold. Die Nachricht, dass Lucjan verhaftet wurde, ändert alles. Ich muss hierbleiben und mich den Dingen stellen, ganz gleich, was kommt. Jemand muss sich um das Haus kümmern.»

Ich wollte protestieren, doch sie legte mir sanft die Hand auf den Arm.

«Mach es mir nicht noch schwerer, Witold. Du musst gehen. Deine Arbeit kannst du überall tun. Ich bin hier geboren und aufgewachsen. Anderswo als in diesem kleinen Dorf wäre ich nutzlos. Jetzt fahr schnell los, bitte. Auf Wiedersehen, und vergiss uns nicht.»

Ich riss mich los.

Ich habe die Sawas nie wiedergesehen. Viele Monate später in Krakau erfuhr ich, dass die Nazis die ganze Familie verhaftet, gefoltert und hingerichtet hatten.¹

19

DER UNTERGRUNDSTAAT (II): STRUKTUREN

ETWA SIEBEN MONATE – von Februar bis September 1941 – war ich in Krakau tätig. Meine Arbeit dort unterschied sich erheblich von allem, was ich bis dahin beruflich getan hatte. Da ich Fremdsprachen beherrschte und Erfahrungen in internationalen Angelegenheiten besaß und zudem ein sehr gutes Gedächtnis hatte, bekam ich eine für mich ganz neuartige Aufgabe übertragen. Sie bestand darin, Radioberichte abzuhören und diese Informationen an die Führungsspitze des zivilen und militärischen Untergrunds in Krakau zu übermitteln. Es ging dabei allerdings weder um polnische Rundfunksendungen aus London noch um englische Propaganda, sondern um die Berichterstattung aus neutralen Ländern wie der Türkei, der Sowjetunion (ehe sie selbst in den Krieg eintrat), aus Schweden und wenn möglich Amerika. Meine Vorgesetzten waren sehr daran interessiert, sich ein realistisches Bild von der militärischen und politischen Gesamtsituation zu verschaffen. Darum war es unerlässlich, sich nicht auf Sendungen in englischer, französischer und polnischer Sprache aus den alliierten Ländern zu beschränken. Deren allzu «propagandistischer» Inhalt musste durch Nachrichten und Analysen von politischen und militärischen Kommentatoren aus neutralen Ländern ergänzt werden. Fielen meine Berichte negativ oder pessimistisch aus, dann unterlagen sie der Geheimhaltung und wurden nur von der Führungsspitze verwandt. Doch zumeist dienten die von mir eingereichten Berichte als Grundlage für den Auslandsnachrichten-Teil der Krakauer Untergrundpresse.¹

In dieser Zeit war unsere Arbeit besonders intensiv, und entsprechend stieg auch die Zahl der Verhaftungen. Zu Beginn des Krieges war den Verantwortlichen des Untergrunds ein ernster Fehler unterlaufen, der damals schwerwiegende Folgen hatte. Die meisten Mitglieder gingen davon aus, dass der Krieg von kurzer Dauer sein würde. Der Schaden und die Tragödien, die diese falsche Annahme nach sich zog, waren unermesslich.

Der Zeitfaktor ist für die innere Struktur einer Untergrundbewegung von entscheidender Bedeutung. Geht man von einem langwierigen Kriegsgeschehen aus, müssen Organisation und Strategie vollkommen anders sein als bei einer kurzen Dauer. Bei einem längeren Krieg besteht die Hauptaufgabe darin, Vorbereitungen für einen wirkungsvollen Schlag in fernerer Zukunft zu treffen. Dazu sind kleine, gut organisierte und geschickt getarnte Einheiten am besten geeignet. Diese Einheiten müssen in Verbindung zu Strukturen stehen, die sich wie konzentrische Kreise um eine grössere ordnen, wie sie im Lauf eines langen Krieges entsteht. Die unmittelbaren Pläne betreffen lediglich die Aktivitäten von Einzelpersonen, sie sind weder voneinander abhängig noch durch einen Gesamtplan miteinander verbunden. Massenaktionen werden nicht in Betracht gezogen, da die damit einhergehenden hohen Verluste nicht zu rechtfertigen wären.

Eine Untergrundbewegung, die mit einem kurzen Krieg rechnet, will möglichst viel Chaos stiften und den Besatzer daran hindern, die Kontrolle über das Land zu erringen. Sie muss jederzeit mit grösstmöglichem Einsatz arbeiten und um eine möglichst grosse Reichweite der unterschiedlichen Operationen bemüht sein; Geheimhaltung und konspirative Taktik spielen eine untergeordnete Rolle; es ist wichtiger, beim Feind Verwirrung zu stiften, als den eigenen Apparat zu perfektionieren.

Eine falsche Einschätzung des Zeitfaktors kann katastrophale Folgen haben. In gewisser Weise wurden die ersten Angehörigen des polnischen Untergrunds Opfer einer derartigen Fehlbewertung. Seit 1939 wa-

ren zahlreiche militärische und politische Organisationen in Aktion, denen sehr viele Menschen aus allen Gruppen der Bevölkerung angehörten. Jede Organisation war bemüht, ihre Aktivitäten möglichst breit anzulegen. Wäre der Krieg, wie allgemein erwartet, 1940 vorbei gewesen, dann hätten all diese Kräfte im entscheidenden Moment in den Kampf geworfen werden können und eine enorme Wirkung entfaltet. Doch stattdessen erreichte uns Mitte 1940 die niederschmetternde Nachricht von der Niederlage Frankreichs, und wir mussten erkennen, dass ein Sieg der Alliierten – falls er überhaupt zu erwarten war – in weiter Ferne lag.

Doch die Aktivitäten der verschiedenen Gruppen waren nun einmal in Gang gesetzt und vielfach nicht mehr zu stoppen. In manchen Fällen hatte die immer weitere Ausbreitung der Bewegung tragische Folgen. Eine Welle von Verhaftungen raubte uns viele wichtige Vertreter unserer Führungsspitze. Zu dieser Zeit kamen Leute wie Rataj, Rybarski, Niedziałowski, Dąbski und andere ums Leben oder verschwanden.² Die sogenannten «losen Organisationszentren», also die vereinzelt Zellen, die nicht einer starken, zentralen Einheit unterstanden, waren die ersten Opfer, sie traf es am schlimmsten. Während eines kurzen Krieges hätten sie wertvolle Arbeit leisten können, aber ihr Überleben auf lange Sicht war so gut wie ausgeschlossen. Gegen den mächtigen Polizeiapparat der Gestapo hatten sie keine Chance. In der zweiten Hälfte 1940 und der ersten Hälfte 1941 erlitten wir unsere grössten Verluste; es war die blutige Quittung dafür, dass wir die Macht Frankreichs und Grossbritanniens überschätzt hatten.³

Die Schläge, die uns in dieser Zeit trafen, führten uns vor Augen, was für unseren Fortbestand wichtig war. Wenn wir unsere Tätigkeit in grossem Massstab fortsetzen wollten (und ein Rückzug aus unserer Arbeit kam nicht infrage), dann war es für unsere weitere Existenz unabdingbar, die zahlreichen einzelnen Zellen im Rahmen einer grossen und leistungsfähigen Organisation zu koordinieren.

Eine solche kampfstarke Organisation konnte Schutz gegen die Gestapo bieten, weil sie auf ein Mitgliederpotenzial und andere Ressourcen zurückgreifen konnte, über die kleinere Gruppen nicht einmal ansatzweise verfügten.

Eine grosse Organisation war in der Lage, die finanziellen Mittel aufzubringen und die professionelle Ausstattung bereitzustellen, um die zahllosen Dokumente zu produzieren und zu beschaffen, die für eine erfolgreiche Untergrundarbeit notwendig waren. Benötigt wurden vor allem tadellose Ausweispapiere, authentische Bescheinigungen der deutschen Arbeitsämter, deutsche Kennkarten und sonstige Papiere für besondere Anlässe. Die militärischen Gruppen brauchten ausreichend Sprengstoff und eine moderne Ausrüstung, wie sie selbst die geschicktesten unter den kleinen Gruppen nicht allein hätten aufreiben können. Das Propagandabüro und die politischen Abteilungen waren auf Papier, Druckereien und Fachleute aller Art angewiesen: Autoren, Drucker, Verteiler. Sobald diese Stufe der Komplexität erreicht war, musste sich ein spezieller Mitarbeiterstab darum kümmern, dass die verschiedenen Zweige reibungslos zusammenarbeiten konnten. Verbindungsleute mussten für Versammlungsorte, Verstecke, Lagerflächen für Material und Akten sowie Treffpunkte sorgen.

Nur eine grosse Organisation war imstande, eine solche Arbeitsteilung zu leisten und einen derart umfangreichen Apparat sicher und effizient zu betreiben. Als diese Zentralorganisation sich herauskristallisierte und die ihr am nächsten stehenden loseren Einheiten integrierte, blieben die Einheiten am äusseren Rand schutzlos zurück und fungierten fortan als eine Art Prellbock zwischen der Gestapo und der Hauptorganisation. Sobald die Gestapo hinter einer Aktion den Untergrund vermutete, stiess sie unweigerlich auf solche Gruppen; bei ihnen blieb sie im Rahmen ihrer Ermittlungen hängen, auf sie entlud sie ihren ganzen Groll. Sie ähnelten den Aussenbezirken einer belagerten Stadt, in die die feindliche Artillerie nur selten vordrang.

Für die Gestapo blieb diese Situation ein ewiges Rätsel, und sogar wir selbst empfanden sie gelegentlich als verwirrend. Häufig kam es vor, dass sich die Gestapo nach einer Massenverhaftung in der Illusion wiegte, die gesamte Bewegung vernichtet, zerschlagen oder entmachtet zu haben. Doch dabei hatten sie lediglich in den Aussenbezirken, an der Peripherie, gewütet. Manchmal geriet ein verhaftetes Mitglied in Panik und liess uns einen sogenannten «gryps» zukommen. Das war das polnische Wort für Kassiber, also eine geheime Mitteilung eines Häftlings an die Organisation über die dafür vorgesehenen Kanäle, die uns in Kenntnis setzte, dass die Gestapo in die innersten Kreise der Organisation vorgedrungen war und die Namen der Hauptverantwortlichen kannte.

In solchen Fällen war der Gefangene nach der einen oder anderen Person befragt worden und hatte sie irrtümlich für wichtiger gehalten, als sie in Wirklichkeit war. In der Regel betraf das die Anführer der kleineren, eher lose agierenden Gruppen, für die der Betreffende gearbeitet hatte. Auf diese Weise landete die Gestapo stets in einer Sackgasse, wenn sie meinte, auf eine Hauptverkehrsader gestossen zu sein.

Gemäss dem Grundprinzip, dass die Untergrundbewegung zusammen mit der Exilregierung die Kontinuität des polnischen Staates sichern sollte, wurde die Hauptorganisation in fünf Zweige unterteilt.

Der administrative Zweig bestand aus dem obersten Delegierten der Exilregierung und den Regionaldelegierten. Unter ihrer Kontrolle gab es zwölf Geschäftsbereiche, denen jeweils ein Direktor vorstand, der als Pendant des entsprechenden Ministers der polnischen Exilregierung in London fungierte, wie beispielsweise der Direktor für Inneres, für Finanzen, für Bildung und so weiter.

Die wichtigste Aufgabe dieses Zweigs bestand darin, eine autonome und geheime Regierungsvertretung im Lande zu bilden und aufrechtzuerhalten. Dabei dominierte die Einstellung, «die Besatzer zu ignorieren». Die Polen hatten es abgelehnt, an der politischen Verwaltung des deut-

schen Generalgouvernements mitzuwirken, und die polnische Führung hatte eine Anordnung erlassen, dass die Gesetze und Erlasse der Deutschen null und nichtig seien.⁴ Um chaotische Zustände im Land zu verhindern, wurde die geheime Regierungsvertretung ins Leben gerufen, die für geordnete Zustände sorgen sollte. Diese Institution hatte weitaus grösseren Einfluss auf die Bevölkerung als die Nazis mit ihrem brutalen Vorgehen. In sämtlichen Bezirken, Städten und Gemeinden gab es einen Funktionär, der – ausgestattet mit umfassenden Vollmachten des Staates – Verordnungen erliess und im Kontakt zur Bevölkerung stand. Diese Personen waren ausserdem darauf vorbereitet, falls die Besatzer sich zurückziehen sollten, umgehend und vollständig die Aufgaben einer demokratisch gewählten Regierung zu übernehmen und die Geschicke des Landes zu lenken.

Der militärische Zweig hiess seit 1942 *Armia Krajowa* (Heimatarmee). Der Oberbefehlshaber dieser Armee und seine Regionalkommandeure verfügten der Bevölkerung gegenüber über sämtliche Rechte und Privilegien von Militärkommandeuren in Kriegsgebieten. Sie konnten Militärverordnungen erlassen, um das Verhalten der Bevölkerung zu reglementieren, und Männer zu notwendigen kriegswichtigen Arbeiten heranziehen. Die Soldaten dieser Armee hatten alle Rechte und Pflichten eines Frontkämpfers; dazu gehörte auch die Regelung, dass die an der Front verbrachten Zeiten im Hinblick auf Dienst- und Pensionsansprüche doppelt zählten.

Der Oberbefehlshaber besass aufgrund eines Dekrets des Präsidenten eine besondere Vollmacht, von der die Öffentlichkeit allerdings nichts wusste. Er war berechtigt, eine teilweise oder vollständige Mobilmachung aller Polen auszurufen, wenn die polnische Exilregierung in Abstimmung mit den anderen alliierten Regierungen den Befehl zu einem offenen, allgemeinen Aufstand gegen die deutschen Besatzer geben sollte.

Die Aufgaben der Heimatarmee waren in zwei Bereiche untergliedert. Zum Oberbefehl gehörten Propaganda, politische Diversion gegen

die Besatzer, die Organisation des allgemeinen Aufstands sowie Tätigkeiten in Zusammenarbeit mit dem politischen und administrativen Zweig; der andere widmete sich dem täglichen Kampf und umfasste Sabotage (Aktionen gegen die zivile und industrielle Kriegsmaschinerie der Deutschen), Diversion (direkte Aktionen gegen das deutsche Militär und dessen Kommunikationswesen, Versorgung und Transport) sowie Zusammenarbeit mit den Guerillaeinheiten, die auf unzugänglichem Gebiet operierten und organisatorisch nicht dem Untergrund angehörten. Ausserdem kooperierte die Heimatarmee mit Einheiten in den Gebieten, die zwangsweise dem Reich oder der Sowjetunion eingegliedert worden waren.⁵

Der dritte Zweig wurde als Politische Vertretung bezeichnet und fungierte als Parlament des Untergrunds. Jede der vier grossen politischen Parteien betrieb auf eigene Initiative einen Grossteil ihrer Tätigkeit innerhalb der Strukturen des Untergrunds. Sie waren berechtigt, ihre Propaganda, ihre politische und soziale Arbeit sowie ihren Widerstand gegen den Feind unabhängig zu organisieren. Die Vertreter der vier Parteien bildeten jedoch ein offizielles Gremium, dem sowohl der Regierungsdelegierte als auch der Oberbefehlshaber der Heimatarmee verantwortlich waren.⁶

Darüber hinaus verwaltete dieser Zweig die Finanzen des Untergrunds und befand darüber, wie viele Repräsentanten jede Partei in die geheime Regierungsvertretung und die Büros des Chef- und der Regionaldelegierten entsenden sollte. Die Parteien übten die Kontrolle über die polnische Exilregierung in London aus, mithilfe ihrer Vertreter, die dort gemeinsam die politische Regierungskoalition bildeten.

Der vierte Zweig war das Direktorat für zivilen Widerstand, dessen Hauptaufgabe darin bestand, die «unnachgiebige Haltung gegenüber den Besatzern» aufrechtzuerhalten. Die Mitglieder dieses Gremiums waren herausragende Wissenschaftler, Juristen, Geistliche und sozial engagierte Personen. Sie sollten dafür sorgen, Polen von Verrätern und Kolla-

borateuren zu befreien, mutmassliche Kollaborateure vor Gericht zu bringen, zu bestrafen und dafür zu sorgen, dass die Strafe vollstreckt wurde. Das Gremium verfügte über regionale Zweigstellen, die wie Volkstribunale funktionierten, wie sie häufig in Zeiten von Revolutionen oder Volksaufständen entstehen.

Das Direktorat war berechtigt, Personen entweder zu «Ehrentzug» zu verurteilen oder Todesstrafen zu verhängen. Als «ehrlos» galt ein Pole, wenn er nicht die geforderte «unnachgiebige Haltung gegenüber den Besatzern» zeigte und sein Verhalten auf Nachfrage von uns nicht rechtfertigen konnte. Das hatte soziale Ächtung zur Folge und sollte zudem die Grundlage für strafrechtliche Verfolgung nach dem Krieg bilden. Todesurteile wurden verhängt, wenn jemand den Feind aktiv unterstützt und nachweislich der Tätigkeit oder den Mitarbeitern des Untergrunds geschadet hatte. Die Tribunale waren zudem berechtigt, besonders grausame deutsche Amtsträger zum Tode zu verurteilen. Gegen die Urteile des Tribunals konnten keine Rechtsmittel eingelegt werden, und sie wurden ausnahmslos vollstreckt.⁷

Den fünften Zweig bildeten die losen Organisationszentren. Dieser Zweig sollte den durch das Streben nach Eigenständigkeit verursachten Schaden begrenzen und die Tätigkeit all der politischen, wirtschaftlichen, im Bereich der Bildung und Religion aktiven Gruppen koordinieren, die ausserhalb der anderen vier Zweige agierten. Einige von ihnen engagierten sich auf Gebieten, die sich als sehr wichtig erwiesen, wie zum Beispiel bei der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen. Die meisten Gruppen trugen dazu bei, die Moral zu stärken, wenngleich ihnen die technischen und finanziellen Mittel fehlten, um einen wirkungsvollen Beitrag zum Widerstand im engeren Sinn zu leisten. Diese Gruppierungen bildeten zusammen die sogenannte «Peripherie des Untergrunds». Jede von ihnen gab ein oder mehrere Presseorgane heraus.

So sah der Untergrundstaat im Winter 1940/1941 aus.

Im Ausland wurde ich von bedeutenden Staatsmännern polnischer oder anderer Herkunft oft gefragt, ob die unnachgiebige Haltung zur Kollaboration aufrechtzuerhalten sei, falls sich der Krieg länger hinziehen und der Terror der Deutschen zunehmen sollte. Daran hatte ich nie auch nur den leisesten Zweifel. Über die Entschlossenheit des polnischen Volkes hinaus hatte unsere Organisation die Feindschaft gegenüber den Invasoren perfekt institutionalisiert. Jeder Pole, der sich dem entgegenzustellen versuchte, wurde umgehend liquidiert. Das Direktorat für zivilen Widerstand verurteilte ihn zum Tode, und die Strafe wurde von Männern vollstreckt, die ihre Arbeit so gnadenlos und gekonnt erledigten und der Organisation so treu ergeben waren, dass in ganz Polen niemand daran zweifelte, dass sie in der Lage waren, diese Exekutionen durchzuführen. Einen deutschen General oder einen hohen Funktionär umzubringen war äusserst schwierig, aber einen Möchtegern-Kollaborateur zu töten war vergleichsweise ein Kinderspiel.

Aus diesem Grund habe ich nie daran gezweifelt, dass dieser eiserne Widerstand Bestand haben würde – welchen Verlauf der Krieg auch nehmen und wie hoch der Preis auch sein mochte. Mit Fortdauer des Krieges mussten wir Polen allerdings erkennen, dass das Ausmass unseres Leids und unserer Opfer, die wir aufgrund dieser Einstellung auf uns nahmen, von der Aussenwelt nicht immer anerkannt wurde. Dieses Thema wurde in Polen erbittert diskutiert und war Gegenstand von Beiträgen in der Untergrundpresse sowie von Anfragen an die Regierung. Unser Verhalten, so meinten wir, machte doch deutlich, wie bedingungslos sich die polnische Nation der Sache der Alliierten verschrieben hatte. All unsere Mittel, unser Leben, unsere schiere Existenz als Nation setzten wir für den Sieg der demokratischen Mächte aufs Spiel, und es verletzte uns tief, dass andere Staaten, die viel weniger investierten als Polen und sogar Beziehungen sowohl zur Demokratie wie auch zum Faschismus pflegten, letztendlich erheblich besser «zurechtkamen» als wir.

FRAU LASKOWAS WOHNUNG

IM UNTERGRUND WAR ES ZUR REGEL geworden, nie lange am selben Ort wohnen zu bleiben. Auch für mich empfahl es sich, aus meiner Unterkunft auszuziehen, und zwar nicht nur deshalb, weil ich dort schon eine Weile wohnte, sondern auch, weil eine andere Hausbewohnerin von der Gestapo verhaftet worden war. Ich hatte nicht die leiseste Ahnung, wer sie war und warum sie verhaftet wurde, hielt es aber für das Beste, zu verschwinden. Meine neue Adresse meldete ich nicht an, wohnte dort jedoch und kehrte zudem hin und wieder zu meiner alten Wohnung zurück, damit man mich dort sah. Zum Radiohören besass ich noch eine dritte Adresse.

Das war ein im Untergrund häufig angewandter Trick, wenn man das Gefühl hatte, dass einem die Gestapo zu nahe auf den Leib rückte. Geriet jemand unter Verdacht, beschaffte sich die Gestapo für gewöhnlich die Adresse vom Einwohnermeldeamt und kam in der Nacht, um den Betroffenen zu verhaften. Wenn man mit seiner offiziellen Wohnung zwar in Kontakt blieb, aber nicht mehr dort wohnte, konnte man als Untergrundarbeiter feststellen, ob die Gestapo hinter einem her war, ohne eine Verhaftung zu riskieren. Dieser Trick hat mich gerettet. Zwei Nächte nach meinem Auszug erfuhr ich, dass zwei Gestapo-Leute gekommen waren und sich namentlich nach mir erkundigt hatten. Es war also unerlässlich, meine Identität erneut zu wechseln.

Solange ich in Krakau lebte, verliess mich das Glück nicht. Die Menschen, bei denen ich wohnte, wurden von der Gestapo verhaftet, während es mir gelang zu entkommen. Zu jener Zeit mietete ich mich in einem der von den Deutschen geduldeten Genossenschaftshäuser ein

und fand dort Arbeit als Angestellter einer Buchhandlung. Mein Radio stand in einem Zimmer der Wohnung einer alten Dame. Es war mir gelungen, dieses Zimmer unter dem Vorwand zu mieten, dass ich als Nebenbeschäftigung mit Gemälden handelte und den Raum als Lagerraum und für Kundengespräche brauchte.

Der Leiter der Wohnungsgenossenschaft war Tadeusz Kilec. Mit ihm war ich einst aufs Gymnasium gegangen, und ich hatte absolutes Vertrauen, dass er mich nicht verraten würde, selbst wenn er nicht Mitglied des Untergrunds gewesen wäre. Er war ein ganz aussergewöhnlicher Mensch, sehr geistvoll und grosszügig. Zu seinen Überzeugungen stand er mit einer selten anzutreffenden Vehemenz und setzte sie selbstlos, konsequent und unerbittlich in die Praxis um.

Nach einer Weile wussten wir beide, dass der jeweils andere im Untergrund arbeitete. Für Kilec war es schon deshalb kein Geheimnis, weil er mich unter meinem Decknamen melden musste. Und ich wusste, dass Kilec in der Bewegung aktiv war, weil er über die neuesten Ereignisse immer bestens Bescheid wusste, sämtliche Gestapo-Taktiken kannte und über Informationen verfügte, an die er nur über Untergrundkontakte gelangt sein konnte. Davon abgesehen – wenn man eine Zeit lang konspirative Arbeit verrichtet, entwickelt man die Fähigkeit, einen Genossen förmlich am Geruch zu erkennen.

Trotzdem offenbarte sich während der kurzen Zeit, die ich bei Kilec im Haus wohnte, keiner von uns beiden oder fragte den anderen direkt.

Im April beantragte und erhielt er die Erlaubnis, seine Familie in Südpolen zu besuchen. Einige Tage nach seiner Abreise erreichte uns die Nachricht, dass er zusammen mit drei anderen Personen in der Nähe von Lublin verhaftet worden war. Die vier waren erwischt worden, als sie Schrauben an Bahngleisen lockerten. Für den nächsten Tag war ein

Zugtransport mit Waffen und Lebensmitteln aus Russland ins Dritte Reich angekündigt, den sie zum Entgleisen bringen wollten.

Kilec war offenbar der Kopf einer kleinen, informellen Untergrundgruppierung. Er und seine Leute wurden zu typischen Opfern ihrer unabhängigen und vergleichsweise unprofessionellen Arbeitsmethoden. Sie wurden auf dem Marktplatz von Lublin öffentlich hingerichtet. Zwei Tage und zwei Nächte lang liess man die Leichname am Galgen hängen – als abschreckendes Beispiel für die Bevölkerung.¹ Auf Plakaten wurden die Einwohner von Lublin informiert, dass es sich um polnische Banditen handele, die deutsche Amtsträger überfallen hätten, um sie auszurauben. Ähnliche Strafen erwarteten jeden, der sich mit den Deutschen anlegte, teilten die Plakate weiterhin mit und machten damit die Wahrheit offenkundig.

Unverzüglich tauchte die Gestapo in der Wohnungsgenossenschaft auf, durchsuchte das gesamte Gebäude und verhörte sämtliche Bewohner. Ich wurde augenblicklich darüber informiert, während ich mich gerade in meinen Räumen in einem Bereich der Genossenschaft aufhielt, der sich drei Eingänge entfernt befand. Ich liess den grössten Teil meiner Habseligkeiten zurück, machte mich schnellstens aus dem Staub und kam nie mehr zurück.

Das Schicksal meines alten Friends Kilec und seiner Kameraden ging mir sehr zu Herzen. Ich hatte kaum Geld, und die Organisation steckte in Schwierigkeiten. Dass ich schon wieder meine Identität wechseln und mir neue Papiere beschaffen musste, ärgerte mich. Inmitten dieser entmutigenden Umstände nahm mich eine Frau, die ich schon länger kannte, bei sich auf. Sie war unter dem Namen Laskowa² bekannt und die Gattin eines ehemaligen polnischen Diplomaten, der in der polnischen Armee diente. Unmittelbar vor dem Krieg hatten sie mit ihrem Sohn Jasio im Ausland gelebt. Als offensichtlich wurde, dass ein Krieg bevorstand, kehrten sie nach Polen zurück, um ihren Beitrag zu leisten. Wie so vielen anderen hatte der Krieg auch ihnen nahezu jeglichen Besitz genommen.

Sie war ungefähr vierzig Jahre alt, aber von jugendlicher Erscheinung und gab sich für achtundzwanzig aus. Wer ihr widersprach oder Scherze über ihr Alter machte, tat das auf eigene Gefahr, denn wer sie provozierte, war vor ihrer spitzen Zunge nicht gefeit. Sie hatte eine Fünzimmerwohnung, im grossen Esszimmer bot sie Mahlzeiten für zahlende Gäste an. Ausserdem bewirtschaftete sie einen kleinen Garten und verkaufte nach und nach ihre wenige Habe. Ihre schwer verdienten Einnahmen steckte sie grösstenteils in den Unterhalt ihres fünfjährigen Sohnes.

Wenn es um Jasio ging, war sie regelrecht fanatisch. Niemand durfte ihre mütterliche Hingabe auch nur im Mindesten infrage stellen. Sie bestand darauf, dass er niemals erfahren oder auch nur einen einzigen Moment spüren sollte, dass Krieg herrschte. Er sollte alles haben, was er in normalen Zeiten auch gehabt hätte: hübsche Kleidung, Schokolade, Apfelsinen, Milch, Bonbons. Sie arbeitete sich fast zu Tode, um ihm diese Dinge zu schier unglaublichen Preisen auf dem Schwarzmarkt kaufen zu können.

Jenseits ihrer mütterlichen Leidenschaft – der den Umständen unangemessensten, die ich je gesehen habe – war sie tüchtig, intelligent und eine unermüdliche Arbeiterin. Da sie Mahlzeiten servierte, erregte der beständige Besucherstrom keinen Verdacht, und ihre Wohnung war rasch zur reinsten Untergrundzentrale geworden. So gut wie alle Phasen der konspirativen Arbeit fanden dort statt, oft sogar gleichzeitig.

Die folgende Szene ist mir in Erinnerung geblieben: Eines Tages war das Esszimmer fast zum Bersten voll. In einer Ecke sassen vier Männer ins Gespräch vertieft. In einer anderen Ecke war eine Gruppe von Frauen und Männern damit beschäftigt, Untergrundzeitungen für die Verteilung ausserhalb der Stadt zu sortieren. In der dritten Ecke packten drei Männer Sprengstoffe um. Und am Esstisch sass ich mit drei anderen Leuten, die häufig mit mir zusammenarbeiteten.

Wir hatten einige Gramm Zyanid bekommen und stellten daraus die

typischen Kapseln her, denn es war der Befehl ergangen, dass jeder, der bei besonders gefährdeten Abteilungen beschäftigt war, eine solche Kapsel bei sich haben sollte. Frau Laskowa teilte das Zyanid mit einer Apothekerpinzette in peinlich genau abgemessene Portionen auf. Da klingelte es – die Ankündigung eines erwarteten Gastes. Als sie aufstand und zur Tür gehen wollte, verschüttete sie ein wenig von dem Gift auf dem Tisch. Genau in diesem Moment kam Jasio ins Zimmer gerannt, versuchte, auf den Tisch zu klettern, und ein Teil des Pulvers landete auf seiner Hand.

Jemand anders musste die Tür öffnen, da sie sich wie wahnsinnig auf den Jungen stürzte, ihm Gesicht und Hände abschrubbte, ihn entkleidete und davonschleppte, um ihn von Kopf bis Fuss zu säubern. Jemand besass die Kühnheit, sie darauf hinzuweisen, dass ein Grossteil ihrer Bemühungen völlig überflüssig war. Mit einem einzigen Blick brachte sie ihn zum Schweigen und machte sich daran, nunmehr Tisch und Fussboden intensiv zu reinigen. Die Anwesenden beobachteten sie in stummer Fassungslosigkeit. Als sie fertig war, nahm sie in aller Ruhe wieder ihre Pinzette zur Hand und setzte ihre Arbeit genau da fort, wo sie unterbrochen worden war.

Regelmässige Gäste in Frau Laskowas Wohnung waren auch Cyna, der Journalist und Sozialistenführer, bei dem ich gewohnt hatte, nachdem ich aus Frankreich nach Krakau zurückgekehrt war, sowie Kara, der Oberbefehlshaber der Untergrundstreitkräfte in der Region. Ihre Arbeit erforderte engste Kooperation zwischen ihnen, und so trafen sie sich oft hier. Sie borgten einander Geld, um Material und Arbeit zu bezahlen, und liehen sich gegenseitig Leute aus, wenn besondere Aufgaben anstanden. Wenn in der Militärabteilung ein Drucker verhaftet wurde, beschafften die Sozialisten für die Armee einen neuen. Wenn die Sozialisten vorhatten, einen Zug oder eine Garnison anzugreifen, oder vom Direktorat für den zivilen Widerstand aufgefordert wurden, eine Strafe an einem deutschen Amtsträger zu vollstrecken, liehen sie sich von der Armee, was immer an Männern aus deren Reihen verfügbar war.

Meine Arbeit im Pressebüro der Militärabteilung erforderte aktiven Kontakt mit diesen beiden Männern. Kurz vor Ostern 1941 begannen wir Verdacht zu schöpfen, dass unserem Arbeitsbereich ernste Gefahr drohte. Einer unserer Zeitungsverteiler wurde verhaftet. Einige Verbindungsagentinnen hatten berichtet, dass man sie verfolgte und beobachtete. Zwei unserer «Punkte» (Orte, an denen die Untergrundpresse, Geld, Waffen und anderes Material gelagert und abgeholt wurden) wurden überfallen, zwar wurde kein Mitglied erwischt, aber der materielle Verlust war erheblich. Es bestand kein Zweifel mehr daran, dass sich entweder ein Provokateur in die Organisation eingeschlichen hatte oder die Gestapo uns auf den Fersen war. Für den gesamten Bezirk wurde der Befehl «kein Kontakt nach oben» ausgegeben, doch leider zu spät.

Eines Tages kam Cyna sichtlich aufgebracht in Frau Laskowas Wohnung. Kara war zu einem Treffen in der Nähe des Flusses, das vor über einer Stunde hätte stattfinden sollen, nicht erschienen. Cyna lief im Zimmer auf und ab, zog nervös an seiner Zigarette und setzte uns lautstark mutmassend und argumentierend den Vorfall auseinander. Schliesslich warf er entnervt die Zigarette weg und verkündete:

«Ich mache mich jetzt auf den Weg zu Kara. Mal sehen, was ich herausfinden kann.»

Frau Laskowa flehte ihn an, nicht zu gehen.

«Seien Sie nicht leichtsinnig», sagte sie, «das Risiko ist viel zu gross. Wenn wir noch ein bisschen warten und Geduld haben, klärt sich sicher alles auf...»

«Es wird nur schlimmer, wenn wir warten», widersprach Cyna. «Und selbst wenn uns die Gestapo auf der Spur ist, Karas Wohnung finden sie bestimmt nicht. Ich gehe jetzt. In spätestens zwei Stunden bin ich wieder da.»

Er kam nie zurück.³

Als die zwei Stunden um waren, machten Frau Laskowa und ich uns an die Arbeit, suchten so viel kompromittierendes Material zusammen,

wie wir konnten, und verbrannten den Rest. Das nicht verbrannte Material packten wir in einen Koffer und bedeckten es mit Gemüse. Dann riefen wir das Hausmädchen, das natürlich alle Geheimnisse des Hauses kannte. Frau Laskowa erklärte ihr, dass wir fortmussten. Jasio sollte in ihrer Obhut bleiben. Jeden Morgen um acht und danach in vierstündigen Abständen sollte sie eine grosse Porzellanvase auf das Fensterbrett stellen, sodass man sie von der Strasse aus sehen konnte. Falls sich nichts von Bedeutung ereignet hatte, sollte sie die Vase nach fünf Minuten wieder wegräumen. Wenn die Gestapo da war, würde die Vase also entweder überhaupt nicht zu sehen sein oder auf dem Fensterbrett verbleiben, solange Gefahr bestand.

Frau Laskowa verliess als Erste mit dem Koffer die Wohnung. Einige Minuten später stiess ich an einer Strassenecke zu ihr, und dann liefen wir stundenlang umher und versuchten gemeinsam zu entscheiden, wo wir die Nacht verbringen und was wir mit dem gefährlichen Koffer anstellen sollten. Frau Laskowas Vorschläge und Ansichten waren besonnen und klug. Sie wollte auf keinen Fall andere in Gefahr bringen. Für sie kam es daher nicht infrage, bei Freunden unterzutauchen oder zu einem der Treffpunkte zu gehen, denn sie wusste, dass sie unter höchstem Verdacht stand. Für den Koffer hatte sie einen einfachen, aber raffinierten Plan. Wir beschlossen, ihn für zwei Tage in der Gepäckaufbewahrung am Bahnhof abzugeben und ihn dann von jemandem abholen zu lassen; damit wollten wir den ältesten und klappigsten Gepäckträger beauftragen, den wir finden konnten. Falls die Deutschen nach dem Koffer suchten, wäre er der Einzige, den sie erwischten. Wahrscheinlich würden sie ihn bald wieder freilassen, und falls doch nicht – nun, dann musste eben wieder einmal ein alter Mann für unsere Sache geopfert werden.

Als Nächstes, nachdem wir sorgfältig überlegt und uns gründlich umgeschaut hatten, um sicherzugehen, dass wir nicht verfolgt wurden, beschlossen wir, ein Zimmer in einem kleinen, schäbigen Hotel von

zweifelhaftem Ruf zu nehmen. Die Deutschen protegierten solche Orte als Teil ihrer Kampagne, die Moral der Bevölkerung zu untergraben, insbesondere der Jugend. Wir versuchten beide, uns im Eingangsraum unauffällig zu benehmen, und taten so, als würden wir die zwielichtig wirkenden Gäste nicht bemerken. Als ich das Zimmer bezahlt hatte und wir zur Treppe gingen, dachte ich, dass Frau Laskowa sich angesichts unserer heruntergekommenen Umgebung recht niedergeschlagen fühlen musste. Besorgt sah ich sie an. Doch sie nahm meinen Arm, stiess mich in die Rippen und sagte lachend:

«Auf geht's.»

Auch während der folgenden zwei Tage blieb sie in bemerkenswert guter Verfassung, während ich losging, um nach der Vase zu sehen und Neuigkeiten in Erfahrung zu bringen. Die Vase erschien und verschwand mit schöner Regelmässigkeit. Vorsichtig nahm ich Kontakt mit der Organisation auf und hörte nach und nach die schlimmen Einzelheiten des Unglücks, das sich ereignet hatte.

Das Ganze hatte mit der Verhaftung eines Verbindungsagenten aus Schlesien angefangen. Unter unbeschreiblicher Folter hatte er die Adressen unserer Treffpunkte preisgegeben. Danach standen wir für längere Zeit unter Beobachtung, ohne dass weitere Verhaftungen folgten. Auf diese Weise fanden sie Karas Adresse heraus. Zum Glück war er seit Beginn der Überwachung nicht in Frau Laskowas Wohnung gekommen – dieser Umstand hatte uns gerettet.

Einen Tag vor dem geplanten Treffen zwischen Cyna und Kara wurde Letzterer dann verhaftet. Die Gestapo bediente sich darauf einer auf der ganzen Welt verbreiteten Polizeitaktik und blieb mit ihm zusammen in seiner Wohnung. Am ersten Tag tauchten gleich drei Verbindungsagentinnen auf, die Verabredungen mit Kara gehabt hatten und nach ihm sehen wollten, nachdem er nicht aufgetaucht war. Und am nächsten Tag ging ihnen Cyna in die Falle.

Die Organisation tat ihr Möglichstes, um Cyna und Kara aus dem Gefängnis herauszuholen, doch vergebens. Den Gestapo-Leuten war of-

fensichtlich bewusst, dass sie wichtige Leute geschnappt hatten, weshalb sie ganz besondere Vorkehrungen trafen. Über Cynas Schicksal wusste die Organisation überhaupt nichts. Ein «gryps», eine geheime Botschaft, war aus dem Gefängnis zu ihnen gelangt, durch die sie erfuhren, dass Kara furchtbar gefoltert worden war, dass seine Beine zerschmettert und seine Arme gebrochen waren und dass er keine weiteren Leiden mehr ertrug. Er bat um Gift.

Die Führungsspitze der Organisation schickte ihm zwei Kapseln und eine Nachricht:

Man hat dir den Orden Virtuti Militari verliehen. Zyanid anbei.
Eines Tages werden wir uns wiedersehen, Bruder.

Am folgenden Tag bekamen wir wieder Nachricht aus dem Gefängnis. Kara war im Innenhof des Gefängnisses begraben worden. Von Cyna wussten wir immer noch nichts. Monate später erfuhr ich, dass er nach Auschwitz gekommen war und sich in vergleichsweise gutem Gesundheitszustand befand. Die Gestapo hatte nicht herausgefunden, wer er war.

Frau Laskowa konnte in relativer Sicherheit in ihre Wohnung zurückkehren und nahm ihr bisheriges Leben wieder auf.

Aufgrund der Verhaftungen, der Geständnisse unter Folter und der Gewissheit, dass viele von uns der Gestapo entweder bekannt waren oder jeden Moment enttarnt werden konnten, wurde beschlossen, sämtliche Untergrundkräfte im Bezirk neu zu organisieren. Man änderte Adressen, Verbindungs- und Kontaktpunkte, Verstecke. Die Aufgabenverteilungen der Mitarbeiter des Untergrunds wurden teils ausgetauscht, teils in andere Städte verlegt. Man setzte alles daran, um die Auswirkungen dieses Schlags zu beseitigen, den die Deutschen uns zugefügt hatten. Dieser Zwischenfall war eine der schwersten Niederlagen, die wir 1941 in Krakau erlitten, dennoch richtete er nicht halb so viel Schaden an, wie die Gestapo vermutete.

Ich gehörte zu denen, die aus Krakau abgezogen wurden: Man beschloss, mich nach Warschau zu versetzen, damit ich dort Arbeit der Art verrichten sollte, wie ich sie 1939 begonnen hatte, nämlich «Verbindungsarbeit ersten Grades». Ich sollte die Leitung einer Abteilung übernehmen und die Aufgabe haben, den politischen Kontakt zwischen den höchsten zivilen und militärischen Verantwortlichen des Untergrunds aufrechtzuerhalten.

Die Notwendigkeit und Bedeutung der Verbindungsarbeit rührte von den Schwierigkeiten und Gefahren her, die der konspirativen Arbeit innewohnen. Ihr Zweck war es, grössere Treffen der verantwortlichen Führungskräfte zu vermeiden. Verbindungsbüros, die diese Funktion für Gruppierungen übernehmen, die sie selbst weniger gut erfüllen könnten, sind typisch für die Arbeitsteilung, die in einer grossen Organisation möglich ist. In unserer Organisation waren diese Büros dazu da, die Meinungen, Anliegen, Entscheidungen und Argumente der politischen Führungskräfte, des Oberkommandos der Untergrundarmee, des Delegierten der Untergrundregierung und seiner Abteilungsdirektoren sowie des Direktorats des Volkstribunals entgegenzunehmen und weiterzuleiten. Die Verbindungsarbeit ist das Verständigungssystem, das den politischen Kontakt zwischen allen Zweigen aufrechterhält und häufige Treffen überflüssig macht.

Verbindungsarbeit verlangt zuallererst Unparteilichkeit und eine neutrale Einstellung. Persönliche Ansichten und Vorlieben müssen streng von der Arbeit getrennt bleiben, Einschätzungen haben objektiv und unvoreingenommen zu sein. Wird dieser Grundsatz verletzt, führt dies rasch zu bitteren Intrigen, Missverständnissen und Feindseligkeiten aller Art, und das schadet der Einheit des Untergrundes.

Ich habe geschworen, meiner Arbeit vor allem unparteiisch, loyal und tolerant nachzugehen.

AUFTRAG IN LUBLIN

DAS ERSTE PROBLEM NACH meiner Rückkehr nach Warschau war, dass ich eine «Legende» brauchte, die nicht nur Fragen der Gestapo standhielt, sondern auch meine persönlichen und familiären Verhältnisse berücksichtigte. Es gehört zum Einmaleins der Untergrundarbeit, dass so wenig Leute wie möglich Fakten kennen sollen, die die eigene Sicherheit gefährden könnten, vor allem aber die der gesamten Organisation. Es galt, sorgfältig auszuwählen, wem man vertraute, und dabei nicht nur nach den guten Absichten und nach Sympathie mit unseren Zielen zu urteilen, sondern auch zu bedenken, ob jemand in der Lage wäre, entsprechend zu handeln und zu schweigen, statt leichtfertig zu plaudern, ob er der Versuchung zum Klatsch nachgeben und den verschiedenen Methoden der Gestapo, Menschen zum Reden zu bringen, widerstehen würde.

Drei Brüder und eine Schwester von mir lebten in der Hauptstadt. Mit meiner Schwester hatte ich seit meinem Besuch nach der Niederlage, im November 1939, nicht mehr gesprochen. Aus dem, was ich über sie gehört hatte, folgerte ich, dass ihr Zustand sich verschlechtert hatte. Ihr Ehemann war wohlhabend gewesen, und finanziell ging es ihr immer noch vergleichsweise gut. Aber sein Tod hatte ihr buchstäblich das Herz gebrochen, sie war untröstlich. Sie hatte sich vollkommen zurückgezogen, selbst Verwandte wollte sie nicht sehen. Mir war ganz klar, dass es ein Fehler wäre, sie aufzusuchen.

Mein ältester Bruder Marian, bei dem ich vor meiner Mobilisierung am 24. August 1939 übernachtet hatte, war vertrauenswürdig und wusste beinahe alles über mich. Durch Mittelsmänner hatte ich mit ihm in Kon-

takt bleiben können, und bei meinem letzten Aufenthalt in Warschau hatte ich ihn kurz besucht. Im zweiten Jahr der Besatzung hatte man ihn verhaftet und in das Konzentrationslager Auschwitz gebracht, das die Deutschen – seltsamer Zufall – in der Kaserne meiner alten Militäreinheit eingerichtet hatten. Auf wundersame Weise war er freigekommen. Manchmal erzählte er von seiner Haft. Die ehemalige Kaserne war nun einer der furchtbarsten Orte auf Erden. Er hatte mir Geschichten aus Auschwitz berichtet, die schrecklicher waren als alles, was ich je gehört hatte. Die Wärter waren grösstenteils Perverse und Kriminelle der übelsten Art, die die Nazis gezielt für diese Tätigkeit ausgesucht hatten. Besonders die Verbrecher hatte man zu unvorstellbaren Grausamkeiten angestachelt mit dem Versprechen, je grausamer sie gegen die Häftlinge vorgingen, desto mehr Nachsicht würden sie für ihre früheren Taten finden.¹

Mein Bruder war damals achtundvierzig, ein kultivierter Mann, klug und mit vielfältiger Erfahrung. Er bekleidete eine wichtige Position im Büro der Regierungsvertretung und kannte sich in der Untergrundbewegung genauso gut aus wie ich oder noch besser. Obwohl es einigermassen riskant war, Familienangehörige zu besuchen, hatte ich Kontakt zu ihm, wenn ich in Warschau war. Wir hielten es für das Beste, der Familie nicht mitzuteilen, dass wir uns trafen. Er erzählte anderen Familienangehörigen keine Einzelheiten über mein Leben seit Kriegsbeginn, sondern schützte Unwissenheit vor.²

Meinem zweiten Bruder Adam hatte ich nie sehr nahegestanden, und ich beschloss, mich bei ihm nicht zu melden. Mein dritter Bruder Stefan, ein Mann von fünfundvierzig Jahren, lebte in schwierigen Verhältnissen und musste hart arbeiten, um seine Familie durchzubringen.³ Ich mochte ihn sehr und suchte ihn auf, aber mit dem Vorsatz, ihm nicht zu viel über mich zu erzählen, denn mir war klar, dass er sich nicht für die Untergrundarbeit eignete. Er hatte eine siebzehnjährige Tochter namens Zo-

sia, die ich sehr liebte, und einen sechzehnjährigen Sohn namens Rysiek, der, wie sein Vater mir mitteilte, «auf die schiefe Bahn geraten» war. Stefan hatte keinen Einfluss auf seinen Sohn, und da der Junge zum Familienunterhalt beitragen musste, hatte er sich auf dubiose Schwarzmarktgeschäfte eingelassen. Ich kam mit Stefan und Zosia überein, Rysiek zu verheimlichen, dass ich nun wieder ganz in Warschau war.

Mein grösstes Problem waren die vielen Freunde und Bekannten aus der Vorkriegszeit. Begegnungen auf der Strasse, in öffentlichen Verkehrsmitteln, Restaurants, praktisch überall, liessen sich nicht vermeiden. Erlernte gesellschaftliche Umgangsformen sind tief im Menschen verwurzelt, wie mir bei vielen Anlässen klar wurde. Es ist fast genauso schwierig, keine Miene zu verziehen, wenn man von einem Freund angelächelt wird, wie unter der Folter der Gestapo zu schweigen. Wenn ich jemanden als Erster erkannte, versuchte ich, mich unbeobachtet davonzustehlen. Wenn jemand mich grüsste und ich mich nicht entziehen konnte, fluchte ich innerlich und setzte ein mechanisches, freundliches Lächeln auf.

Nach einer Weile entwickelte ich eine Methode, wie ich mich mit einem Minimum an Verlegenheit aus solchen Situationen befreien konnte. Munter erzählte ich, ich sei Vertreter einer Fabrik in der Nähe von Kielce und käme nur gelegentlich zu Geschäftsbesuchen nach Warschau. Ich stellte meinem Gegenüber ein oder zwei rasche, höfliche Fragen, ging auf die Antworten und weitere Fragen nicht ein, versicherte dem anderen, dass ich mich sehr freute, ihn zu sehen, doch leider sei ich sehr beschäftigt und hätte gar keine Zeit für ihn. Dann schlug ich ein Treffen in einem Café vor, zu einem späteren Zeitpunkt, wenn wir ausgiebig Zeit hätten, um über die alten Zeiten zu plaudern und unsere Freundschaft zu erneuern. Dass ich die Verabredungen nie einhielt, dürfte mir viele Feinde geschaffen haben, aber es war der einzige Weg, der mir einfiel, um Schlimmeres zu vermeiden.

Alles in allem fügten sich die Menschen von Warschau bemerkens-

wert leicht in das Netzwerk der Verschwörung, das sich mittlerweile durch das ganze Leben der Stadt zog. So viele Menschen arbeiteten im Untergrund, dass die übrige Bevölkerung das als Selbstverständlichkeit hinnahm; man stellte sich auf ihr Verhalten ein, wie man sich auf Eigenheiten eines Verwandten oder die Geheimnisse eines engen Freundes einstellt. Die Menschen lernten, nicht über Tun und Lassen ihrer Bekannten zu tratschen und sich um einen merkwürdigen Nachbarn nicht zu kümmern. Sie lernten, die Namen von Männern und Frauen, über deren Treiben sie nichts wussten, nicht zu erwähnen.

Die Zahl der Menschen in Warschau, die mit falschen Papieren unterwegs waren oder sonst etwas zu verbergen hatten, war enorm. Wenn jemand einen Freund wiedersah, den er lange nicht gesehen hatte, war die Wahrscheinlichkeit gross, dass der Freund in der Zwischenzeit untergetaucht war. Das nahm man so selbstverständlich hin, wie man eine Reise aufs Land akzeptiert, vielleicht zu selbstverständlich. Untertauchen wurde Thema zahlloser Witze und geistreicher Bemerkungen, nicht nur unter Polen, sondern sogar in den deutschen Kabarets. Ein beliebter Witz handelte von einem Mann, der in einer überfüllten Strassenbahn am anderen Ende des Waggons einen alten Freund aus Lwów entdeckt.

«Hallo, Wisniewski», ruft er, so laut er kann, denn er ist zwischen anderen Fahrgästen eingeklemmt. «Was machst du in Warschau? Wohnst du nicht mehr in Lwów?»

«Hallo, Lesinski», antwortet der andere mit genauso lauter Stimme. «Schön, dich zu sehen. Aber nenn mich nicht mehr Wisniewski. Ich bin untergetaucht.»

Das Leben in ständiger Gefahr macht die Menschen ausserordentlich wachsam und hellhörig für viele Dinge, führt aber auch zu einer Nachlässigkeit im Alltag, die fatal sein kann. Einige unserer schlauesten Männer wurden nicht wegen einer Ungeschicklichkeit gefasst oder weil sie einen Augenblick nicht richtig aufgepasst hatten, sondern weil sie die systematischen täglichen, banalen Vorsichtsmassnahmen versäumt hat-

ten. Ein Freund von mir schlief einmal im Wald bei Otwock in der Nähe von Warschau ein. Eine deutsche Patrouille weckte ihn, durchsuchte ihn und nahm ihn fest. In seinen Taschen fand sie Zündkapseln und Luntten. Er arbeitete in einer «Diversionszelle» und war an den Umgang mit Sprengstoff, Waffen und Gift so gewöhnt, dass er sie so selbstverständlich in den Taschen mit sich herumtrug wie ein Elektriker ein Kabel.

Die Gefahr war das eine Gespenst, das die Untergrundkämpfer dauernd begleitete, das andere war die Armut. Die Deutschen hatten dafür gesorgt, dass sich Armut und Unterernährung in Polen so ausgebreitet hatten, dass die Gesundheit der gesamten Nation ernsthaft bedroht war. Um die Requirierung der kompletten landwirtschaftlichen Produktion Polens zu erleichtern, hatten die Deutschen verboten, Nahrungsmittel vom Land in die Städte zu bringen. Die Stadtbewohner erhielten Lebensmittelkarten mit Rationen, die nicht ausreichten, um zu überleben, geschweige denn, bei guter Gesundheit zu bleiben. Dafür war der Schwarzmarkt unverzichtbar, obwohl die Preise dort die Möglichkeiten der meisten Menschen bei Weitem überstiegen. Auch der Untergrund konnte uns nicht einmal mit dem Nötigsten versorgen.

Ich bekam beispielsweise 450 Złoty im Monat, obwohl für ein Leben auf bescheidenstem Niveau 1'000 Złoty erforderlich gewesen wären. Die Preise für Grundnahrungsmittel wie Brot und Kartoffeln hatten sich gegenüber 1939 auf das Dreissigfache erhöht. Ein Kilo Speck kostete sechzig Mal so viel wie vor dem Krieg.

Wir lebten absolut primitiv. Die Menschen, denen es am schlechtesten ging, ernährten sich ausschliesslich von Brot aus dunklem Mehl, das mit Sägespänen vermischt war. Ein Teller Getreidebrei am Tag galt als Luxus. Im ganzen Jahr 1942 ass ich nicht ein Mal Butter oder Zucker. Im Sommer hatte niemand Socken an; Schuhe, Hemden und Anzüge kosteten kleine Vermögen. Wie praktisch alle, die ich kannte, streckte ich mein karges Einkommen, indem ich die wenigen Dinge aus der Vor-

kriegszeit verkaufte, die ich hatte retten können. Trotzdem waren wir alle fast immer hungrig. Jeder schaute, wie er zurechtkam, und tat sein Möglichstes, um durchzuhalten.⁴

Obwohl mir die Armut und der Hunger heute unglaublich schrecklich und beinahe unvorstellbar erscheinen, ist mir bewusst, dass sie damals nicht so schlimm gewesen sein konnten, wie es mir im Rückblick vorkommt. Zum ersten Mal in meinem Leben verstand ich, dass das Gefühl von Armut nicht von Not kommt, sondern von dem Bewusstsein, dass es einem schlechter geht als anderen.

Trotz meiner geringen finanziellen Mittel gelang es mir dank einiger glücklicher Zufälle, in Warschau zu überleben. Ich entdeckte die Küche einer Kooperative, wo es billiges Essen gab. Sie bekam Zuwendungen: Geld von reichen Leuten, Essensspenden von Menschen, die Besitz auf dem Land hatten. Hier konnte ich hin und wieder einen Teller Suppe essen oder eine Mahlzeit aus Rüben, Karotten und zwei Kartoffeln mit einer Sosse, die entfernt nach Fleisch schmeckte.

Da ich mit einer falschen Identität lebte und meine Lebensmittelkarte auf einen anderen Namen lautete, kam mir die Idee, das System auszubauen. Mit der Hilfe eines Freundes in der Organisation, der in der Stadtverwaltung arbeitete, und meinem Beichtvater Pater Edmund, der zwei Geburtsurkunden verstorbener Babys auftrieb, die achtundzwanzig Jahre zuvor geboren worden waren, konnte ich mir zwei weitere falsche Ausweise und Lebensmittelkarten beschaffen.

Ich meldete mich an zwei neuen Adressen an und ging ab und zu in die Wohnungen nach einem Plan, den ich mit den Vermieterinnen vereinbarte. Die Vorteile, mich verdreifacht zu haben, überwogen die Nachteile. Wenn eine falsche Identität auffliegen sollte, hatte ich noch zwei andere, in die ich von einer Sekunde auf die andere hineinschlüpfen konnte. Und auch die armseligen Rationen von Brot, Marmelade und Gemüse verdreifachten sich.

Ich zögerte nicht einen Augenblick, so zu handeln, weil es keinen Plan für die Versorgung der Bevölkerung gab bis auf den Plan der Besatzer, der keine Versorgung vorsah; jeder war auf sich allein gestellt.⁵ Alle Mittel, an etwas mehr zu essen zu kommen, waren zulässig; Schwarzmarktgeschäfte, Schmuggel, ausgeklügelte Strategien, um den deutschen Plan zu vereiteln, uns verhungern zu lassen – alles war gut.

Eine meiner ersten Missionen nach meiner Rückkehr nach Warschau war der Auftrag, einem Politiker, der in Lublin untergetaucht war, Material zu bringen. Ich stieg in den Zug, beladen mit Meldungen, Berichten und geheimen Zeitungen, alles eingeschlagen in Papier, damit es wie ein Laib Brot oder ein Essenspaket aussah. Das trug ich demonstrativ unter dem Arm, weil ich dachte, dass es so weniger Aufsehen erregen würde und ich es im Notfall schnell loswerden könnte.

Die Fahrt nach Lublin dauert ungefähr sechs Stunden – etwas länger mit den maroden Zügen, die die Deutschen den Polen gelassen hatten. Mein Zug war alt, schmutzilig und laut, ausserdem unglaublich überfüllt, und nahezu alle Reisenden schmuggelten Lebensmittel. Alle Plätze waren besetzt, in den Gängen drängten sich die Menschen, ebenso in den Toiletten, deren Türen man weit geöffnet hatte. Ich stand in der Mitte eines Waggons, dicht an dicht mit anderen Passagieren, und bei jeder Kurve, jedem Bremsen stiess ich gegen sie und die Glücklichen, die einen Sitzplatz ergattert hatten.

Nach drei Stunden rüttelnder Fahrt in erdrückender Enge blieb der Zug auf einmal ein paar Kilometer vor Dęblin auf offener Strecke stehen. Draussen sah ich Gruppen deutscher Polizisten, die sich entlang des Zugs aufstellten. Es war eine der üblichen, unberechenbaren Razzien, mit denen die Gestapo gegen den Schwarzmarkthandel vorging. Papiere und Gepäck wurden überprüft, und alle Fahrgäste mussten Fragen beantworten.

Niemand durfte den Zug verlassen, bis die Razzia vorüber war. Ich

beobachtete, wie zwei Polizisten sich langsam vom Ende des Waggons durch die Menge arbeiteten, Papiere anschauten und Gepäckstücke untersuchten. Ich drückte mein Paket fest an mich und machte mich so unauffällig wie möglich auf den Weg ans andere Ende des Waggons. Mein Vorrücken wurde dadurch gebremst, dass ich zwei weitere Polizisten erspähte, die sich vom anderen Ende her in meine Richtung bewegten. Während die Falle sich langsam schloss, sah ich mich nach einer Möglichkeit um, wie ich mein Paket loswerden könnte.

Wenn ich es einfach auf dem Boden ablegte, brächte ich alle Fahrgäste in dem Waggon in Gefahr, und der Inhalt wäre unwiederbringlich verloren. In der Mitte des Waggons befand sich ein weiterer Ausgang; die Tür war aus den Angeln gesprungen und lehnte an der Wand. Auf diesen Ausgang steuerte ich zu. Ich stützte mich mit der gelangweilten Lässigkeit eines Mannes, der die Zeit totschiessen will, auf den Rahmen und betrachtete die Landschaft. Unterdessen hielt ich meinen Arm nach unten und versteckte das Paket zwischen Tür und Wand.

Zwei Polizisten waren nun nahe bei mir. Ich gähnte, streckte die Arme und ging zurück an meinen Platz. Ganz ruhig zeigte ich ihnen meine Papiere, obwohl ich innerlich vor Aufregung kochte. Meine Legende war perfekt, und ohne Verdacht zu schöpfen, wandten sie sich den nächsten zu. Mehrere andere Personen wurden festgenommen und viele Pakete konfisziert.

Ein paar Minuten nachdem der Zug wieder angefahren war, während die Fahrgäste sich nach der Begegnung mit der Gestapo – die niemand gelassen ertragen konnte, auch wenn sie ohne Probleme ablief – langsam wieder beruhigten, kehrte ich zu der offenen Tür zurück. Eine alte Bäuerin mit grauen Haaren und wettergegerbtem, runzligem Gesicht versperrte mir den Weg und lachte mich an. Als ich mich näherte, beugte sie sich hinunter, holte mein Paket hervor und reichte es mir über die Köpfe der anderen Fahrgäste hinweg.

«Hier ist Ihr Paket, junger Mann», rief sie mit donnernder Stimme, die ich entsetzt vernahm. «Ist wohl kein Speck drin.»

Ich war so erschrocken, dass ich protestierte, es sei nicht mein Eigentum. Aber sie drückte es mir so entschieden in die Arme, dass mein Protest nichts half. Voller Angst, die Deutschen könnten sie gehört haben oder sie könnte noch mehr Lärm verursachen, nahm ich das Paket, murmelte etwas, drehte mich um und bahnte mir so schnell wie möglich einen Weg in den nächsten Waggon. Ich war vollkommen aus der Fassung und ärgerte mich gleichermassen über mich wie über die lästige Frau.

Nach ein wenig Nachdenken verflog mein Ärger indes. Die Frau hatte ganz und gar nicht die Absicht gehabt, mich zu verraten, im Gegenteil. Sie hatte an der Tür gestanden und mich geschützt, indem sie das Paket mit ihren weiten Röcken verdeckte, womit sie ihr Leben riskierte. Dennoch ärgerte ich mich, als mir klar wurde, dass ich mich so darauf konzentriert hatte, der Gestapo zu entgehen, dass ich Gefahren aus anderen Richtungen übersehen hatte. Ich hatte mich so offensichtlich geheimniskrämerisch verhalten, dass ich mich der Gnade jedes zufälligen Zuschauers auslieferte, und wenn es eine arglose alte Frau war.

Aber eine Station vor Lublin lernte ich noch ein paar Dinge über die plumpen Bauern, die so harmlos aussahen. Die Gestapo hatte den Zug mit methodischer, rücksichtsloser Effizienz durchkämmt. Jedes Paket, das nur einen Bissen Essen enthielt, hatten sie konfisziert. Sie hatten alles durchsucht, unter die Bänke geschaut, auf Zehenspitzen die Ablagen inspiziert, Mehlütten unter den weiten Röcken der Bäuerinnen hervorgezerrt und manchmal sogar eine Scheibe Speck aus einem Büstenhalter. Gründlich wie ein Schwarm Heuschrecken hatten sie den Zug von allem Essbaren gesäubert.

Doch auf dem kleinen Bahnhof vor Lublin kletterten unzählige Männer, Frauen, Jungen und Mädchen aus dem Zug, alle beladen mit den unterschiedlichsten grossen, schweren Paketen. Ich erkannte Brotlaibe,

Mehlsäcke, Schinken und Speckseiten. Wie eine Vogelschar entfernten sie sich von dem Zug und verschwanden im Wald, während ich mir verwundert und erfreut die Augen rieb. Ich hatte keine Vorstellung, wo und wie sie all diese enormen Bündel versteckt hatten.

Die Opfer dieses Kriegs entwickelten wahrlich Talente, die ihrem unmenschlichen Leiden entsprachen. Nach diesem seltsam anrührenden Vorfall verstand ich einen in Polen beliebten Scherz.

Frage: Wie bringt man die alliierten Armeen auf den Kontinent, ohne dass die Deutschen etwas merken?

Antwort: Am besten überlässt man das polnischen Schwarzhändlern...

Ohne weiteren Zwischenfall erreichte ich Lublin.

DER SCHATTENKRIEG

ENTGEGEN DER VERBREITETEN AUFFASSUNG war die deutsche Besatzung nicht erfolgreich, zumindest nicht aus polizeilicher Sicht. Dass sich in allen besetzten Ländern, nicht nur in Polen, Widerstandsbewegungen ausbreiten konnten, zeigte nur zu deutlich, dass die deutsche Polizei gegen Untergrundorganisationen, die von der Bevölkerung getragen wurden, machtlos war.

Die Polizei und die Gestapo gründeten ihren Ruf auf blinden, absoluten Terror, auf die unmenschliche Behandlung festgenommener Personen, auf Angst und Schrecken. In ihrem Plan sollte die Bedrohung unberechenbar bleiben und sich jeder Logik entziehen. Der durchschnittliche deutsche Polizist war in der Regel ein ungebildeter Sadist, unwissend, oft kriminell. Nach einer Schätzung des Widerstands hatte die Gestapo 1942 allein in Polen über sechzigtausend Agenten, und hinter ihnen stand eine starke Armee. Trotzdem gelang es ihnen nicht, die ausgefeilte Organisation der Untergrundbewegung zu zerschlagen, und so gut wie nie drangen sie ins innerste Führungszentrum ein.

Aber sie hatten Methoden, die Untergrundarbeit und insbesondere den Widerstandsgeist bis zu einem gewissen Grad zu schwächen. Die bekannteste Methode war das Prinzip der kollektiven Verantwortung. Ab September 1939 ermordeten die Nazis Hunderte unschuldiger Männer und Frauen als Vergeltung für Akte des Ungehorsams oder Widerstands. Von Anfang an legten sie die Spielregeln fest, und wir mussten sie akzeptieren. Es erforderte eine ungeheure Willensanstrengung, unsere Arbeit angesichts eines so gnadenlosen, unaussprechlich grausamen

Vorgehens fortzusetzen, in dem schrecklichen Bewusstsein, dass womöglich Menschen sterben mussten, die wir kannten und liebten; es brach uns das Herz.

Die unvorstellbare Niedertracht der Deutschen wird nie vergeben und vergessen sein. Man wird die Kinder lehren, sich an das verabscheuungswürdige Prinzip der kollektiven Verantwortung zu erinnern. Wenn wir wieder frei sind, werden wir jede Gelegenheit ergreifen, uns jeder Chance bemächtigen, diese Verbrecher, die sadistischen Monster der Gestapo und der deutschen Verwaltung, dafür bezahlen zu lassen, was sie in Polen uns und dem hilflosen jüdischen Volk angetan haben. Es kann keine Gerechtigkeit auf Erden geben, solange diese verkommenen Menschen nicht von dem Volk zur Rechenschaft gezogen wurden, das ihre Untaten erleiden musste.¹

Das Prinzip der kollektiven Verantwortung wirkte auf dem Land noch schrecklicher als in den Städten. Die Untergrundführer in den Städten wussten nie genau, wer für eine Tat büßen musste. Wenn sie zum Beispiel einen Agenten der Gestapo erschossen, wussten sie vielleicht, dass als Vergeltung jeder fünfte oder sechste Mann in einem bestimmten Gefängnis oder Bezirk erschossen wurde. Aber oft erfuhr man nicht, wer die Opfer waren. Auf dem Land gingen die Deutschen teuflischer vor. In jedem Dorf und jeder Kleinstadt gab es Listen mit den Namen bekannter Bürger, die für drei oder vier Monate «zur Verfügung stehen» mussten, bereit, die «kollektive Verantwortung» zu übernehmen.

Oft waren es persönliche Freunde, Ehefrauen, Verwandte von Männern, die Untergrundzellen in der Nähe der Städte und Dörfer angehörten. Man wusste also, wer würde bezahlen müssen, wenn der Untergrund beispielsweise einen Zug in die Luft sprengte. Aber es gab keine Alternative. Schliesslich wurde geregelt, dass Sabotageakte in einem bestimmten Bezirk von Untergrundkämpfern aus einem anderen Bezirk verübt wurden.

Die Deutschen hatten vielfältige Methoden, um der Bevölkerung die landwirtschaftliche Produktion abzupressen, aber die Bauern ersannen

Wege, sie zu täuschen, und schafften es nicht nur, Nahrungsmittel für sich zu behalten, sondern auch, den Deutschen die minderwertigsten Erzeugnisse zu übergeben oder zu vernichten, was sie nicht retten konnten. Doch in der zweiten Jahreshälfte 1942 traf die Menschen auf dem Land ein neuer, demoralisierender Schlag.

Die Deutschen verboten alle Heiraten ohne ausdrückliche Genehmigung der Besatzungsverwaltung. In den meisten Fällen wurde die Erlaubnis verweigert mit der Begründung, das Paar erfülle die Anforderungen des Programms, den «rassischen Standard des polnischen Volkes zu heben», nicht. Als Ergänzung zu diesem unerhörten Befehl erging der weitere Befehl, alle illegalen Babys zu «konfiszieren» und in Waisenhäuser im Reich zu verbringen.

Als in den Dörfern in Reaktion auf den ersten Befehl heimliche Heiraten geschlossen wurden, entfaltete der zweite Befehl seine Wirkung. Wenn diese unglücklichen Menschen Kinder bekamen, wurden sie ihren Eltern unweigerlich entrissen. Oft versuchten die Mütter, ihre Kinder in einem anderen Dorf zu verstecken, aber das gelang nur selten. Die Gestapo setzte alle Hebel in Bewegung, um die Mutter aufzuspüren, und nahm das Kind mit, als wäre es ein kleines Tier. Tausende polnische Kinder wurden auf diese Weise für immer von ihren Eltern getrennt, niemand weiss genau, was aus ihnen geworden ist.²

Aber die Bauern liessen sich nicht brechen, die Repressalien der Deutschen förderten vielmehr ihre politische Radikalisierung. Die Bauernpartei, die für die Landbevölkerung sprach, machte keinen Hehl aus ihrem Wunsch, dass das Land nach dem Sieg eine andere gesellschaftliche und politische Struktur bekommen sollte. Sie leistete einen unschätzbar wertvollen Beitrag zur Bildung ihrer Anhänger und leitete sie in ihrem Kampf an. Die «zehn Gebote» des Widerstands, die die Bauernpartei verbreitete, wurden heimliche Parolen auf den Lippen und in den Herzen der unterdrückten Menschen. Die Untergrundpresse druckte

sie, sie wurden über Flugblätter verbreitet, die Bauern schrieben sie ab, ihre Kander lernten sie auswendig. Tatsächlich waren es weniger Gebote als praktische Empfehlungen für das tägliche Leben und den täglichen Kampf der Bauern unter der Besatzung.

1. Kämpft unbeugsam für Polens Unabhängigkeit.
2. Baut trotz aller Verfolgungen in eurem Dorf eine Organisation auf, die die Schwachen stärkt und die Ungestümen bremst, bis die Stunde gekommen ist. Diese Organisation muss wie ein Militärstützpunkt sein. Sie soll die blutige Herrschaft der Deutschen schwächen, nach und nach untergraben und zu gegebener Zeit abschütteln.
3. Baut die Organisation so auf, dass sie in der Lage sein wird, ein Polen des Volkes zu errichten mit der Klasse der Bauern als Fundament, ein Polen ohne Eliten, Cliques und ohne Diktatur, ein demokratisches, rechtstreuendes Polen mit einem frei gewählten Parlament und einer Verwaltung, die ihre Macht vom Volk hat.
4. Fordert gerechte Sozialreformen, Land für die Bauern, Arbeit für jedermann, eine auf Kooperativen aufgebaute Wirtschaft, die Verstaatlichung von Bergwerken und Fabriken.
5. Dient eurem Land treu, denn ihr seid seine Ernährer. Sabotiert die Requirierungen der Besatzer. Unterstützt eure hungernden Brüder in den Städten mit Nahrungsmitteln. Als gute Christen dürft ihr nicht zulassen, dass eure Brüder ausgebeutet werden.
6. Seid unnachgiebig, gerissen und klug im Umgang mit den Besatzern. Seid loyal zu eurer Organisation, haltet euer Wort, bewahrt die Geheimnisse der Organisation, verteidigt die Würde eurer Nation.
7. Seid unnachsichtig mit Verrätern und Provokateuren. Achtet Unterwürfigkeit und Beziehungen zum Feind. Unterbindet unnötiges Gerede und Neugier.

8. Wählt als eure Führung starke, verlässliche, erprobte Menschen, grossmütig und opferbereit. Lasst euch durch den Krieg moralisch nicht verderben.
9. Fordert unerbittlich die schlimmste Bestrafung der Deutschen für ihre Bestialität, ihre Habgier, ihre Angriffslust. Verlangt, dass sie zermalmt werden.
10. Habt Vertrauen. Sagt euren Nachbarn, der Krieg kann zwar lange dauern und immense Opfer fordern, aber der Tag des endgültigen Sieges, der Wahrheit und Gerechtigkeit wird kommen, ein unabhängiges, demokratisches Polen wird wiedererstehen.

Die ländlichen Gruppierungen des Widerstands legten eine besondere Entschlossenheit und besonderen Einfallsreichtum an den Tag.³ In unserer Verzweiflung und Empörung über die barbarischen Methoden der Deutschen setzten wir Mittel ein, für die wir uns beinahe selbst schämten, die wir aber als rein rationale Antworten auf die furchtbare Vernichtungsstrategie der Deutschen gegenüber unserer Bevölkerung entwickelten. Mehrfach schalteten wir beispielsweise Zuhälter ein, damit sie den deutschen Offizieren Prostituierte zuführten, die, wie wir wussten, Geschlechtskrankheiten hatten. Im September 1939 entliessen wir viele Häftlinge aus den Gefängnissen und ermutigten sie, ihre frühere Tätigkeit wieder aufzunehmen, zu stehlen und zu morden, sofern sie sich gegen die Deutschen wandten. Unsere Leute hatten die Namen und die Akten von jedem, um ihrer nach dem Krieg wieder habhaft werden zu können. Selbstverständlich versprach man ihnen, dass ihre Strafen je nach ihrem Erfolg bei Aktivitäten gegen die Deutschen vermindert würden. Bezeichnenderweise war der Hass auf die Deutschen so gross, dass nicht einer dieser Verbrecher eine Tat gegen einen Polen verübte und dass man vielen die eine oder andere blutige Aufgabe für den Widerstand übertragen konnte.⁴

Menschen, die nicht unter deutscher Herrschaft gelebt haben, werden

niemals ermessen können, wie stark unser Hass war, und werden es schwierig finden zu verstehen, dass alle moralischen Gesetze und Konventionen, alles, was sonst die Instinkte hemmt, einfach verschwunden war. Übrig blieb nur die Verzweiflung eines Tiers, das in der Falle steckt. Wir stritten mit allen erdenklichen Mitteln in einem nackten Kampf ums Überleben gegen einen Feind, der entschlossen war, uns zu vernichten. Polen wehrte sich wie eine verwundete Katze mit Zähnen und Klauen gegen seine Unterdrücker. Ich bezweifle, dass es etwas Ähnliches in christlicher Zeit in grossen Gemeinschaften schon einmal gegeben hat.

Wir hatten regelrechte Experten für Vergeltung. Ich erinnere mich an einen Mann namens Jan, der aus der Provinz Poznań stammte und fließend Deutsch sprach und Papiere eines Volksdeutschen hatte. Vor dem Krieg war er Schweinehändler gewesen. Seine Region hatte besonders schlimm unter der Grausamkeit der deutschen Besatzer zu leiden. In Warschau wurde Jan einer von vielen Experten, die den Deutschen in gleicher Münze heimzahlten.

Jans Spezialität war die Verbreitung ansteckender Krankheiten. Er trug immer eine erstaunliche Sammlung aller möglichen tödlichen Erreger bei sich. Dafür benutzte er eine wunderschöne, eigens zu dem Zweck gefertigte Kiste, die Läuse beherbergte, die Träger von Keimen, Typhusbakterien und anderem waren. Ich war so angewidert von der Vorstellung, dass ich darauf verzichtete, nähere Informationen einzuholen. Seine Methoden waren aber im Untergrund gut bekannt.

Er ging in beliebte Lokale, fing ein Gespräch mit deutschen Soldaten an und trank mit ihnen. Jan trank gern, aber er liess sich nie von seinem Ziel ablenken. Im geeigneten Moment liess er eine Laus mit Typhuserregern in den Kragen seines deutschen Freundes fallen. Oder er schütete Bakterien in die Gläser. Er führte den Deutschen auch Mädchen mit Geschlechtskrankheiten zu. Wir wussten, dass er unterschiedliche Methoden anwandte, je nachdem, was gerade passend war oder wonach ihm

der Sinn stand. Nicht ein Deutscher, mit dem er in Kontakt getreten war, entkam dem «wandelnden Erreger», wie er bei uns hiess, ungeschoren.

Wir erhielten viele Beweise, dass das Volk uns folgte und vertraute. Ein typischer Befehl, der Disziplin und Vertrauen des polnischen Volks testen sollte, war das Verbot, deutsche Zeitungen zu lesen, die in Polnisch gedruckt wurden. Die Regierungsvertretung wusste, dass es unmöglich sein würde, die Lektüre solcher Zeitungen komplett zu untersagen; Neugier und das Verlangen nach Nachrichten sind zu stark. Der Befehl wurde für bestimmte Zeiten auf die Freitage beschränkt: Am Freitag sollten die Polen keine einzige Nazi-Zeitung kaufen.

Die Wirkung dieses Befehls konnten wir schon bald beobachten. Die Freitagsausgaben der Zeitungen erschienen in drastisch verringerter Auflage. In ganz Polen – in Warschau, Krakau, Lwów und Wilna – wusste man, dass jeder, der freitags beobachtet wurde, wie er eine Zeitung kaufte, riskierte, dass ihn beim Verlassen des Zeitungskiosks ein Ziegelstein am Kopf traf. Oder eine unsichtbare Hand klebte ihm einen Zettel auf den Rücken: «Dieses Schwein frisst deutschen Dreck». Oder wie durch Zauberei erschien am nächsten Tag an seinem Haus ein Schriftzug, der sich nicht abwischen liess: «Hier wohnt ein Idiot. Ein dummer, gemeiner Pole, der den deutschen Banditen mehr gehorcht als seinen eigenen Anführern.»

Ein einfacher und geschickter Schachzug, die Polen zu stärken und hinter der Untergrundbewegung zu versammeln, war der Befehl, die Strassen umzubenennen. Der Befehl kam von der politischen Vertretung. Er war in der Konzeption ein wenig romantisch und sentimental, erwies sich in der Praxis aber als unschätzbar wertvoll. Über Nacht tauchten an den Wänden, an Strassenecken und Laternenpfählen Inschriften und Plakate mit neuen Namen auf, Namen von Helden und Staatsmännern aus diesem Krieg, die die Polen bewunderten. Niedziałkowski-Chaussee, Rataj-Allee, Roosevelt-Strasse, Churchill-Boulevard.

In patriotischen Kreisen war es ein unverzeihliches Verbrechen, den Vorkriegsnamen einer Strasse zu verwenden oder den Namen, den die Besatzer ihr gegeben hatten. Wenn man mit Fremden zusammen war, wusste man sofort, auf welcher Seite sie standen. Sagten sie «Roosevelt-Strasse», war man unter Gleichgesinnten – es sei denn, es handelte sich um Provokateure. Sagten sie «Dębowa-Strasse», wusste man, dass man seine Zunge hüten musste. Auf diese Weise wurden die meisten Strassen in Polen umbenannt, und die grosse Mehrheit der Bevölkerung akzeptierte die neuen Namen.

Ich sah vielfältige Beweise, dass es dem Untergrund gelang, das polnische Volk zu einer «unnachgiebigen Haltung» gegenüber den Besatzern zu bewegen. Oft musste ich Berichte über den Erfolg unserer Instruktionen erstellen und unter den Führern zirkulieren lassen.

Anfang 1942 verschärften die Deutschen ihre Menschenjagd. Immer mehr Männer und Frauen, Jungen und Mädchen wurden einfach zusammengetrieben und in Arbeitslager deportiert. Ein vornehmer Pole, der einmal Diplomat gewesen war, in Heidelberg studiert hatte und viele Bekannte im deutschen Adel und im diplomatischen Korps hatte, wandte sich an die Regierungsvertretung und ersuchte um die Erlaubnis, ein Memorandum für die Führung in Berlin verfassen zu dürfen. Mutig schilderte er die Exzesse und das brutale Vorgehen der Deutschen in Polen. Er bat die deutsche Regierung, den Übergriffen der Gestapo ein Ende zu machen und zu verbieten, dass Kinder, schwangere Frauen und Väter in Arbeitslager gebracht wurden. Es war ein ehrenwerter Vorschlag, und er hätte Erfolg haben können. Genau dies hob ich in meinem Bericht hervor. Wenn man ihm die Erlaubnis gegeben hätte, hätte es den Anschein gehabt, als handle er im Namen der polnischen Nation, und die polnische Nation erkannte nicht an, dass ein Deutscher das Recht hatte, auch nur einen einzigen Polen in ein Arbeitslager zu schicken. Das Prinzip der

unnachgiebigen Haltung verbot jede Kollaboration und jeden Kompromiss auf politischer Ebene. Der Vorschlag wurde einstimmig abgelehnt.

Natürlich war es verboten, Kinos, Theater und Bordelle zu besuchen, die die Deutschen mit dem Ziel errichteten, das polnische Volk zu korrumpieren und moralisch zu verderben, ebenso war es verboten, Bücher zu lesen, die die Deutschen herausgaben. Anfang 1942 eröffnete eine polnische Schauspielerin ein eigenes Theater. Sie hatte Beziehungen zu den Deutschen und bekam deren Erlaubnis. Es war nicht ihre Absicht, Stücke auf die Bühne zu bringen, die moralisch korrumpierend oder beleidigend waren, und sie tat das nie. In der Folge wandten andere Schauspieler, viele ebenfalls im Widerstand aktiv, sich mit Fragen an den Untergrund, ob es denn erlaubt sei, polnische Theater zu eröffnen, und wie unsere Haltung dazu sei.

Die Antwort der grossen Mehrheit lautete:

«Die betreffende Schauspielerin muss entweder ihr Theater sofort schliessen oder wird geächtet.»

Für die Entscheidung gab es viele Gründe. Es hiess, kein Pole dürfe sich in einem Theater entspannen, solange das Land litt, kämpfte und Opfer brachte. Kein Pole sollte vergessen, auch nicht für zwei Stunden, was im Land geschah, und sich amüsieren. Es war verboten, den permanenten Kampf und das Aufbegehren gegen den Eindringling zu unterbrechen.

Trotz der Entscheidung, von der die Schauspielerin in Kenntnis gesetzt wurde, schloss sie ihr Theater nicht. Die Stücke, die sie auf die Bühne brachte, waren überwiegend leichte, harmlose Komödien. Wenig später hiess es, sie habe eine schändliche Tat begangen, ihr Name erschien in allen Untergrundzeitungen. Ihr wurde vorgeworfen, die Gefühle der polnischen Nation verletzt zu haben. Niemand durfte die «unnachgiebige Haltung gegenüber dem Besatzer» missachten.

In unserer Kampagne des Widerstands und der Rache an den Deutschen leisteten sie selbst uns unschätzbare Dienste. Deutsche Verwal-

tungsbeamte, Polizisten, Offiziere und Zivilisten sind weltlichen Gütern gegenüber nicht so gleichgültig, wie eine Rasse von «Übermenschen» es angeblich sein sollte. In den besetzten Ländern waren die Besatzer nichts weiter als eine Bande schäbiger Diebe, die ausser der Misshandlung der Bevölkerung nur Geld im Sinn hatte.

Die deutsche Verwaltung wusste anscheinend nicht, in welchem Ausmass wir die Schwächen ihrer Vertreter auszunutzen verstanden. Bestechung praktizierten wir häufig. Diejenigen, die um jeden Preis sicher sein wollten, köderten wir mit dem Versprechen, sie nach dem Krieg zu schützen, falls die Deutschen den Alliierten unterliegen sollten. Aber die mit Abstand grössten Erfolge erzielten wir mit Erpressung. Ich fürchte, dass viele von uns zu Meistern dieser schönen Kunst wurden.

Ein deutscher Beamter verkaufte uns einmal Zeitungspapier. Sein Preis war unverschämt, aber wir bezahlten ihn gern. Er rieb sich die Hände, versicherte uns seiner Freundschaft und sagte sogar etwas, das vage an ein Kompliment über das polnische Volk erinnerte. Er wusste nicht, dass wir Beweise, einschliesslich Fotografien, für den Vorgang hatten. Er wurde höflich ersucht, uns weiter Gefallen zu tun zu Preisen, die sich beständig verringerten, je mehr er sich kompromittierte. Lange Zeit machte er mit uns Geschäfte, die ein ziemlicher Verlust für ihn gewesen sein dürften.

Ein durchschnittlicher deutscher Soldat auf Front- oder Genesungsurlaub brauchte dringend Geld. Er sehnte sich nach gutem Essen, nach Alkohol, nach Zigaretten. Es fiel ihm leicht, uns einen Gürtel zu verkaufen, einen Mantel, eine Decke, sogar einen Revolver oder ein Gewehr. Unsere Preise waren vorteilhaft für ihn. Nach dem ersten Handel musste der Wicht uns mit einem stetigen Strom von militärischen Gerätschaften beliefern, und ihm blieb nichts anderes übrig, als sie von seinen Kameraden zu kaufen oder zu stehlen. Er wusste, dass es für uns ein Leichtes war, seine Vorgesetzten über die Geschäfte zu informieren, falls er sich weigerte.

Viele Deutsche, die als Treuhänder Ländereien, Anwesen und ande-

res verwalteten, versuchten sich auf dem Schwarzmarkt zu bereichern, indem sie requiriertes Getreide verkauften, Möbel, Pelze, Futtermittel – praktisch alles, was sie unentdeckt beiseiteschaffen konnten. Mehrere unserer Leute waren ausschliesslich damit beschäftigt, solche Dinge aufzukaufen. Üblicherweise sprachen sie fließend Deutsch. Sie nahmen, was die Treuhänder ihnen anboten, ohne zu handeln, und verschwanden mit ihren Käufen. Noch am selben Tag kehrten sie zurück und verlangten ganz bestimmte Dinge zu sehr niedrigen Preisen. Die Treuhänder hörten sich die Anfrage erstaunt und oft verärgert an. Dann erklärte unser Mann, worum es ging.

«Sie verstehen es nicht. In Wahrheit tue ich Ihnen einen Gefallen. Wenn Sie diese Dinge nicht liefern, könnte ich zu Ihren Vorgesetzten gehen und Ihnen erzählen, was Sie schon verkauft haben. Vielleicht möchten Sie das nicht ...»

Es gab Augenblicke, in denen unsere Arbeit zutiefst befriedigend war.

Zum Schluss dieses Kapitels möchte ich noch von einer ganz ausserordentlichen Massnahme berichten, die wir unter der deutschen Knute ergriffen haben. Ich kenne nichts Vergleichbares aus einer anderen Untergrundorganisation.

1941 hatte der Widerstand wenig Geld. Die Hilfe aus dem Ausland reichte für unsere hohen Ausgaben nicht aus. Die Regierungsvertretung entschied, mit einer internen Anleihe Abhilfe zu schaffen. Es sollten Anleihen verkauft werden, und wenn Polen wieder frei und die Regierung aus dem Exil zurückgekehrt wäre, würden diese Papiere als normale Staatsanleihen behandelt und verzinst werden. Der Erfolg der Anleihen war ein bemerkenswerter Beweis für das Vertrauen der Menschen in die Wiederherstellung ihres Landes und ihr Zutrauen in den Untergrundstaat.

Die «Anleihen» selbst sahen nicht sehr offiziell aus. Zehntausende kleine Zettel aus einem Papier, das wie Stoff wirkte, trugen die Auf-

schrift: «Ich danke Ihnen für die Spende von soundso viel Kilogramm Brot, Kartoffeln, Kohle usw. Ich werde mein Bestes tun, um Sie so bald wie möglich zu entschädigen.»

Dann kamen die Unterschrift und ein geheimes Zeichen anstelle einer Seriennummer. Kartoffeln, Brot, Kohle und so weiter standen für eine Geldsumme.

Bei dieser Kampagne nutzten wir die Verteilungswege der Untergrundpresse. Menschen, die nicht aktiv im Untergrund waren, aber allgemeines Vertrauen genossen und als moralische Autoritäten geachtet waren, wurden zu Anleihevermittlern ernannt. Die Kampagne diente auch dazu, Menschen mit der Atmosphäre und Arbeit der Untergrundbewegung vertraut zu machen. Mitglieder des Untergrunds, darunter auch ich, wurden ebenfalls damit beauftragt, Geld einzusammeln.

Es war eine sehr seltsame Emission. Der Vermittler ging zu Menschen, die er kaum kannte, nur im Vertrauen auf ihren guten Willen, ihre Loyalität, Diskretion und Grosszügigkeit. Er sprach sie als Vertreter eines anonymen, geheimen Regierungsdelegierten und unbekannter staatlicher Stellen an. Er konnte seine Identität nicht schlüssig beweisen. Ich sprach mit etwa zwanzig Leuten, viele kannte ich nicht. Die meisten gehörten der Mittel- oder Arbeiterklasse an und lebten von dem, was sie in besseren Tagen zurückgelegt hatten.

Oft wurde ich gefragt: «Warum sollte ich Ihnen vertrauen? Wie kann ich wissen, wer Sie sind? Was für eine Garantie habe ich, dass Sie das Geld nicht selbst behalten?»

Als Antwort nannte ich den Namen eines Freundes der betreffenden Person, der mich an sie verwiesen hatte, erklärte, dass der Untergrund natürlich anonym war und keine Adressen angeben konnte. Ich sagte, wenn sie wollten, könnte ich ihnen regelmässig geheime Zeitungen jeder gewünschten Partei zukommen lassen. Das wirkte immer am überzeugendsten. Und zum Schluss gab ich ihnen einfach mein Ehrenwort.

Trotz einiger unerfreulicher Erlebnisse muss ich sagen, dass von den zwanzig Personen, die ich aufsuchte, kein Einziger ablehnte, einen Beitrag zu leisten. Dabei ging ich als Verkäufer nicht besonders geschickt zu Werke. Natürlich reduzierten manche Menschen die Summen, die ich verlangte, und wenn ich jemanden um 10.000 Złoty bat, gab er mir nur hundert. Einige kauften, so vermute ich, nur aus Vorsicht Anleihen, weil die Untergrundorganisation nach dem Krieg wohl der offizielle Staat sein würde. Aber ich spürte, dass die Mehrheit das Geld gab, weil meine Worte sie berührt hatten und sie wirklich helfen wollten.

Die Anleihe war ein grosser Erfolg, und mit dem Geld, das wir einnahmen, konnten wir unsere Arbeit fortsetzen. Nach der Befreiung werden die Summen ganz sicher zurückgezahlt, sonst wäre das ein gewaltiger Missbrauch des Vertrauens all dieser tapferen, patriotischen Menschen, die ihr Land lieben und Opfer dafür gebracht haben.⁵

DIE UNTERGRUNDPRESSE

EINE ABTEILUNG DER UNTERGRUNDARBEIT, mit der ich besonders vertraut wurde, war die geheime Presse. Ich hatte die Anweisung erhalten, einen monatlichen politischen Bericht zur internen Verwendung zu erstellen, und dies erforderte, dass ich mich mit dem Material in der Untergrundpresse beschäftigte; ein sogenannter «Pressebericht» darüber gehörte bald zu meinen regelmässigen Pflichten. Der Mitarbeiter, an den ich die Materialsammlung dafür delegiert hatte, musste täglich alle wichtigen Zeitungen und Zeitschriften lesen und die wichtigsten und interessantesten Meldungen notieren, auch Auseinandersetzungen, Vorschläge und Meinungsäusserungen. Daraus stellte er alle drei Tage einen Pressespiegel zusammen. Er diente dem Zweck, die Dienststellen über die wichtigsten politischen Strömungen in der Presse auf dem Laufenden zu halten, und war eine wertvolle Informationsquelle für die Regierung in London.

Ich hatte auch ein persönliches Interesse an den Zeitungen und Zeitschriften. Sammeln war immer eine meiner Leidenschaften gewesen. Vor dem Krieg hatte ich alte polnische Münzen gesammelt, illustrierte Kunstbücher und andere Dinge, die mich interessierten. In meiner Zeit in Warschau trug ich – in dem Bewusstsein, dass es historisch bedeutsam war, aber auch, weil es mir gefiel – die wohl grösste Sammlung von Druckerzeugnissen aus dem polnischen Untergrund zusammen: Zeitungen, Flugschriften und Bücher. Von Zeit zu Zeit packte ich alles in Kisten und versteckte sie an einem sicheren Ort. Ich hoffe, dass ich sie nach dem Krieg zurückholen kann, und denke, sie werden interessantes Material für ein Museum abgeben.

Die Polen hatten seit der ersten polnischen Teilung (1772) gründliche Erfahrung mit dem Druck und der Verbreitung von Untergrundzeitungen gesammelt. In diesem Krieg druckten und vertrieben sie Tausende von Zeitungen und boten damit der Gestapo die Stirn, wie sie fünfunddreissig Jahre zuvor der Geheimpolizei des Zaren, der berüchtigten Ochrana, die Stirn geboten hatten. Schon damals waren wie jetzt unter deutscher Besatzung kleine, transportable Druckerpressen in polnischen Städten in den Kellern von Arbeitersiedlungen im Einsatz gewesen. Andere Pressen, die zu viel Lärm machten und deshalb nicht in Häusern betrieben werden konnten, wurden in den Wäldern versteckt. Petroleumlampen spendeten dem Herausgeber Licht, der in Personalunion Reporter, Redakteur und Drucker der Untergrundzeitung war.

Ein solcher anonymen Drucker, der zugleich auch Herausgeber und Schreiber war, ein unbekannter Sozialist, druckte zwei Jahre lang (1899-1901) die Untergrundzeitung *Robotnik (Der Arbeiter)* in den Kellern der Wohnbaracken im Zentrum der polnischen Textilindustrie – in Łódź, dem polnischen Manchester. Achtzehn Jahre später wurde er weltbekannt: Es war Jozef Piłsudski, der Anführer der antizaristischen polnischen revolutionären Bewegung, später Oberkommandierender der polnischen Armeen und einer der Väter des unabhängigen Polen.¹

Viele Jahre lang besuchten junge Polen, mittlerweile Bürger der unabhängigen polnischen Republik, den historischen Keller in Łódź, in der Wschodnia-Strasse Nr. 19, einer engen, langen, dunklen Hintergasse, wo die kleine Handpresse Bostonka (Boston Press) ausgestellt war. (Gibt es in Boston in Massachusetts solche Druckerpressen? Ich weiss es nicht, aber so hiess die alte Maschine, mit der buchstäblich Geschichte geschrieben wurde.) Sie stand dort bis zu dem tragischen 1. September 1939, dem Tag, an dem Hitler Polen überfiel. Für alle Polen ist sie ein heiliges Erinnerungsstück – die Maschine, die zu ihrer Freiheit beigetragen hat.

Die geheime Presse, mit der ich zu tun hatte, behandelte nicht ausschliesslich innenpolitische und Parteiangelegenheiten. Jede Zeitung – Tageszeitung, Wochenzeitung, Halbmonatsschrift – bringt in erster Linie Nachrichten zu ihren Lesern. Die Nachrichten aus aller Welt lieferte eine grosse, gut organisierte Kette von Radiohörern. Junge und Alte, Männer und Frauen hörten unter beständiger Lebensgefahr in schalldichten Kellern, kleinen Hütten im Wald, in getarnten Speichern fremde Radiosender ab. Die BBC aus London, WRUL aus Boston und WCBX aus Columbia (New York) waren die wichtigsten Informationsquellen. Jede Zeitung hatte mehrere Abhörstationen, denn man konnte nicht sicher sein, ob die amerikanischen und britischen Sendungen zu empfangen wären und ob man sie in der fraglichen Zeit würde abhören können. Jungen brachten die Nachrichten zur «Lokalredaktion» im Keller oder in einer Hütte im Wald, wo der Mann, der als Redakteur und Drucker arbeitete, seine Handpresse oder einen Mimeografen bediente. Er schrieb den Leitartikel und sammelte die Berichte von «Korrespondenten» und «Reportern» aus dem ganzen Land, die ihm durch Boten übermittelten, was in Polen vorging.

Die Regierungsvertretung, das Militär und die Führungen der grossen politischen Parteien hatten spezielle Nachrichtenagenturen organisiert. Durch sie erhielt Polen verlässliche Berichte über die neuesten Nachrichten aus aller Welt, von den Fronten des Kriegs und aus den besetzten Ländern. Die Nachrichtenagenturen hatten reguläre Korrespondenten in neutralen und alliierten Ländern.

Die Meldungen wurden selbstverständlich verschlüsselt übermittelt. Reden von Churchill und Roosevelt, wichtige Interviews mit Mitgliedern der polnischen Exilregierung und Nachrichten von den Fronten trafen in Polen ein und wurden innerhalb weniger Stunden weit verbreitet. Die Agenturen lieferten nicht nur die Texte der Reden, sondern auch Kommentare und Erläuterungen. Wie reguläre Presseagenturen verkauften sie den Untergrundzeitungen Meldungen, die die Zeitungen dann in

ihren Artikeln verarbeiteten. Die Zeitungen wiederum bekamen Geld durch den Verkauf an ihre Leser. Die besten Pressedienste waren die Nachrichtenagenturen des Militärs, der Regierungsvertretung und die Agentur Echo.

Es gab viele und in ihrer Art sehr unterschiedliche Zeitungen. Jede politische Gruppe hatte mindestens eine geheime Zeitung, manche hatten sogar mehrere. Einfluss und Verbreitung der Zeitungen waren ebenso vielfältig wie die politischen und gesellschaftlichen Meinungen, die sie zum Ausdruck brachten. Das *Informationsbulletin* (*Biuletyn Informacyjny*), das halboffizielle Organ der Untergrundarmee, hatte eine Auflage von mindestens dreissigtausend Exemplaren, und die effektive Verbreitung war noch viel grösser, wenn man bedenkt, dass jede Ausgabe von vielen Personen gelesen wurde. Die Auflagen der anderen Zeitungen waren geringer und reichten von hundertfünfzig bis zu etwas über zehntausend Exemplaren.

Wie sahen die Zeitungen aus? Aus verständlichen Gründen hatten alle ein kleines Format: zwölf bis fünfzehn Zentimeter breit und zwanzig bis fünfundzwanzig Zentimeter hoch. Sie bestanden aus vier bis sechzehn Seiten. Die allermeisten wurden von Hand gesetzt, manche mit einer Linotype, manche wurden auf kleinen Handpressen gedruckt, manche mit Mimeografen mit Siebdruckverfahren vervielfältigt.

Nicht alle geheimen Presseorgane hatten die Billigung der Untergrundbehörden. Viele, obgleich mit guter Absicht veröffentlicht, galten als komplett überflüssig. Manche waren zu begrenzt und lokal ausgerichtet, um wirklich Gewicht zu haben. Andere waren politisch verantwortungslos und stifteten Verwirrung im Untergrund. Einige verbreiteten eine Mischung aus Mystizismus, Aberglauben und Prophetie. Wieder andere beachteten die Regeln der Untergrundarbeit nicht und verursachten Verhaftungen und materielle Verluste.

Um eine erfolgreiche Untergrundzeitung herauszubringen, brauchte man gut ausgebildete, fähige Leute, die nicht nur guten Journalismus

machten, sondern auch dafür sorgten, dass nichts Wichtiges an den Feind verraten wurde.

Die Gestapo durchkämmte die Zeitungen natürlich sorgfältig nach jedem Körnchen bedeutsamer Information. Wir gingen ganz selbstverständlich davon aus, dass die Gestapo alle Zeitungen kannte, denn es war nicht schwer, sie zu beschaffen. Manche Herausgeber machten sich ein Vergnügen daraus, ein Exemplar ihrer Zeitung direkt an das Gestapo-Hauptquartier in Warschau zu schicken, üblicherweise mit einer Botschaft:

Wir übersenden Ihnen hiermit ein Exemplar unserer Zeitung, um Ihre Nachforschungen zu erleichtern, um Ihnen mitzuteilen, was wir über Sie denken, um Sie über unsere Pläne in Bezug auf Sie auf dem Laufenden zu halten ...

Im grossen Ganzen stimmten die Meinungen und Tendenzen in der Untergrundpresse mit denen der Widerstandsbewegung überein. Die Regierungsvertretung hatte ihr eigenes Presseorgan, *Rzeczpospolita Polska* (*Die polnische Republik*). Die Zeitung veröffentlichte die Anweisungen und Empfehlungen der Exilregierung, Reden prominenter Regierungsmitglieder und von Staatsmännern der Vereinten Nationen sowie Leitartikel, die den offiziellen Standpunkt des Untergrunds vertraten. Sie war weit verbreitet und hatte grossen Einfluss auf Ansichten und Verhalten. Die Regierungsvertretung veröffentlichte auch entsprechende Organe für die verschiedenen Provinzen. Die beiden beliebtesten, *Unsere Ostprovinzen (Nasze Ziemie Wschodnie)* und *Unsere Westprovinzen der polnischen Republik (Nasze Ziemie Zachodnie RP)*, waren besonders bemerkenswert durch die Art, wie sie lokale Fragen dieser Regionen behandelten.²

Polnische Nachrichten (Wiadomosci Polskie) war das offizielle Organ der Führung der Heimatarmee. Die Zeitung schrieb über gesellschaftliche und militärische Probleme. Die Armee gab weiter das halb-

offizielle *Informationsbulletin (Biuletyn Informacyjny)* heraus, das aktuelle Nachrichten brachte. Die Verantwortlichen für Nachrichten, Kommentare und Herstellung verstanden allesamt ihr Handwerk, es war ohne Zweifel die beliebteste Untergrundzeitung in Polen. Die Militärführung veröffentlichte ausserdem *Der polnische Soldat (Zolnierz Polski)*, wo die militärische Niederlage und ihre Analyse breiten Raum einnahmen. Ausserdem brachte diese Zeitung Informationen über die Aktivitäten der polnischen Armee in Polen und im Ausland. *Aufstand (Powstanie)* war eine spezielle Militärzeitung, die hauptsächlich Informationen für Armeeeoffiziere enthielt zu Themen wie Strassenkämpfen, Taktiken des Aufstands und «Diversion».

Die Zeitungen der politischen Parteien waren eine andere Kategorie; sie spiegelten die Vielfalt des politischen Lebens im Untergrund wider und leisteten in ihrer Gesamtheit einen enormen Beitrag, um das politische Bewusstsein bei der breiten Masse der Bevölkerung zu fördern und ihnen Verständnis für die verschiedenen politischen Richtungen in der modernen Welt zu vermitteln. Sie vertraten alle Nuancen politischer Einstellungen, von der extremen Rechten bis zur extremen Linken.

Die Publikationen der polnischen Sozialistischen Partei (PPS) hatten traditionell ein hohes Niveau in der Berichterstattung und eine klare Haltung. Das Hauptorgan der Partei war *WRN*, die Initialen der polnischen Wörter für Freiheit, Gleichheit, Unabhängigkeit (*Wolnosc-Rownosc-Niepodleglosc*). *Land und Stadt (Wies i Miasto)* wollte Fabrik- und Landarbeiter zusammenführen, *Freiheit (Wolnosc)* wandte sich an die Intelligenz. Die Sozialistische Partei hatte zahlreiche Organe, die sich jeweils an bestimmte Gruppen und bestimmte Regionen des Landes richteten. Viele lokale Publikationen erschienen nur in geringer Auflage.

Das wichtigste Organ der Bauernpartei hiess *Durch Kampf zum Sieg (Przez Walkę do Zwycięstwa)*. Ausserdem gab die Bauernpartei *Sie er-*

nähren und verteidigen (*Zywiq i Broniq*) heraus, eine Zeitschrift für die Intelligenz mit dem Titel *Arbeit (Orka)* und einige andere.

Die Christliche Arbeiterpartei, die im Untergrundkampf die schwersten Verluste erlitten hatte, änderte aus konspirativen Gründen häufig die Namen ihrer Zeitungen. Ihr wichtigstes Organ in der ersten Phase meiner Untergrundarbeit war *Die Stimme Warschaus (Glos Warszawy)*. Als ich Polen verliess, hiessen ihre beiden wichtigsten Zeitungen *Der Ruck (Zryw)* und *Die Nation (Narod)*.

Die wichtigste Zeitung der Nationaldemokratischen Partei war *Der Kampf (Walka)*. Ausserdem gab die Partei eine Zeitschrift mit militärischen und politischen Themen heraus namens *Die Nation und die Armee (Narod i Wojsko)*.

Das waren alles in allem die einflussreichsten und bekanntesten Zeitungen im besetzten Polen, als ich im Herbst 1942 wegging. Es gab noch viele andere, teils von denselben Parteien herausgegeben, aber weniger bekannt, und weitere mit geringerer Verbreitung.

Wie wurden diese Untergrundzeitungen gedruckt?

Die geheimen Druckereien waren gut versteckt; das Papier bekamen sie auf verschiedenen Wegen, da war man sehr einfallsreich. Auf dem Land brachten Bauern auf ihren Karren, verborgen unter Kohl oder Kartoffeln, die kostbaren weissen oder gelben Blätter oder Rollen mit braunem Packpapier. Das Papier stammte grösstenteils von den Deutschen, entweder hatte man es ihnen entwendet oder mit allen Methoden der Bestechung abgekauft.

Der Redakteur sass nicht immer ruhig an seinem Schreibtisch. Manchmal hatte er Aufgaben zu erledigen, die für einen Nachrichtemann eher ungewöhnlich waren. Hier ein Bericht aus einer Warschauer Untergrundzeitung, dem *Pressebulletin (Biuletyn Prasowy)*:

Vorgestern, am 25. Mai, waren vier Journalistenkollegen (drei Männer und eine Frau) damit beschäftigt, ihre Zeitung in der Wohnung von Herrn und Frau Bruehl in der Lwowska-Strasse in Warschau zu

schreiben und zu setzen. Früher am Tag waren zwei Männer von der Gestapo in das Haus gekommen und hatten sich in der Wäscherei Opus versteckt, von wo aus sie die Wohnungstür der Bruehls im Auge behalten konnten. Ungefähr um Mitternacht läutete ein Mann von der Gestapo an der Tür. Einer unserer Journalisten öffnete, und die Deutschen traten in den Flur. Sie befahlen unseren Männern, sich mit erhobenen Händen und dem Gesicht zur Wand zu stellen. Ein Mann von der Gestapo ging in das Zimmer, wo gedruckt wurde. Dort zog Leon Waclawski, der bekannte Schriftsteller und seit einigen Monaten Redakteur einer unserer Zeitungen, einen Revolver hervor, den er im Ärmel versteckt hatte, und tötete den Deutschen mit einem Schuss. Der andere Mann von der Gestapo, der im Flur war, schoss dreimal auf den Mann, der vor ihm an der Wand stand, tötete ihn und rannte dann weg, laut um Hilfe rufend. Die verbliebenen zwei Männer von uns und die Frau konnten unauffällig das Haus verlassen. Leon Waclawski hat sich uns heute angeschlossen. Wir sind stolz, dass wir heute seinen ersten Artikel drucken können. Leider ist die Ausrüstung aus der Wohnung der Bruehls verloren. Gestern hat die Gestapo alle Bewohner des Hauses in der Lwowska-Strasse verhaftet.

Und noch eine andere Geschichte aus der in Warschau erschienenen *Stimme Polens (Glos Polski)* :

Am 4. Juli wurde eine Villa in der eleganten Okrężna-Strasse im Stadtviertel Czerniaków, einer Wohngegend von Warschau, von der Gestapo und SS-Männern mit Maschinengewehren umstellt. Dieses Haus beherbergte eine unserer Druckereien, die aus Mokotów (einem weiteren Wohnviertel) hierhin hatte verlegt werden müssen, weil die Redakteure und Drucker offensichtlich von der Gestapo beschattet wurden. Weil keine Reaktion erfolgte, als die Deutschen an

die Tür klopfen, warfen sie Handgranaten in die Fenster, sprengten die Türen auf und feuerten mehrere Maschinengewehrsalven in das Haus ab. Zwei unserer Männer wurden getötet und zwei Frauen schwer verletzt, beide starben kurz darauf im Krankenhaus. Ein paar Tage danach wurden der Besitzer der Villa, Herr Micha } Kruk, seine Frau und ihre beiden fünfzehn- und siebzehnjährigen Söhne ebenso wie die Bewohner von zwei Nachbarhäusern festgenommen und später erschossen.

Und der Verfasser schloss seinen Artikel ohne weiteren Kommentar mit der Mitteilung: «Dreiundachtzig Polen verloren bei diesem Vorfall ihr Leben.»

Die Verbreitung der Zeitungen war ein weiteres Problem. Wir lernten viel von Stanisław Wojciechowski, der Piłsudskis Zimmergenosse, Co-Redakteur, Co-Drucker und Verantwortlicher für die Verbreitung der Zeitung in der Zarenzeit und ab 1922 Polens Präsident gewesen war.

Er hatte das «Dreiersystem» für den Verkauf der Untergrundzeitungen erfunden, das wir verwendeten. Jeder, der mit der Verteilung der Zeitungen zu tun hatte, kannte «einen Mann vor sich und einen Mann hinter sich»: Er kannte den Mann, der ihm an einem geheim vereinbarten Platz die Zeitungen übergab, und den Mann in einer anderen Stadt, der ihm die Zeitungen abnahm. Wenn die Gestapo wie früher die zaristische Ochrana einen Mann erwischte und Himmlers Leute ihn in den Verliesen einem «Verhör dritten Grades» unterzogen, konnte er nur diese beiden Namen verraten – nicht mehr. Er wusste nicht mehr. Dieses System funktionierte, aber nur für die Verteilung der grossen Mengen. Bei den Personen, die die einzelnen Zeitungen verkauften, sah es anders aus. Da wurden alle erdenklichen Tricks und Listen angewendet.

In den Strassen von Warschau und Krakau verkauften Zeitungsjungen die deutschen Zeitungen, die *Krakauer Zeitung*, die *Warschauer Zeitung*, in Poznań den *Ostdeutschen Beobachter* oder Hitlers *Völki-*

schen Beobachter in jeder kleinen und grossen Stadt. Kein Pole kaufte diese Zeitungen, es sei denn, der Zeitungsjunge sagte lächelnd: «*Heute* mit ausserordentlichen Neuigkeiten über die deutschen Siege ... Kaufen Sie.» Dabei streckte er dem Passanten ein Exemplar hin.

Der wusste, dass die Zeitung ihr Geld wert war, denn sie enthielt eine Zugabe. Zwischen den Seiten mit deutschen Meldungen über unglaubliche Siege unter der Hakenkreuzfahne fand er eine Ausgabe seiner Untergrundzeitung.

Oder der Metzger sagte zu einer Kundin, der er ein Stück Fleisch einpackte: «Legen Sie es zu Hause unbedingt *sofort* auf Eis.» Und sie wusste, dass eine Zeitung darin verborgen war.

Weniger üblich war es, die Zeitungen direkt in die Briefkästen zu stecken, in Restaurants von den Kellnern unter die Teller legen zu lassen und dergleichen mehr. Der berühmte polnische Olympiasieger über zehntausend Meter bei den Spielen von 1932, Janusz Kusocinski, der in einem Warschauer Cafe als Kellner arbeitete, wurde von der Gestapo erschossen, weil er Gästen immer Zeitungen unter die Teller legte.

Vor dem Krieg hatte ich keine Vorstellung, was für eine ungeheure Wirkung Dichtung auf ein Volk haben kann, das für ein Ideal kämpft. Keine Untergrundzeitung erschien ohne Gedicht, Verse von klassischen oder modernen polnischen Autoren, Poeten wie Adam Mickiewicz, Juliusz Slowacki, Cyprian Norwid oder Maria Konopnicka. Eine Gruppe zeitgenössischer Autoren wurde dadurch bekannt, dass sie mit der Feder unseren Kampf gegen die deutschen Besatzer unterstützte.³ Die Untergrundpresse war nicht nur ein politisches und militärisches Sprachrohr, sondern auch ein Medium für Kultur und Religion. Ich habe den folgenden Artikel aufgehoben, der im Frühjahr 1942 erschien und den ich ohne Zögern als eine moderne Version des Vaterunsers bezeichnen möchte. Es ist das blutige, melancholische und leidenschaftliche Vaterunser des

polnischen Untergrunds. Viele Zeitungen haben es nachgedruckt, Tausende Jungen und Mädchen haben es in geheimen Schulen auswendig gelernt.

Vater unser, der du bist im Himmel,
schaue auf das geschundene Polen.

Geheiligt werde dein Name an diesem Tag unserer unendlichen Verzweiflung, in diesen Tagen unseres ohnmächtigen Schweigens.

Dein Reich komme, wir beten es jeden Morgen und wiederholen beharrlich: Dein Reich komme in ganz Polen, und in strahlender Freiheit möge Deine Botschaft von Frieden und Liebe in Erfüllung gehen.

Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden. Dein Wille geschehe. Doch es kann nicht Dein Wille sein, dass Mord und Ausschweifung in der Welt herrschen und das Blut in Strömen fließt. Möge es Dein Wille sein, dass die feuchten Gefängniszellen leer bleiben, dass keine Leichen mehr in Gruben im Wald geworfen werden, dass die Peitsche des Satans in Menschengestalt nicht länger Schrecken über uns bringt. Dein Wille geschehe am Himmel und in der Luft und schicke uns Licht und Wärme statt Bomben und Angst. Lass Flugzeuge Boten des Glücks und nicht des Todes sein. Dein Wille geschehe auf der Erde. Herr, blicke auf unser Land, das mit Gräbern bedeckt ist, und erleuchte den Weg unserer Söhne, Brüder und Väter, der polnischen Soldaten, die sich zurück nach Polen kämpfen. Mach, dass die See die Ertrunkenen zurückgibt, das weite Land die Begrabenen, der Wüstensand und der Schnee Sibiriens die Leichen unserer Lieben zurückgeben.

Unser tägliches Brot gib uns heute. Unser tägliches Brot ist unerträgliche Qual: Es ist Weggehen und Deportierung und Tod in Verliesen, Tod durch die Kugeln des Erschiessungskommandos, Tod durch Folter in Lagern, Tod durch Verhungern und Tod auf dem Schlachtfeld. Es ist die Not, schweigen zu müssen, während uns erstickte Schmer-

zensschreie in den Kehlen stecken bleiben; unser tägliches Brot ist, dass wir die Fäuste ballen und unsere Zähne zusammenbeißen in der Stunde, die nach blutiger Rache ruft. Gib uns, O Herr, zu diesem unserem täglichen Brot die Kraft des Durchhaltens, Geduld und Willensstärke, dass wir schweigen können und nicht schreien, bevor unsere Schicksalsstunde geschlagen hat.

Und vergib uns unsere Schuld. Vergib uns, O Herr, wenn wir zu schwach sein sollten, um das Ungeheuer zu zerschmettern. Stärke unseren Arm, damit er in der Stunde der Rache nicht zittert. Sie haben gegen Dich gesündigt, haben gegen Deine ewigen Gesetze verstossen. Lass uns nicht gegen Dich sündigen mit Schwäche, wie sie gesündigt haben mit verbrecherischer Ausschweifung.

Und führe uns nicht in Versuchung. Führe uns nicht in Versuchung, sondern vernichte die Verräter und Spione unter uns. Lass nicht zu, dass Geld die Herzen der Reichen verblendet. Mach, dass die, die genug haben, den Hungernden zu essen geben. Mach, dass die Polen sich überall und jederzeit erkennen. Mach, dass unsere Mäuler verschlossen bleiben, wenn der Folterer unsere Knochen bricht. Und führe uns nicht in die Versuchung, dass wir morgen vergessen, was wir heute erleiden. *Sondern erlöse uns von dem Bösen.* Erlöse uns von dem Bösen, dem Feind des polnischen Landes. Errette uns, O Herr, von den Wegen und dem Elend der Deportation, von Tod zu Land, in der Luft, auf See, von Verrat durch unsere eigenen Leute.

Amen. Lass uns wieder die Herren auf unserem eigenen Boden sein. Mach, dass unsere Herzen ruhen mit der Stille der See und der Schönheit unserer Berge. Lass uns die hungernden Massen nähren in Deinem Sonnenlicht, O Herr. Lass uns Gerechtigkeit in einem das Recht liebenden Polen herstellen.

Amen. Gib uns Freiheit, O Herr! Amen.

Ausser Zeitungen und Zeitschriften brachte die Untergrundpresse auch Bücher und Flugschriften aller Art heraus. Die Flugschriften verbreiteten meist ideologische Positionen. Die Bücher waren Nachdrucke von Werken, die die Deutschen verboten hatten: polnische Klassiker, Schriften für die Bildung im Untergrund, militärische Schriften und Gebetbücher.

Zur Geschichte der Untergrundpresse gehören zahllose Beispiele von Einfallsreichtum und Heldenmut. Die Kühnheit und der Unternehmmergeist, die hineinflossen, waren ausserordentlich, denn die Zeitungen wurden nicht nur einfach am Leben erhalten, sondern der Untergrund machte sie in jeder Hinsicht zu einer Provokation und Bedrohung für die Deutschen und zu einem Symbol für die unnachgiebige Haltung des polnischen Widerstands. Energie wurde aufgewendet und Gefahren wurden eingegangen für das Ziel, die Deutschen der Verachtung preiszugeben und die Moral der Polen zu stärken durch die entschlossene Weigerung, die Besetzung als Realität hinzunehmen.

Die meisten Zeitungen wurden auf normalem Papier gedruckt, im (kleinen) Oktavformat, weil das die Verbreitung erleichterte. Eine Zeitung erschien auf einmal in einem grossen Format, das an die Londoner *Times* erinnerte. In Anbetracht der Umstände war das geradezu verrückt. Die Redakteure gaben in ihrem ersten Leitartikel folgende Erklärung:

Wir haben beschlossen, unsere Zeitung in einem Format zu drucken, das im Allgemeinen als ungeeignet für Verschwörer gilt, weil wir entschieden haben, dass wir auf die blutigen Verbrecher in der Szuch-Allee (dem Hauptquartier der Gestapo) keine Rücksicht mehr nehmen wollen. Wir kümmern uns nicht um die Bedrohung durch die Gestapo und scheren uns nicht um die deutsche Besetzung. So wie der Geist einer Nation nicht getötet werden kann, können auch ihr Mut und ihre Verachtung für den Feind nicht getötet werden. Die

einzig Bezahlung, die wir von unseren Lesern für das Risiko verlangen, das wir eingehen, ist Wagemut, weite Verbreitung und gründliches Lesen unseres Blatts, das wider alle konspirativen Re-

Die Zeitung erschien eine Weile weiter in diesem unüblichen Format. Andere Blätter eiferten ihr nach, indem sie besonders feines Papier verwendeten, das sogar in normalen Zeiten ungewöhnlich gewesen wäre. Auch Druck und Korrektur waren bei dieser Zeitung hervorragend. Die Redakteure erklärten:

Wir haben keine Schwierigkeiten, von den willfähigen deutschen Behörden Papier zu erhalten. Die deutschen Monster sind durch und durch korrupt. Mit Bestechung kann man alles von ihnen bekommen. Wir verwenden diese feine Papierqualität, um der Welt die empörende Bestechlichkeit der deutschen Verwaltung vor Augen zu führen.

Die Haltung, die Deutschen zu ignorieren, wurde immer wieder zum Ausdruck gebracht. Ich erinnere mich an eine Flugschrift in Dreifarben- druck, die so kunstvoll produziert war, dass sie zu jeder Zeit bemerkens- wert gewesen wäre. In gewisser Weise waren das alles überflüssige Be- mühungen, aber sie dienten einem wichtigen Zweck: Sie halfen, das po- litische Bewusstsein und die Moral zu heben.

Die Untergrundpresse war das Mittel, mit dem der Untergrundstaat den Kontakt zur breiten Masse der Bevölkerung hielt. Durch die Presse waren die Menschen auf dem Laufenden, was passierte; das half ihnen, Moral und Hoffnung zu bewahren. Umgekehrt brauchten die Unter- grundorganisationen, damit ihre Arbeit erfolgreich sein konnte, das Wis- sen, dass die Menschen Vertrauen in sie hatten und ihre Autorität aner- kannten. Die Beweise dafür waren zahlreich.

MEIN «KONSPIRATIVER APPARAT»

ICH HATTE EINEN BEACHTLICHEN «konspirativen Apparat» zu meiner Verfügung. Ich setze den Begriff in Anführungszeichen, weil einiges daran erklärungsbedürftig ist. Manchen mag der Begriff sinnlos, gar widersprüchlich erscheinen; sie verbinden «konspirativ» nicht mit «Apparat». Menschen im Ausland, mit denen ich sprach, konnten sich nicht vorstellen, wie ich im Untergrund ein normales Büro unterhalten konnte. Wie Konferenzen und Beratungen funktionierten, war ihnen nicht verständlich zu machen. Nach ihrer Vorstellung trafen sich Untergrundmitarbeiter kurz, in der Regel bei Nacht, unter gefährlichen Umständen und in zwielichtigen Umgebungen. Unweigerlich wurde die unheimliche Szenerie durch flackernde Kerzen erhellt. Die Verschwörer waren maskiert und sprachen flüsternd. Sie verhielten sich wie eine Kreuzung zwischen einem aussergewöhnlich scharfsinnigen Detektiv und einem leichtsinnigen Spieler, der seine letzte Münze auf eine bestimmte Karte setzt.

Von der Wahrheit war das denkbar weit entfernt. Die Filme, die ich über den Widerstand in Europa gesehen, und die Bücher, die ich darüber gelesen habe, sind ausnahmslos Ausgeburten einer sensationslüsternen Fantasie. Unsere Arbeit musste mit ganz einfachen, denkbar prosaischen Methoden erledigt werden. Geheimnis und Aufregung ziehen die Aufmerksamkeit an, und das vielleicht wichtigste Gesetz der Untergrundarbeit lautet: «Sei unauffällig.» Mehr als alles andere schätzten wir, wie ich bereits gesagt habe, die Fähigkeit, «mit der Landschaft zu verschmelzen», langweilig und alltäglich zu wirken.

Die meiste Zeit war unsere Arbeit wahrscheinlich weniger aufregend, weniger spannend als die eines Zimmermanns und ganz ohne Grosstaten. Manche verbrachten endlose Stunden an «Beobachtungspunkten». Andere hatten die wenig spektakuläre Aufgabe, die geheimen Presseerzeugnisse zu verbreiten – eine eintönige, schwere, ermüdende Arbeit, die langfristig gefährlich war, aber sicher nicht sehr aufregend. Ein grosser Teil unserer Arbeit war nichts weiter als Büro routine: die präzise, detaillierte Anwendung wissenschaftlicher und administrativer Methoden. Einen Überfall durchzuführen, eine geheime Druckerei zu betreiben, eine geheime Schule für Kinder zu organisieren oder einen Zug in die Luft zu jagen erfordert teure Vorbereitungen, sorgfältige Analyse, die Beschaffung von Informationen aus unterschiedlichen Quellen und die Koordination vielfältiger Aktivitäten.

Mein eigener Apparat war sehr ausgeklügelt. Ich hatte vier gut ausgestattete Büros: zwei für Treffen mit militärischen und zivilen Verantwortlichen, eines als Archiv und ein viertes mit zwei Schreibmaschinen und den üblichen BüROUTENSILIEN für die Schreibtischarbeit. Als Mitarbeiter hatte ich zwei Frauen für die Schreibarbeiten, zwei junge Burschen, die mir als Verbindungsleute dienten, und vier gut ausgebildete, verlässliche Universitätsabsolventen mit dem Status von Vertretern meiner Sektion, die ermächtigt waren, mit zivilen und militärischen Verantwortlichen zu verhandeln.

Die beiden Räume für Besprechungen waren grosse Büros in einem Bürohaus. Die Besitzer wussten genau, dass wir sie für «vertrauliche» Tätigkeiten angemietet hatten. Wir zerstreuten ihre Ängste mit der Zusage, dass wir niemals belastendes Material zurücklassen würden, und ausserdem bezahlten wir eine Miete, die drei bis vier Mal über dem lag, was üblicherweise bezahlt wurde. Zudem waren es vertrauenswürdige Personen. Die Tatsache, dass viele Geschäftsbesucher in dieses Bürogebäude kamen und es bei den deutschen Behörden ordnungsgemäss

registriert war, sogar unter ihrem Schutz stand, war für uns ein unschätzbare Vorteil. Regler Publikumsverkehr erleichterte uns die Tarnung. Alles war normal und darauf ausgerichtet, keinerlei Aufmerksamkeit zu erregen. Dennoch liess ich mich nach einiger Zeit von der Firma, der das Büro gehörte, als Annoncenverkäufer anstellen. Das war ein hervorragender Vorwand, das Büro täglich aufzusuchen.

Mein Archiv war in einem Restaurant in Warschau versteckt. Die Kunst, Dokumente in Privatwohnungen zu verstecken, hinter doppelten Wänden, unter doppelten Fussböden und in Schubladen mit doppeltem Boden, in Badewannen, Öfen, in Möbelstücken und an allen möglichen anderen Orten, war unglaublich hoch entwickelt. Man konnte sogar offen darüber sprechen. Denn wenn die Deutschen eine Kampagne begonnen hätten, um all die in Polen versteckten Dokumente auszugraben, hätten sie eine ganze Armee von Arbeitern gebraucht, um Häuser abzutragen, Fussböden und Decken herauszureissen und Zentimeter um Zentimeter alles auseinanderzunehmen. Sie hätten tausend Parks aufgraben müssen, Hunderte von Abwasserrohren und Gasleitungen öffnen und Tausende Bäume spalten müssen.

Mein persönliches Büro befand sich in einer Privatwohnung in einem gediegenen, ruhigen Haus im Stadtteil Mokotów. Die Vermieterin war eine alte Dame aus dem Adel; sie selbst wohnte in Konstancin, und ihr Sohn hatte bei Kriegsausbruch in Brasilien gelebt, als Vertreter einer Handelsfirma. Die Wohnung hatte drei Zimmer und einen Dienstboteneingang durch die Küche, was sehr wichtig war, wenn man einmal schnell verschwinden musste. Mein Büro war geräumig, komfortabel und gut beheizt. Die Schreibmaschinen waren zwei moderne Modelle von Remington, sehr leise, sodass wir sie ohne Weiteres spätabends noch benutzen konnten. Die beiden Frauen, die darauf schrieben, wirkten sehr unauffällig, schienen sich nicht für das zu interessieren, was um sie herum passierte, und zogen durch ihr Kommen und Gehen keinerlei Aufmerksamkeit auf sich. Das Esszimmer stand meinen Mitarbeitern

zur Verfügung, die Küche meinen Verbindungsleuten, die ausschließlich mit mir Kontakt hatten.

Die Frauen hatten sich perfekt auf die Untergrundarbeit eingestellt. Entgegen dem verbreiteten Vorurteil, dass Frauen gerne reden und klat-schen, hat mich meine Erfahrung zu der Überzeugung gebracht, dass Frauen alles in allem besser für die Untergrundarbeit geeignet sind als Männer. Bestimmte Dinge können sie nicht so gut ausführen, aber das machen sie dadurch wett, dass sie mehr von den Grundvoraussetzungen für erfolgreiche Untergrundarbeit mitbringen. Sie erkennen Gefahren schneller und neigen nicht wie Männer dazu, mögliche Missgeschicke auszublenden. Ganz zweifellos gelingt es ihnen besser als Männern, unauffällig zu sein, und im Allgemeinen legen sie mehr Vorsicht, Diskre-tion und gesunden Menschenverstand an den Tag. Eine durchschnittliche Frau, die sich auf geheime politische Arbeit einlässt, zeigt mehr «gesun-den Menschenverstand für den Untergrund» als der durchschnittliche Mann. Männer neigen zu Übertreibung und Bluff, sehen der Realität nicht gern ins Auge und tendieren oft unbewusst dazu, sich mit einer geheimnisvollen Aura zu umgeben, was ihnen früher oder später zum Verhängnis wird.

Meine Arbeit in dieser Zeit war schwierig und anstrengend. Jeden Tag traf ich zwei oder drei wichtige Personen aus den verschiedenen Be-reichen des Widerstands. Unsere Gespräche führten wir in dem bestän-digen Wissen, dass die Gestapo sie womöglich mithörte. Ich hatte den Auftrag, mit ihnen eine Reihe von Fragen zu erörtern und ihre Meinun-gen dazu, Reaktionen und Entscheidungen einzuholen, um sie dann möglichst getreu an meine Auftraggeber weiterzuleiten.

Oft ging ich zu solchen Treffen mit einer Frage oder einer Ansicht eines Armeekommandanten oder eines Regierungsdelegierten. Von mei-nen Gesprächspartnern musste ich mir möglichst viele Informationen be-schaffen, die ich dann wiederum weiterleitete. Die schwierigsten Augen-blicke für mich waren immer, wenn ein Gespräch abgebrochen werden

musste, weil ich nicht alle wichtigen Informationen hatte. Meine Gesprächspartner waren in der Regel wütend, dass sie die komplizierten Vorbereitungen für eine Unterredung erneut treffen mussten. So etwas hiess dann «ein Mangel an Effizienz in der politischen Verbindungsabteilung», und ich musste mir schwere Vorwürfe von meinen Vorgesetzten anhören.

Solche Fehler passierten vorwiegend in der Anfangsphase meiner Arbeit. Später lernte ich dazu und vermied die früheren Fehler. Wenn ich die Anweisung hatte, eine «Frage» weiterzugeben und die Reaktionen und Ansichten aller Untergrundführer dazu einzuholen, bemühte ich mich, das Problem von allen Seiten zu verstehen, alle denkbaren Implikationen zu begreifen. Ich hatte dann alles Für und Wider im Kopf, und das machte es mir leichter, die Ansichten einer bestimmten Person einzuordnen und in den Gesprächen mit den Untergrundführern unklare Punkte besser zu erläutern. Je erfahrener ich wurde, desto eher sah ich ein Problem nicht nur in seiner Gesamtheit, sondern bedachte die Vielzahl möglicher Reaktionen, die es auslösen konnte. Ich konnte fast alle möglichen Einwände vorwegnehmen, ebenso Fragen und Beobachtungen. Das erleichterte es mir sehr, alles zusammenzutragen, was ich für einen umfassenden Bericht brauchte.

Manche Probleme wurden mündlich abgehandelt, aber ich musste schriftliche Berichte abfassen. Sie glichen normalen Verwaltungsberichten: mit Nummer, Datum und exaktem Wortlaut. Der Titel bezeichnete die diskutierte politische Frage. Der Inhalt war eine knappe, präzise Zusammenfassung der Standpunkte der massgeblichen Politiker. In der Schlussfolgerung wurde zusammengestellt, wo Übereinstimmung bestand und wo nicht; es folgte eine Einschätzung, ob es möglich schien, Einstimmigkeit zu erreichen. Manchmal lieferten meine Verbindungsleute Kopien der Berichte an alle Personen, mit denen ich gesprochen hatte. Namen, Orte, Parteien und andere wichtige Angaben waren immer verschlüsselt oder mit Decknamen getarnt. Meine Abteilung hatte zwei

verschiedene Verschlüsselungssysteme, eines für die politischen und eines für die militärischen Stellen.

Wenn ich zu dem Ergebnis kam, dass grosse Aussicht auf Einmütigkeit bestand, und die Männer, die die Berichte erhielten, meine Einschätzung teilten, indem sie vor der Rückgabe die Exemplare mit ihren Initialen abzeichneten, galt die Sache als erledigt, und der Bericht wurde als Zeugnis und historisches Dokument im Archiv abgelegt. Meine Berichte waren ausserdem die Grundlage monatlicher und vierteljährlicher Lagebeurteilungen, die die polnische Exilregierung vom Untergrund erhielt. Wenn zu einem geplanten Schritt oder einer Aktion keine Einigung erzielt werden konnte, reichten die Verantwortlichen den Bericht zurück, entweder mit der Einschätzung, sie fänden es angebracht, die «politische Vertretung» für eine weitere Erörterung einzuberufen, oder mit der Feststellung, ihre Ablehnung sei definitiv.

Wenn um die Einberufung der «politischen Vertretung» ersucht wurde, wurde die Bitte an den Leiter des Büros des Regierungsdelegierten weitergeleitet. Er war dafür zuständig, Zeit und Ort für die Versammlung festzulegen. Üblicherweise wartete er ab, bis mehrere solcher ungelösten Fragen eingegangen waren, bevor er eine Zusammenkunft ansetzte, es sei denn, es ging um eine lebenswichtige Frage. Ich hatte in der Sache nichts mehr beizutragen und wurde auch über den Ausgang nicht informiert.

DIE VERBINDUNGSAGENTINNEN

IM LAUF MEINER TÄTIGKEIT entwickelte ich grosse Sympathien für die Frauen im Untergrund, die hart arbeiteten und viel litten. Ihre Hauptaufgabe als Verbindungsagentinnen war es, Kontakte zwischen den Kameraden im Untergrund zu erleichtern. Sie waren ein entscheidendes Kettenglied bei unseren Aktionen und oft genug mehr gefährdet als die Personen, die sie zusammenzubringen halfen.

Ein Grundprinzip galt für mich ebenso wie für andere im Untergrund: Die Orte, an denen wir wohnten, hielten wir möglichst frei von unserer konspirativen Tätigkeit. Niemand ausser engen Familienmitgliedern und meiner persönlichen Verbindungsagentin durfte meine private Adresse wissen. An dem Ort, wo ich schlief, wurde keine politische Aktion vorbereitet, wurden keine Gespräche geführt und keine kompromittierenden Papiere aufbewahrt. Das vermittelte uns ein unbedingt nötiges minimales Gefühl von Sicherheit, Freiheit von dauernder Furcht, sodass wir wenigstens ungestört schlafen konnten. Natürlich gab es auch in den privaten Wohnungen Zwischenfälle, aber dieses System sorgte dafür, dass sie auf ein Minimum reduziert blieben.

Niemand, auch nicht die engste Verbindungsagentin, durfte meinen Decknamen kennen oder die falschen Papiere, die ich beständig bei mir trug. Unter solchen Bedingungen war die Kommunikation zwischen Mitgliedern des Untergrunds oft nahezu unmöglich. Die Verbindungsagentin kümmerte sich darum. Wenn ich einen Untergrundführer kontaktieren wollte, dessen Decknamen ich nicht kannte und dessen Adresse ich mir nicht beschaffen konnte, suchte ich nach seiner Verbindungsagentin.

Die Frauen hingegen waren vollkommen ausgeliefert. In vielen Fällen stand die Privatwohnung einer Verbindungsagentin dem Untergrund zur Verfügung. Man liess sie nie aus den Augen, sie musste an einem Ort leben, wo sie leicht zu finden war, und ohne Erlaubnis durfte sie Namen und Adresse nicht ändern. Solange sie aktiv war, konnte man es ihr nicht erlauben, unterzutauchen und für uns nicht mehr greifbar zu sein, denn das hätte bedeutet, dass Kontakte zwischen Angehörigen und Sektionen des Untergrunds abgebrochen wären. Eine Verbindungsagentin und ihre Wohnung wurden von Angehörigen einer speziellen «Observierungsabteilung» immer sorgfältig überwacht. Wenn die Deutschen sie festnahmen, konnte sie uns nicht verraten, auch nicht unter der Folter, weil innerhalb von zwei oder drei Stunden alle Personen, die mit ihr Kontakt gehabt hatten, ihre Namen und Adressen änderten.

Deshalb war sie in ständiger Gefahr. Alle Einzelheiten ihres Lebens waren vielen Menschen bekannt. Das allein ist in der Untergrundarbeit schon unerwünscht. Sie hatte zudem immer belastende Dokumente bei sich. Ihre Bewegungsmuster mussten Verdacht erregen, ihre Anwesenheit an vielen gefährlichen Orten war unverzichtbar. Die durchschnittliche «Lebensdauer» einer Verbindungsagentin betrug selten mehr als ein paar Monate.

Unweigerlich fielen die Frauen irgendwann der Gestapo in die Hände, meist unter Umständen, die keinen Zweifel an der Art ihrer Tätigkeit liessen. In den Nazi-Kerkern wurden sie mit bestialischer Grausamkeit behandelt. Die meisten hatten Gift bei sich und die Anweisung, es ohne Zögern zu schlucken, wenn es nötig wurde. Es war beinahe unmöglich, sie aus dem Gefängnis herauszuholen, und der Untergrund konnte das Risiko nicht eingehen, dass sie unter der Folter zusammenbrachen. Man kann sagen, dass von all jenen, die für den Untergrund arbeiteten, ihr Los am härtesten war, ihre Opfer am grössten waren und ihr Beitrag am wenigsten gewürdigt wurde. Sie wurden mit Arbeit überlastet und wa-

ren von Anfang an verdammt. Sie stiegen nicht in hohe Ränge auf und wurden für ihren Heldenmut kaum geehrt.

Die meisten Verbindungsagentinnen, mit denen ich zusammenarbeiten durfte, erlitten das übliche Schicksal ihrer Schwestern. Eine war ein junges Mädchen von vielleicht zwei- oder dreiundzwanzig Jahren. Ich sah sie oft, wusste aber kaum etwas über sie. Wir hatten drei Monate mit ihr zu tun, und sie arbeitete grossartig. Als die Gestapo sie in einer Strassenbahn festnahm, hatte sie keine Gelegenheit, die Papiere loszuwerden, die sie bei sich trug, noch das Gift zu schlucken.

Eine Botschaft, die nach ihrem ersten und einzigen Verhör aus dem Gefängnis herausgeschmuggelt wurde, schilderte ihre Lage. Die Bestien von der Gestapo hatten sie vollständig nackt ausgezogen und auf den Boden geworfen. Sie fesselten ihre Hände und Füsse an grosse Fleischerhaken und schlugen dann mit Gummiknüppeln auf ihre Geschlechtsorgane ein. Die Botschaft aus dem Gefängnis lautete:

Als sie sie wegtrugen, war ihr Unterleib nur noch eine blutige Masse.

Eine Frau von etwa fünfzig Jahren war länger bei uns. Vor dem Krieg hatte sie an einem Warschauer Gymnasium Französisch unterrichtet. Dem Untergrund hatte sie sich praktisch in der ersten Stunde angeschlossen. Sie war arm und lebte in einer bescheidenen kleinen Wohnung mit ihrem Ehemann, der fast siebzig war und nicht arbeiten konnte. Ihre Wohnung hatte sie einer demokratischen Organisation zur Verfügung gestellt, für die sie als Verbindungsagentin tätig war. Meine Kontakte zu Mitgliedern dieser Organisation liefen über sie.

Die Gestapo erwischte sie auf frischer Tat in ihrer Wohnung und verhaftete ihren Ehemann gleich mit. Beide wurden auf unbeschreibliche Weise gefoltert. Der Ehemann starb beim ersten «Verhör». Frau Pawlowska überlebte zwei Verhöre, aber nach dem zweiten musste sie in ihre

Zelle zurückgeschleppt werden. In der Zelle sassen noch vier weitere Frauen, die zum selben Zeitpunkt verhaftet worden waren.

Am nächsten Morgen fanden die anderen sie erhängt an einem Balken. Sie hatte ihren Gürtel als Strick verwendet, die anderen hatten keinen Laut gehört. Ihre Entschlossenheit zu sterben war so gross gewesen und ihre Gleichgültigkeit gegenüber dem Schmerz so ausgeprägt, dass sie ohne einen Seufzer, ohne mit den Beinen im Todeskampf gegen die Wand zu schlagen, gestorben war.

Später fragte ich einen Arzt, ob so etwas möglich war. Er meinte, es sei nicht möglich. Ein Selbstmörder verliere immer das Bewusstsein, erklärte er mir, und in dem Augenblick setze sich der Selbsterhaltungstrieb durch. Aber in diesem Fall, da bin ich mir ganz sicher, muss dem Selbsterhaltungstrieb eine stärkere Kraft entgegengewirkt haben.

Der Krieg hat allen polnischen Frauen unbeschreibliches Leid zugefügt, aber die Verbindungsagentinnen litten mehr als ihre Geschlechtsgenossinnen, und die meisten verloren ihr Leben.¹

Für die Mütter, Töchter und Ehefrauen der Männer im Untergrund war Kummer ihr tägliches Los. Wenn sie nicht selbst aktiv waren, war ihre Qual noch grösser, denn weil sie die Gefahr nicht einschätzen konnten und die herannahende Tragödie nicht ahnten, erwarteten sie sie dauernd und fanden keinen Augenblick Frieden. Wenn die Ehefrau eines Untergrundkämpfers unter ihrem richtigen Namen lebte und ihr Mann aufflog, wurde sie im Allgemeinen ebenfalls verhaftet. Oft genug wurde sie gefoltert, auch wenn sie nicht mitgearbeitet hatte, und man versuchte, Geheimnisse aus ihr herauszupressen, die ihr Ehemann nicht verraten hatte. In der Regel konnten die Frauen die Gestapo nicht zufriedenstellen, selbst wenn sie es wollten, einfach weil sie nichts wussten. Die Unglücklichen starben einen unfreiwilligen Märtyrertod, weil sie zufällig mit guten, mutigen Männern verheiratet waren.

Zumindest für die Frauen der Untergrundführer setzte sich die Regel durch, dass sie sich beim Untergrund registrieren liessen und unter falschen Namen lebten. Sie lebten wie die Männer: an geheimen Orten, die sie häufig wechselten, fern von ihren Familien und Freunden, gequält von Angst und Ungewissheit. Am schlimmsten war, dass die meisten ihrem Naturell nach nicht zu einem solchen Leben passten. Manche waren vollkommen ungeeignet für diese Arbeit und wären nie von der Organisation aufgenommen worden, mussten aber gezwungenermassen das Leben ihrer Ehemänner teilen, obwohl sie nichts Heroisches oder Aussergewöhnliches an sich hatten.

Viele andere polnische Frauen lebten ein kummervolles Leben. Die unschuldigen Wirtinnen, die, ohne es zu wissen, Angehörige des Widerstands und ganze Untergrundzellen beherbergten, wurden oft wie schmale, jammernde Schatten der Männer, die die Gestapo verhaftet hatte, mitgenommen. Zu bemitleiden waren auch die Mädchen, die die Untergrundzeitungen verteilten und oft das Material direkt am Leib oder in schweren Handtaschen bei sich trugen.

Die Verteilung war eine einfache, mechanische Arbeit, die häufiger Frauen verrichteten als Männer, weil die Männer schnell unzufrieden wurden und wichtigere Aufgaben verlangten. Ich erinnere mich an Bronka, ein dünnes, unansehnliches Mädchen, das zweimal in der Woche in mein Büro kam, immer pünktlich und meistens ausser Atem. Sie war schweigsam und schüchtern, schien des Lebens als Jagdwild überdrüssig und machte einen erschreckend müden und erschöpften Eindruck. Wahrscheinlich geriet sie eines Tages in die Fänge der Gestapo. So oder so war es schwierig, den Untergrund zu verlassen, wenn man einmal mitarbeitete, sich wieder an ein anderes Leben zu gewöhnen, einer normalen Arbeit nachzugehen.

Einmal fragte ich sie, warum sie so traurig und mutlos sei. Sie antwortete widerstrebend.

«Worüber sollte ich denn glücklich sein?»

Sie tat mir leid.

«Ist es so schlimm?», fragte ich, gefasst auf eine Abfuhr.

Sie antwortete barsch. «Genauso schlimm wie für alle anderen.

Im Krieg wird man nicht reich.»

Sie setzte sich auf einen Stuhl und entspannte sich ein wenig. Mir kam der Gedanke, dass sie vielleicht Hunger hatte. Sie war schrecklich dünn, ihr Gesicht spitz mit einer ungesunden, grünlichen Hautfarbe. Nur die Augen glänzten seltsam, als hätte sie Fieber.

«Möchten Sie mit mir essen?», fragte ich. «Ich habe Brot, Marmelade und Tomaten. Leider kann ich Ihnen keinen heißen Ersatzkaffee anbieten. Ich habe keine Kohlen, um Feuer zu machen, und bekomme nur heißes Wasser, wenn meine Wirtin kocht.»

«Danke», erwiderte sie. «Könnte ich ein Glas Wasser haben?»

Ich brachte es ihr und schaute ihr zu, wie sie langsam ein Stück hartes, fades Schwarzbrot ass, das mit Rübenmarmelade bestrichen war. Es war seltsam zu beobachten, wie sie sorgfältig und genussvoll jeden kleinen Bissen kaute und noch den letzten Tropfen Geschmack heraus-saugte, bevor sie ihn schluckte. Nach dem Essen trank sie das Wasser. Die Tomaten lehnte sie ab, so sehr ich sie auch drängte, eine der zwei zu essen, die ich hatte. Sie bestand darauf, dass ich sie für mich selbst brauchte. Wir sprachen noch ein bisschen miteinander, bevor sie wieder ging.

«Wie lange verteilen Sie schon Untergrundzeitungen?», fragte ich sie.

«Drei Jahre», erwiderte sie, ohne nachzudenken.

Das war im August 1942. Ihre Antwort kam so rasch, weil sie seit Kriegsbeginn im Einsatz war.

«Haben Sie in den ganzen drei Jahren nie etwas anderes gemacht?»

«Nein. Verteilen ist meine Spezialität. Meine Vorgesetzten finden, dass ich die ausserordentliche Fähigkeit besitze, mit der Umgebung zu verschmelzen, weil ich nicht sehr intelligent aussehe.»

Wir lachten beide. Ihr Gesicht veränderte sich in diesem Augenblick

auffällig. Das Lachen machte ihre Wangen ein wenig runder und liess sie normaler aussehen.

«Wie viele Leute beliefern Sie?», forschte ich nach.

«Ich habe hundertzwanzig ‚Punkte‘, die ich besuche», sagte sie mit gleichgültiger, geschäftsmässiger Stimme.

Ich wäre beinahe aufgesprungen. Das bedeutete eine unglaubliche Arbeitsbelastung. Sie bemerkte meine Verblüffung.

«Ja, ich gehe zweimal pro Woche zu hundertzwanzig Adressen.»

«Wie viele sind das pro Tag?»

«Ungefähr vierzig. Es kommt darauf an. Manchmal höre ich ein bisschen früher auf, wenn ich sehr müde bin.»

Ich blickte sie mitfühlend an.

«Ich muss jetzt gehen», sagte sie und stand auf. «Ich muss noch elf Adressen aufsuchen.»

«Haben Sie nicht genug davon?», fragte ich.

«Nein», erwiderte sie und dehnte das Wort, als wäre sie unsicher. «Aber wissen Sie, trotzdem träume ich von etwas. Ich wünschte, der Krieg wäre vorüber und ich hätte eine Arbeit, bei der ich einfach bleiben könnte, wo ich bin, die ganze Zeit an einem Platz, und die Leute würden zu mir kommen. Ich wäre gern Toilettenfrau. Das meine ich ernst.»

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte.

«Danke für das Essen», rief sie auf dem Weg zur Tür.

Trotz allem schätzte sich Bronka glücklich, verglichen mit den Frauen, die, wie sie sagte, «Beziehungen zu Deutschen» hatten. Das war die schändliche Bezeichnung für alle Frauen, die sich mit einem Deutschen auch nur auf der Strasse zeigten oder in einem Cafe sassen. Diese Frauen traf Zorn und Verachtung in einem Ausmass, das einfach unerträglich gewesen sein muss. Von Bronka erfuhr ich zum ersten Mal, dass man nicht alle diese Frauen über einen Kamm scheren durfte. Als ich einmal abfällig über diese Frauen sprach, erteilte sie mir eine wütende Lektion die Schlechtigkeit von Männern im Allgemeinen und meine im Besonderen betreffend.

«Natürlich gibt es Frauen, die mit Deutschen leben, und sie muss man kritisieren», sagte sie. «Aber manche haben keine Wahl.»

Dann erzählte sie mir von einer Frau, die sie kannte: Für ihre Nachbarn war sie ein «Deutschenliebchen». Sie lebte in einer bescheidenen, anständig möblierten Zweizimmerwohnung. Ihr Mann war Soldat gewesen und nun in einem deutschen Kriegsgefangenenlager. Sie war eine durchschnittliche Frau aus der Mittelschicht ohne heroische Züge und genauso sehr oder genauso wenig patriotisch wie die meisten polnischen Frauen. Sie hatte die Untergrundpresse abonniert und tat die ganz normalen Dinge, die von ihr verlangt wurden.

Einige Monate zuvor hatten die Deutschen ihr einen Untermieter aufgezwungen, einen Verwaltungsangestellten mittleren Alters. Das allein war schon eine Schande, aber da sie nirgendwo sonst hingehen konnte, musste sie in der Wohnung bleiben. Ausserdem hing sie an ihren wenigen Besitztümern und hoffte, wenn sie blieb, könnte sie ein Auge darauf haben und der Mieter hätte es nicht ganz so leicht, etwas zu entwenden. Dem Deutschen gefiel der Gedanke, dass sie blieb, nur zu gut, denn, wie Bronka sagte, «die Deutschen haben es gern bequem» und wollten, wann immer möglich, eine ordentliche, fleissige Polin, die den Haushalt führte. Er wohnte noch nicht lange bei ihr, da begann er, die arme Frau einzuladen: Sie solle ihn doch in ein Cafe begleiten, wo sie gemeinsam Musik hören könnten. Die Frau lehnte ab. Bronka wusste nicht, ob er sich zu der Frau hingezogen fühlte oder ob er sich einfach langweilte und einsam fühlte und Gesellschaft suchte. Als sie schliesslich die sechste Einladung zurückgewiesen hatte, verlor er die Geduld. Er sagte ihr, wenn sie nicht mit ihm in ein Cafe gehe, werde er nicht nur dafür sorgen, dass sie aus der Wohnung geworfen werde, sondern dass sie in ein Konzentrationslager komme.

Wie Bronka es schilderte, hatte die Frau keine Wahl.

«Was hätte sie Ihrer Meinung nach tun sollen?», fragte sie empört. «Sie ist keine heilige Johanna. Sie ist eine unglückliche, durchschnittli-

che Frau, die den Krieg überstehen will und auf ihren Ehemann wartet. Der Deutsche hätte sie festnehmen lassen. Sie hatte niemanden, an den sie sich wenden konnte. Sie ist nicht Mitglied des Untergrunds, obwohl sie die Zeitungen bezieht und bezahlt. Sie hatte keine Wahl. Und ihr Männer gebt ihr schlimme Namen und denkt gar nicht daran, wie demütigend es für sie ist, wenn sie in den Cafés sitzt. Alle starren sie wütend an, und sie sitzt da voller Angst vor ihnen und vor den Deutschen, und dann hat sie auch noch Angst um ihre Tasche, weil darin eine geheime Zeitung ist. Es ist nicht so einfach. Die Frauen haben in diesem Krieg mehr zu leiden als die Männer.»

EINE STELLVERTRETERHOCHZEIT

EIN FREUND VON MIR hatte den Decknamen Witek und war eine Schlüsselgestalt in einer Organisation, die sich um Fragen der Religion und Bildung kümmerte.¹ Mit einer Gruppe von Freunden hatte er es sich zur Aufgabe gemacht, die Moral der polnischen Jugend zu stärken. Witek, ein Mann von etwa fünfunddreissig, talentiert, mutig und ungewöhnlich gerissen, war Herausgeber einer Zeitschrift namens *Prawda* (*Wahrheit*) und die treibende Kraft dieser Organisation. Die Inspirationsquelle war eine berühmte Frau, eine der grössten lebenden Schriftstellerinnen Polens, von der die geistige Anregung ausging, der die Organisation ihren ungewöhnlichen Charakter, ihren einzigartigen leidenschaftlichen Eifer verdankte.²

Witek's Assistentin und Verbindungsagentin war ein junges Mädchen mit dem Decknamen Wanda. Witek, Wanda und die Schriftstellerin bildeten ein unzertrennliches Trio, heiter, immer gut gelaunt, hoffnungsvoll und unermüdlich. Gemeinsam schrieben, druckten und verteilten sie grossartige Flugschriften, viele gelangten in andere Länder und wurden in fremde Sprachen übersetzt. Von ihnen stammte die bekannte Flugschrift *Golgotha* mit der Beschreibung des Konzentrationslagers Auschwitz³, die ins Englische übersetzt wurde. Ich besuchte sie oft, allein schon aus dem Grund, um die erfrischende Atmosphäre von Optimismus, Heiterkeit und leidenschaftlichem Tatendrang zu spüren, die sie umgab.

Mitte 1942 wurden sie getrennt. Wanda wurde durch Zufall bei einer Kontrolle festgenommen. Im Gefängnis schlugen und folterten die Gestapo-Leute sie, aber sie verriet nichts. Sie hatten nichts gegen Wanda

in der Hand und bekamen nichts aus ihr heraus. Sie schickten sie zwar nicht in ein Konzentrationslager, liessen sie aber auch nicht frei, sondern brachten sie ins Pawiak-Gefängnis in Warschau.⁴

Wir stellten rasch Kontakt zu ihr her. Witek und Wanda tauschten wöchentlich Briefe aus, die wir in das Gefängnis hinein- und heraus-schmuggelten. Witek informierte sie genau über die Vorgänge draussen, und sie berichtete, was drinnen geschah, schärfte ihm und uns allen ein, nicht den Mut zu verlieren, als hätten wir mehr zu erdulden als sie. Und dann passierte etwas Unglaubliches; vielleicht hatten sie es schon vorher gespürt, und nun brachten es die Umstände zutage, oder es hing mit dem emotionalen Druck zusammen: Zwischen den beiden entwickelte sich eine Liebesgeschichte.

Getrennt durch Gefängnismauern, nur mit den Briefen vor sich, verliebten sie sich heftig ineinander. Ich erinnere mich, wie bewegt Witek nach einem Brief von ihr war. Darin teilte sie ihm mit, sie habe im Gefängnis erkannt, dass sie ihn liebe. Witek war regelrecht erschüttert und mehr als eine Woche in einem Zustand angespannter, nervöser Unsicherheit, während er versuchte, eine ehrliche, passende Antwort zu verfassen. Verlegen und ratlos wie ein Schuljunge tauchte er eines Tages bei der Schriftstellerin und mir auf und bat um Hilfe bei dem schwierigen Brief, den er zu schreiben hatte.

Wir neckten ihn ein bisschen und schlugen ihm vor, er solle sich den Brief von der Schriftstellerin diktieren lassen. Sie würde sicher einen besseren Brief zustande bringen als er. Witek fand unseren kleinen Scherz nicht lustig. Verwirrt ging er wieder, doch schliesslich nahm er seinen ganzen Mut zusammen und schrieb die Antwort: Er habe sie immer geliebt, aber nicht gewagt, es ihr zu sagen. Nun endlich habe sie es ihm leicht gemacht, ihr seine Gefühle zu gestehen.

Sie setzten ihre Korrespondenz fort. Ich las ein paar Briefe. Ihre waren ruhig, ernsthaft, zwischen den Zeilen voll tiefem Gefühl.

Nach einiger Zeit schlug Witek ihr vor, zu heiraten. Natürlich konnte sie nicht zu einer Trauung in der Kirche erscheinen, aber Witek hatte einen Priester gefragt und herausbekommen, dass eine Stellvertreterhochzeit möglich sei. Dem Priester genüge ihre Zustimmung.

Die gab sie postwendend.

Ich war bei der Zeremonie dabei. Sie fand in einer kleinen Kirche in Warschau in Gegenwart von vier Zeugen statt. Der Priester, der die Trauung zelebrierte, war ein Freund von uns. Er hielt eine kurze, anrührende Rede über die seltsamen Wege des menschlichen Schicksals, die der pathetischen Schönheit dieses Augenblicks vollkommen entsprach. Er erinnerte uns, dass die Eheschließung *per procurationem* einst den Königen vorbehalten gewesen war, deren Ehefrauen durch Botschafter in mit Diamanten besetzten Gewändern vertreten wurden, die Kirchen geschmückt mit kostbarsten Brokaten und Wandteppichen. Goldmünzen wurden ins Volk geworfen, und auf den Strassen hallten die Rufe «Lang lebe der König!» und «Lang lebe die Königin!».

«Die Zeiten haben sich geändert», schloss der Priester. «Ich traue euch *per procurationem* mit Erlaubnis der Kirche, nicht weil ihr reich und mächtig seid, sondern weil ihr die Ärmsten und Schwächsten seid, die, denen am meisten Unrecht angetan wird und die am meisten unterdrückt werden.»

Er wandte sich an Witek: «Diese Frau ist die Botschafterin derjenigen, die du zur Frau nimmst.» Und dann an die Schriftstellerin: «Eines Tages werden Sie vielleicht darüber schreiben, und es wird, so hoffe ich, Ihr schönstes Buch sein, das Leben dieser beiden ...»

Sie unterbrach ihn: «Unser aller Leben, Vater.»

Witek's Lippen zitterten, er wandte das Gesicht ab. Nach der Zeremonie mussten wir alle aufbrechen und unsere Arbeit fortsetzen, die keinen Aufschub duldete. Ich blieb nicht lange genug in Polen, um zu erfahren, was aus Wanda wurde und ob das durch die Stellvertreterhochzeit verheiratete Paar jemals zusammenkam.⁵

Die Schriftstellerin, die die Braut vertrat, war eine in jeder Hinsicht bemerkenswerte Frau. Vor dem Krieg wurden ihre Werke in viele Sprachen übersetzt und in der ganzen Welt bewundert. Sie war mit ihnen reich geworden und hatte zahllose Preise erhalten. 1942 wäre sie glücklich gewesen, wenn sie jeden Tag einen Teller heißen Getreidebrei bekommen hätte.

Ihr Leben hatte etwas Märchenhaftes. Vor dem Krieg hatte sie unter einem Pseudonym geschrieben, unter dem sie einem breiten Publikum bekannt war. Ausserhalb eines engen Kreises persönlicher Freunde wussten nur wenige, dass sie verheiratet war, und noch weniger kannten ihren Ehemann.⁶ Von Anfang an spielte sie eine aktive Rolle im Untergrund, und trotz zahlreicher Warnungen ihrer Freunde wohnte sie weiter in ihrem eigenen Haus, unter ihrem Ehenamen. Man setzte ihr auseinander, dass sie sich in doppelter Gefahr befand, nicht nur wegen ihrer Arbeit für den Untergrund, sondern auch wegen ihrer Berühmtheit. Viele prominente Polen, die aus welchem Grund auch immer unter Verdacht geraten waren, sassen bereits im Gefängnis. Sie weigerte sich standhaft, ihre Gewohnheiten zu ändern. Auf unsere Vorhaltungen, sie gehe unnötige Risiken ein und lasse es an der nötigen Vorsicht mangeln, antwortete sie:

«Meine lieben Freunde, wenn Gott will, dass ich verhaftet werde, werden mich die Hunnen finden, egal wie vorsichtig ich bin.»

Bei diesen Worten schauten wir uns an, und einige zwinkerten sich verständnisvoll zu, aber keiner wagte etwas zu sagen. Wir spürten, dass sie trotz ihrer literarischen Begabung und ihres selbstlosen Einsatzes für den Widerstand zu naiv für das Leben war, das sie führen musste. Vorsehung kann Vorsicht nicht ersetzen.

Die Bewährungsprobe kam bald. Eines Abends klopfen zwei Gestapo-Offiziere an ihre Tür. Später erzählte sie uns, als sie erkannt habe, wer da vor ihr stand, habe sie nicht die leiseste Angst empfunden. Voll-

kommen ruhig überliess sie sich der Vorsehung und vertraute darauf, dass nichts geschehen würde, was nicht Gottes Wille war.

Die Gestapo-Männer warteten nicht ab, bis sie öffnete, sondern drangen gewaltsam in die Wohnung ein und herrschten sie an:

«Wie heissen Sie?»

Sie nannte ihren Ehenamen.

«Ihre Kennkarte.»

Sie holte sie aus ihrem Schreibtisch und hielt sie den Männern hin. Es war alles in Ordnung.

«Wer wohnt noch hier?»

«Niemand. Ich lebe allein.»

«Das werden wir sehen. Setzen Sie sich hin. Wir durchsuchen Ihr Haus.»

Die Durchsuchung dauerte mehrere Stunden. Sie schauten in Schränke und unter Betten, leerten Schubladen aus, klopfen gegen Wände und stellten die Möbel auf den Kopf. Während die Deutschen wühlten und nichts fanden, erhob sie sich leise und ging ganz ohne Hast und Aufregung zur Tür hinaus und zur Wohnung einer Freundin ein paar Häuser weiter. Die Deutschen bemerkten ihr Verschwinden nicht, und auf der Strasse hielt sie niemand auf, obwohl Ausgangssperre war.

Der Vorfall lieferte Gesprächsstoff in ganz Warschau. Das Einzige, was die Schriftstellerin dabei zu erleiden hatte, waren unsere milden Neckereien, nachdem sie uns alles erzählt hatte. Denn ausser ihrer Frömmigkeit hatte sie noch einen weiteren ungewöhnlichen Charakterzug: Sie log nie und glaubte fest, dass eine Lüge niemals, unter keinen Umständen gerechtfertigt sei. Am Tag nach dem Besuch der Gestapo, als sie einer Gruppe von uns davon berichtete, stellten wir diesen Grundsatz ein wenig auf die Probe.

«Ist Ihnen klar, dass Sie die Gestapo hinsichtlich Ihrer Identität belogen haben?», fragte jemand.

Sie war verlegen und einen Augenblick lang verblüfft.

«O nein, das habe ich nicht», erwiderte sie beunruhigt. «Sie haben

nach meinem Namen gefragt, und ich habe ihnen die Wahrheit gesagt. Sie haben nicht nach dem Namen gefragt, unter dem ich meine Bücher veröffentlicht habe.»

«Also gut», antworteten wir und wussten nicht, ob wir über ihre engelgleiche Unschuld lachen oder weinen sollten. «Aber Sie haben sie getäuscht. Sie sind vor ihrer Nase davongeschlichen.»

Diesmal antwortete sie triumphierend.

«Überhaupt nicht. Es war meine Wohnung, und ich habe das Recht, sie zu verlassen, wann ich will. Ich habe ihnen nicht versprochen, dass ich sitzen bleiben würde, bis sie fertig waren.»

«Was? Soll das heissen, wenn die Gestapo Ihnen befohlen hätte, sitzen zu bleiben und zu warten, dann hätten Sie gehorcht?»

Jetzt war sie verwirrt, sie wollte unbedingt mit ihrem Gewissen im Reinen sein.

«Nun», begann sie vorsichtig, «ich habe das noch nicht richtig durchdacht. Aber ich glaube nicht, dass ich hätte bleiben müssen. Aus unserer Sicht sind ihre Befehle nichtig, ist es nicht so? Deshalb hätte ich ihnen nicht folgen müssen.»

Wir brachen das Spiel ab, ein wenig verlegen. Ihre kindliche und zugleich hehre Naivität erstaunte und beschämte uns immer wieder. Besonders bemerkenswert daran war, dass sie trotz ihres Gewissens das ganze Jahr 1942 die Inspiration und leuchtende Flamme des polnischen Untergrunds war. Die eloquentesten Appelle, die vernichtendste Kritik, die bewegendsten Flugschriften und Artikel in der Untergrundpresse kamen aus ihrer Feder. Viele davon würden, da waren wir uns alle sicher, als Juwelen der polnischen Literatur während des Krieges in die Geschichte eingehen.⁷

SCHULE IM UNTERGRUND

ES STELLTE SICH HERAUS, dass ich einen jungen Mann als Verbindungsagenten brauchte, und auf seltsame Weise kam Tad Lisowski zu mir.¹ Ich hatte die Familie Lisowski schon vor dem Krieg gekannt. Sie waren reich, besaßen Land bei Kielce und zwei Mietshäuser in Warschau. Frau Lisowska war eine schwarzhaarige schmale, zurückhaltende Frau mit der Energie eines Dynamos. Sie hielt ihr Haus, in dem Besucher ein und aus gingen, perfekt in Ordnung, kümmerte sich um ihre beiden wilden, frechen Kinder und um das Wohlergehen ihres Ehemannes, eines Tunichtguts, der sich am liebsten in Cafés, Theatern und Spielhallen herumtrieb.

Frau Lisowska leitete die Geschäfte der Familie, ging fleissig zur Kirche und fand die Zeit für vielfältige soziale und karitative Tätigkeiten. Herr Lisowski versumpfte in regelmässigen Abständen und verschwand für Wochen, dann musste die Mutter allein mit den Launen von Tad und seinem jüngeren Bruder fertig werden.

Nach Kriegsbeginn ging es mit den Lisowskis finanziell rasch bergab. Ihr Landbesitz bei Kielce wurde konfisziert. Ihre Mietshäuser warfen nicht viel ab, sie hatten ihren Schmuck verloren. Sie lebten von dem, was der Verkauf ihrer letzten Habseligkeiten einbrachte, und von dem, was Frau Lisowska mit «Handel» verdiente. Die Kinder, die beide ihren leichtsinnigen, hohlköpfigen Vater sehr bewunderten, waren oft sich selbst überlassen und gerieten bald unter den Einfluss zweifelhafter Kameraden und der hinterhältigen deutschen Propaganda, die darauf abzielte, die polnische Jugend moralisch zu zerstören, indem sie ihr Interesse für pornografische Bücher, Revuen und Filme weckte. Tad, so

teilte mir ein junger Freund von ihm mit, sei Kunde in den Bordellen, die die Deutschen im Dienst ihrer Absichten eröffnet hatten, und ausserdem stehe er im Verdacht, zu Hause zu stehlen.

Tad war nur einer von vielen jungen Leuten in Polen, die für die Erziehungsbehörden im Untergrund ein tragisches Problem darstellten. Weil unsere Möglichkeiten zur Bildung äusserst beschränkt waren, kam moralische und materielle Unterstützung nur denen zugute, die es nach Charakter und patriotischer Gesinnung verdienten. Wir mussten vor allem den Teil der polnischen Jugend bilden, aus dem wir Kandidaten für die Untergrundarbeit rekrutieren konnten. Um junge Leute wie Tadek, die unsere Aufmerksamkeit besonders nötig gehabt hätten, konnten wir uns nicht kümmern.

Wenn die Jungen und Mädchen erst einmal den Verlockungen der Nazis erlegen waren und sich kompromittiert hatten oder wenn sie eine Neigung zu ungeordneten Verhaltensweisen zeigten, war ihnen der Weg zu den Bildungseinrichtungen des Untergrunds unwiderruflich versperrt. Das war tragisch für sie. Und alles wurde noch schlimmer, weil die Missetäter unweigerlich aus der Gemeinschaft der jungen Leute ausgeschlossen wurden, mit denen sie aufgewachsen waren. Das verfestigte ihre schlechten Angewohnheiten und ihren schlechten Umgang noch weiter.

All das traf im Wesentlichen auf Tad zu. Weil seine herausragenden Eigenschaften Stolz, Fröhlichkeit und eine warmherzige Freundlichkeit waren, litt er sehr unter der kalten Zurückweisung seiner früheren Gefährten. Er wurde aufsässig und stellte seine Verfehlungen offen zur Schau. Das alarmierte seine Mutter, und sie machte sich bittere Vorwürfe, dass sie es an mütterlicher Zuwendung habe fehlen lassen. Ich bewunderte sie aus früheren Zeiten, als ich häufiger Gast im Haus der Lisowskis gewesen war. Als sie sich einmal in meiner Gegenwart schalt, weil es mit Tad so weit gekommen war, protestierte ich.

«Es ist nicht Ihre Schuld. Sie müssen einen nichtsnutzigen Ehemann versorgen und sich abmühen, damit Sie und Ihre Kinder etwas zu essen

und zum Anziehen haben. Es ist erstaunlich, wie gut Sie das bisher geschafft haben.»

Frau Lisowska, deren Haar mittlerweile ganz grau war und deren Gestalt schmal und gebeugt wirkte, antwortete in ihrer gewohnten Haltung:

«Es geht mir nicht um meinen Mann und mich. Der Krieg hat unsere Generation zerstört, wir sind nicht wichtig. Aber ich möchte, dass meine Kinder für ein neues Polen kämpfen und sich darin ein Leben aufbauen.»

Sie blickte mich vielsagend an, es war ein stummer Hilferuf. Frau Lisowska wusste seit Langem, dass ich im Untergrund aktiv war, aber wir hatten bisher stillschweigend jede Anspielung auf das Thema vermieden. Doch nun war sie bereit, den Schritt zu wagen, ihre Liebe zu Tad hatte über ihre Skrupel gesiegt. Sie zögerte einen Augenblick, schaute mich an, als suchte sie in meinem Gesicht einen Anflug von Ärger oder Einwänden, die ich in meinem Kopf formulierte. Dass ich nichts dergleichen zu erkennen gab, ermutigte sie, deutlicher zu werden.

«Wissen Sie, es missfällt mir sehr, dass ich Sie wegen Tad belästigen muss, aber ich kann nicht anders. Ich weiss, dass Sie im Untergrund sind ... bitte, seien Sie unbesorgt... ich werde es nie mehr erwähnen.»

«Da bin ich ganz sicher», erwiderte ich herzlich. «Ich habe allerhöchstes Vertrauen in Ihre Loyalität und Diskretion.»

«Danke. Jan, ich werde Sie um einen Gefallen bitten, und ich flehe Sie an, weisen Sie mich nicht ab.»

«Wenn es darum geht, dass Tad in den Untergrund kommt...», begann ich zögernd.

«Meine Familie hat eine Tradition, Jan. Wir haben in jedem polnischen Aufstand mitgekämpft. 1830 wurde mein Urgrossvater verwundet und für sieben Jahre nach Sibirien verbannt. Mein Grossvater kämpfte in der Erhebung von 1863 gegen das zaristische Russland. Ich möchte, dass die Tradition unseres Kampfs für die Freiheit weitergeht. Ich kenne Tad,

nicht nur mit der Liebe einer Mutter. Er ist wie sein Vater, und das ist schlimm, sehr schlimm. Ich wollte, er wäre wie sein Grossvater. Ich schäme mich, darüber zu sprechen, aber ich muss es tun. Im Augenblick benimmt er sich mit seiner Faulheit und seiner Verachtung gegenüber den anderen Jungen noch schlimmer, als er in Wahrheit ist oder sein will. Geben Sie ihm eine Chance, Jan. Finden Sie einen Platz für ihn, und Sie werden es nicht bereuen. Er wird Ihre Erwartungen erfüllen. Er liebt Abenteuer, hat grösste Hochachtung vor Ihnen und wird Ihre Befehle getreulich ausführen. Bitte, Jan.»

Ich wusste, dass Frau Lisowska sich nicht mit vagen Versprechungen oder schönen Worten würde abspeisen lassen, und so antwortete ich ganz offen:

«Ich glaube nicht, dass meine Vorgesetzten mir erlauben werden, Tadek zu nehmen. Er hat einen schlechten Ruf, er hat sich leichtsinnig und verantwortungslos verhalten. Und dann muss Ihnen klar sein, dass die Gefahr sehr gross ist. Wenn er genommen würde, könnte es sein, dass er eines Tages nicht zurückkommt.»

«In meiner Familie sind wir daran gewöhnt, für unser Land zu sterben», erwiderte sie langsam. «Wenn Tadek sterben sollte, würde es mir das Herz brechen, aber ich würde es nie bereuen, dass ich ihn losgeschickt habe, seine Pflicht zu tun.»

So einer Bitte und so einer Einstellung konnte ich nicht widerstehen. Ich ergriff ihre Hand.

«Ich werde für Tadek tun, was ich kann. Schicken Sie ihn morgen Mittag zu mir. Ich warte auf ihn an der Weichsel, bei der Poniatowski-Brücke.»

Tadek erschien am nächsten Tag, und ich war ziemlich entsetzt über seinen Anblick. Er war ein hoch aufgeschossener Junge und wirkte viel älter, als er war. Sein Gesicht war hager und bleich, die grossen schwarzen Augen von Ringen in einer beängstigenden Farbe umgeben – sie sahen fast aus wie Wunden.

Ich fürchte, ich klang ein wenig pedantisch.

«Warum achtest du nicht besser auf dich?», fragte ich streng. «Du solltest dich schämen. Du siehst aus, als hättest du eine Woche lang in deinen Kleidern geschlafen.»

Verlegen trat er von einem Fuss auf den anderen. Ich wurde weich. Offensichtlich stand er unter grosser Anspannung.

«Komm, Tadek», sagte ich ein bisschen weniger distanziert. «Gehen wir ein Stück. Ich muss viel mit dir besprechen.»

Wir wanderten lange ziellos durch die Strassen, und ich sprach über das Thema Pflicht gegenüber der eigenen Familie und dem Land. Ich gab einen Überblick über die blutige Geschichte der polnischen Erhebungen gegen Eroberer seit der dritten Teilung von 1795 und hob hervor, wenn der Widerstand aufgehört hätte, wäre Polen nie wieder als Land aufstanden. Wir hätten keine Sprache und keinen Boden mehr gehabt. Es sei ein schwerer Fehler, setzte ich Tadek auseinander, zu glauben, Widerstand bestehe nur im physischen Kampf gegen die Eroberer. Noch wichtiger sei, dass wir unseren Charakter und unseren Geist gegen die Brutalitäten und die Schmeicheleien unserer Feinde verteidigten. Ich erzählte ihm von den Taten seines Urgrossvaters und dessen Vaters und sagte ihm, ich hielte ihn für einen anständigen Jungen, er werde in mir immer einen vertrauenswürdigen Freund haben. Ich betonte, wie wichtig es sei, unserer Sache zu dienen, und dass ein solcher Dienst wahres Glück schenken könne.

Ich schonte ihn nicht. Junge Männer wie er seien die grösste Gefahr für Polen und beschmutzten unseren Ruf im Ausland. Er hörte mir aufmerksam und verlegen zu, an seinen Augen war abzulesen, welche Schmerzen ich ihm bereitete. Als ich merkte, dass er genug hatte, legte ich ihm den Arm um die Schultern.

«Hör zu, Tadek. Ich werde dich nicht mehr kritisieren und dir Vorhaltungen machen. Tatsächlich habe ich grosses Zutrauen zu dir. Ich möchte, dass du zu uns in den Untergrund kommst und uns hilfst. Was meinst du?»

Wie immer seine Gefühle gewesen sein mochten, er war durch diese

plötzliche Veränderung überwältigt. Er würgte fast vor Aufregung, Verlegenheit und Eifer, seine Augen leuchteten begeistert.

«Ich werde Sie nicht enttäuschen, das verspreche ich», brachte er schliesslich hervor. «Geben Sie mir eine Chance.»

Ich lachte.

«Schön, sehr schön! Für heute reicht es. Gehen wir schwimmen, das wird uns guttun. Aber eins noch: Du darfst deiner Mutter nichts von unserem Gespräch erzählen.»

Wir zogen uns aus und schwammen in dem trüben, aber kühlen Wasser der Weichsel, bis die Sonne unterging. Als wir uns wieder anzogen und auf den Rückweg in die Stadt machen wollten, gab ich Tadek in sehr offiziellem Ton noch eine Anweisung, um ihn mit der Tatsache zu beeindrucken, dass er nun fast schon ein vollwertiges Mitglied des Untergrunds war.

«Morgen um Punkt zehn Uhr wirst du dich im Hauptquartier in der Pulawska-Strasse Nr. 26 vorstellen. Wenn man dich nimmt, wirst du deinen Eid ablegen, und dann bist du Soldat der polnischen Heimatarmee.»

Er hatte keinen Zweifel, dass er genommen würde.

«Die polnische Heimatarmee?», fragte er fasziniert.

«Ja. Wir haben drei Armeen: die erste in Schottland, die zweite im Nahen Osten, die dritte hier zu Hause.»

Seine von Natur aus grossen Augen wurden vor Überraschung riesig.

«Ich werde da sein um neun ... um acht.»

«Sei ganz sicher um zehn da.» Ich streckte meine Hand aus, und Tad schüttelte sie mit aller Kraft, bevor wir uns trennten.

Die Eidesleistung war eine schlichte Zeremonie. Er musste ein kleines Kruzifix in eine Hand nehmen, die andere erheben und den Eid nachsprechen: «Ich schwöre vor Gott auf das Kreuz seines Sohnes, dass ich meinem Vaterland und der Freiheit treu dienen werde. Ich werde die Befehle meiner Vorgesetzten ausführen und die mir anvertrauten Geheimnisse bewahren. Mögen mir Gott und das Opfer seines Sohnes dabei hel-

fen!» Nachdem ich ihm den Eid abgenommen hatte, sagte ich ihm, ich sei sein Vorgesetzter, er müsse meinen Befehlen gehorchen, Verrat werde mit dem Tod bestraft. Dann umarmten wir uns.

Von Anfang an rechtfertigte Tad die hohe Meinung seiner Mutter. Durch das haltlose Leben, das er bis dahin auf den Strassen von Warschau mit allem möglichen Umgang geführt hatte, brachte er neben seiner angeborenen Intelligenz geistige Beweglichkeit und Gerissenheit mit, er reagierte in allen Situationen schnell und geschickt. Das machte ihn zu einem hervorragenden Verbindungsagenten. Sein erster Auftrag, den er mit so feierlichem Ernst entgegennahm, als hinge das Schicksal Polens davon ab, lautete, einen Umschlag zu einem Haus am Rand der Stadt Nowy Sącz zu bringen. Der Umschlag enthielt einen Ausschnitt aus einer deutschen Zeitung.

Ich warnte ihn, in Nowy Sącz befinde sich ein grosses Gefängnis, und die Gestapo-Leute würden Fremde besonders aufmerksam beobachten. In dem betreffenden Vorort hatten die deutschen Soldaten ihr Quartier, die die Stadt vor Guerillakämpfern schützen sollten. Ich mahnte ihn, sich unauffällig zu verhalten, Unauffälligkeit sei bei unserer Arbeit wichtiger als Wagemut. Er lächelte, als ich ihm sagte, es werde nicht möglich sein, die Erlaubnis für eine Zugfahrt zu bekommen, als sei das Vergnügen für ihn umso grösser, je gefährlicher die Reise war.

Unseren Leuten in Nowy Sącz schickte ich eine Mitteilung, dass ein neuer Kurier unterwegs sei, und bat um eine Einschätzung seiner Fähigkeit und Intelligenz. Tad erfüllte seine Mission umgehend und brachte mir feierlich einen Umschlag zurück, der nur ein positives Urteil über ihn enthielt. Frau Lisowska, die ich regelmässig traf, teilte mir um diese Zeit mit, sein Benehmen habe sich bemerkenswert verändert. Er sei ordentlich geworden, disziplinierter und beinahe ruhig. Er zeige immer eine Miene von Geheimnis und Wichtigkeit, die sie sehr amüsiere. Doch dieses Stadium währte nur kurz.

Obwohl er eifrig und bereit war, hart zu arbeiten, entwickelten sich

sein Leichtsinn und seine Vergnügungssucht binnen Kurzem zu einem Problem. Seine Unvorsichtigkeit erzürnte mich mehr als ein Mal. Eines Tages hatte ich eine Verabredung mit ihm an der Kierbedz-Brücke, die rund um die Uhr von deutschen Soldaten bewacht wurde. Wir sollten von entgegengesetzten Seiten auf die Brücke zugehen. Beim Näherkommen sah ich, dass zwei Wachposten auf die Stelle zusteuerten, wo er wartete. Tad lehnte über dem Brückengeländer, ganz vertieft in die Lektüre unseres *Informations bulletins*.

Ich beugte mich ebenfalls über das Geländer, ein Stück von ihm weg; er wirkte völlig ruhig, aber mir schlug das Herz bis zum Hals. Die Wächter gingen an dem dünnen, harmlos aussehenden Jungen vorbei, als wäre er Luft. Ich drohte ihm heimlich mit der Faust und trat zu ihm, um ihm eine gehörige Standpauke zu halten. Tad schaute mich aus grossen Augen an und legte eine Hand an die Lippen.

«Sch», machte er und deutete mit der anderen Hand auf die Wachposten, die immer noch in Hörweite waren.

Ein paar Tage später erlaubte er sich ein Bubenstück, das mich so wütend machte, dass ich ihn am liebsten erwürgt hätte. Offenbar hatte er sich mit drei anderen, etwa gleichaltrigen Jungen angefreundet, die als Verbindungsagenten arbeiteten, und eine verrückte Wette mit ihnen abgeschlossen. Sie sollten sich, jeder mit einem Exemplar einer der vier grössten Untergrundzeitungen in der Hand, ganz offen – und sehr riskant – in einen Strassenbahnwagen stellen und sie lesen. Wer es als Erster mit der Angst bekam, hätte die Wette verloren und würde eine Strafe erhalten. Sie lasen die Zeitungen unbehelligt bis zur Endhaltestelle und entschieden, dass es keinen Verlierer gab. Aus unerfindlichem Grund wiederholten sie das Manöver auf der Rückfahrt nicht. Zwei Jungen waren von ihrer Heldentat so begeistert, dass sie ihren Vorgesetzten eine detaillierte Schilderung gaben. Am nächsten Tag erhielt ich eine scharf formulierte Nachricht, dass Tad die anderen Jungen auf dumme Gedanken bringe.

Sobald ich ihn sah, explodierte ich.

«Du dummer Kerl! Ich hätte nicht übel Lust, dich davonzujagen», fuhr ich ihn an. «Es ist schlimm genug, dass du grundlos deinen eigenen Hals riskierst, aber dann musst du auch noch andere zum Mitmachen verführen!»

Schuldbewusst liess er den Kopf hängen. Ich dämpfte meine Stimm-
lage, murmelte ein paar unverständliche Drohungen, und schliesslich
versanken wir beide in Schweigen.

«Es tut mir leid, Witold», sagte er zerknirscht. «Ich würde lieber ster-
ben, als Sie in Gefahr bringen. Es fällt mir schwer, auf das Spiel mit dem
Risiko zu verzichten, aber ich verspreche, ich werde es nicht wieder
tun.»

Tad hatte etwas an sich, dem man schwer widerstehen konnte. Seine
Reue wirkte immer ehrlich und von Herzen kommend, und ich glaube,
in dem Augenblick war es tatsächlich so. Ich liess mich erweichen.

«Also gut», sagte ich. «Aber wenn das noch einmal vorkommt...»

Erleichtert grinste er mich an. «Möchten Sie eine Geschichte hören?»

Ich war mir nicht sicher, ob ich sie hören wollte. Das Tauwetter kam
mir etwas zu schnell.

«Wenn es etwas Wichtiges ist, nur zu», brummte ich schliesslich.
Tatsächlich amüsierten mich Tads Geschichten immer sehr. Er merkte
sich jeden Witz und jeden Tratsch und Klatsch. Er war eine regelrechte
Fundgrube für Neuigkeiten und Gerüchte.

«Nun», begann er ernsthaft, «Adolf Hitler kommt in den Himmel und
tritt vor den heiligen Petrus. ‚Ich bin Adolf Hitler, sagt er, ‚und ich
möchte hier leben.‘ Petrus ist sprachlos über seine Arroganz, und er geht
zu Gott, um mit ihm zu beraten. ‚Draussen am Tor steht ein Mann und
begehrt Einlass. Er macht sich sehr wichtig und behauptet, er sei Adolf
Hitler.‘ Gott runzelt die Stirn. ‚Und du hast ihn warten lassen? Petrus,
Petrus, wann wirst du lernen, wie Diplomatie und Politik funktionieren?
Geh schnell und lass ihn herein, aber behalte ihn im Auge.‘ Petrus eilt
zum Tor, nach ein paar Minuten kommt er zu Gott zurück, jetzt sieht er

sehr besorgt aus. ‚Was ist passiert?‘, fragt Gott. ‚Wo ist Hitler?‘ Petrus schüttelt traurig den Kopf. ‚Er hat alles gemacht, alles.‘ – ‚Was soll das heissen, alles?‘, fragt Gott mit donnernder Stimme. ‚Alles, alles. Er hat dem Grossen Bären das Fell abgezogen, hat den Grossen Wagen gestohlen und den Widder geschoren. Dann hat er die Sahne von der Milchstrasse abgeschöpft, und deine besten Propheten hat er in ein Getto gesperrt!«⁴

Ich lachte und wurde dann wieder ernst. «Mit dir kann man einfach nicht reden, du kleiner Frechdachs. Geh zum Teufel, aber sei morgen um Punkt neun wieder hier.»

Tad winkte mir lässig zu und ging davon.

Nach einer Weile wurde klar, dass die Arbeit als Laufbursche ihm nicht mehr gefiel. Der Mangel an Aufregung und echter Gefahr langweilte ihn, die offensichtliche Banalität und Routine seiner Aufträge kränkte seinen Stolz und seine Abenteuerlust. Ausserdem brauchte er wie ein Künstler eine Herausforderung für sein Talent zu Verschwörung und flinkem Denken. Ich sah ihm an, dass er fast platzte, weil er so sehr wünschte, mir das zu sagen, aber Angst hatte, mich zu verletzen oder den Anschein zu erwecken, er lasse in seiner Hingabe für den Untergrund nach. Also sprach ich das Thema selbst an.

«Tadek, du hast genug von der Arbeit hier, stimmt's?»

«Nein, nein», protestierte er schwach, «sie gefällt mir.»

«Aber du würdest lieber etwas machen, was ein bisschen wichtiger ist, ein bisschen aufregender, nicht wahr?»

Dankbar schaute er mich an und erklärte mir seine Unzufriedenheit.

«Nun, ich weiss, dass alles, was wir hier tun, den Deutschen schadet, aber ich sehe es nicht mit eigenen Augen. Ich gehe nur hierhin und dorthin und weiss nicht, was passiert. Ich würde gern an einem Ort arbeiten, wo ich ihnen direkt Schaden zufügen und die Ergebnisse selbst sehen könnte. Verstehen Sie?»

«Natürlich verstehe ich», sagte ich lächelnd. «Ich werde schauen, was ich für dich tun kann.»

Ich wandte mich an meine Vorgesetzten und erkundigte mich, ob Tad an eine «Offiziersschule» geschickt werden könnte, wie wir es nannten. Ich wies sie auf seinen Mut und seine Intelligenz hin, fragte mich allerdings besorgt, ob sie womöglich nur zu gut auch sein Talent kannten, über die Stränge zu schlagen. Er wurde angenommen. Als die Mitteilung eintraf und ich Tad informierte, sprang er vor Begeisterung beinahe an die Decke.

An der Offiziersschule wurden in erster Linie Jungen und Mädchen für die Untergrundarbeit ausgebildet. In geheimen Klassen hatten sie Fächer wie Strassenkampf, Sabotage und Diversion. Sie erlernten den Umgang mit Waffen, Werkzeugen und Sprengstoff, wurden in der Psychologie des Terrors unterwiesen, in der Führung von Massen und in Methoden, die Moral der Deutschen zu untergraben.

Nach einer Vorbereitungsphase von etwa fünf Monaten wurden die Fähigsten für eine weitergehende Ausbildung mit Partisanengruppen ausgewählt, die in Wäldern, im Gebirge und in Sümpfen aktiv waren. Viele hervorragende Verschwörer stiegen aus diesen Schulen in höhere Ränge des Untergrunds auf und waren in unserem Kampf enorm wertvoll.²

Zu Beginn der Ausbildung erfuhren weder der Schüler noch seine Eltern, was ihr wahrer Zweck war. Offiziell diente der geheime Unterricht, in dem auch die üblichen Fächer gelehrt wurden, nur dazu, die jungen Leute vor den Zersetzungskampagnen der Nazis zu schützen. Die Täuschung gefiel uns nicht, aber sie war nötig, um Aufregung zu vermeiden, zumal ein grosser Teil der Schüler sowieso nach kurzer Zeit wieder weggeschickt wurde.

Unter normalen Umständen wäre ein Junge wie Tad nie angenommen worden, denn die Schulen stellten hohe Anforderungen an die physische und moralische Eignung. Aber weil ich mich für ihn einsetzte und weil er sich als Verbindungsagent bewiesen hatte, wurde er zugelassen.

Während Tad die Vorbereitungsklasse in der Offiziersschule durchlief, wurde er gleichzeitig Mitglied einer Organisation namens «Die kleinen Wölfe», was sehr gut zu seinen speziellen Talenten passte. «Die kleinen Wölfe» waren Jungen, die von «Experten» dafür ausgebildet wurden, den Nazis direkt zuzusetzen, die Besatzer zu ärgern, sich über sie lustig zu machen, kurz, auf die eine oder andere Weise ihre Nerven zu strapazieren.

Mitglieder dieser Organisation waren für unzählige der Millionen Schriftzüge verantwortlich, die Warschau schmückten und jeden Morgen neu auftauchten. Sie pinselten «Polen kämpft weiter» und «Die Rache für Oświęcim ist nahe» oder «Hitler kaputt» oder «SS Bluthunde» mit wasserfester Farbe auf deutsche Laster und Autos, von Deutschen bewohnte Häuser und oft sogar direkt auf die Rücken von Deutschen. Deutsche Fahrzeuge litten an einer Epidemie platter Reifen, weil die Jungen gründlich und systematisch Glasscherben auf den Strassen verteilten, kleine Stücke von Stacheldraht und was ihnen sonst an spitzen Gegenständen in die Hände kam.

Sie dekorierten die Hauptstadt mit Karikaturen und Plakaten, die für die Bevölkerung eine ständige Quelle der Belustigung waren. Das freche und diabolisch effiziente Rudel hatte grossen Anteil daran, eine Atmosphäre der Verachtung für die Deutschen zu erzeugen und den Widerstandsgeist anzustacheln. Im Herbst 1942, als die Deutschen alle Pelze und wollene Kleidung in Polen für ihre Soldaten an der Ostfront requirierten, kamen die «Kleinen Wölfe» mit einer brillanten Serie von Plakaten zu dem Thema heraus. Sie zeigten einen hageren, finsternen deutschen Soldaten, eingehüllt in einen sehr weiblich wirkenden Nerzmantel, die Hände in einem Muff aus Silberfuchs verborgen. Darunter Sätze wie dieser: «Nun, wo ich es so schön warm habe, wird es mir ein Vergnügen sein, für den Führer zu sterben.»

Natürlich waren die besten Kinos, Cafés und Hotels in Warschau den Deutschen vorbehalten. Das häufigste Schild in ganz Polen verkündete: «Nur für Deutsche.» Die Kleinen Wölfe stahlen viele solcher Schilder

und kopierten sie. Eines Morgens hingen sie an Hunderten von Strassenlampen und Bäumen. Da die Deutschen die Gewohnheit hatten, ihre polnischen Gegner an solchen öffentlichen Galgen aufzuknüpfen, verstand noch der Dümme den Sinn dieser Aktion.

Die Deutschen hatten alle Monumente zerstört, die an polnische Helden und patriotische Ereignisse erinnerten. In stillschweigender Übereinstimmung machten die Polen immer wieder Abstecher zu den Orten, wo diese Monumente gestanden hatten. Sogar Gebete wurden dort gesprochen, zur grossen Verärgerung der Deutschen. Die Kleinen Wölfe brachten Blumen als symbolische Botschaft; die Standorte ehemaliger Monumente waren mit Blumen übersät. Sie legten Blumen überall da ab, wo ein Mitglied des Untergrunds erschossen oder auch nur verhaftet worden war oder wo die Deutschen ein besonders verabscheuungswürdiges Verbrechen begangen hatten.

Nichts konnte die Kleinen Wölfe aufhalten, unzählige Aktionen gingen auf ihr Konto, und alle waren scharfe Stacheln im Fleisch der Besatzer. Tadek Lisowski war einer von ihnen.³

Als für Tad der Tag kam, an dem er mich verlassen musste, hatte er wohl ein wenig Schuldgefühle, denn er dankte mir überschwänglich für alles, was ich für ihn getan hätte. Zum Schluss bat er noch, ich solle seiner Mutter nichts von seiner neuen Tätigkeit erzählen und so tun, als sei ich noch bei ihm. Widerstrebend willigte ich ein.

«Ich muss Ihnen noch eine wichtige Geschichte erzählen», sagte Tad und versuchte, unser beider Rührung beim Abschied zu überspielen.

«Ist das wieder einer deiner dummen Scherze? Ich gebe dir genau eine Minute.»

Tad begann mit einer Beschreibung der Plakate, die sie als Reaktion auf die Requirierung der Pelze durch die Deutschen aufhängen wollten. Das Projekt gefiel mir. Als er fertig war, machte ich ein paar ironische

Bemerkungen, wie grob das doch sei. Tad liess in gespielter Verzweiflung den Kopf hängen. Ich warf einen Stapel Papier nach ihm. Er duckte sich flink weg und fragte:

«Darf ich Ihnen noch etwas zeigen, bevor ich gehe?»

«Wenn es sein muss», erwiderte ich mit gequältem Gesichtsausdruck. «Ich habe den ganzen Tag nichts Wichtigeres zu tun, als Tad Lisowski zuzuhören.»

Tad fischte zerknitterte Papiere aus seiner Tasche.

«Was ist das für ein Haufen Mist?»

«Das», antwortete Tad und schwenkte die Papiere, «ist das Programm der Deutschen Kulturorganisation. ‚Tage in Polen‘ lautet der Titel. Wussten Sie nichts davon?»

Natürlich wusste ich davon. Die Verwaltung des Generalgouvernements hatte kürzlich eine grosse Propagandakampagne gestartet, um den Polen die deutschen Leistungen auf kulturellem und wirtschaftlichem Gebiet nahezubringen. Ich hatte noch nicht die Gelegenheit gehabt, mir ein Programm genau anzusehen, und nahm Tad die Papiere aus der Hand. Ich warf einen Blick darauf und dann einen vernichtenden Blick zu Tad, der scheinbar gleichgültig auf der anderen Seite meines Schreibtischs vor sich hin pffiff.

Die Papiere waren nach Material, Druck und Grösse identisch mit den deutschen Rundschreiben, aber der Inhalt hatte sich radikal verändert.

Übungsprogramm

Erster Tag. Eröffnung der Ausstellung «Der Einfluss der deutschen Kultur auf polnische Städte» – Fotografien von Städten, Dörfern und Siedlungen nach dem Septemberfeldzug 1939.

Zweiter Tag. Grosskundgebung mit dem Titel «Die Deutschen tragen die Fackel der Bildung weiter» auf dem Hitler-Platz – öffentliche Verbrennung polnischer Schulbücher und der Werke von Henryk Sienkiewicz, Adam Mickiewicz, Stefan Zeromski, Boleslaw Prus, Maria Konopnicka und anderen.

Dritter Tag. Vortrag in den Ruinen des grossen Hörsaals der Universität mit dem Titel «Totale Kultur» – Feier aus Anlass der Schliessung aller höheren Schulen, Handelsschulen und Privatschulen.

Vierter Tag Kraft durch Freude – Vorführung von Menschenjagden und Verhaftungen, verbunden mit einer Exkursion der polnischen Intelligenz nach Auschwitz, Dachau und Oranienburg.

Fünfter Tag Film über die Universität der Deutschen Kultur, der zeigt, wie polnische Universitätsprofessoren in Konzentrationslagern von Angehörigen der Hitlerjugend «unterrichtet» werden. *Sechster Tag.* Besuche bei Deutschen Gesundheitszentren im Parlamentsgebäude und in der Szuch-Allee bei der Gestapo. [Im Garten neben dem Parlament wurden viele Polen erschossen. Im Gebäude des Polnischen Erziehungsministeriums in der Szuch-Allee hatte die Gestapo ihr Hauptquartier.]

Siebter Tag. Eröffnung eines Schiessstands für Soldaten und Volksdeutsche in Palmiry mit Erschiessung von Polen vor der Wand, an Pfosten oder im Laufen. [In Palmiry wurden unter anderem Mieczysław Niedziałkowski, der Anführer der polnischen Arbeiterpartei, und Maciej Rataj, der Führer der Bauernpartei, erschossen.]

Achter Tag. Ummauern des jüdischen Wohnbezirks in Warschau mit anschliessender Menschenjagd und Erschiessungen im Getto. *Neunter Tag.* Einweihung eines neuen Deutschen Bezirks mit Vertreibung der Polen und Konfiszierung ihrer Möbel und anderer Besitztümer.

Ich blickte von der Parodie eines deutschen Programms auf und sah, dass Tad stolz grinsend beobachtete, wie ich auf sein Werk reagierte. Ich lachte ebenfalls und legte ihm einen Arm um die Schulter.

«Ich weiss nicht, wann ich dich wiedersehen werde, Tad», sagte ich. «Du gehst bald auf die Offiziersschule. Ich weiss, dass ich nur Gutes von dir hören werde und dass du immer deine Pflicht tun wirst.»

Tad war bewegt und verwirrt. Ich reichte ihm meine Hand, und er drückte sie, so fest er konnte. Dann stürmte er aus dem Büro. Es war das letzte Mal, dass ich ihn sah.

Mein Erfolg mit Tad hatte wohl den Pädagogen in mir angespornt, und ich versuchte mich als Mentor bei mehreren jungen Leuten aus meiner engeren Familie; die meisten erwiesen sich aber aus dem einen oder anderen Grund als Enttäuschung. Ich wollte einen blassgesichtigen Vetter dazu bringen, Tad nachzueifern, doch es funktionierte nicht. Er hatte nicht die Nerven dafür und wohl auch nicht die physische Eignung. Seine Schwester Zosia hingegen machte den Misserfolg mit ihm wieder wett.

Zosia war achtzehn, die Tochter eines Onkels von mir, der 1940 seine Frau verloren hatte. Der Onkel war ein ruhiger, zurückhaltender Mann, er war immer Angestellter gewesen und hatte Mühe gehabt, über die Runden zu kommen. Unter der deutschen Besatzung waren seine Schwierigkeiten wie bei allen noch gewachsen, mit der Folge, dass beide Kinder an Unterernährung litten und in schlechter Verfassung waren. Ein wenig besser wurde es, als Zosia den Alltag in ihre kompetenten Hände nahm, putzte, wusch und versuchte, etwas Essbares aufzutreiben.

Zosia war ein unscheinbares Mädchen, knochig und eher unbeholfen wirkend, mit strohblondem Haar und blasser Gesichtsfarbe. Ihr Mut und ihre rasche Intelligenz machten ihre körperlichen Unzulänglichkeiten mehr als wett. Neben den anstrengenden Haushaltspflichten fand sie noch die Stärke und die Zeit, eine geheime Abendschule des Untergrunds zu besuchen, und sie war eine gute Schülerin.

Die Bildungsabteilung des Untergrunds hatte 1942, in dem Jahr, als Zosia ihr Abitur machte, ihren Höhepunkt an Effizienz erreicht.⁴ Allein im Bezirk Warschau wurden über fünfundsiebzigtausend Kinder unterrichtet. In dem Jahr wurden eintausendsiebenhundert Abiturzeugnisse ausgegeben.

Die Schüler kamen in den Wohnungen in Gruppen von drei bis sechs

unter unterschiedlichen Vorwänden zusammen: um Schach zu spielen, um sich zu besuchen, um ein Handwerk zu lernen. Jeder harmlose Zweck eignete sich als Vorwand. Die Lehrer gingen ein beträchtliches Risiko ein. Kinder sind nun einmal neugierig, und so wollten sie unbedingt erfahren, wie ihr Lehrer in Wahrheit hiess, an welcher Schule er vor dem Krieg unterrichtet hatte, wo er wohnte und andere Details, die man aus Sicherheitsgründen schon den Erwachsenen nicht sagte, von Kindern ganz zu schweigen. Die Sicherheit dieser überarbeiteten Erzieher hing von den Unwägbarkeiten der jugendlichen Umsicht ab. Ein unbedachtes Wort eines Elternteils oder Schülers konnte für sie Tod oder bestialische Folter bedeuten, etliche wurde von der Gestapo bei der Erbringung ihrer unschätzbaren Dienste verhaftet.

Das grösste Problem der für die Bildung verantwortlichen Stellen war es, genügend Lehrbücher zu bekommen. Nach langem Hin und Her wurde entschieden, Faksimiles von Schulbüchern aus der Vorkriegszeit zu drucken, die den Deutschen, falls sie sie entdeckten, nicht als neue Bücher auffallen würden.

Zosia sollte ihr Abitur im Untergrund im September 1942 ablegen. Schon Wochen vorher sprach sie von nichts anderem als von den bevorstehenden Prüfungen. Zu meiner Überraschung erfuhr ich, dass in den Prüfungen praktisch die gleichen Anforderungen gestellt wurden wie vor dem Krieg. Das polnische System der höheren Bildung wich von dem der meisten anderen Länder ab. Für den Abschluss mussten die Schüler Prüfungen in fünf Fächern ablegen, jede Prüfung deckte den Stoff von zwölf Schuljahren ab. In drei Fächern gab es schriftliche und mündliche Prüfungen, in den beiden anderen Fächern konnte der Schüler zwischen einer schriftlichen und einer mündlichen Prüfung wählen. Zosia sollte schriftlich und mündlich in Polnisch, Englisch und Latein geprüft werden und nur schriftlich in Physik und Mathematik.

Sie schaffte es, mich zu ihrem Nachhilfelehrer für Englisch zu machen. Wir arbeiteten spätabends, und manchmal musste ich über Nacht

bleiben. Das allein war schon Lohn für mich. Da niemand in dem Haus für den Untergrund arbeitete, war es über allen Verdacht erhaben. Ich konnte mich vollkommen entspannen und eine der seltenen ruhigen Nächte genießen. Am Morgen bekam ich aus Zosias kompetenten Händen ein ebenfalls seltenes luxuriöses Frühstück mit Ersatzkaffee, Brot und Marmelade, manchmal sogar ein wenig Wurst.

Der Tag der Prüfung rückte näher, und Zosia war in fiebrhafter Erwartung. Ich durfte an der Polnisch-Prüfung teilnehmen, weil damals bekannt wurde, dass ich in absehbarer Zukunft wahrscheinlich nach England gehen und dort ausgiebig über das Leben in Polen berichten sollte. Die Prüfung fand im Büro des Direktors einer Maschinenfabrik statt, dessen Sohn zu den Schülern gehörte. Der Ort war gut gewählt, denn in dem Gebäude gingen viele Menschen ein und aus, ein paar mehr erregten da keinen Verdacht.

Zosia und zwei Jungen saßen an einem langen, rechteckigen Tisch mit beträchtlichem Abstand zwischen ihnen, um Abschreiben zu verhindern. Der Prüfungsvorsitzende hatte den vierten Platz eingenommen. Er teilte Papier aus und wies die Schüler an, auf jedem Blatt ihre Nummer und das Symbol zu notieren, das in diesen Untergrundklassen immer den Namen ersetzte. Dann erhob er sich und hielt vor den drei vor Aufregung zitternden Schülern eine Rede.

«Meine lieben jungen Leute, wir haben eine sehr schwere Aufgabe. Ihr wisst, dass der Feind versucht, die polnische Nation durch die moralische Unterwanderung und Zersetzung der polnischen Jugend zu zerstören. Wir, die alten Lehrer, haben unser Leben der Unterweisung und Unterstützung der Jugend gewidmet. Wir nehmen die Herausforderung an um eurer willen und für Polen. Der Kampf ist nicht leicht. Wir haben viele Niederlagen erlitten. Für uns ist es jedes Mal eine Niederlage, wenn wir sehen, wie einer von euch ein deutsches Kino oder Theater betritt, ein schmutziges Buch liest oder eine ihrer Spielhöhlen besucht.

Heute ist der glücklichste Tag meines Lebens, denn ihr, die ersten Absolventen dieser Schule, seid der Beweis, dass wir diesen speziellen Krieg gewinnen. Wir wissen, wie schwierig euer Studium war, und wir werden die Umstände berücksichtigen, wenn wir eure Arbeiten benoten. Bemüht euch, euer Bestes zu geben, seid nicht nervös, versucht euch zu konzentrieren. In den nächsten drei Stunden gibt es keinen Krieg, keine Besatzung. In den nächsten drei Stunden sollt ihr nur an eure Prüfung denken.»

Er zog sechs Karten aus der Tasche und legte sie auf den Tisch.

«Wählt euer Thema und fangt an.» Die Schüler griffen mit fiebriger Hast nach den Karten.

Der Lehrer war ein sehr alter Mann, schäbig gekleidet, und nach seinem grauen, müden Gesicht zu urteilen, sehr überarbeitet. Seine Augen waren vom Schlafmangel gerötet, seine Bewegungen langsam und schwerfällig. Für einen Augenblick setzte er sich zu den anderen Mitgliedern der Kommission und mir auf ein Sofa. Ich gratulierte ihm zu der Rede und flüsterte:

«Gehen wir eine Tasse Kaffee trinken, damit wir unsere Schüler nicht mit unserem Gerede stören.»

Der Lehrer schaute mich streng an und machte eine abwehrende Bewegung mit dem Finger.

«Junger Mann», sagte er steif, «verführen Sie mich nicht. Ich habe das grösste Vertrauen in die polnische Jugend, aber nicht hinsichtlich der grössten Schwäche von Schülern, Schummeln. Schon immer haben Schüler geschummelt, und sie werden bei Prüfungen immer schummeln. Ich muss hierbleiben.»

Er kehrte zurück an den Tisch und behielt seine Schüler so genau im Auge, wie er es über zwanzig Jahre lang im grossen Klassenzimmer getan hatte. Nach einer Weile fielen ihm die Augen zu, er schlief ein. Die Aussicht, über drei Stunden in dem Raum ausharren zu müssen, erschien mir sehr langweilig, deshalb kritzelte ich eine Notiz für Zosia auf einen Zettel, dass ich nach der Prüfung auf sie warten würde. Ich stand auf, ging hinüber und gab ihr den Zettel.

Genau in dem Augenblick, als sie danach griff, erwachte der Lehrer, fuhr auf seinem Stuhl auf, als hätte er einen elektrischen Schlag erhalten, stürzte sich auf Zosia und riss ihr das Papier aus der Hand. Die arme Zosia wurde bleich wie ein Leintuch. Er las den Zettel sorgfältig, schaute mich vorwurfsvoll an und befahl seinen Schülern:

«Macht weiter.» Dann wandte er sich an Zosia: «Fräulein König (ihr Symbol), ihr Vetter wird heute Abend bei Ihnen zu Hause auf Sie warten.»

Seinen Kollegen warf er einen vielsagenden Blick zu, als wolle er sie noch einmal darauf hinweisen, wie wichtig beständige Wachsamkeit während der Prüfungen war.

Schamrot und verwirrt schlich ich davon.

Abends fragte ich Zosia nach dem Thema ihres Prüfungsaufsatzes.

«Unabhängigkeit in der polnischen Literatur der Romantik», antwortete sie begeistert. «Ich habe sechzehn Seiten geschrieben und hätte noch viel mehr schreiben können.»

Ich lachte herzlich, als ich das hörte, Zosia schaute mich verständnislos an. Der alte Schlawiner hatte in zwanzig Jahren das Thema nicht geändert. In meiner Schulzeit gab es Skripte zu kaufen, die Aufsätze zu einer Reihe von Prüfungsthemen enthielten. Ein Skript dürfte das Thema behandelt haben, über das Zosia wohl so eloquent geschrieben hatte. Ich sagte ihr nichts davon. Für sie und die anderen jungen Leute hatten das Thema und die Prüfung eine ganz neue Bedeutung gewonnen.

Zosia hatte in allen Prüfungen hervorragend abgeschnitten. Ihr Abschlusszeugnis war eine schlichte Visitenkarte mit dem Decknamen des Vorsitzenden der Prüfungskommission. Auf der Rückseite stand:

Danke für Ihren reizenden Besuch am 29. September 1942. Ich war *sehr* erfreut. Sie haben mir so *interessante* Dinge erzählt. Bravo.

Zosia betrachtete diese Karte als ihren wertvollsten Besitz. Wenn Polen nach dem Krieg wiederersteht, werden Tausende solcher Karten gegen offizielle Abschlusszeugnisse ausgetauscht werden. In dem Augenblick, als ich die Karte sah, regte sich bei mir der Wunsch, sie meiner Sammlung von Untergrunddokumenten hinzufügen zu können. Ich versuchte mit Schmeichelei und Bestechung, Zosia dazu zu bringen, dass sie mir die Karte überliess.

«Liebe Zosia», sagte ich zu ihr, «nach dem Krieg gebe ich dir zehn geheime Dokumente des Regierungsdelegierten, wenn du mir diese Visitenkarte für meine Sammlung überlässt. Machst du das?»

«Du bist verrückt», erwiderte sie entrüstet.

«Warte, warte. Ich gebe dir auch noch ein paar Rundschreiben des Kommandanten der Heimatarmee und ein paar offizielle Bekanntmachungen von Todesurteilen gegen Deutsche von ...»

Sie unterbrach mich. «Du bist nicht nur verrückt. Du bist ein Schwein.»

Mich beschäftigt sehr, was aus der polnischen Jugend wird, die keine Schulbildung bekommt und den Verführungen der Nazis erliegt. Um junge Leute wie Tad und Zosia mache ich mir keine grossen Sorgen. Die Bildung, die sie erhalten haben, und ihre Erfahrungen im Untergrund haben sie schon in jungen Jahren stark und verantwortungsbewusst gemacht. Die Masse der polnischen und im Grunde der gesamten europäischen Jugend hingegen, die lange Zeit keinen Zugang zu Bildung erhält, gibt Anlass zu wachsender Sorge. Sie wird eines der grossen Probleme im Nachkriegseuropa sein.

EINE SITZUNG DES UNTERGRUNDPARLAMENTS

FAST DREI JAHRE LANG war ich Kurier für den Untergrund. In der Zeit konnte ich dank meiner strategisch günstigen Position die gesamte Struktur der Untergrundbewegung überblicken und mir ein detailliertes Bild der Gesamtsituation in Polen machen. Der Kommandant der Armee und der Regierungsdelegierte beschlossen, meine Kenntnisse für eine andere Aufgabe zu nutzen.

Sie schickten mich nach London. Dort sollte ich die polnische Exilregierung besuchen und Kontakt zu Verantwortlichen der Alliierten herstellen, besonders zu Briten und Amerikanern. Ich wurde angewiesen, ihnen so viel wie möglich von unseren Aktivitäten und Erfahrungen zu übermitteln. Die Vorbereitungen für meine Abreise dauerten mehrere Wochen. Als Erstes musste ich die richtigen Papiere bekommen. Über Ungarn zu reisen war damals unmöglich, weil es zu schwierig gewesen wäre, England über diese Route zu erreichen. Am einfachsten war der Versuch, nach Spanien oder Portugal zu gelangen. Legal, wenn möglich.

An richtige Papiere zu kommen war nicht sehr schwierig. Ich kümmerte mich selbst darum. Die lange Erfahrung mit konspirativer Tätigkeit hatte mich gelehrt, dass ich mich besser auf mich selbst verliess als auf andere, und so ersann ich einen Plan, der auf der Anwesenheit ausländischer Arbeitskräfte, vor allem Franzosen, bei uns basierte. Allein in Warschau waren einige Tausend Franzosen einquartiert, die für die Deutschen arbeiteten. Ihre Anwesenheit hing mit der Politik der Regierung Laval gegenüber den Deutschen zusammen, die dem Dritten Reich

sehr bereitwillig Arbeitskräfte zur Verfügung stellte: Ingenieure, Techniker und einfache Arbeiter. Einen französischen Techniker namens Paul Tienpont hatte ich vor einiger Zeit zufällig bei einer französischstämmigen Familie, den Bourdos, kennengelernt, die seit dem 19. Jahrhundert in Warschau ansässig waren. Wir verstanden uns gut. Er war ein lebhafter, geistreicher junger Mann, schwächling, sehr agil und redege wandt, aber vorsichtig genug, in den entsprechenden Situationen seine Zunge im Zaum zu halten. Geld bedeutete ihm sehr viel, er handelte nicht nur mit Parfüm und Kosmetik, die aus Frankreich einschmuggelt wurden, sondern auch mit Kokain und Morphin. Ich gedachte, mir seine Geldgier und Gerissenheit zunutze zu machen. Aus Erfahrung wusste ich, dass es leichter ist, jemanden um den Finger zu wickeln, der sich selbst für gewitzt hält, als einen geradlinigen, naiven Burschen.

Mir war bekannt, dass die Franzosen, die in Polen arbeiteten, alle drei Monate zwei Wochen Urlaub bekamen, um ihre Familien in Frankreich zu besuchen. Ich versicherte mich, dass Tienpont demnächst ein solcher Urlaub zustand, lenkte das Gespräch bei unseren Freunden auf das Thema und lud ihn für den nächsten Tag zum Abendessen in ein Restaurant ein. Er nahm sofort an.

Ich traf ein wenig vor der Zeit ein und bat den Kellner, den ich kannte, dafür zu sorgen, dass das Glas meines Gasts nie leer wurde.

Der Kellner begriff sofort. «Er soll abgefüllt werden. Verlassen Sie sich auf mich.»

Der Franzose kam in bester Laune an und rieb sich die Hände. Ich fragte ihn nach dem Grund seiner Freude.

«Sie wirken so glücklich, als hätten sie eine Goldmine entdeckt.» Er lachte laut auf.

«Eine *Mine* nicht gerade, aber immerhin! Mein Kollege hat mir aus Frankreich Opium geschickt. Die Deutschen lieben es. Das wird einiges einbringen.»

«Ich hätte Ihnen einen Vorschlag zu machen, aber jetzt, wo Sie reich sind ...»

«Langsam, langsam! Habe ich gesagt, dass ich reich bin? Vielleicht werde ich eines Tages reich sein. Im Augenblick verdiene ich mühsam einen Sou nach dem anderen. Was wollten Sie mir Vorschlägen?»

«Ich muss Polen einige Zeit verlassen und nach Paris reisen. Ich habe dort Freunde ...»

«Und was hat das mit mir zu tun?», unterbrach er mich. «Ich bin kein Schleuser!»

«Wenn Sie Ihren Urlaubsschein erhalten, geben Sie mir Ihre Papiere. Ich werde die Fotos austauschen, und dann kann ich fahren. Sie können sich unterdessen auf einem Landgut in der Nähe von Lublin erholen, und nach vierzehn Tagen gehen Sie zu Ihrer Arbeitsstelle und erklären, dass Ihnen in der Strassenbahn Ihre Papiere gestohlen wurden. Die Strafe dafür beläuft sich auf zweihundert Mark, die wir natürlich auf den Gesamtpreis aufschlagen. Sind Sie einverstanden?»

Der Franzose zählte die Risiken auf. Nach einigem Hin und Her wurden wir bei einem Preis von 30.000 Złoty handelseinig.

Beim Verlassen des Restaurants zögerte Tienpont ein wenig. Den Blick zu Boden gerichtet, sagte er:

«Ich will nicht wissen, warum Sie nach Frankreich fahren, und ich will nicht wissen, was Sie dort vorhaben. Es geht mich nichts an. Ich verstehe, dass Ihnen nicht gefällt, was ich hier mache. Vergessen wir das. Denn vor allem anderen bin ich Franzose. Vielleicht ein dummer und schlechter Franzose, aber ... nun, ich nehme Ihren Vorschlag an, weil ich die Deutschen hasse. Ich will Leuten wie Ihnen helfen ...»

Er ging schnell hinaus.

Gleich danach informierte ich meine Vorgesetzten von der Chance, die sich da bot. Sie hörten sich meinen Plan erst mit grosser Skepsis und Misstrauen an, aber am Ende überzeugte ich sie und erhielt grünes Licht.

Man befahl mir, einen detaillierten Plan für meine Reise vorzulegen.

Das grösste Risiko bestand darin, dass ich als geborener Franzose durchgehen musste. Alles andere waren normale Gefahren: dass meine Papiere als Fälschungen entlarvt werden könnten, illegales Überqueren von Grenzen und so weiter. Auf solche Gefahren war ich vorbereitet. Ich sprach recht gut Französisch, aber mit deutlichem Akzent. Auf dem Weg durch das deutsche Generalgouvernement und durch Deutschland selbst würde ich nur Deutsch sprechen müssen. Obwohl mein Deutsch schlechter war als mein Französisch, war ich zuversichtlich, dass es mir gelingen würde, mich hinreichend verständlich zu machen. Natürlich würde jeder französische Dolmetscher sofort merken, dass ich kein echter Franzose war. Jedenfalls beschloss ich, auf der Reise so wenig wie möglich zu sprechen, um nichts zu riskieren. Was die Fälschung des Stempels auf den neuen Fotografien anging, war mir nicht bange. Das war für uns mittlerweile ein Kinderspiel. Das Material, das ich mitnehmen sollte, wurde auf Mikrofilm aufgenommen. Mikrofilme spielten im Untergrund eine unschätzbare Rolle.

Ich sollte mehr als tausend Seiten nach England schaffen, auf Contact-Filmen war alles nicht grösser als drei amerikanische Streichhölzer. Das Material würde so perfekt im Griff eines Rasiermessers versteckt sein, dass es nicht zu entdecken war.¹

Ich machte mir wegen der Reise gar keine Sorgen, denn alles war minutiös vorbereitet. Der Untergrund hatte die Vorbereitung von Kurierreisen bis zu einem Grad perfektioniert, der mit den Anfängen unserer Arbeit gar nicht mehr zu vergleichen war. Die Pioniertage, als die Gestapo mich mit Filmen erwischt hatte, die ich kaum verborgen bei mir trug, waren ein für alle Mal vorbei.

Ein paar Tage vor meiner Abreise brachte meine Verbindungsagentin mir ein kleines Stück dünnes Papier mit Anweisungen ins Büro. Darauf stand:

Sie erscheinen am Mittwochmorgen um zehn Uhr beim Rat des Untergrunds. Grot und Rawicz werden da sein. Die Verbindungsagentin

Ira kümmert sich um den Ablauf des Treffens. Ira hat mit Ihrer Verbindungsagentin Kontakt aufgenommen.

Grot war der Deckname des Oberkommandierenden der Heimatarmee², Rawicz der Deckname des Regierungsdelegierten.³

Am nächsten Tag kam meine Verbindungsagentin mit Ira in mein Büro. Ira war eine grosse, übergewichtige Frau mit gerötetem Gesicht, die sich mit schweren, aggressiven Schritten bewegte. Ich fasste auf Anhieb eine Abneigung gegen diese herrische Matrone, die mir mit tiefer, heiserer Stimme Befehle entgegenbellte. Ohne Umschweife und einleitende Worte begann sie:

«Morgen früh um Punkt acht verlassen Sie das Haus. Unten werden Sie Ihre Verbindungsagentin mit einer Frau treffen, die Sie zu dem vereinbarten Ort bringt. Ihre Papiere müssen perfekt in Ordnung sein. Nehmen Sie kein belastendes Material mit. Der Oberkommandierende ist schon hinreichend in Gefahr ...»

Ich fand sie ziemlich unangenehm und sagte in ironischem Tonfall:

«Ich danke Ihnen für die Lektion. Allein hätte ich niemals daran gedacht.»

Sie würdigte mich keines Blicks und fuhr fort:

«Ich werde Sie an dem Ort, an den Ihre Verbindungsagentin Sie bringt, erwarten. Man wird Sie vom Verlassen des Hauses an ständig überwachen. Wenn Ihnen niemand folgt und keine Gefahr besteht, werde ich Sie zu dem Treffpunkt führen. Ist das klar?»

«Vollkommen klar. Haben Sie eine neue Legende für mich vorbereitet?»

«Nicht nötig», meinte sie kurz und marschierte aus dem Büro.

Am nächsten Morgen um acht Uhr erwarteten mich nicht weit von meiner Wohnung entfernt an einer Ecke meine Verbindungsagentin und eine unauffällige Frau mittleren Alters. Meine Verbindungsagentin stellte mich der Frau vor und verabschiedete sich dann. Ich fuhr mit der Frau, die nett und klug war, nach Zoliborz, unterwegs stiegen wir zwei-

mal um. Wir betraten ein grosses, modernes Haus, stiegen fünf Stockwerke hinauf und klingelten mit einem einfachen Signal: einmal kurz, einmal lang. Ira, die Agentin, öffnete die Tür und führte uns in eine sehr feminin eingerichtete Wohnung. Diesmal liess sie sich herab, mich anzuschauen.

«Sind Sie bereit?», warf sie mir zu.

Ich nickte.

«Gut, dann los. Ich gehe voraus. Sie folgen mir in einem Abstand von zehn Schritten. Wenn ich ein Problem habe, verschwinden Sie und kümmern sich nicht um mich. Ist das klar?»

Die Frau, die mich hergebracht hatte, ging als Erste. Ira folgte, und kurz darauf verliess ich die Wohnung. Unten auf der Strasse wandte sich Ira nach links, ohne einen Blick zurück oder die geringste Rücksicht auf mich. Ich musste mich beeilen, um sie nicht zu verlieren. Eine halbe Stunde lang marschierte sie rasch. Schliesslich blieb sie vor einer Kirche stehen, blickte kurz nach rechts und links und trat ein.

Ich wartete ungefähr fünf Minuten auf der anderen Strassenseite, bevor ich ihr folgte. Sie sass auf einer Bank vor dem Altar. Die Kirche war leer bis auf zwei betende alte Frauen, einen Bettler, der Schutz vor der Kälte suchte, und einen Mesner, der eifrig Staub von den Seitenaltären wischte. Ich setzte mich in eine hintere Bankreihe und wartete. Nach ein paar Minuten stand Ira auf, ging ohne einen Blick an mir vorbei zu einer Tür hinten in der Kirche, öffnete sie und verschwand. Ich erhob mich ebenfalls und schlenderte hinterher.

Hinter der Tür lag ein langer, feuchter Gang, der zum Hof eines Privathauses führte. Sie voraus, ich dicht dahinter betraten wir das Haus und gingen zwei Stockwerke hinauf. Sie klopfte laut an eine Tür.

Ein mittelgrosser junger Mann öffnete. Er war kräftig und wirkte frisch und energisch.

«Sie haben Witold mitgebracht?», fragte er.

«Ja. Hier ist er.»

«Gab es Probleme?»

«Nein», antwortete sie und fügte knapp hinzu: «Es könnte aber welche geben. Sie hätten den Treffpunkt ändern sollen. Um diese Jahreszeit sind zu wenig Leute in der Kirche. Man fällt auf, wenn man die Kirche durch die hintere Tür verlässt. Und dann dieser Bettler! Er war frisch rasiert. Wer hat einen solchen Schwachkopf als Aufpasser ausgewählt? Das ist doch einfach amateurhaft!»

Ihre Worte kamen wie Maschinengewehrsalven. Der junge Mann senkte den Kopf, er schien verärgert.

«Wir haben schon Pläne, den Treffpunkt zu verlegen.»

Ira neigte den Kopf in einer Weise, die man so deuten konnte, dass sie sich verabschiedete. Der junge Mann grinste, als sie ging.

«Zähes altes Huhn, nicht wahr?»

«Könnte nicht zäher sein», stimmte ich zu. «Wohin gehen wir jetzt?»

«Folge mir einfach.»

Er führte mich durch mehrere kleine Räume und enge Flure in dem alten, ziemlich heruntergekommenen Haus. In dem ersten grossen Raum blieben wir stehen, und er bat mich zu warten. Er ging hinaus, ich hörte ihn sagen: «Er ist da.» Kurz darauf kam er wieder und winkte mich in einen angrenzenden Raum.

Ich sah um einen Tisch die Männer versammelt, die das Schicksal Polens in Händen hielten: die Führer der grossen Parteien, den obersten Regierungsdelegierten, den Oberkommandierenden der Heimatarmee, den Direktor des Büros des Regierungsdelegierten⁴. Ich kannte sie alle ziemlich gut bis auf die Führer der Nationalpartei und der Christlichen Arbeiterpartei. Die beiden waren neu; ihre Vorgänger, die mir gut bekannt gewesen waren, hatten die Deutschen festgenommen.

Der Vorsitzende der Sozialistischen Partei⁵, den ich bereits mehrmals getroffen hatte, und der Oberkommandierende traten auf mich zu in der offensichtlichen Absicht, mir die Nervosität zu nehmen. Der Oberkom-

mandierende war ein grosser, untersetzter älterer Herr, der klar und mit ausladenden, eleganten Gesten sprach. Ausserordentlich freundlich legte er mir den Arm um die Schultern und fragte: «Wann reisen Sie nach England ab, junger Mann?»

Ich antwortete kurz und respektvoll: «In ungefähr einer Woche, Herr General.»

«Ist alles vorbereitet?»

«Jawohl, Herr General. Ich warte auf ein letztes Treffen mit jüdischen Vertretern und auf Einzelgespräche mit den Führern der Parteien.»

Der Oberkommandierende lachte kurz auf.

«Ach ihr jungen Leute! Wollen Sie wirklich reisen? Das letzte Mal, als Sie unterwegs waren, hatten wir allergrösste Mühe, Sie aus den Händen der Gestapo zu befreien. Übrigens, wie geht es Ihren Handgelenken?»

Ich zog die Ärmel hoch und streckte ihm die Arme entgegen. Die anderen traten dazu, und alle schauten sich meine Handgelenke an.

«Vor ein paar Monaten habe ich eine Hauttransplantation bekommen», erklärte ich und blickte auf meine Hände, als sähe ich sie selbst zum ersten Mal. «Von ein paar kleinen Narben abgesehen, ist alles gut verheilt. Unser Doktor hat grossartige Arbeit geleistet.»

Der Vorsitzende der Sozialistischen Partei, ein alter Mann, der manchmal bei der Sicherheit Fehler machte, betrachtete ernst meine Hände. Ein wenig ärgerlich sagte er:

«Um ehrlich zu sein, es ist nicht klug, dass der Untergrund Sie auf diese Reise schickt. Die Hände können Sie verraten. Die Gestapo hat das in den Unterlagen über Sie extra vermerkt.»

Er schien kurz zu überlegen, dann zuckte er die Achseln.

«Ach, zum Teufel, niemand weiss, was gefährlich ist und was nicht. Machen wir weiter.»

Wir setzten uns alle um den Tisch. Der Regierungsdelegierte blieb

stehen, wartete, bis es still war, und eröffnete die Sitzung dann mit einer formellen Rede.

«Ich habe die Ehre, die zweiunddreissigste Sitzung der Politischen Vertretung Polens zu eröffnen. In Anbetracht der Wichtigkeit des Programms habe ich den Oberkommandierenden der Heimatarmee eingeladen, den ich hiermit begrüsse. Ziel unseres Treffens ist es, Material für unserer Kurier Witold zusammenzustellen, er wird der Exilregierung und den Vertretern der politischen Parteien in der Emigration über die Lage in Polen und die Untergrundbewegung berichten. Er wird auch Kontakt zu den Vertretern der alliierten Nationen aufnehmen und sie über die Lage hier in Kenntnis setzen. Unsere Regierung wird darüber telegrafisch unterrichtet. Die Parteiführer werden bei separaten Treffen Witold Material für ihre Vertreter in London übergeben.»

Er drehte sich zu mir um, blickte mir in die Augen und sagte nachdrücklich:

«Wir glauben, dass er seine Mission unparteiisch erfüllen und die Dokumente nur den bezeichneten Empfängern übergeben wird, unabhängig von seinen eigenen Meinungen und Überzeugungen. Heute, bei dieser gemeinsamen Sitzung, empfängt Witold unsere offiziellen Befehle und Instruktionen und erfährt unsere Standpunkte zu den wichtigsten politischen Fragen. Seine Mission betrifft ausschliesslich politische Angelegenheiten. Die Kontakte in militärischen Angelegenheiten werden anders hergestellt.»

Die Anwesenden sprachen nacheinander, der Leiter des Büros des Regierungsdelegierten machte stenografische Notizen. Das Stenogramm wurde später chiffriert auf Mikrofilm gebracht, es war die Grundlage für meine Berichte in London. Die Politiker sprachen langsam und gaben ruhige, überlegte Urteile ab. Sie waren sich bewusst, dass ihre Formulierungen und Auffassungen in London als die letzten, massgeblichen Stellungnahmen aufgenommen würden. Für die Exilregierung würde die Botschaft Ausdruck der Wünsche und Stimmungen im besetzten Polen sein und ihre Politik bestimmen.

«Die Einheit der Polen muss gestärkt werden ... Die Regierung muss eine Koalition aller Kräfte sein ... Keine Partei hat das Recht, beiseite zu stehen und sich zu weigern, die gemeinsame Verantwortung für die Arbeit und die Politik der Regierung mit zu tragen ... Die Kontinuität des polnischen Staates darf nicht angetastet werden ... Die Bereitschaft der Nation, Opfer zu bringen, ist ungebrochen ... Die kompromisslose Einstellung gegenüber dem Besatzer wird um jeden Preis aufrechterhalten ... Wer gegen diese Linie verstösst, wird umstandslos liquidiert ... Kontinuität des Staates bedeutet nicht Kontinuität des letzten polnischen Regimes. Das neue Polen wird demokratisch sein. Die alte polnische Tradition des Parlamentarismus, die seltsamerweise im Untergrund wiedergeboren wurde, wird im Nachkriegspolen fortgeführt. Die politischen Parteien arbeiten zusammen im Kampf gegen den Besatzer und in ihrer Unterstützung für die Regierung. Aber natürlich unterscheiden sie sich in ihren Programmen, und sie wollen sich auch unterscheiden. Sobald wir vom Feind befreit sind, werden wir allgemeine Wahlen abhalten, die über die politische und gesellschaftliche Struktur Polens entscheiden und über die jeweilige Stärke der Parteien Aufschluss geben werden.

Die Nation lässt in ihrem Wunsch nach Widerstand nicht nach und ist weiterhin bereit, Opfer auf sich zu nehmen ... Wir müssen um jeden Preis an der kompromisslosen Haltung gegenüber dem Besatzer festhalten ... Das besetzte Land hat keinen ‚polnischen Quisling‘ hervorgebracht und wird das auch nicht... Akte des Verrats und der Kollaboration werden streng geahndet und sind Ausnahmen ... Verräter werden mitleidslos liquidiert ... Die Exilregierung muss begreifen, welche Bürde das Land trägt... Sie muss dem Land jede mögliche Hilfe leisten und die alliierten Regierungen zur Hilfe aufrufen ... Die Emigranten müssen alle persönlichen Ambitionen, Konflikte und Rivalitäten begraben. Sie müssen einsehen, dass sie nicht schlechter und nicht besser sind als die Menschen, die in Polen geblieben sind. Die Emigranten müssen den Alliiert-

ten bei ihren Bemühungen um den Sieg helfen ... Wenn sie nach dem Krieg ins Vaterland zurückkehren, werden sie uns mitteilen, was sie im Westen gelernt haben. Die Alliierten müssen wissen, dass die Polen ihre Hoffnung in sie setzen ... Ihre Erklärungen zu Polen werden hier wörtlich genommen. Wenn der Westen sagt, ‚die ganze Welt zollt dem polnischen Volk Respekt für seine edle und unnachgiebige Haltung in diesem Krieg und wird das nie vergessen, dann heisst das für die leidenden Menschen in Polen, dass die ganze Welt ihnen Respekt zollt und Polen nie vergessen wird.«⁶ Die Sitzung ging noch mehrere Stunden weiter. Im Anschluss ergriff Grot, der Kommandant der Heimatarmee, das Wort. In seinem leidenschaftlichen Appell kamen die Worte «mehr Waffen» wie ein Grundton immer wieder vor. «Mehr Waffen ... so viel Ausrüstung wie möglich ... alles wird gebraucht, nichts verschwendet ... Jedes Gewehr, jede Kugel, jede Dynamitstange und Handgranate wird mit der grösstmöglichen Wirkung eingesetzt.»

Darauf seufzte der Direktor des Büros tief, klappte seinen Block zu, und die Sitzung war beendet. Die Teilnehmer verliessen die Wohnung nacheinander in einer ganz bestimmten Reihenfolge.

Eine chiffrierte Meldung wurde an die Exilregierung in London und unsere Organisation in Frankreich⁷ gesandt:

Der Kurier reist umgehend ab. Route: Deutschland, Belgien, Frankreich, Spanien. Bleibt zwei Wochen in Frankreich, zwei Wochen in Spanien. Informieren Sie alle Verbindungszellen in Frankreich und die alliierten Vertreter in Spanien. Parole: «Ich möchte Tante Sophie besuchen.» Er heisst Karski.

29

DAS GETTO

VOR MEINER ABREISE AUS POLEN arrangierte man für mich auf Anweisung des Bevollmächtigten der polnischen Exilregierung in London und des Oberbefehlshabers der Untergrundarmee noch ein Treffen mit zwei Männern, die zuvor hohe Ämter in der jüdischen Gemeinde bekleidet hatten und nun die Arbeit des jüdischen Untergrunds leiteten. Einer von ihnen war der Vorsitzende der zionistischen Organisationen und der andere der Leiter der jüdischsozialistischen Allianz, genannt Bund.¹ Letzterer hatte darüber hinaus die gefährliche und äusserst schwierige Aufgabe, die Tätigkeit einer Sonderabteilung der Regierungsvertretung zu koordinieren, die die jüdische Bevölkerung unterstützte und sich bemühte, die wichtigsten Bewohner aus dem Getto herauszuschleusen.

Wir trafen uns in der Abenddämmerung in einem grossen, leerstehenden und halb verfallenen Haus am Stadtrand. Es war bezeichnend, dass sie beide gleichzeitig anwesend waren, da somit das Material, das ich den Regierungen Polens und der Alliierten zu übermitteln hatte, weder politischer Natur noch auf eine der beiden Gruppen beschränkt sein konnte. Vielmehr bestand es in Bekundungen, Informationen, Ansichten, Ersuchen und Aufträgen der ganzen jüdischen Bevölkerung Polens, die in dieser Zeit vor der Vernichtung in ihrer Gesamtheit stand.

Was ich bei den Zusammenkünften in jenem Haus erfuhr und später mit eigenen Augen zu sehen bekam, war so entsetzlich, dass es jede Beschreibung überstieg. Dabei besass ich ein durchaus fundiertes Geschichtswissen. Ich hatte die Entstehung von Nationen, politischen Systemen, Soziallehren, Methoden der Eroberung, Verfolgung und Vernich-

tung studiert und wusste daher, dass noch nie zuvor in der Menschheitsgeschichte etwas geschehen war, das sich mit dem vergleichen liess, was die jüdische Bevölkerung Polens erdulden musste.

Diese beiden Männer waren für mich unvergesslich – nicht so sehr als Personen, sondern vielmehr als Verkörperung des massenhaften Leidens, der äussersten Anspannung ihres hoffnungslosen Bemühens. Beide wohnten ausserhalb des Gettos, konnten es jedoch über Geheimgänge nach Belieben betreten und verlassen und dort ihrer Arbeit nachgehen. Ich stellte selbst fest, dass das gar nicht schwierig war. Im Getto unterschieden sie sich nicht von den anderen Bewohnern. Auf der «arischen» Seite mussten sie ihr Äusseres so gründlich verändern, dass selbst bei genauerem Hinsehen niemand Verdacht schöpfte. Sie kleideten und verhielten sich anders. Sie wurden andere Menschen. Sie waren Schauspieler und spielten Rollen, die sich gegenseitig ausschlossen. In jedem Augenblick mussten sie sich vor einem falschen Wort, einer falschen Geste oder spontanen Verhaltensweisen hüten. Der kleinste Fehler konnte sie das Leben kosten.

Der Bund-Führer hatte es leichter. Er war um die sechzig, und mit seinen hellen Augen, dem rosigen Gesicht und dem dicken Backenbart wirkte er wie ein typischer polnischer Edelmann, distinguiert und vornehm. Vor dem Krieg war er ein sehr bekannter Anwalt gewesen, der einen ausgezeichneten Ruf als Experte für Strafrecht genoss. Nun trat er vor den deutschen Behörden als Inhaber eines grossen Geschäftes für chemische Produkte und Baumaterialien auf – wohlhabend, würdevoll und unerschütterlich. Alle grüssten ihn als «Herr Ingenieur», brachten ihm Respekt entgegen, suchten seine Gesellschaft und luden ihn ein.² Welche Willensanstrengung ihn diese Rolle kosten musste, begriff ich später, als er mich ins Getto begleitete. Da fiel die Aura von Wohlergehen und Gewandtheit schlagartig von ihm ab. Der gepflegte polnische Kaufmann verwandelte sich unversehens in einen von Tausenden ärmli-

chen, hungernden und entkräfteten Juden, die die erbarmungslosen Nazis quälten und mit menschenverachtender Rachsucht verfolgten.

Der andere war wenig über vierzig. Er hatte deutlich semitische Züge und musste wohl mehr Mühe auf die Tarnung verwenden. Er machte den Eindruck, dass er sehr litt, und hatte Mühe, seine Nerven unter Kontrolle zu halten.³

Während ich in der stillen abendlichen Warschauer Vorstadt mit den beiden Männern sprach, wurde mir gleich zu Beginn klar, wie vollkommen hoffnungslos ihre Lage war. Für uns Polen ging es um Krieg und Besetzung. Für sie, für die notleidenden polnischen Juden, war es das Ende der Welt. Weder sie noch ihre Brüder hatten auch nur die geringste Chance. Doch das war nur ein Teil der Tragödie und nur teilweise der Grund für ihre quälende Verzweiflung. Sie hatten keine Angst vor dem Tod an sich und nahmen ihn als beinahe unausweichlich an. Doch zu dieser Erkenntnis kam das bittere Wissen, dass es für sie in diesem Krieg keinerlei Hoffnung auf einen Sieg gab, keinerlei Genugtuung, die gelegentlich die Aussicht auf den bevorstehenden Tod ein wenig mildern kann. Auf diesen Umstand wies mich der Zionistenführer umgehend deutlich hin.

«Ihr Polen könnt euch glücklich schätzen», begann er. «Auch ihr müsst leiden. Viele von euch werden sterben, aber wenigstens wird eure Nation weiterleben. Nach dem Krieg wird Polen wieder erstehen. Eure Städte werden aufgebaut, und eure Wunden werden allmählich heilen. Aus diesem Meer von Tränen, Schmerzen, Zorn und Demütigung wird euer Land sich langsam erheben. Aber die polnischen Juden wird es nicht mehr geben. Wir werden tot sein. Hitler wird seinen Krieg gegen die Menschheit, das Gute und Gerechte verlieren, aber seinen Krieg gegen die polnischen Juden wird er gewinnen. Er wird das jüdische Volk nicht besiegen, sondern ganz einfach ermorden.»⁴

Es war ein Abend wie ein Albtraum und doch schmerzlich und bedrückend real. Meine Gesprächspartner liefen heftig auf und ab, dabei

tanzten ihre Schatten im Schein der einzigen Kerze, die wir anzuzünden wagten, wild umher. Ich sass wie festgenagelt in einem alten, wackeligen Sessel, ein fehlendes Bein hatte man durch zwei übereinandergelagerte Ziegelsteine ersetzt. Ich wagte nicht, mich zu bewegen, vielleicht aus Angst, umzufallen, oder weil das, was ich da hörte, mich erstarren liess. Auf einmal brach der Zionist in Tränen aus.

«Was nützt es denn, darüber zu reden? Wozu soll ich noch weiterleben? Ich sollte am besten gleich zu den Deutschen gehen und ihnen sagen, wer ich bin. Wenn alle Juden tot sind, brauchen sie auch keine Anführer mehr ... Ach, es ist so sinnlos, Ihnen das alles zu erzählen. Kein Aussenstehender wird es je begreifen. Sie begreifen es ja auch nicht! Und ich selbst kann nicht fassen, dass mein Volk sterben muss und ich am Leben bin.»

Der ältere Mann versuchte ihn zu beruhigen und legte ihm die Hand auf die Schulter, während der jüngere verzweifelt die Hände rang.

«Wir haben noch viel zu besprechen», sagte er, «und nur wenig Zeit. Wir müssen zur Sache kommen.»

Es entstand eine kurze Pause, und der Zionistenführer versuchte, seine Fassung wiederzufinden.

«Entschuldigen Sie», murmelte er.

Ich bemühte mich, ruhig zu bleiben.

«Ich verstehe, was Sie empfinden... Ich werde versuchen, Ihnen nach Kräften zu helfen. Ich reise in offizieller Mission im Auftrag des polnischen Untergrunds nach London. Dort habe ich sehr wahrscheinlich Gelegenheit, den Vertretern der alliierten Mächte zu berichten.»

«Wirklich?», rief der Zionistenführer hoffnungsvoll aus. «Denken Sie, dass Sie auch mit Roosevelt und Churchill Zusammentreffen werden?»

«Vielleicht. Und wenn nicht, dann bestimmt mit engen Mitarbeitern von ihnen. Ich werde durch die polnische Exilregierung in London ak-

kreditiert sein. Mein Status wird also offiziellen Charakter haben, und Sie sollten mir Ihre offizielle Botschaft an die Aussenwelt mitteilen. Sie sind die Führer des jüdischen Untergrunds. Was also soll ich in Ihrem Auftrag übermitteln?»

Sie zögerten einen Moment, als müssten sie alles, was sie zu sagen hatten, nochmals überdenken und nach Formulierungen suchen, die ihr Empfinden, ihre hoffnungslose Lage und ihre Bitten am treffendsten ausdrückten. Als Erster sprach der Bund-Führer und legte dabei seine Hände vor sich auf den Tisch, als ob ihm das helfen würde, sich auf seine Worte zu konzentrieren.

«Wir möchten, dass Sie der polnischen Regierung in London und den Regierungen der Alliierten sowie den führenden Vertretern der Alliierten mitteilen, dass wir den deutschen Verbrechern hilflos gegenüberstehen. Die Vernichtung ist eine Tatsache. Niemand kann uns schützen. Die polnischen Untergrundbehörden können vielleicht ein paar von uns retten, aber keine Massen.⁵ Die Deutschen versuchen uns nicht zu versklaven wie andere Völker, sondern wir werden systematisch ermordet. Das ist der Unterschied.»

«Das ist es, was die Menschen nicht verstehen», fiel der Zionist nervös ein. «Wir schaffen es nicht, das begreiflich zu machen. In London, Washington und New York glaubt man zweifellos, die Juden würden übertreiben, sie seien hysterisch.»

Ich nickte zustimmend, und der Bund-Führer fuhr fort:

«Unser gesamtes Volk wird vernichtet. Möglicherweise werden Einzelne überleben, aber drei Millionen Juden sind dem Untergang geweiht. Und dazu kommen noch viele andere, die aus ganz Europa hergebracht werden. Das kann keine Macht in Polen verhindern, weder der polnische noch der jüdische Untergrund. Diese Verantwortung liegt bei den Alliierten. Effektive Hilfe kann nur von aussen kommen. Kein führender Vertreter der Vereinten Nationen soll sagen können, er habe nichts davon gewusst, dass wir in Polen ermordet werden.»

Das war die ernste Botschaft, die ich in die freie Welt zu tragen hatte.

Sie vermittelten mir ihre Worte höchst eindringlich, damit nichts davon in Vergessenheit geriet. Und sie selbst taten ein Übriges, erkannten sie doch ihre Lage mit verzweifelter Klarheit. Zu diesem Zeitpunkt waren mehr als 1,8 Millionen Juden ermordet worden. Diese beiden Männer hegten keinerlei Illusionen, was die Reaktion der Vereinten Nationen auf diese Informationen betraf. Es war durchaus denkbar, dass man der Wahrheit keinen Glauben schenken würde. Zu erwarten war ausserdem, dass man diese Zahl als übertrieben und unrealistisch abtat. Meine Aufgabe war es, zu argumentieren, zu überzeugen, zu beweisen, alles in meiner Macht Stehende zu tun und die Wahrheit hinauszuschreien, bis sie nicht mehr geleugnet werden konnte.

Sie hatten für mich einen exakten Bericht über die Zahl der jüdischen Toten in Polen vorbereitet. Ich brauchte jedoch noch genauere Angaben.

«Können Sie mir ungefähre Zahlen nennen, wie viele Gettobewohner ermordet wurden?», erkundigte ich mich.

«Die genaue Zahl lässt sich recht verlässlich anhand der deutschen Deportationsbefehle ermitteln», teilte mir der Zionistenführer mit.

«Wollen Sie damit sagen, dass alle angeblich Deportierten in Wirklichkeit getötet wurden?»

«Alle ohne Ausnahme», versicherte der Bund-Führer. «Natürlich versuchen die Deutschen vorzutäuschen, dass dem nicht so ist. Selbst heute, da kein Zweifel mehr besteht, treffen noch Briefe von bekanntermassen toten Personen ein, in denen sie ihren Freunden und Verwandten freudig mitteilen, dass sie gesund sind, arbeiten und Fleisch und Weissbrot zu essen haben. Aber wir kennen die Wahrheit und können dafür sorgen, dass Sie alles mit eigenen Augen zu sehen bekommen.»

«Wann haben diese Deportationen begonnen?»

«Der erste Deportationsbefehl wurde im Juli erlassen. Die deutschen Behörden forderten pro Tag fünftausend Personen an. Sie sollten angebe-

lich zur Arbeit ausserhalb Warschaus herangezogen werden. Doch in Wahrheit wurden sie direkt in die Vernichtungslager gebracht. Dann wurden die Zahlen auf sechs-, sieben- und schliesslich zehntausend Mann pro Tag erhöht. Als Czerniakow, ein Ingenieur und Vorsteher der jüdischen Gemeinde, die Anweisung erhielt, täglich zehntausend Menschen für den Arbeitsdienst abzustellen, beging er Selbstmord.⁶ Er wusste, was das zu bedeuten hatte.»

«Wie viele Menschen wurden insgesamt ‚deportiert‘?»

«Mehr als dreihunderttausend. Reichlich hunderttausend sind noch übrig, und die Deportationen gehen immer weiter.»⁷

Ich wurde bleich. Es war Anfang Oktober 1942.⁸ In zweieinhalb Monaten hatten die Nazis allein aus dem Warschauer Getto dreihunderttausend Menschen umgebracht. Es handelte sich um eine nie da gewesene Form des Verbrechens, davon musste ich die Welt in Kenntnis setzen. Doch mein Bericht konnte nicht allein auf ihren unbestätigten mündlichen Schilderungen basieren.

Meine Gesprächspartner schlugen vor, mich ins Warschauer Getto mitzunehmen, damit ich mit eigenen Augen sehen konnte, wie ein ganzes Volk starb. Zudem wollten sie mich in eines der vielen Vernichtungslager schleusen, wo Juden zu Tausenden gefoltert und ermordet wurden. Als Augenzeuge würde ich wesentlich überzeugender auftreten können denn als blosser Übermittler. Zugleich warnten sie mich jedoch, dass ich mich in Lebensgefahr begab, wenn ich auf ihr Angebot einging. Sie sagten mir auch, dass die grauenhaften Szenen, deren Zeuge ich würde, mich wohl mein Leben lang verfolgen würden.

Ich sagte ihnen, dass ich das Beschriebene selbst sehen wollte. Ich hoffte, möglichst bald hinter die Mauer zu gelangen, um die zivilisierte Welt von den Tatsachen überzeugen zu können. Ich fühlte mich der Aufgabe nur dann gewachsen, wenn ich mir zuerst selbst einen Eindruck von dem verschaffen konnte, wovon ich Bericht erstatten sollte.

Also wurde vereinbart, dass diese Besuche so bald wie möglich statt-

finden sollten. Anschliessend würde ich nochmals dieses Haus aufsuchen, um weiter zu besprechen, wie ich der Welt ihr Anliegen am wirkungsvollsten präsentieren konnte. Ich verabschiedete mich erst einmal von den beiden noch immer im flackernden Dämmerlicht stehenden, niedergeschlagenen Schattengestalten, die mir mit kraftloser Herzlichkeit eine gute Nacht wünschten, aus der mehr Vertrauen in meine Person als in unser Vorhaben sprach.

Als ich wiederkam, hatten sich die Szenerie und die Beteiligten so wenig verändert wie die Zustände, die sie beschrieben. Für unsere Unterredung hätte es keinen passenderen Ort geben können als jene verfallene Ruine, wo die trostlose Stille nur durch unsere Stimmen und das Heulen des Windes unterbrochen wurde, der stets kurz davor war, die Kerze auszulöschen, die fahle, unregelmässige Lichtflecken in die Dunkelheit warf.

Zunächst sprachen wir über meinen bevorstehenden Besuch im Getto, wobei wir Einzelheiten zu meiner Kleidung und meinem Verhalten schnell und routiniert abhandelten, um Raum für wichtigere Themen zu schaffen. Schliesslich erkundigte ich mich, was ich den britischen und amerikanischen Vertretern sagen sollte, wenn sie mich fragten, wie sie helfen könnten. Die Antwort fiel verbittert und illusionslos aus. Ihren Worten war zu entnehmen, dass sie nur allzu genau wussten, dass man die meisten ihrer Vorschläge nicht umsetzen würde, obwohl sie die einzige Möglichkeit waren, dem Leiden ihres Volkes ein Ende zu setzen.

Der Zionistenführer sprach als Erster:

«Die Deutschen lassen sich nur von Macht und Gewalt beeindrucken. Man sollte die deutschen Städte gnadenlos bombardieren und bei jeder Bombardierung Flugblätter abwerfen, die die Deutschen über das Schicksal der polnischen Juden informieren und der gesamten deutschen Nation ein ähnliches Schicksal während des Krieges und danach androhen. Die deutsche Bevölkerung niederzumetzeln halten wir nicht für sinnvoll und streben es auch nicht an, doch eine solche Drohung ist die

einzigste Möglichkeit, den Gräueltaten der Deutschen Einhalt zu gebieten. Eine solche von Gewalt begleitete Warnung könnte die deutsche Bevölkerung so erschrecken, dass sie genügend Druck auf ihre politische Führung ausübt, damit diese ihr Vorgehen ändert. Anders lässt sich nichts erreichen.»

«Wir wissen», fügte der Bund-Führer hinzu, «dass dieser Plan wahrscheinlich nicht durchführbar ist und nicht in die Militärstrategie der Alliierten passt, aber das ist nicht zu ändern. Die Juden und alle, die ihnen helfen wollen, sind ausserstande, diesen Krieg aus einem rein militärischen Blickwinkel zu betrachten. Legen Sie den Verantwortlichen der Alliierten nahe, offizielle Erklärungen an die deutsche Regierung und das deutsche Volk zu verfassen, in denen als Konsequenzen fortgesetzter Verfolgung massenhafte Vergeltungsaktionen angedroht werden, mit dem Ziel, die gesamte deutsche Nation systematisch auszulöschen.»

«Ich verstehe», antwortete ich, «und werde mein Bestes tun, den Adressaten Ihre Worte zu übermitteln und nahezubringen.»

«Wir fordern aber noch mehr», erklärte der Zionistenführer. «Hitler hat verkündet, dass alle Deutschen – wo auch immer sie leben und was auch immer sie denken – eine einzige Rasse darstellen. Er hat sie zu einem einheitlichen Heer vereint und verfolgt damit das Ziel, die Welt zu beherrschen und eine ‚neue Zivilisation‘ zu errichten. Er hat gesagt, in dieser Zivilisation werde für die Juden kein Platz sein, sie sollten vernichtet werden. Eine solche Situation hat es in der Geschichte noch nie zuvor gegeben, also muss man darauf auch mit nie da gewesenen Mitteln reagieren. Fordern Sie die alliierten Regierungen auf, in Amerika, England und Afrika – wo auch immer es ihnen möglich ist – sämtliche Deutschen öffentlich hinzurichten, die sie zu fassen bekommen. Das verlangen wir von ihnen.»

«Aber das ist doch vollkommen absurd», entgegnete ich. «Eine solche Forderung würde doch nur all jene verwirren und schockieren, die Ihnen helfen wollen.»

«Ja natürlich», erwiderte der Zionist. «Denken Sie, das ist mir nicht

bewusst? Wir fordern es deswegen, weil es die einzig angemessene Antwort auf das ist, was uns widerfährt. Wir glauben nicht daran, dass es tatsächlich umgesetzt wird, aber dennoch fordern wir es. Wir stellen diese Forderung, damit die Menschen erfahren, wie wir das, was uns angetan wird, empfinden und wie hilflos wir sind, wie verzweifelt unsere Lage ist. Ein Sieg der Alliierten in einem Jahr oder in zwei Jahren oder drei Jahren nützt uns nichts ... weil wir dann nicht mehr existieren werden.»

Sie schwiegen einen Augenblick, als wollten sie erreichen, dass das Wissen um ihre Lage vollständig in mein Bewusstsein drang. Ich schwieg, aus Angst, angesichts des Ungeheuerlichen, das sie mir anvertrauten, etwas Falsches zu sagen. Ich war erschöpft und innerlich aufgewühlt. Die beiden Gestalten, wie sie hektisch in dem düsteren Raum auf und ab liefen, mit Schritten, die in der hohlen Stille wiederhallten, kamen mir allmählich vor wie Gespenster, aus deren Blicken eine gewaltige Bürde von Verzweiflung, Schmerz und Hoffnungslosigkeit sprach, die sie niemals vollständig würden ausdrücken können. Sie sprachen mit gedämpfter Stimme, zischten, flüsterten, und doch dröhnte das Gesagte in meinen Ohren. Es kam mir vor, als vernähme ich das Toben eines Erdbebens, bei dem donnernd die Erde aufriss und einen Teil der Menschheit verschlang. Ich konnte förmlich die Schreie der Verzweifelten hören, die in den Abgrund stürzten.

«Es ist unfassbar», schimpften sie und erhoben ihre Fäuste, als wollten sie all jenen drohen, die sich auf der anderen Seite der Absperrung befanden. «Die Demokratien können sich doch nicht damit abfinden, dass die Juden Europas angeblich nicht zu retten sind. Wenn es Rettung für Amerikaner und Briten gibt, warum lassen sich dann nicht massenweise jüdische Frauen und Kinder evakuieren? Oder alte und kranke Juden? Warum den Deutschen nicht einen Austausch anbieten? Oder Geld? Warum können von den Alliierten nicht einige Tausend jüdische Menschenleben erkaufte werden?»

«Aber wie sollte das geschehen?», fragte ich, ganz verwirrt von diesen verwegenen, verzweifelten Vorschlägen. «Das widerspricht doch jeglicher Kriegsstrategie. Wie können wir unseren Feinden Geld geben? Wie können wir ihnen ihre Soldaten zurückgeben? Hitler würde sie sofort an die Front zurückschicken!»

«Genau das ist es. Genau darum geht es uns. Alle sagen uns: ‚Das widerspricht der Strategie dieses Krieges.‘ Aber Strategien lassen sich ändern, anpassen. Passen wir sie doch so an, dass ein Teil des unglückseligen jüdischen Volkes gerettet werden kann. Weshalb lässt die Welt uns denn alle sterben? Haben wir nicht unseren Beitrag zur Kultur und Zivilisation geleistet? Haben wir nicht gearbeitet, gekämpft und geblutet? Warum kämpfen sie für all die anderen? Weshalb wurde nie erklärt, dass man Strategie und Taktik ändern wird, um auf die Methoden zu reagieren, die die Deutschen gegen die Juden anwenden?»

Unvermittelt stand ich auf.

«Welches Vorgehen soll ich den führenden jüdischen Vertretern in England und Amerika empfehlen? Sie haben Einfluss auf den Verlauf dieses Krieges. Sie können sich für Sie einsetzen.»

Der Bund-Führer kam schweigend auf mich zu. Er packte mich derart heftig am Arm, dass es schmerzte. Erschrocken schaute ich ihm in die Augen und war sehr bewegt von dem tiefen, unerträglichen Schmerz, den ich darin wahrnahm.

«Sagen Sie der jüdischen Führung, dass dies hier keine Sache für Politik oder Taktik ist. Sagen Sie ihnen, dass die Erde erzittern und die Welt aufgerüttelt werden muss. Vielleicht wacht sie dann ja auf und beginnt zu erkennen und zu verstehen. Sagen Sie ihnen, dass sie die Kraft und den Mut finden müssen, Opfer zu erbringen, die kein Staatsmann je erbringen musste; Opfer, die so schmerzhaft sind wie das Schicksal meines sterbenden Volkes – und ebenso einzigartig. Das ist es, was sie nicht verstehen. Die Ziele und Methoden der Deutschen sind beispiellos in der Geschichte. Die Demokratien müssen darauf in einer Weise reagieren,

die ebenso beispiellos ist – und mit aussergewöhnlichen Methoden antworten. Kommen diese nicht zum Einsatz, wird ihr Sieg nur unvollständig sein, nur ein militärischer Sieg. Ihre Methoden werden nichts von dem retten können, worauf das Vernichtungsprogramm des Feindes abzielt. Ihre Methoden werden uns nicht retten.»

Er machte eine Pause und liess erst da meinen Arm wieder los. Eine Weile lief er nervös auf und ab und blieb dann direkt vor mir stehen. Er sprach sehr langsam und betont, als würde ihn jedes einzelne Wort enorm anstrengen.

«Sie wollen von mir wissen, welches Vorgehen ich der jüdischen Führungsspitze empfehle. Sagen Sie ihnen, sie sollen alle wichtigen englischen und amerikanischen Behörden und Ämter aufsuchen. Sie sollen von dort erst wieder Weggehen, wenn man ihnen garantiert hat, dass etwas zur Rettung der Juden unternommen wird. Sie sollen weder Essen noch Trinken annehmen, sondern vor den Augen der Welt einen langsamen Tod sterben. Sterben sollen sie. Das wird vielleicht das Gewissen der Welt wachrütteln.»

Ich sank zurück in meinen Sessel. Ich fror am ganzen Körper, und alles schmerzte. Ich zitterte, und das Blut pochte in meinen Schläfen. Ich stand auf und wollte gehen.

«Noch einen Augenblick bitte», sagte der Zionistenführer, «wir hatten eigentlich nicht vor, Ihnen das zu sagen, aber ich möchte trotzdem, dass Sie es wissen. Wir fordern solche Opfer von unserer Führung im Ausland nicht aus Grausamkeit. Wir werden sie hier selbst erbringen. Das Getto wird in Flammen aufgehen. Wir werden nicht langsam und qualvoll sterben, sondern kämpfen. Wir werden Deutschland den Krieg erklären – es wird die aussichtsloseste Kriegserklärung sein, die es je gegeben hat.»

Der Bund-Führer sprang auf, als wäre er selbst von den Worten seines Begleiters überrascht. Offensichtlich hatte der Zionist etwas gesagt, was er nicht hätte sagen sollen.

«Wir sind tatsächlich dabei, die Verteidigung des Gettos zu organisieren», bestätigte er dann ganz langsam, «nicht, weil wir denken, dass

es sich verteidigen lässt, sondern um der Welt zu zeigen, wie hoffnungslos unser Kampf ist – als Demonstration und Vorwurf. Wir verhandeln jetzt sogar mit dem Kommandeur eurer Heimatarmee, um die Waffen zu bekommen, die wir brauchen. Wenn wir sie bekommen, wird demnächst der für die Deportationen verantwortliche Trupp eine blutige Überraschung erleben.»⁹

«Es wird sich also zeigen», erklärte der Zionist abschliessend, «ob wir Juden uns das Recht erstreiten können, im Kampf zu sterben und nicht – wie von Hitler vorgesehen – im Leiden.»

Zwei Tage später besuchte ich zusammen mit dem Bund-Führer und einem weiteren Mitglied des jüdischen Untergrunds das Warschauer Getto.¹⁰ Die Deutschen hatten selbstverständlich den ärmlichsten Bezirk Warschaus als Standort für das Getto auserkoren. Die Häuser waren allesamt alt und heruntergekommen und hatten nur zwei oder drei Stockwerke. Die Strassen waren schmal und so gut wie unbefestigt, Gehwege gab es kaum. In dieser Ansammlung armseliger Gebäude klafften durch die Bombardements der Deutschen seit September 1939 immer wieder grosse Lücken. An Wiederaufbau war nicht zu denken – die Trümmer blieben so liegen, wie sie gefallen waren. Eine etwa zweieinhalb Meter hohe Mauer war um das verwehrte Gebiet herum errichtet worden, aus dem man sämtliche «Arier» evakuiert hatte, um mehr als vierhunderttausend Juden dort einzupferchen.

Ich trug einen alten, abgewetzten Anzug und eine tief ins Gesicht gezogene Mütze und versuchte sehr schmal und mager zu wirken. An meiner Seite gingen zwei typische Gettobewohner, die elend, ausgemergelt und halb verhungert aussahen und in Lumpen gekleidet waren. Wir hatten das Getto durch einen geheimen Zugang betreten, der jedoch jedem auffallen musste, der sich im Viertel genauer umsah.

Aussen grenzte an die Mauer ein grosser offener Platz, der ebenfalls fast das gesamte Getto umgab. Ein Haus auf diesem Platz war so gebaut,

dass die vordere Eingangstür im arischen Bezirk lag und ein Kellerausgang direkt ins Getto führte. Dieses Haus ermöglichte vielen Juden den Kontakt zur Aussenwelt.¹¹ Mit Bestechung, Vorsicht und genauer Kenntnis der unübersichtlichen Kellergänge kam man vergleichsweise leicht auf die andere Seite, sofern man das Risiko in Kauf nahm, gefasst zu werden. Dieses Haus war damals so etwas wie ein moderner Styx, also jener Fluss, der in der griechischen Mythologie die Welt der Lebenden vom Totenreich trennt. Nun, da das Warschauer Getto nicht mehr existiert, weil es bei der von meinen Freunden angekündigten heldenhaften «Verteidigung» zerstört wurde, kann ich das Haus mit seinen Kellern bedenkenlos erwähnen. Das freundliche Gebäude kann den unglückseligen polnischen Juden nicht mehr helfen, und ich schade niemandem, wenn ich davon berichte.

Ist es noch nötig, das Warschauer Getto zu beschreiben? Es ist bereits so viel darüber geschrieben worden; es gibt so viele Berichte von zuverlässigen Zeugen. War es ein Friedhof? Nein, denn diese Leichen bewegten sich noch – oftmals sogar regelrecht fieberhaft. Es waren lebendige Menschen, wenn man sie denn so bezeichnen konnte. An diesen schlotternden Gestalten war ausser Haut, Augen und Stimme kaum noch etwas Menschliches verblieben. Überall herrschte Hunger und Elend, es stank grässlich nach verwesenden Leichen, man hörte das jämmerliche Wimmern sterbender Kander und die verzweifelten Schreie und das Keuchen eines Volkes im aussichtslosen Überlebenskampf.

Wenn man diese Mauer passierte, betrat man eine andere Welt, die sich von allem unterschied, was man sich je hätte vorstellen können. Es hatte den Anschein, als würde die gesamte Gettobevölkerung auf der Strasse leben. Überall herrschte dichtes Gedränge. Als wir uns unseren Weg durch Dreck und Trümmer bahnten, huschten Schattengestalten, die einmal Männer und Frauen gewesen waren, auf der Suche nach irgendwem oder irgendetwas an uns vorbei, während ihr Blick vor Hunger oder Gier wirr flammte.

Jeder und alles wirkte unnatürlich geschäftig und in ständiger Bewegung, eingehüllt in eine Aura aus Krankheit und Tod, unter der der Verfall unaufhörlich voranschritt. Wir gingen an einem alten Mann vorüber, der an einer Mauer lehnte und mit glasigen Augen düster ins Leere starrte. Obwohl er sich nicht von der Stelle rührte, zuckte seine Haut stellenweise immer wieder heftig und versetzte seinen Körper in eine seltsame Art von Bewegung.

Als wir weiterliefen, kam mir alles immer surrealer vor. Die Namen der Strassen, Geschäfte und Gebäude waren in alter hebräischer Schrift geschrieben. Meine Begleiter erklärten mir, dass einer Verordnung zufolge im Getto nichts deutsch oder polnisch beschriftet werden durfte. Das führte dazu, dass viele Bewohner die Namen nicht mehr lesen konnten. Gelegentlich sahen wir einen wohlgenährten deutschen Polizisten, der angesichts der ausgemergelten Menschen um ihn herum geradezu abnorm aufgedunsen wirkte. Immer wenn sich ein Polizist näherte, beschleunigten wir unseren Schritt oder wechselten die Strassenseite, als hätten wir eine ansteckende Krankheit.

Dann kamen wir an einem erbärmlich aussehenden parkähnlichen Gelände vorbei, einem vergleichsweise aufgeräumten Platz mit ein paar nahezu kahlen Bäumen und einem Fleckchen Gras, das irgendwie überlebt hatte. Dort war es heillos überfüllt. Mütter drängten sich auf Bänken zusammen und stillten ihre ausgezehrten Säuglinge. Kinder, an denen man jeden Knochen durch die gespannte Haut sah, spielten in Pulks und Scharen.

«Sie spielen, ehe sie sterben», hörte ich meinen Begleiter zur Linken mit erstickter Stimme sagen.

Ohne nachzudenken – die Worte kamen über meine Lippen, noch bevor sich der eigentliche Gedanke geformt hatte – erwiderte ich:

«Aber diese Kinder spielen nicht! Sie tun nur so.»

Als Nächstes vernahmen wir das Geräusch vieler Füße im Gleichschritt. Ein Trupp von etwa hundert jungen Männern kam auf uns zu. Von Polizisten flankiert, marschierten sie in Formation in der Strassen-

mitte. Ihre Kleidung war abgerissen und schmutzig wie bei allen anderen, aber sie wirkten kräftiger und besser genährt. Der Grund dafür war unübersehbar. Als sie uns passierten, sah ich, dass jeder von ihnen ein zerlumptes Bündel trug, aus dem das Ende eines Brotlaibes und ein wenig Grünzeug herausschauten.

Sie waren zweifellos in besserer körperlicher Verfassung als alle anderen, aber dennoch wirkten sie unheimlich, beinahe roboterhaft. Sie liefen seltsam steifbeinig, und ihre Gesichter waren wie in einem unveränderlichen Ausdruck immerwährender Erschöpfung versteinert. Ihre leeren und verschleierte Blicke gingen starr geradeaus, als könnte sie nichts und niemand ablenken.

«Diese Leute können sich glücklich schätzen», liess mich der Bundesführer wissen. «Sie sind für die Deutschen noch von Nutzen – für Strassen- und Gleisarbeiten. Solange sie sich regen und ihre Hände benutzen können, sind sie geschützt. Im Getto werden sie von allen beneidet. Wir verschaffen so vielen Leuten wie möglich falsche Papiere, nach denen sie einer ähnlichen Beschäftigung nachgehen. Andernfalls würde man sie ermorden. Auf diese Weise haben wir schon Tausende Menschenleben gerettet. Aber lang kann das nicht mehr dauern.»

Immer wieder kamen wir an Leichen vorüber, die nackt auf der Strasse lagen.

«Was hat das zu bedeuten?», fragte ich meinen Begleiter. «Warum liegen sie nackt hier?»

«Wenn ein Jude stirbt», antwortete er, «wird er von seinen Verwandten ausgezogen und der Leichnam auf die Strasse geworfen. Sonst müssen sie die Deutschen dafür bezahlen, um den Leichnam bestatten zu lassen. Es wurde eine Begräbnissteuer eingeführt, die praktisch niemand hier aufbringen kann. Ausserdem können sie so die Kleidung retten. Hier zählt jeder Lumpen.»

Ich erschauderte. Worte, die ich oft gehört und doch bis zu diesem Moment nie wirklich verstanden hatte, kamen mir in den Sinn: *Ecce homo* – Siehe, der Mensch.

Ich erblickte einen gebrechlichen alten Mann, der kraftlos an den Häuserwänden entlangwankte, um nicht hinzufallen.

«Ich sehe hier kaum alte Menschen», sagte ich. «Bleiben sie denn den ganzen Tag in ihren Häusern?»

Die Stimme, die mir antwortete, klang, als käme sie aus einem Grab:

«Nein. Haben Sie das System der Deutschen denn immer noch nicht durchschaut? Diejenigen, deren Muskelkraft noch ausreicht, zieht man zur Zwangsarbeit heran. Die anderen werden nach bestimmten Quoten getötet. Zuerst kommen die Alten und Kranken, dann die Arbeitslosen, dann diejenigen, die keiner für die Deutschen kriegswichtigen Arbeit nachgehen, und schliesslich jene, die im Strassen- und Gleisbau oder in Fabriken beschäftigt sind. Ganz am Ende werden sie uns alle umbringen.»

Plötzlich packten mich meine Begleiter am Arm. Ich wusste nicht, was vor sich ging, und fürchtete, dass man mich entdeckt hatte. Rasch schoben sie mich in den nächstgelegenen Hauseingang.

«Schnell, schnell, das müssen Sie mit ansehen. Davon können Sie der Welt berichten. Beeilen Sie sich!»

Wir liefen die Treppe hinauf bis ins Dachgeschoss. Irgendwo ertönte ein Schuss. Meine Begleiter klopfen an eine Tür. Diese öffnete sich einen Spalt, und dahinter kam ein mageres weisses Gesicht zum Vorschein.

«Zeigen eure Fenster zur Strasse?», fragte der Bund-Führer.

«Nein, zum Hof. Was wollen Sie denn?»

Grimmig schlug er die Tür wieder zu, rannte zur anderen Seite und hämmerte dort erneut gegen die Tür. Als sie geöffnet wurde, schob er einen kleinen Jungen zur Seite, der angstvoll schreiend im Zimmer verschwand. Sie drängten mich ans Fenster, liessen die Rollläden herunter und bedeuteten mir, durch den seitlichen Spalt zu schauen.

«Jetzt bekommen Sie gleich etwas zu sehen. Die ‚Jagd‘. Wenn Sie es nicht mit eigenen Augen sehen, würden Sie es niemals glauben.»

Ich schaute durch den Spalt. Mitten auf der Strasse standen zwei Burschen in Uniformen der Hitlerjugend. Sie trugen keine Mützen, ihre blonden Haare glänzten in der Sonne. Mit ihren runden, rosigen Gesichtern und ihren blauen Augen wirkten sie durch und durch gesund und vital. Sie alberten herum, lachten und schubsten sich gegenseitig ausgelassen. Plötzlich zog der jüngere von ihnen eine Pistole aus der Hosentasche, und mir wurde klar, was ich gleich miterleben würde. Er liess seinen Blick schweifen, als ob er etwas suchte. Ein Ziel. Als wäre es ein lustiger Karnevalsscherz, hielt er gespannt Ausschau, worauf er zielen konnte.

Ich folgte seinem Blick. Dabei fiel mir auf, dass die Strasse um ihn herum wie leergefegt war. Nirgends in Sichtweite dieser blauen Augen war auch nur ein einziges menschliches Wesen zu erkennen. Auf einmal verhartete der Blick des Jungen mit der Pistole auf einem Punkt, der ausserhalb meines Blickwinkels lag. Er hob den Arm und visierte sein Ziel sorgfältig an. Dann gab er einen Schuss ab, woraufhin Glas zersplitterte und der Todesschrei eines Mannes zu hören war.

Der Junge, der geschossen hatte, jubelte vor Freude. Der andere klopfte ihm auf die Schulter und sagte etwas offenbar Anerkennendes zu ihm. Sie grinsten einander an und blieben noch eine Weile in dreister Freude stehen, als wären sie sich ihres unsichtbaren Publikums nur allzu bewusst. Dann hakten sie sich unter und gingen in aller Seelenruhe zum Ausgang des Gettos, während sie ausgelassen miteinander plauderten, als kämen sie gerade von einem Sportwettkampf.

Wie versteinert stand ich am Fenster und konnte meinen Blick nicht abwenden. Im Zimmer hinter mir herrschte absolute Stille. Niemand regte sich. Ich blieb stehen, wo ich war, und wagte nicht, meine Haltung zu verändern, eine Hand zu bewegen oder meine verkrampften Beine zu lockern. Ich war von einer solchen Panik ergriffen, dass ich nicht den Willen aufbringen konnte, auch nur einen Schritt zu tun oder ein einzi-

ges Wort hervorzubringen. Mir schien, dass die kleinste Bewegung, das leiseste Zittern eines Muskels in meinem Körper nochmals eine solche Szene wie die soeben erlebte heraufbeschwören würde.

Ich weiss nicht, wie lange ich so verharrte, mein Zeitgefühl war mir abhandengekommen. Schliesslich spürte ich eine Hand auf meiner Schulter. Ich unterdrückte meinen Schreck und drehte mich um. Vor mir stand eine Frau, die Mieterin der Wohnung, deren hageres Gesicht im Halbdunkel kreidebleich wirkte. Sie gestikulierte aufgeregt und sagte zu mir:

«Sind Sie auf Besuch hier? Das hilft doch alles nichts. Gehen Sie wieder, laufen Sie hier weg. Quälen Sie sich nicht länger.»

Meine beiden Begleiter sassen reglos auf einer schäbigen Couch, den Kopf zwischen den Händen vergraben. Ich ging auf sie zu.

«Lassen Sie uns gehen», stammelte ich. «Bringen Sie mich hier heraus ... Ich bin sehr, sehr müde. Ich muss sofort weg von hier. Ich werde ein andermal wiederkommen ...»

Sie erhoben sich rasch und nahmen mich in ihre Mitte. Wortlos polterten wir die morsche Treppe hinunter. Auf der Strasse verfiel ich fast in Laufschrift, während die beiden versuchten, so gut es ging mit mir Schritt zu halten. Halb rennend erreichte ich die Tür des geheimen Hauses, durchquerte die Kellergänge und gelangte zur Tür, die auf die andere Seite führte.

Es ist schwer zu erklären, weshalb ich es so eilig hatte. Eigentlich gab es keinen Grund dafür, und unsere Eile machte uns allenfalls unnötig verdächtig. Aber wahrscheinlich rannte ich deshalb, weil ich wieder klare Luft atmen und meinen Durst mit Wasser stillen wollte. Alles im Getto kam mir wie vom Tod verseucht vor – der Gestank der verwesenden Leichen, der Dreck, der Verfall. Ich hatte es sorgsam vermieden, Wände oder Menschen dort zu berühren. Selbst wenn ich kurz vor dem Verdursten gewesen wäre, hätte ich in dieser Totenstadt keinen einzigen Schluck Wasser getrunken. Wahrscheinlich hielt ich auch so oft es ging den Atem an, um so wenig verseuchte Luft wie möglich einzuatmen. Im

Keller des Hauses in der Muranowska-Strasse wechselten der Bund-Vertreter und ich die Kleidung und kehrten dann auf die «arische» Seite zurück. Unser Führer war im Getto geblieben.

Zwei Tage später besuchte ich das Getto erneut, um mir alles möglichst gut einzuprägen. Mit meinen beiden Begleitern lief ich erneut drei Stunden lang durch die Strassen dieser Hölle, um vor den führenden Vertretern und Vertreterinnen der freien Staaten dieser Welt glaubhafter Zeugnis ablegen zu können. Ich sah ein Kind vor meinen Augen sterben, einen alten Mann im Todeskampf, jüdische Polizisten, die eine alte Frau zu Tode prügelten. Kurz bevor wir das «verbotene Viertel» verliessen, waren wir in eine Wohnung gegangen, um ein Glas Wasser zu trinken. Die alte Frau, die dort wohnte, hatte man sicher von unserem Besuch unterrichtet. Sie beklagte sich nicht. Sie reichte mir das Wasser ... in einem Weinglas aus Kristall. Wahrscheinlich ihr letzter Besitz von Wert...

Später berichtete ich von meinen Erlebnissen vor bedeutenden Politikern der britischen und amerikanischen Regierung und vor der jüdischen Führungsspitze beider Kontinente. Ich schilderte, was ich im Getto gesehen hatte, auch einigen der weltbesten Schriftsteller, wie etwa H. G. Wells, Arthur Koestler und Mitgliedern des P.E.N.-Clubs in England und den Vereinigten Staaten, da sie natürlich viel wortgewaltiger waren als ich.

Fünf Wochen später wurde in London eine Unterredung für mich organisiert. Für mich war es nur eines von vielen solcher Treffen, und ich mass ihm keine besondere Bedeutung bei. Seit meiner Ankunft in London hatte ich unzählige Konferenzen, Gespräche, Kontaktaufnahmen und Rapporte absolviert. Jeden Tag von neun Uhr morgens bis Mitternacht war ich damit beschäftigt und hatte dabei ausser für die dringendsten Bedürfnisse kaum eine Atempause. Schliesslich wurde mir mitgeteilt, dass Szmul Zygielbojm¹², der Führer des Bunds in der Emigration und Mitglied unseres Nationalrats, mit mir sprechen wollte.

Zygielbojm war bis 1940 in Polen gewesen, hatte im jüdischen Un-

tergrund gearbeitet, war Mitglied des Judenrats im Warschauer Getto gewesen und hatte meines Wissens sogar eine Zeit lang in Nazi-Geiselschaft zugebracht. Danach war er nach London gegangen, als Delegierter des Bunds, der die jüdischen Sozialisten in der polnischen Exilregierung vertreten sollte.

Unsere Begegnung sollte am 2. Dezember 1942 im Stratton House unweit des Piccadilly stattfinden, dem Sitz des polnischen Innenministeriums. Das Gebäude war riesig; als ich endlich im vierten Stock den angegebenen Raum fand, erwartete mich Zygielbojm dort bereits auf einem Bürostuhl sitzend. Er wirkte erschöpft. Ich war übermüdet und musterte ihn beiläufig, während wir uns begrüßten. Seit Krieg herrschte, hatte ich ohne Übertreibung mit Tausenden von Leuten zu tun und dabei ständig mit Zeitnot zu kämpfen. Dadurch musste ich lernen, Charaktere auf den ersten Blick einzuschätzen. So hatte ich es mir angewöhnt, Mentalität und Habitus von Personen, mit denen ich verkehrte, rasch einzuordnen, um meine Arbeit so schnell und effizient wie möglich erledigen zu können.

Zygielbojm repräsentierte einen Typus, dem ich in der jüdischen Führungsspitze schon häufig begegnet war. Er hatte den strengen, misstrauischen Blick eines Proletariers, der sich aus eigener Kraft an die Spitze hochgearbeitet hatte und dem man so leicht nichts vormachen konnte, weil er überall Unaufrichtigkeit witterte. Seine Jugend war wohl nicht leicht gewesen, wahrscheinlich hatte er sich als Laufbursche für einen Schneider oder als Strassenkehrer durchschlagen müssen. Ich muss vorsichtig und präzise berichten, dachte ich bei mir.

«Worüber möchten Sie informiert werden?», fragte ich ihn.

«Über die Juden, guter Mann. Ich bin selbst Jude. Berichten Sie mir alles, was Sie über die Juden in Polen wissen.»

«Sind Sie berechtigt, die Informationen entgegenzunehmen, die ich beim Treffen mit den führenden Vertretern des jüdischen Bunds und der Zionisten erhalten habe?»

«Ja, das bin ich. Ich vertrete den jüdischen Bund im polnischen Nationalrat und gehörte der Führungsspitze des Bunds in Polen an.»

Ich begann meinen Bericht mit klaren, offenen Worten. Im Lauf der Zeit hatte ich mir für solche Situationen eine Strategie erarbeitet. Die Erfahrung hatte mich gelehrt, dass sich die Informationen in aller Regel am effektivsten übermitteln liessen, wenn ich nicht versuchte abzumildern oder zu interpretieren, sondern alles so unverfälscht wie möglich weitergab. Wenn ich also nicht in erster Linie Ideen und Anweisungen reproduzierte, sondern versuchte, Ausdrucksweise, Gestik und Nuancen derjenigen wiederzugeben, von denen die Informationen stammten. Darin bestand meine Aufgabe: in der konkreten, wahrheitsgetreuen Wiedergabe.

Zygielbojm hörte mir aufmerksam und erwartungsvoll zu, seine Gier nach Informationen war kaum zu stillen. Er sass stocksteif, breitbeinig und leicht nach vorn gebeugt, auf jedem Knie ruhte eine Hand. Seine dunklen, weit geöffneten Augen fixierten einen Punkt an der Decke weit hinter mir. Er blinzelte nicht. Seine Miene veränderte sich kaum; abgesehen von einem gelegentlichen nervösen Wangenzucken bewegte sich kein Muskel darin.

«Die Zustände sind grauenhaft. Die Menschen im Getto leben unter ständigen Qualen, der Tod ist allgegenwärtig», zitierte ich beinahe wörtlich. «Die Anweisungen, die mir von ihrer Führung übermittelt wurden, können aus politischen und taktischen Gründen nicht umgesetzt werden. Ich habe mit den britischen Behörden gesprochen. Die Antwort entsprach genau dem, was Ihre führenden Vertreter in Polen erwartet hatten: ‚Nein, das ist unmöglich, das ist nicht umsetzbar.‘»

Unvermittelt stand Zygielbojm auf und kam ein paar Schritte auf mich zu. Seine Augen funkelten mich zornig und verächtlich an. Mit einer wegwerfenden Handbewegung, die sich anfühlte wie ein Schlag ins Gesicht, wies er meine Worte zurück.

«Hören Sie», schrie er mich fast an. «Ich bin nicht hergekommen,

um mit Ihnen darüber zu reden, was hier vor sich geht. Sie müssen mir nicht erzählen, was hier gesagt und getan wird, denn das weiss ich selbst. Ich bin gekommen, um zu erfahren, was *dort* geschieht und was die Menschen *dort* sagen und brauchen!»

Darauf antwortete ich mit schonungsloser Offenheit:

«Also gut. Folgendes fordern *sie* von ihrer Führung in den freien Ländern dieser Welt, Folgendes haben *sie* mir aufgetragen:

„Sagen Sie ihnen, sie sollen alle wichtigen englischen und amerikanischen Behörden und Ämter aufsuchen. Sie sollen dort erst wieder Weggehen, wenn man ihnen garantiert hat, dass etwas zur Rettung der Juden unternommen wird. Sie sollen weder Essen noch Trinken annehmen, sondern vor den Augen der Welt einen langsamen Tod sterben. Sterben sollen sie. Das wird vielleicht das Gewissen der Welt wachrütteln»

Zygielbojm sprang auf wie vom Blitz getroffen und begann, aufgebracht im Zimmer umherzulaufen, ja beinahe zu rennen. Sorgenfalten erschienen zwischen seinen zusammengekniffenen Augenbrauen, und er hielt sich den Kopf, als ob er schmerzte.

«Das ist unmöglich», entgegnete er schliesslich, «vollkommen unmöglich. Ihnen ist doch sicher klar, was dann passieren würde. Sie würden einfach zwei Polizisten losschicken, die mich dort wegschaffen und in irgendeine Anstalt stecken würden. Glauben Sie, dass man mich eines langsamen, quälenden Todes sterben lassen würde? Niemals ... das würden sie niemals zulassen.»

Wir sprachen lange und ausführlich miteinander. Ich legte ihm meine Anweisungen in allen Einzelheiten dar und berichtete ihm alles, was ich über die Juden in Polen wusste und was ich gesehen hatte. Er stellte mir zahllose Fragen und wollte immer mehr konkrete, geradezu triviale Details erfahren. Vielleicht dachte er, wenn ich ihm nur ein klares und detailliertes Bild vermittelte, könne er besser mit ihnen leiden, ihnen nahe sein. Er wollte von mir wissen, wie die Häuser aussahen, wie die Kinder gewirkt hatten und was genau die Frau gesagt hatte, die mir die Hand auf

die Schulter gelegt hatte, nachdem ich Zeuge der «Jagdszene» geworden war. Er erkundigte sich weiter, welchen Eindruck der Bund-Führer auf mich gemacht hatte, wie er gekleidet gewesen war, wie er gesprochen hatte und ob er nervös war. Er fragte mich auch, wie die Leichen der Juden ausgesehen hatten, die in den Strassen des Gettos lagen, und ob ich mich an die Worte des sterbenden Kindes auf der Strasse erinnern konnte.

Er zuckte die Schultern.

«Ach, ich vergass. Sie sprechen doch gar kein Jiddisch, Sie sind ja kein Jude.»

Ich gab mir grösste Mühe, seinem Drang nach Fakten und Details nachzukommen, und holte aus meinem Gedächtnis alles hervor, was für eine solche Gelegenheit dort abgespeichert war. Am Ende unseres Gespräches war ich restlos erschöpft und zu keiner Antwort mehr fähig. Er seinerseits sah noch ausgelaugter aus, seine Augen quollen aus den Höhlen, und sein nervöses Gesichtszucken verstärkte sich. Wir reichten uns die Hand, und Zygielbojm blickte mir direkt in die Augen, entschlossen und fragend.

«Herr Karski, ich werde alles in meiner Macht Stehende tun, um ihnen zu helfen. Alles! Ich werde alles tun, was sie verlangen – wenn ich nur die Gelegenheit dazu bekomme. Das glauben Sie mir doch, nicht wahr?»

Meine Antwort fiel eher unterkühlt und ungeduldig aus. Ich war müde, frustriert und angespannt. So viele Gespräche, so viele Zusammenkünfte ...

«Natürlich glaube ich Ihnen das. Ich bin davon überzeugt, dass Sie alles tun werden, was Sie können und was man von Ihnen verlangt. Mein Gott, wir alle versuchen doch unser Bestes zu tun.»

Im Grunde meines Herzens dachte ich wahrscheinlich, dass Zygielbojm auftrumpfen wollte oder zumindest mehr versprach, als er tatsächlich halten konnte. Ich fühlte mich bedrängt und war verärgert. Er hatte mir so viele unnötige Fragen gestellt, die den Rahmen unseres Gespräches sprengten. Ob ich ihm glaubte? Welchen Unterschied machte es

schon, ob oder ob nicht? Ich wusste langsam selbst nicht mehr, was ich glaubte und was nicht. Er hatte nicht das Recht, mich noch mehr zu verwirren. Ich hatte genug eigene Sorgen ...

Ein paar Wochen später hatte ich Zygielbojm in dem endlosen Marathon von Gesprächen und Zusammenkünften schon fast wieder vergessen. Am 13. Mai 1943 kam der Epilog zu unserer Unterredung. Bis ans Ende meines Lebens werde ich mich an diesen Tag erinnern. Ich sass in meinem Zimmer am Dolphin Square und ruhte mich kurz aus, als das Telefon klingelte. Ich liess es bewusst drei oder vier Mal klingeln und nahm dann widerwillig den Hörer ab. Es meldete sich ein Mitarbeiter von Stratton House.

«Herr Karski, ich habe den Auftrag, Ihnen mitzuteilen, dass Szmul Zygielbojm, Mitglied des polnischen Nationalrats und Vertreter des Bunds in London, gestern Selbstmord begangen hat. Er hat einige Notizen hinterlassen, in denen er schreibt, dass er alles in seiner Macht Stehende getan hat, um den Juden in Polen zu helfen. Er habe jedoch versagt. All seine Brüder würden sterben, und er wolle ihnen folgen. Er hat in seiner Wohnung den Gashahn aufgedreht.»

Ich legte auf.

Zunächst empfand ich überhaupt nichts, doch dann überkam mich eine Welle aus Entsetzen, Trauer und Schuldgefühlen. Es war mir, als hätte ich Zygielbojm persönlich sein Todesurteil überreicht, obwohl ich ja nur der Bote war. Schmerzlich kam mir zu Bewusstsein, dass meine Antwort auf seine letzte Frage für ihn möglicherweise kalt und unbarmherzig geklungen hatte. Ich urteilte inzwischen so zynisch, schnell und hart, dachte ich bei mir, dass ich gar nicht mehr einschätzen konnte, in welchem Masse ein Mann wie Zygielbojm bereit gewesen war, sich selbst aufzuopfern. Noch Tage danach fühlte ich das Vertrauen in mich selbst und meine Arbeit schwinden und zwang mich ganz bewusst dazu, doppelt so hart zu arbeiten, um diesen unerträglichen Gedanken zu entfliehen.

Seitdem habe ich oft an Szmul Zygielbojm gedacht – eines der tragischsten Opfer dieses grauenhaften Krieges. Denn Zygielbojms Tod hatte so gar nichts Tröstliches an sich, war er doch selbst gewählt und bar jeder Hoffnung. Ich frage mich, wie viele Menschen wohl verstehen können, was es bedeutet, so wie er für eine Sache zu sterben, die letztlich zum Sieg führen sollte, doch in dem Wissen, dass ein Sieg niemals die Opfer seines Volkes und die Vernichtung all dessen, was ihm wichtig war, aufwiegen konnte. Von allen Toden, die dieser Krieg gefordert hat, gehört der Zygielbojms zu den schockierendsten, weil er so krass vor Augen führt, wie kalt und feindselig diese Welt geworden ist und welche tiefe Kluft aus Gleichgültigkeit, Egoismus und Bequemlichkeit die Nationen und Menschen voneinander trennt. Allzu deutlich wird dabei erkennbar, dass Misstrauen, Entfremdung und mangelndes Mitgefühl sich so weit ausgebreitet haben, dass selbst jene, die mit allen Mitteln dagegen ankämpfen, machtlos sind und schmerzlich wenig erreichen können.

LETZTE ETAPPE

EINIGE TAGE NACH meinem zweiten Besuch im Warschauer Getto traf der Bund-Vorsitzende Vorkehrungen dafür, dass ich auch ein Vernichtungslager für Juden zu sehen bekam.

Das Lager befand sich östlich von Warschau in der Nähe der Stadt Belzec¹ und war wegen der darüber kursierenden Schreckensgeschichten in ganz Polen berüchtigt. Man erzählte sich, dass ausnahmslos jeder dorthin deportierte Jude zum Sterben verdammt war. Juden kamen nur zum Sterben in dieses Lager.

Der Bund-Vorsitzende war zwar selbst noch nie dort gewesen, wusste aber aus Berichten der polnischen Eisenbahner² sehr genau darüber Bescheid.

Mein Besuch sollte an einem Tag stattfinden, an dem Liquidierungen geplant waren. Diese Information war leicht zu beschaffen, da viele der estnischen, lettischen und ukrainischen Wärter, die dort unter deutscher Aufsicht arbeiteten, im Dienst jüdischer Organisationen standen, nicht aus humanitären oder politischen Erwägungen, sondern gegen Geld. Ich sollte die Uniform eines ukrainischen Wärters³ tragen, der an diesem Tag zu Hause blieb, während ich mit seinen Papieren ins Lager gelangte. Man versicherte mir, das Lager sei derart von Chaos, Korruption und Panik beherrscht, dass ich keinerlei Gefahr lief, mit meiner Verkleidung entdeckt zu werden. Davon abgesehen war die gesamte Unternehmung minutiös geplant worden. Ich sollte das Lager durch ein Tor betreten, das gewöhnlich nur von Deutschen bewacht wurde, da ein Ukrainer mich wahrscheinlich als Fremden erkannt hätte. Die ukrainische Uniform war für sich schon eine Art Pass, sodass vermutlich niemand

meine Papiere würde sehen wollen. Um die Tarnung perfekt zu machen, sollte noch ein weiterer Ukrainer bestochen werden und mich begleiten. Da ich Deutsch sprach, konnte ich mich nötigenfalls mit den deutschen Wachen verständigen – und auch diese waren ja schliesslich bestechlich.

Der Plan wirkte einfach und perfekt. Ohne zu zögern und ohne die geringste Angst, erwischt zu werden, willigte ich ein.

Früh am Morgen des Tages, den wir dafür ausersehen hatten, verliess ich Warschau in Begleitung eines Juden, der ausserhalb des Gettos in der jüdischen Untergrundbewegung tätig war. Wir fuhren mit dem Zug nach Lublin. Dort wartete ein Bauer mit seinem Karren auf uns. Wir fuhren über unbefestigte Wege, denn der Bauer mied die belebte Strasse nach Zamosc. Kurz nach Mittag kamen wir in Beizec [Izbica Lubelska] an und begaben uns unverzüglich zu der vereinbarten Stelle, wo der Ukrainer auf mich warten sollte, um mir seine Uniform auszuhändigen.⁴ Es war ein kleines Lebensmittelgeschäft, das einem Juden gehört hatte. Seit dieser ermordet worden war, betrieb den Laden – mit Erlaubnis der Gestapo – ein Bauer aus der Gegend, der selbstverständlich dem Untergrund angehörte.

Meine ukrainische Uniform wartete dort tatsächlich auf mich, doch ihr Besitzer hatte offenbar entschieden, dass es klüger war, nicht persönlich anwesend zu sein. Da er wusste, was in der Luft lag, wollte er mir sein Gesicht wohl lieber nicht zeigen, damit ich es mir nicht einprägen und ihn später vielleicht verraten konnte. Dennoch hatte er mir wohlgeordnet eine komplette Ausrüstung bereitgelegt: Hosen, Schaftstiefel, Gürtel, Binder und Mütze. Die Vorstellung, mir auch seine Papiere zu leihen, war ihm offenbar ebenfalls zu riskant erschienen. Stattdessen lagen da die Papiere eines seiner Kollegen, der wahrscheinlich schon lange wieder in seiner ukrainischen Heimat war und die Gelegenheit genutzt hatte, seine Papiere zu verkaufen. Das fand ich nicht weiter überraschend. Ausweispapiere zu verkaufen war in Polen zu einem normalen Geschäft geworden, und niemand störte sich daran. Die Uniform und

die Schuhe passten mir hervorragend, doch die Mütze rutschte mir über die Ohren. Ich stopfte sie mit Papier aus und schob sie so lange zurecht, bis sie einigermaßen sass. Dann erkundigte ich mich bei meinem Begleiter, wie ich aussah. Er befand, dass ich einen überzeugenden ukrainischen Milizionär abgab.

Etwa zwei Stunden später traf der Ukrainer ein, der mich begleiten sollte. Da er Deutsch sprach, hatten wir keine Verständigungsprobleme. An meinem Programm hatte sich nichts geändert. Wir würden wie geplant das Lager durch das Osttor betreten, das von zwei Deutschen bewacht wurde. Sie kontrollierten nie die Papiere der ukrainischen Wärter. Es genügte, zu grüssen und auf Deutsch Guten Tag zu sagen. Danach wollte mich mein Begleiter zu einer Stelle bringen, von wo aus man einen guten Überblick hatte. Er bestätigte noch einmal die Zusicherung des Bund-Vorsitzenden, dass es in diesem Lager so desorganisiert, chaotisch und lax zugeht, dass ich mich völlig ungehindert darin bewegen konnte. Während der Liquidierungen sollte ich aber an der Stelle bleiben, die mir zugewiesen wurde, da mir auf diese Weise nichts entgehen würde. Im Anschluss an die Liquidierungen würden alle Wachen das Lager verlassen. Ich sollte ihnen folgen, mich unter die Wärter mischen, die Ukrainer dabei jedoch meiden. Letzteres wiederholte er noch einmal eindringlich und erinnerte mich daran, dass sie natürlich merken würden, dass ich keiner der «Ihren» war, falls ich ihnen zu nahe kam.

Der Ukrainer musterte mich nochmals eingehend, zeigte sich jedoch unzufrieden und kommandierte mich herum wie ein Zuchtmeister. Ich sollte meine Stiefel polieren, den Binder zurechtrücken und meinen Gürtel enger schnallen. Er scheute sich auch nicht, mir zu sagen, wie nachlässig und wenig würdevoll er meine Haltung fand. Ich sagte nichts, sondern tat, wie mir geheissen, wobei ich mich mit etwas widerwilliger Miene in eine übertrieben steife militärische Pose warf. Da lenkte er ein wenig ein und entschuldigte sich mit der Begründung, dass die Deut-

schen in diesen Dingen eben sehr streng seien und es gar nicht schätzten, wenn «ihre Letten, Esten und Ukrainer» nachlässig gekleidet waren.

Das Lager lag von dem kleinen Laden etwa zweieinhalb Kilometer entfernt. Wir machten uns raschen Schrittes auf den Weg und nahmen eine Nebenstrasse, um möglichst niemandem zu begegnen und tunlichst nicht in eine Kontrolle zu geraten. Bis zum Lager brauchten wir ungefähr zwanzig Minuten, doch noch bevor wir die Hälfte der Strecke zurückgelegt hatten, wurde uns seine Nähe mehr als bewusst. Knapp einen Kilometer vom Lager entfernt hörten wir bereits Rufe, Schüsse und Schreie. Beim Näherkommen wurde der Lärm immer lauter.

«Was ist da los?», fragte ich. «Was hat dieser Lärm zu bedeuten?»

«Den Juden ist heiss», sagte er und grinste dabei, als hätte er gerade etwas sehr Geistreiches von sich gegeben.

Offenbar startete ich ihn wütend an, denn er änderte augenblicklich seinen Ton.

«Was soll da schon los sein?» Er zuckte die Schultern. «Heute kommt eben eine neue ‚Lieferung‘.»

Ich verstand, was er meinte, und fragte nicht weiter nach. Wir setzten unseren Weg fort, während der Lärm beängstigend anschwell. Immer wieder, wenn anhaltendes Schreien oder besonders unmenschliches Stöhnen zu hören war, liefen mir kalte Schauer den Rücken hinunter.

«Wie sind die Aussichten, von dort zu entkommen?», fragte ich meinen Begleiter und hoffte wohl auf eine optimistische Antwort.

«Es gibt keine, mein Herr», machte er meine Hoffnungen sogleich zunichte. «Wer dort landet, ist erledigt.»

«Kein Einziger kann fliehen?»

«Na, vielleicht wenn ... aber er braucht Hilfe», sagte er vorsichtig.

«Hilfe von wem?»

«Von einem Wärter. Vielleicht einem wie mir. Aber das Risiko ist hoch. Wenn ein Wärter dabei erwischt wird, wie er einem Juden hilft, werden beide auf der Stelle erschossen.»

Offensichtlich hatte ich ihn doch neugierig gemacht, denn beim Gehen beobachtete er mich aus dem Augenwinkel. Ich tat so, als bemerkte ich nichts. Schliesslich konnte er nicht mehr an sich halten.

«Natürlich», sagte er listig, «wenn ein Jude gut bezahlt – sehr gut bezahlt –, dann ist das schon hinzukriegen. Aber es ist eben ein sehr grosses Risiko. Man darf da nichts falsch machen ...»

«Wie können diese Leute denn bezahlen? Sie haben doch kein Geld bei sich, oder?»

«Wer will schon Geld von denen? Wir werden im Voraus bezahlt. Mit denen» – dabei deutete er in Richtung des Lagers – «geben wir uns nicht ab, sondern wir verhandeln mit Leuten draussen. Leuten wie Ihnen. Wenn also einer zu mir kommt und sagt, der und der Jude wird demnächst ins Lager kommen und er will ihn herausgeschleust haben und ist bereit, ordentlich Bares hinzublättern – im Voraus, versteht sich –, dann tue ich, was ich kann.»

«Haben Sie schon viele Juden gerettet?»

«Nicht so viele, wie ich gern hätte, aber ein paar schon.»

«Gibt es noch mehr so anständige Männer wie Sie, die sich darum bemühen, die Juden zu retten?»

«Retten? Wer will die denn retten? Es ist ein Geschäft.»

Er sah mich so verwundert an, als hätte ich gerade den hanebüchens-ten Unsinn erzählt. «Aber wenn sie zahlen, ist das eine andere Geschichte. Wir können schliesslich alle ein bisschen Geld gebrauchen.»

Ich wagte nicht zu widersprechen. Jeder Versuch, ihn anderweitig zu überzeugen, wäre ein hoffnungsloses Unterfangen gewesen. Ich sah in sein plumpes, eher gutmütiges Gesicht und fragte mich, wie der Krieg es geschafft hatte, einen so gefühllosen Menschen aus ihm zu machen. Nach dem zu urteilen, was ich gesehen hatte, war er offenbar ein einfacher, durchschnittlicher Mensch, weder besonders gut noch besonders schlecht. Seine Hände waren schwielig, aber beweglich wie die eines fleissigen Bauern. Ich nahm an, dass er das in normalen Zeiten auch war,

ebenso wie ein braver Familienvater und Kirchgänger. Und nun, unter dem Druck der Gestapo und den Schmeicheleien der Nazis, wo alle um ihn herum sich in einem selbstsüchtigen Konkurrenzkampf befanden, der keine Grenzen kannte, ging er einem professionellen Metzgerhandel mit menschlichen Wesen nach. Die Regeln dieses Geschäfts hatte er schnell begriffen, nun diskutierte er die Feinheiten und bediente sich des entsprechenden Fachjargons so ungerührt wie ein Zimmermann, der über sein Handwerk spricht.

«Und was machen Sie hier so?» Seine Frage war ebenso durchtrieben wie unschuldig.

«Ich möchte auch ein paar Juden ‚retten‘. Mit Ihrer Hilfe, versteht sich. Deshalb bin ich hergekommen, um zu sehen, wie das alles so funktioniert.»

«Aber versuchen Sie bloss nicht, etwas ohne uns zu unternehmen», warnte er mich. Die Aussicht auf Konkurrenz missfiel ihm offenbar. Ich beeilte mich, ihn zu beruhigen.

«Natürlich nicht. Warum sollte ich ohne Sie arbeiten wollen? Wir wollen doch beide Geld verdienen und können uns gegenseitig helfen. Wir wären doch schön dumm, gegeneinander zu arbeiten.»

Das weckte augenblicklich sein Interesse.

«Wie werden Sie denn von Ihren Leuten bezahlt? Pauschal oder für jeden Juden einzeln?»

«Nun, das habe ich mich auch gerade gefragt. Was denken Sie, was ich verlangen sollte? Womit verdient man mehr auf lange Sicht?»

Er dachte gründlich nach, um mich vollständig in den Genuss seiner Geschäftserfahrung kommen zu lassen.

«An Ihrer Stelle würde ich einen Preis pro Kopf festlegen. Sie verpassen die Chance, richtig Reibach zu machen, wenn Sie für einen Pauschalpreis arbeiten. Und ich meine, jeder Jude ist anders. Wenn Sie einen erwischen, der unbedingt jemanden raushaben will und noch dazu so aussieht, als könne er gut bezahlen, dann können Sie mit ein bisschen Köpfchen nämlich eine Menge aus ihm rausholen.»

«Sie haben vollkommen recht. Ich denke, so werde ich es wohl machen.»

«Natürlich habe ich recht. Aber nicht vergessen: halbe-halbe – und keine Tricks.»

Eilig beruhigte ich ihn und versicherte ihm, dass es doch sehr unklug und abträglich für meine Arbeit wäre, wenn ich ihn betrügen wollte. Ausserdem, waren wir nicht beide ehrliche Männer? Warum sollten wir uns dann gegenseitig hereinlegen?

Damit gab er sich zufrieden. Er sah mich nunmehr als jungen, unerfahrenen Kollegen an. Er wollte noch wissen, ob ich vorhatte, dauerhaft in den «Judenhandel» einzusteigen. Wahrscheinlich schon, erwiderte ich, wenn er sich denn als lukrativ erwies.

«Sie sind aus Warschau. Dort ist es besser. Das ist nahe beim Getto, da kann man leichter ‚retten‘», sagte er mit einem Augenzwinkern.

Bei der Vorstellung, direkt vom Getto aus arbeiten zu können, war er überaus neidisch. Ich gab zu bedenken, dass man im Getto wesentlich weniger Geld pro Jude bekam. Mit einem mitfühlenden Kopfnicken bestätigte er, dass mein Einwand gerechtfertigt war. Heutzutage habe eben alles so seine Schattenseiten. Ob ich eigentlich gut zurande kam? Nein, ich schaffte es kaum, mich über Wasser zu halten. «*Zum hundert Teufel*» und wann der «*verdamnte*» Krieg endlich zu Ende sei, fluchte er in gebrochenem Deutsch. Was ich glaubte, wann die Deutschen siegen würden? Ich äusserte vorsichtige Zweifel, ob die Deutschen überhaupt siegen würden, was er absolut lächerlich fand. Zweifel waren völlig ausgeschlossen – angesichts dessen, was alles schon geschehen war. Hitler war ein Teufel, ein Dämon, ein Magier. Gegen ihn hatte keiner eine Chance.

Als wir uns dem Lager bis auf einige Hundert Meter genähert hatten, machten die Rufe, Schreie und Schüsse jedes weitere Gespräch unmöglich. Ich nahm einen widerlichen Gestank wahr – oder glaubte es zumindest –, der von verwesenden Leichen zusammen mit Pferdemit herzurühren schien. Vielleicht war es aber auch nur Einbildung. Mein unkrai-

nischer Begleiter schien dem gegenüber jedenfalls völlig gleichgültig zu sein. Er summtte sogar eine Art kleines Liedchen vor sich hin. Wir gingen durch einen Hain schwächlich aussehender Bäume, und dann tauchte direkt vor uns das schreiende, schluchzende, stinkende Todeslager auf.

Es befand sich auf einem grossen, ebenen Areal von reichlich einem Quadratkilometer. Ringsum war es mit Respekt einflössendem Stacheldraht eingezäunt, der fast zweieinhalb Meter hoch und in gutem Zustand war. Innerhalb des Lagers standen etwa alle fünfzehn Meter Wachposten, die jeweils ein Gewehr mit aufgepflanztem Bajonett bei sich hatten. Ausserhalb des Zaunes liefen ununterbrochen Milizionäre Patrouille. Das Lager selbst bestand aus einigen wenigen Behelfsunterkünften oder Baracken. Die restliche Fläche war bedeckt von einer dichten, pulsierenden, geräuschvollen Menschenmasse. Hungernde, stinkende, gestikulierende, wahnsinnige menschliche Wesen in permanenter, erregter Bewegung. Zwischen ihnen liefen deutsche Polizisten und die Wärter herum, wenn nötig, bahnten sie sich mit dem Gewehrkolben den Weg. Sie liefen schweigend, mit gelangweilten Gesichtern umher und sahen aus wie Schäfer, die eine Herde zum Markt treiben, oder wie Schweinehändler inmitten ihrer Tiere. Sie hatten die schlaffe, leicht angewiderte Haltung von Männern, die einer eintönigen, ermüdenden Beschäftigung nachgehen.

In den Zaun waren ein paar Durchgänge geschnitten, und Tore aus Pflöcken mit Stacheldraht dazwischen dienten als Eingang. Jedes Tor wurde von zwei Deutschen bewacht, die nachlässig herumlungerten. Wir blieben einen Moment stehen, um uns zu sammeln. Zu meiner Linken bemerkte ich die Bahngleise, die in ungefähr hundert Meter Abstand am Lager entlangliefen. Vom Lager zu den Gleisen führte eine Art Rampe, die aus alten Brettern gezimmert war. Auf den Schienen war ein alter Güterzug mit mindestens dreissig dreckigen, staubigen Waggons abgestellt.

Mein ukrainischer Begleiter folgte meinem Blick mit der Neugier

von jemandem, der wissen möchte, wie sein Zuhause auf einen Besucher wirkt.

Eifrig klärte er mich auf.

«Das ist der Zug, auf den sie aufgeladen werden. Sie werden das dann schon noch sehen.»

Wir gelangten an ein Tor, wo zwei deutsche Unteroffiziere standen und sich unterhielten. Gesprächsfetzen drangen an mein Ohr. Sie schienen sich darüber auszutauschen, was sie nachts in einer der nahegelegenen Städte erlebt hatten. Ich blieb ein wenig zurück. Der Ukrainer dachte offenbar, dass ich bereits die Nerven verlor.

«Gehen Sie schon», flüsterte er mir ungeduldig zu. «Keine Angst. Die werden nicht einmal ihre Papiere überprüfen. Solche wie Sie sind denen völlig egal.»

Wir gingen auf das Tor zu und grüssten die Unteroffiziere in energischem Ton. Sie erwiderten gleichgültig unseren Gruss, wir passierten, betraten das Lager und mischten uns unbemerkt unter die Menge.

«Folgen Sie mir», sagte er ziemlich laut. «Ich bringe Sie zu einer guten Stelle.»

Wir kamen an einem alten Juden vorbei, einem ungefähr sechzig Jahre alten Mann, der splitterfasernackt auf dem Boden sass. Ich wusste nicht, ob man ihm seine Kleider heruntergerissen oder er sie selbst in einem Anfall von Wahnsinn weggeworfen hatte. Stumm und reglos hockte er auf dem Boden, und niemand kümmerte sich auch nur im Geringsten um ihn. Kein Muskel, kein Nerv bewegte sich an seinem gesamten Körper. Er hätte tot oder versteinert sein können, wären da nicht seine unnatürlich lebhaften Augen gewesen, die schnell und unaufhörlich blinzelten. Nicht weit von ihm entfernt lag ein in Lumpen gehülltes Kleinkind auf dem Boden. Es war ganz allein, krabbelte zitternd umher und schaute mit den grossen, erschrockenen Augen eines Kaninchens nach oben. Auch um das Kind kümmerte sich keiner.

Die jüdische Masse vibrierte, zitterte und bewegte sich auf und ab

wie in einer gemeinsamen, irrsinnigen, rhythmischen Trance. Sie fuchtelten mit den Händen, schrien, zankten, fluchten und bespuckten einander. Hunger, Durst, Angst und Erschöpfung hatten sie alle in den Wahnsinn getrieben. Man hatte mir gesagt, dass es üblich war, sie im Lager drei oder vier Tage lang ohne einen Tropfen Wasser oder Nahrung zu lassen.

Sie kamen alle aus Gettos.⁵ Als sie zusammengetrieben wurden, hatte man ihnen gesagt, dass sie fünf Kilogramm Gepäck mitnehmen durften. Die meisten hatten Nahrungsmittel, Kleidung, Bettzeug und, soweit sie so etwas besaßen, Geld und Schmuck eingepackt. Im Zug hatten die Deutschen, die den Transport begleiteten, ihnen dann alles abgenommen, was auch nur den geringsten Wert hatte – selbst Kleidungsstücke, die ihnen gefielen. Man liess ihnen nur ein paar Lumpen und ein wenig Nahrung. Wer den Zug ohne etwas zu essen verliess, musste von dem Moment an, in dem er seinen Fuss in das Lager setzte, ununterbrochen hungern.

Es gab keine Organisation oder Ordnung irgendeiner Art. Keiner von ihnen war in der Lage, Hilfe zu leisten oder mit anderen zu teilen. Ganz schnell verloren sie jegliche Selbstbeherrschung und jedwedes Gefühl, es blieb nur der nackte Selbsterhaltungstrieb. Sie befanden sich in einem Stadium völliger Entmenschlichung. Dazu kam noch das typische Herbstwetter, kalt und regnerisch. Die Baracken fassten nicht mehr als zwei- bis dreitausend Personen, und jede «Lieferung» bestand aus mehr als fünftausend Menschen. Das bedeutete, dass sich jedes Mal zwei- bis dreitausend Männer, Frauen und Kinder draussen verteilten und den Naturgewalten, so wie allem anderen, ungeschützt ausgesetzt waren.

Das Chaos, das Elend, das Grauen all dessen war schlicht unbeschreiblich. Es herrschte ein bestialischer Gestank aus Schweiß, Dreck, Fäulnis, feuchtem Stroh und Exkrementen. Um zu meiner Beobachtungsposition zu gelangen, mussten wir uns einen Weg durch diese Masse bahnen. Es war eine grauenvolle Tortur. Ich musste mich einen Fuss nach dem anderen durch die Menge schieben und dabei über

menschliche Gliedmassen steigen. Es war, als würde ich mich durch eine Masse aus schierem Tod und Verwesung kämpfen, die durch die gequälten Zuckungen noch grauenhafter wurde. Mein Begleiter war durch lange Erfahrung geübt, umging die Körper auf dem Boden und wand sich durch die Menge mit der Leichtigkeit eines Schlangenmenschen. Verstört und ungeschickt stiess ich immer wieder mit jemandem zusammen oder trat auf eine der Gestalten, die dann wie ein Tier reagierte, meist mit einem Stöhnen oder Aufjaulen. Jedes Mal, wenn das passierte, überkam mich ein Übelkeitsanfall, und ich musste innehalten. Doch mein Begleiter mahnte und drängte mich weiter.

Auf diese Weise durchquerten wir das ganze Lager und hielten schliesslich etwa zwanzig Meter vor dem Tor, das die zum Zug führende Rampe abspernte. Hier herrschte weitaus weniger Gedränge. Ich war unermesslich erleichtert. Mein Begleiter stand neben mir, sagte etwas, gab mir Hinweise. Doch ich hörte ihn kaum, meine Gedanken waren ganz woanders. Er tippte mir auf die Schulter. Mechanisch drehte ich mich zu ihm um und sah ihn kaum. Mit lauter Stimme sagte er:

«Hören Sie mir bitte zu. Sie bleiben hier stehen. Ich gehe noch ein paar Schritte weiter. Und Sie wissen noch, was Sie zu tun haben, ja? Denken Sie daran, sich von ukrainischen Wärtern fernzuhalten. Und vergessen Sie nicht: Wenn es Ärger gibt, kennen Sie mich nicht, und ich kenne Sie nicht.»

Ich nickte ihm flüchtig zu. Kopfschüttelnd ging er davon.

Ungefähr eine halbe Stunde lang blieb ich dort und betrachtete diesen Anblick menschlichen Elends. Ich hatte das permanente Bedürfnis davonzurennen und musste mich zwingen, gleichgültig zu wirken. Ich musste mir immer wieder versichern, dass ich nicht Teil dieser todgeweihten, zuckenden Menschenmasse war. Ich zwang mich dazu, ruhig zu bleiben, obwohl mein Körper sich völlig verkrampfte, und nötigte mich, meinen Blick immer wieder abzuwenden und in die Ferne auf eine Baumreihe am Horizont zu richten.

Ausserdem musste ich wachsam bleiben und mich, sobald sich eine ukrainische Uniform näherte, in Richtung der Menge bewegen oder hinter eine der Baracken in meiner Nähe ducken. Die Masse wand sich noch immer in Todesqualen, die Wachen liefen gelangweilt und unbeteiligt umher und vertrieben sich die Zeit, indem sie hier und da einen Schuss abfeuerten oder einen Schlag austeilten. Doch nach einer Weile fiel mir auf, dass die Wachen sich plötzlich anders bewegten. Sie liefen weniger umher und schienen alle in dieselbe Richtung zu schauen – zur Rampe an den Bahngleisen in unmittelbarer Nähe.

Ich drehte mich ebenfalls dorthin um. Zwei deutsche Polizisten kamen mit einem grossen, massigen SS-Mann ans Tor. Er bellte einen Befehl, und sie machten sich unter einigen Schwierigkeiten daran, das Tor zu öffnen. Es war sehr schwer, und er brüllte sie ungeduldig an. Hektisch arbeiteten sie daran, bis sie es schliesslich aufschwenkten. Dann rannten sie den Weg entlang, als fürchteten sie, der SS-Mann würde ihnen folgen, und bezogen an seinem Ende Stellung. Das ganze System funktionierte mit primitiver Perfektion. Der Ausgang wurde von zwei Waggons des Güterzugs versperrt, sodass jeder Versuch, aus der Masse auszubrechen oder zu entkommen, falls jemand überhaupt noch so viel Geistesgegenwart besass, vollkommen unmöglich gewesen wäre. Darüber hinaus erleichterte es die Aufgabe, die Menschen in die Züge zu verladen.

Der SS-Mann drehte sich zu der Menge um, baute sich breitbeinig auf, stemmte die Arme in die Seite und brüllte so laut, dass ihm die Rippen schmerzen mussten. Selbst das von der Menge ausgehende Höllengetöse übertönte er mühelos.

«Ruhe! Ruhe! Alle Juden steigen jetzt in diesen Zug und werden an einen Ort gebracht, wo Arbeit auf sie wartet. Ruhe bewahren und nicht drängeln. Wer versucht, sich zu widersetzen, oder Panik verursacht, wird erschossen.»

Er hielt kurz inne und sah die hilflose Menge, die offenbar nicht begriff, was vor sich ging, herausfordernd an. Plötzlich zog er mit einem

lauten, herzhaften Lachen seine Pistole und schoss drei Mal wahllos in die Menge. Ein einziges verwundetes Stöhnen war die Antwort. Er grinste, steckte die Waffe zurück ins Halfter und setzte zu neuem Gebrüll an:

«Alle Juden raus, raus!»

Einen Augenblick lang verstummte die Menge. Diejenigen, die dem SS-Mann am nächsten standen, zuckten vor den Schüssen zurück und versuchten panisch, sich nach hinten zu schieben. Doch das wurde von der Menge verhindert, die nach einer Salve hinter ihr abgefeuerter Schüsse wie von Sinnen und unter Angst- und Schmerzensschreien nach vorn drängte. Die Schüsse kamen nun pausenlos von hinten und dann auch von den Seiten, kreisten die Menge ein und trieben sie in einem einzigen brutalen Gedränge zur Rampe. In äusserster Panik, verzweifelt und vor Qual stöhnend, hasteten sie die Rampe entlang und trampelten so, dass die ganze Konstruktion einzustürzen drohte.

Neue Schüsse waren zu hören. Die beiden Polizisten, die am Eingang des Zuges standen, feuerten nunmehr in den ankommenden Pulk, der auf der Rampe eingepfercht war, um diesen zu verlangsamen und zu verhindern, dass die instabile Konstruktion beschädigt wurde. Der SS-Mann verstärkte den ohrenbetäubenden Tumult noch zusätzlich durch sein Gebrüll.

«Ordnung! Ordnung!», schrie er wie von Sinnen.

«Ordnung, Ordnung!», wiederholten die beiden Polizisten mit heiserer Stimme und schossen direkt in die Gesichter der zu dem Zug drängenden Juden. Getrieben und gelenkt von den Schüssen aus allen Seiten füllten sie rasch die beiden Waggons.

Und jetzt kam der furchtbarste Teil des Ganzen. Der Bund-Vorsitzende hatte mich gewarnt und gesagt, dass ich, selbst wenn ich hundert Jahre alt werden sollte, manche Szenen nie vergessen würde. Und er hatte nicht übertrieben.

Laut Militärvorschriften dürfen in einem Güterwagen acht Pferde oder vierzig Soldaten transportiert werden. Ohne jegliches Gepäck pas

sen maximal hundert Passagiere eng aneinandergedrückt stehend in einen solchen Waggon. Die Deutschen hatten jedoch kurzerhand Befehle erlassen, wonach hundertzwanzig bis hundertdreissig Juden in einen Waggon sollten. Und diese Befehle wurden jetzt durchgesetzt. Ihre Gewehre abwechselnd schwingend und abfeuernd, zwangen die Polizisten immer mehr Menschen in die bereits heillos überfüllten Waggon. Von hinten waren pausenlos Schüsse zu hören, und die so getriebene Menge schob sich vorwärts, wodurch sie einen unaufhaltsamen Druck auf jene ausübte, die sich vorn bei den Waggon befanden. Diese Unglücklichen, wahnsinnig von dem, was sie bereits durchgemacht hatten, gepeinigt von den Polizisten und geschoben von der mahlenden Menge, begannen auf die Köpfe und Schultern derer zu steigen, die sich schon in den Waggon befanden.

Diese waren hilflos, da sich das Gewicht des gesamten Pulks gegen sie richtete, und konnten nur mit verzweifelterm Geheul auf jene reagieren, die versuchten, über sie hinwegzuklettern, die sich an ihren Haaren und Kleidern festhielten, auf ihre Nacken, Gesichter und Schultern traten, Knochen brachen und in besinnungsloser Rage schrien. Nachdem die Waggon bereits weit über das normale Fassungsvermögen gefüllt waren, drängten sich noch mehrere Dutzend menschliche Wesen, Männer, Frauen und Kinder, auf diese Weise hinein. Dann warfen die Polizisten die Türen zu, ohne Rücksicht auf die noch heraushängenden, hastig zurückgezogenen Gliedmassen, und schoben die Eisenriegel davor.

Die beiden Waggon waren nunmehr zum Bersten vollgestopft mit dicht gepresstem menschlichem Fleisch, vollständig gefüllt und hermetisch abgeriegelt. Und das alles, während das gesamte Lager widerhallte von unerträglich lautem und grauenvollem Stöhnen und Schreien, grotesk vermischt mit Schüssen, Flüchen und gebellten Befehlen.

Aber das war immer noch nicht alles. Ich weiss, dass viele Menschen mir nicht glauben werden, nicht glauben können und denken, dass ich

übertreibe oder fantasiere. Doch ich habe alles selbst gesehen, und es ist weder übertrieben noch erfunden. Ich kann keine Beweise, keine Fotografien vorlegen. Ich kann nur sagen, dass ich es mit eigenen Augen gesehen habe und dass es die Wahrheit ist.

Die Böden der Waggons waren von einer dicken Schicht weissen Pulvers bedeckt. Das war Ätzkalk. Ätzkalk ist ungelöschter Kalk beziehungsweise dehydriertes Kalziumoxid. Wer schon einmal gesehen hat, wie Zement gemischt wird, weiss, was passiert, wenn Wasser auf Kalk gegossen wird. Wenn sich das Pulver mit dem Wasser verbindet, brodeln und dampft die Masse, und es entsteht starke Hitze.

Hier nun erfüllte der Kalk im grausamen Kalkül der Nazis einen doppelten Zweck. Das feuchte Fleisch, das mit dem Kalk in Berührung kommt, verliert rasch sein Wasser und verbrennt. Die Menschen in den Waggons wurden binnen Kurzem buchstäblich verbrannt, das Fleisch wurde ihnen von den Knochen gefressen. Auf diese Weise sollten die Juden «qualvoll sterben», wie es Himmler 1942 in Warschau «gemäss dem Willen des Führers» versichert hatte. Zweitens sollte der Kalk verhindern, dass sich durch die verwesenden Körper Krankheiten ausbreiteten. Es war ein effektiver, billiger Wirkstoff – wie gemacht für ihre Zwecke.

Drei Stunden dauerte es, um den gesamten Zug mittels mehrfacher Wiederholung dieser Prozedur zu füllen. Es dämmerte bereits, als die sechsundvierzig Waggons (ich habe sie gezählt, tatsächlich war der Zug um die Hälfte länger, als ich zunächst gedacht hatte) beladen waren. Von einem bis zum anderen Ende schien der Zug mit seiner bebenden Fracht aus Fleisch zu pulsieren, zu vibrieren, zu schwanken und zu springen, als wäre er verhext. Ab und zu gab es einen seltsamen kurzen Moment der Stille, und dann begann der Zug von Neuem zu stöhnen und zu schluchzen, zu klagen und zu heulen. Im Lager verblieben einige Dutzend Leichen und Körper in den letzten Zuckungen des Todeskampfes. Deutsche Polizisten schlenderten mit rauchenden Gewehren umher und

durchlöcherten alles mit Kugeln, was durch ein Stöhnen oder eine Bewegung einen Rest von Lebenskraft verriet. Kurz darauf war niemand mehr am Leben. In dem nunmehr still gewordenen Lager waren die einzigen Geräusche die entmenschten Schreie, die aus dem anfahrens Zug widerhallten. Bald verstummten auch sie. Es blieb nur der Gestank von Exkrementen und fauligem Stroh und ein merkwürdiger, ekelregender, säuerlicher Geruch, der möglicherweise, so dachte ich mir, von dem vielen Blut herrührte, das vergossen wurde und überall Lachen auf dem Boden bildete.

Als ich die ersterbenden Schreie aus dem Zug hörte, dachte ich darüber nach, wohin er fuhr. Meine Informanten hatten mir die gesamte Fahrt genauestens beschrieben. Der Zug würde etwa hundertdreissig Kilometer zurücklegen und dann auf einem leeren, verlassenem Feld anhalten. Danach würde überhaupt nichts passieren. Der Zug würde so lange stillstehen, bis der Tod in alle Ecken seines Inneren vorgedrungen war. Das würde zwei bis vier Tage dauern.

Wenn dann Ätzkalk, Erstickung und Verwundungen den letzten Schrei zum Verstummen gebracht hatten, würde eine Gruppe von Männern hinzukommen – junge, kräftige Juden, die die Aufgabe hatten, diese Waggons auszuräumen – so lange, bis sie selbst an der Reihe waren, in den Zug zu steigen. Unter strenger Bewachung würden sie die Waggons öffnen und die Berge verwesender Leichen daraus entfernen. Die dabei aufgetürmten Fleischberge hatten sie dann zu verbrennen und die Überreste in einer einzigen grossen Grube zu verscharren. Das Säubern, Verbrennen und Vergraben würde ein bis zwei volle Tage in Anspruch nehmen. Der gesamte Vernichtungsprozess dauerte also zwischen drei und sechs Tagen. In dieser Zeit kamen die nächsten Opfer in das Lager, und die ganze Prozedur begann von Neuem.

Ich stand immer noch in der Nähe des Tors und sah dem längst nicht mehr sichtbaren Zug hinterher, als ich eine derbe Hand auf der Schulter spürte. Der Ukrainer war wieder da. Er war krampfhaft um meine Auf-

merksamkeit bemüht und versuchte gleichzeitig, möglichst leise zu sprechen.

«Aufwachen, aufwachen», schalt er mich mit heiserer Stimme. «Jetzt stehen Sie doch nicht so mit offenem Mund herum. Los jetzt, beeilen Sie sich, sonst werden wir alle beide noch geschnappt. Folgen Sie mir, und zwar rasch.»

Ich lief ihm in einem gewissen Abstand nach und fühlte mich vollkommen betäubt. Als wir am Tor ankamen, meldete er sich bei einem deutschen Offizier und zeigte auf mich. Ich hörte, wie der Offizier «Sehr gut, gehen Sie» sagte, dann gingen wir durch das Tor hinaus. Der Ukrainer und ich liefen noch ein Stück nebeneinander her, ehe sich unsere Wege trennten. Von da an eilte ich, so schnell ich konnte, auf den kleinen Laden zu – wenn niemand in der Nähe war, der mich sehen konnte, rannte ich. Als ich bei dem Laden ankam, war ich so ausser Atem, dass der Besitzer erschrak. Ich beruhigte ihn, während ich Uniform, Stiefel, Strümpfe und Unterwäsche von mir warf. Dann rannte ich in die Küche und verriegelte die Tür. Nach einer Weile rief mein verunsicherter, besorgter Gastgeber nach mir.

«Hallo? Was machen Sie denn da drin?»

«Keine Sorge. Ich bin gleich fertig.»

Als ich schliesslich heraustrat, sah er umgehend in der Küche nach und rief mir verzweifelt zu:

«Was zum Teufel haben Sie denn gemacht? Die ganze Küche ist ja überschwemmt!»

«Ich habe mich gewaschen», antwortete ich, «das ist alles. Ich war sehr schmutzig.»

«Sieht ganz so aus», war seine verdriessliche Antwort.

Ich versuchte, ihn zu beschwichtigen, so gut ich konnte, und bat dann um die Erlaubnis, mich im Garten ein wenig auszuruhen. Er zögerte einen Moment, als hätte er Angst, dass ich auch seinen Garten unter Wasser setzen würde, willigte jedoch schliesslich ein. In meinen Mantel gehüllt, ging ich hinaus in den kleinen Gemüsegarten, wo ich mich unter

einen Baum legte und vor Erschöpfung sofort einschlief. Einige Zeit später schreckte ich aus dem Schlaf hoch – ich hatte wohl einen Alptraum gehabt. Bis auf einen grossen, sehr hellen Mond am Himmel war es stockdunkel. Ich war ganz steifgefroren und konnte mich einen Moment lang nicht erinnern, wo ich mich befand und wie ich dahin gekommen war. Als es mir wieder einfiel, stürzte ich ins Haus und entdeckte ein leeres Bett. Mein Gastgeber schlief tief und fest. Kurz darauf schlief auch ich wieder ein.

Erst am Morgen erwachte ich. Das Sonnenlicht, obwohl es nicht besonders hell war, bereitete mir heftige Kopfschmerzen. Mein Gastgeber beugte sich über mich und fragte, ob ich krank sei. Ich hatte wohl im Schlaf geredet und mich ruhelos umhergewälzt. Kaum war ich aufgestanden, packte mich eine schreckliche Übelkeit. Ich eilte nach draussen und fing an, mich zu übergeben. Den ganzen Tag und die folgende Nacht erbrach ich mich in regelmässigen Abständen immer wieder. Als mein Magen gänzlich entleert war, spie ich rote Flüssigkeit. Mein Gastgeber war entsetzt und fragte mich, ob die Krankheit, unter der ich litt, ansteckend sei. Nach einer Weile hatte ich ihn einigermaßen überzeugt, dass ich nicht krank war.

Erst weit nach Mitternacht wagte ich, zu Bett zu gehen. Zuvor hatte ich den jetzt äusserst um mich besorgten Krämer gefragt, ob er mir nicht etwas Whisky besorgen konnte, oder besser gesagt, reichlich Whisky. Er brachte mir eine Flasche. Nach zwei grossen Gläsern schlief ich augenblicklich ein. Ich schlief mit Unterbrechungen den ganzen Tag und die ganze darauffolgende Nacht.

Als ich wieder aufwachte, schien die Sonne hell, doch sie schmerzte nicht mehr so sehr in meinen Augen wie zuvor. An meinem Bett stand der Krämer mit einem Becher warmer Milch in der einen und einem Stück Brot in der anderen Hand. Noch im Liegen ass ich das Brot und trank die Milch. Dann stand ich ganz vorsichtig auf, voller Angst, dass ich stolpern oder stürzen und damit einen neuen Übelkeitsanfall auslösen

könnte. Aber ich war einigermaßen wiederhergestellt, wenn auch noch ziemlich schwach auf den Beinen. Mithilfe des Krämers bestieg ich den Zug nach Warschau und kam dort ohne weitere Zwischenfälle an.

Die Bilder, die ich in dem Vernichtungslager gesehen habe, werden für immer in mir sein. Ich würde nichts lieber tun, als sie aus meiner Erinnerung zu löschen. Zum einen bringt die Erinnerung unweigerlich die Übelkeit zurück. Aber mehr noch als von den Bildern möchte ich mich von dem Gedanken befreien, dass solche Dinge jemals geschehen sind.

* * *

Kurz vor meiner Abreise aus Warschau organisierten meine Freunde eine Abschiedsfeier für mich. Eines frühen Morgens war ich zur Messe eingeladen, denn viele meiner Freunde waren sehr gläubig, und der Priester, der die Messe halten sollte, Pater Edmund⁶, gehörte zu meinen besten und ältesten Freunden. Schon seit vielen Jahren war er mein Beichtvater. Nun war er Kaplan der Warschauer Division der Untergrundarmee.

Die Strassen lagen noch in tiefer Dunkelheit, als ich mich auf den Weg zur Kirche machte. Es was bitterkalt, und der Schnee, der in der Nacht zuvor gefallen war, bedeckte in bläulich schimmernden Haufen Gehwege und Strassenrand. Ich zog meinen Mantel fest um mich, weil der Wind schneidend kalt wehte, und lief eilig durch die leeren Strassen. Ich begegnete keinem Menschen, abgesehen von gelegentlichen deutschen Patrouillen, denen ich vorsichtshalber aus dem Weg ging, obwohl sie viel zu beschäftigt damit waren, sich warm zu halten, als dass sie mich belästigt hätten. Nun, da ich Warschau verlassen wollte – und wer konnte schon wissen, für wie lange –, wurde mir bewusst, wie wenig Beachtung ich der Stadt geschenkt hatte, während ich hier lebte. Trotz meines schnellen Schrittes versuchte ich begierig, jedes Detail aufzunehmen, um so viel wie möglich von Warschaus Häusern und Strassen, die jetzt still und friedlich in der Dunkelheit lagen, im Gedächtnis zu behalten.

Als ich die Kirche erreichte, dämmerte es bereits, am östlichen Himmel wurden die ersten grauen Lichtstreifen sichtbar. Die Messe sollte in der Wohnung meines Freundes, des Priesters, abgehalten werden, in einem Gebäude hinter der Kirche. Beim Eintreten sah ich, dass alle meine besten Freunde gekommen waren. Vier Frauen hatten um meinetwillen der Kälte getrotzt. Eine von ihnen war die Schriftstellerin, die wir alle wegen ihrer leidenschaftlichen Arbeit im Untergrund so sehr bewunderten.⁷ Auch eine bekannte Bildhauerin, die noch immer in Polen lebte, war dabei. Unter den Männern befanden sich mein Vorgesetzter und einige Kollegen meines Ressorts. Die Vorhänge waren zugezogen, die Kerzen spendeten einen matten Schein, der nur schwach in den grossen Raum vordrang und eigenartig tanzende Schatten in die Ecken warf. Die eisige Morgenluft, die Anwesenheit aller meiner besten Freunde, die sich meinetwegen zusammengefunden hatten, und die geheimnisvolle Atmosphäre des Raums machten die ganze Situation für mich unbeschreiblich berührend und bewegend.

Wir sprachen so gut wie kein Wort, begrüsst einander nur mit einem herzlichen Händedruck. Meine Freunde hatten die Feier so organisiert, dass die komplette Gesellschaft bereits vor mir eingetroffen war. Es war eine ruhige und schöne Messe, und wir beantworteten den tiefen Klang der Stimme des Priesters in gedämpftem Ton. Die Messe verlief bedächtig und ohne jede Unterbrechung von aussen. Alle Anwesenden empfingen die heilige Kommunion. Es gab keine Predigt. Nachdem die Messe zu Ende war, nahm der Priester sein Gebetbuch zur Hand. Wir anderen taten es ihm gleich und sprachen ihm alle das Gebet für Reisende nach. Schweigend hörte ich zu und spürte, wie mir die Tränen in die Augen stiegen.

Auf die Gebete folgte ein weiterer Teil der Zeremonie, die meine Freunde heimlich für mich vorbereitet hatten. Zum Abschied hatten sie sich eine Überraschung für mich ausgedacht. Sie überreichten mir ein Geschenk, das mir Frieden und Sicherheit geben sollte. Keine alltägliche Sicherheit vor den Knüppeln und Schusswaffen der Polizisten oder vor

den Gefängnissen der Gestapo, sondern die höchste Form der Sicherheit, nämlich die Sicherheit in Gott. Pater Edmund forderte mich auf, zum Altar zu kommen, den er in dem Raum improvisiert hatte, und liess mich niederknien. Dann bat er mich, das Hemd zu öffnen und meine Brust zu entblößen. Erstaunt und ahnungslos tat ich wie geheissen. Er nahm ein Medaillon in beide Hände, lächelte sanft angesichts meiner Verwundung und sprach mit feierlicher Stimme:

«Ermächtigt von jenen, denen die Kirche Autorität verliehen hat, überreiche ich dir, Soldat Polens, diese geweihte Hostie, damit du sie auf deiner Reise bei dir tragen kannst. Sie wird dich vor allem Bösen beschützen, und wenn Gefahr droht, kannst du sie zu dir nehmen, und dir wird kein Übel geschehen.»

Damit legte er mir das Medaillon mit der Hostie um den Hals. Ich senkte den Kopf und betete. Pater Edmund kniete neben mir nieder und betete mit mir. Im Raum herrschte tiefe, andachtsvolle Stille. Nur das leise Klicken der Perlen eines Rosenkranzes war zu hören.

In den einundzwanzig Tagen meiner Reise durch Europa trug ich den Schatz an meiner Brust – während ich Deutschland, Belgien, Frankreich, Spanien durchquerte, um in Gibraltar an Bord eines britischen Flugzeugs zu gehen. Auf der gesamten Reise war mein Leben nie ernsthaft in Gefahr. In London suchte ich, sobald ich mich frei bewegen durfte, die polnische Kirche in der Nähe der Devonia Road auf. Pater Władysław⁸, bei dem ich beichtete, war nicht begeistert, dass ein Laie die Erlaubnis erhalten hatte, eine Hostie bei sich zu tragen, aber er kritisierte die Priester in Warschau nicht offen.

Er öffnete das Medaillon, holte die Hostie hervor, überreichte sie mir als Kommunion und sagte: «Das Medaillon behalte ich. Ich hänge es als Votivgabe neben dem Bild unserer Madonna von Tschenstochau auf.»

WIEDERSEHEN UNTER DEN LINDEN

ES KAM DER TAG, auf den ich so lange gewartet hatte. Ohne viel Aufhebens und grossen Abschied reiste ich aus Warschau ab. Meine Papiere waren in perfektem Zustand, das Siegel auf meinem Foto war hervorragend gefälscht. Der Film befand sich sicher versteckt im Griff meines Rasiermessers. Ich verfügte über ausreichend Geld und war bester Stimmung.

Der Zug war überfüllt mit Passagieren aller erdenklichen Nationalitäten, sodass ich überhaupt nicht auffiel. Trotzdem betrachtete ich aufmerksam die Gesichter der Umstehenden, immer auf der Hut vor Gestapo-Leuten, die ich vermutlich auf den ersten Blick erkannt hätte. Sobald ich einen von ihnen entdeckte oder aufgefordert wurde, mich auszuweisen, fühlte ich mich höchst unbehaglich.

Doch solange ich nicht in ein Gespräch verwickelt wurde, bei dem ich mich vielleicht verraten könnte, bestand keine Gefahr. Um jeglicher Eventualität vorzubeugen, hatte ich eine Flasche mit Arznei bei mir. Ich lehnte mich in die Ecke meines Abteils, befeuchtete ein Taschentuch und hielt es mir an den Mund. Auf diese Weise täuschte ich schlimme Zahnschmerzen vor. Ich war mir sicher, dass ein Blick in mein schmerzverzerrtes Gesicht jeden davon abhalten würde, mich anzusprechen.

Die Fahrt nach Berlin war endlos lang und eintönig. Die Reisenden drängten sich in den Abteilen, die Luft war verbraucht. Der Zug – eines der vorsintflutlichen Relikte, die die Deutschen den Polen überlassen hatten – ratterte hart und holpernd dahin.

Bei meiner Ankunft in Berlin war ich sehr gespannt, wie die Situation in Deutschland wohl sein mochte. Um das zu erfahren, schien mir nichts besser geeignet als ein Besuch bei meinem alten Freund Rudolf Strauch. Vor dem Krieg, als ich regelmässiger Besucher der Berliner Staatsbibliothek gewesen war, hatte ich bei Familie Strauch gewohnt. Zu ihr gehörten Rudolf, seine jüngere Schwester und seine Mutter, die Witwe eines Richters. 1937 hatte Rudolf auf meine Einladung hin mit mir zusammen eine kurze Reise durch Polen unternommen.

Die Familie Strauch pflegte zutiefst liberale und demokratische Ansichten, sodass ich mir sicher war, dass sie nach wie vor standhafte und stille Gegner des Nazi-Regimes waren. Ich hoffte, dass Rudolf nicht zum Kriegsdienst eingezogen worden war, da er immer sehr kränklich gewesen war. Ich wollte mir die Gelegenheit nicht entgehen lassen, herauszufinden, was in Deutschland vor sich ging, wie es hier aussah und was die Menschen dachten. Ausserdem mochte ich Rudolf und Berta sehr und freute mich auf ein Wiedersehen. Es kam mir überhaupt nicht in den Sinn, dass dieser Wunsch ein unnötiges Risiko bedeutete und mir ein weiteres gefährliches Abenteuer bescherte. Alles in allem rechnete ich mit einem ganz unspektakulären Besuch. Dennoch legte ich mir eine passende Legende zurecht, die mich im Ernstfall über jeden Verdacht erhaben machte. Meine Geschichte sah so aus, dass ich mit dem Krieg nicht das Geringste zu tun hatte, derzeit als Buchhalter in einer deutschen Fabrik arbeitete und Urlaub bekommen hatte, den ich in Paris zu verbringen gedachte. Das einzige Risiko war, dass jemand in ihrer Gegenwart meine Papiere kontrollierte. In diesem Fall würden die Strauchs bemerken, dass ich unter einem anderen Namen reiste. Aber ich hoffte, dass es dazu nicht kommen würde. Je nachdem, wie sie mich aufnehmen würden, konnte ich mich entweder als mehr oder weniger neutral und den Deutschen nicht besonders feindlich gesinnt ausgeben oder so tun, als würde ich mit ihnen sympathisieren und kollaborieren.

In Berlin hätte ich eine Stunde Zeit gehabt, um in den Zug nach Paris umzusteigen. Der nächste Zug, der Arbeiter beförderte, würde erst am nächsten Tag eintreffen. Ich trödelte daher so lange herum, bis mein Zug abgefahren war. Daraufhin suchte ich den Bahnhofsvorsteher auf und erklärte:

«Ich habe meinen Zug verpasst und muss nun bis morgen auf den nächsten warten. In der Zwischenzeit würde ich mir gern ein wenig Berlin ansehen. Dürfte ich eine Zeit lang in die Stadt gehen und dann im Bahnhof auf meinen Anschlusszug warten?»

Er willigte ohne Weiteres ein. Sogleich brachte ich meinen Koffer mit dem im Rasiermesser verborgenen Film zur Gepäckaufbewahrung, erfrischte mich ein wenig und begab mich dann zu dem Haus der Strauchs.

Ich fand es auf Anhieb, es lag in einem netten, kleinbürgerlichen Viertel. Auf mein Klingeln öffnete Frau Strauch die Tür und begrüßte mich eher zurückhaltend. Dann rief sie ihre Kinder herbei, die sich ganz ähnlich verhielten. Rudolf schien noch blasser und schmaler als bei unserem letzten Treffen, während seine Schwester zu einer drallen jungen Frau herangewachsen war. Sie wirkte tüchtig, stämmig und ein wenig dröge.

Sie baten mich ins Arbeitszimmer und servierten Weinbrand und Kaffee. Anfangs war die Atmosphäre recht steif und gezwungen, doch nachdem ich ihnen meine Legende aufgetischt hatte, die sie ohne jedes Misstrauen akzeptierten, zeigten sie sich allmählich zugänglicher. Da Rudolf sichtlich erfreut war, als ich eine deutschfreundliche Gesinnung erkennen liess, betonte ich diesen Aspekt meiner Geschichte noch zusätzlich und gab allerlei Standardphrasen und -ansichten von mir, die Goebbels den Deutschen und den Bewohnern der besetzten Gebiete in endlos langen Reden eingebläut hatte.

Das löste Rudolfs Zunge, und er verfiel in einen leidenschaftlichen Monolog über das Schicksal Deutschlands. Zu meiner Überraschung gestand er ein, dass die Vorgänge an der Ostfront ein wenig enttäuschend

seien, doch all seine Zweifel traten augenblicklich zurück, wenn er wie eine Beschwörungsformel den magischen Satz aussprach: «Der Führer weiss schon, was er tut.»

Sobald das Gespräch auf ein Problem oder ein Ereignis kam, das sich für das Reich als nachteilig erweisen könnte, wurde stets dieser Satz wiederholt wie der Refrain eines bekannten Volksliedes. Der Führer würde sie gewiss von allem Ungemach befreien. Die einstmals so demokratisch, liberal und antifaschistisch gesinnten Strauchs fassten nunmehr mit diesem einen Satz ihre gesamte politische Überzeugung zusammen: «Der Führer weiss, was er tut.»

Ich verbrachte mehrere Stunden in ihrem Haus und stellte fest, dass sich kaum etwas verändert hatte. Lediglich der Lebensstandard war unverkennbar niedriger, Einrichtung, Kleidung und Lebensmittel im Haus waren von minderer Qualität. Die Tochter arbeitete schwer, vermutlich in einer Fabrik, obwohl sie es tunlichst vermied, mir gegenüber Einzelheiten preiszugeben. Rudolf war bei einer Behörde beschäftigt, wahrscheinlich beim Arbeitsamt. Beide hüteten sich jedoch, über Löhne, Arbeitszeiten, Arbeitsbedingungen oder Ähnliches zu sprechen. Auf meine wenigen, beiläufig gestellten Fragen zu diesem Thema antworteten sie unverbindlich.

Zum Abendessen luden sie mich in eine kleine Gaststätte in einer Seitenstrasse unweit von Unter den Linden ein. Dort wurden einfache Tagesgerichte serviert, die durchweg reichhaltig und preiswert waren – für alle drei zusammen kostete es etwa fünfzehn Mark. Beim Essen drehte sich unser Gespräch um das Thema Juden. Rudolf und seine Schwester gaben dazu allerlei abgedroschene Nazi-Parolen zum Besten. Ich bemühte mich, ihr dickes Fell zu durchdringen, indem ich ihnen ganz nüchtern und sachlich die schlimmsten und grausamsten Praktiken beschrieb, die ich gesehen hatte: Todeszug, Ätzkalk und Chlor. Sie reagierten kühl und gleichgültig und liessen sich nicht die leiseste Spur von physischem oder gar moralischem Abscheu anmerken. Rudolf kommentierte nur lakonisch:

«Sehr wirkungsvoll. Dann können die Juden als Leichen wenigstens keine Krankheiten mehr verbreiten, wie sie es in lebendigem Zustand getan haben.»

«Da ist ihnen aber bestimmt recht heiss geworden», antwortete Berta, nachdem ich meine Schilderung des Atzkalk-Einsatzes beendet hatte.

Im Verlauf des Essens merkte ich, dass Berta sich mir gegenüber seltsam feindselig benahm, eine Mischung aus Argwohn und Furcht. Das machte mich besorgt und ärgerlich zugleich. Hatte ich mich vielleicht übertrieben deutschfreundlich gegeben oder unglaubwürdig berichtet? Möglicherweise war mir ja bei den Fakten ein Fehler unterlaufen, oder ich hatte mir selbst widersprochen. Oder es überkam sie allmählich ein Gefühl der Überlegenheit gegenüber einem Polen wie mir. Als Berta aufstand und Rudolf bedeutete, ihr zu folgen, geriet ich in Panik.

«Bitte entschuldige uns einen Moment», sagte sie unterkühlt und förmlich, «ich habe etwas Vertrauliches mit meinem Bruder zu besprechen.»

Sie zogen sich ein paar Tische weiter in eine Nische zurück. Die Zigarette, die ich rauchte, bekam plötzlich einen bitteren Beigeschmack. Wie dumm es doch von mir gewesen war, herzukommen. Als ich mich im Lokal umsah, wurde mir klar, dass ich keine Chance zur Flucht hatte, falls sie die Polizei alarmierten. Ein paar Minuten später kehrten sie an den Tisch zurück. Rudolf wirkte angespannt, nervös und ein wenig beschämt, seine Schwester hingegen stoisch entschlossen.

Sie werden mich denunzieren. Ich spürte einen Augenblick Panik und bemühte mich verzweifelt, nach aussen hin heiter und gelassen zu erscheinen.

Heiser und hektisch flüsternd sprach mich Rudolf an:

«Jan», sagte er fast entschuldigend, «es tut mir wirklich leid, dir das sagen zu müssen, da ich dich persönlich sehr schätze. Aber wir müssen uns voneinander verabschieden. Alle Polen sind Feinde des Führers und

des Dritten Reiches. Sie versuchen Deutschland zu schaden, wo sie nur können, und vertreten die Interessen der Juden und Briten. Selbst die russischen Barbaren unterstützen sie. Ich weiss, dass du anders bist. Aber was soll ich tun? Es herrscht Krieg. Ich bin gezwungen, den Kontakt zu dir abubrechen.»

Meine Angst liess nach, doch angesichts dieser törichten Worte wallte Ärger in mir auf, vor allem wegen des albernen amtlichen Tonfalls seiner abschliessenden Bemerkung.

«Ausserdem», fügte Rudolf hinzu und sah sich im Gasträum um, während sich auf seiner besorgten Stirn Schweissperlen bildeten, «ist es gefährlich, im Gespräch mit Ausländern gesehen zu werden.»

Ich bezwang meinen Ärger.

«Schade, dass du so denkst», antwortete ich. «Ich wollte dein Freund und ein Freund Deutschlands sein. Ich hoffe sehr, dass du mit der Zeit deine Meinung über mich änderst.»

Ich verbeugte mich distanziert und erhob mich. Innerlich bebte ich vor Zorn darüber, dass ich vor ihnen den Heuchler spielen musste. Welch schmutzige Arbeit ich doch erledigte. Wie sehr beneidete ich in diesem Moment die glücklichen Kameraden, die Bomben auf Leute wie sie werfen konnten. Während ich zur Tür ging, hielt ich es nach wie vor für denkbar, dass er die Polizei gerufen hatte, und blickte mich misstrauisch um. Als ich meinen Mantel holte, sah ich eine Gruppe von Männern vor dem Restaurant stehen. Ein Schauer lief mir über den Rücken.

«Entschuldigung», sagte ich höflich auf Deutsch.

«Bitte sehr», antworteten sie.

Ich war erleichtert und hatte das dringende Bedürfnis, mich eilends in Sicherheit zu bringen. Überall in Berlin fühlte ich mich jetzt von Feinden umgeben und fürchtete jeden Moment, dass mir jemand auf die Schulter tippte und mich ausfragte. Doch nach einer Weile wurde mir klar, dass meine Befürchtungen nichts als Einbildung waren. Also verlangsamte ich meinen Schritt und schlenderte noch eine Zeit lang umher.

Rudolfs Worte erfüllten mich dennoch mit Stolz. Sie klangen mir noch immer in den Ohren: «Alle Polen sind Feinde des Führers und des Dritten Reiches.» «Sie versuchen Deutschland zu schaden, wo sie nur können ...» Welch eine Anerkennung!

Ich kehrte zum Bahnhof zurück und streckte mich im kalten, düsteren Warteraum aus, um ein wenig auszuruhen. Ich dachte zurück an frühere Zeiten, als ich noch mit Rudolf und Berta befreundet war. Sie waren mir aufrichtig und herzlich zugetan gewesen, und auch ich hatte sie sehr gemocht. Sie hatten immer so freundlich und spontan gewirkt, und nun waren sie unwiderruflich und hoffnungslos verdorben. Ich sann darüber nach, ob etwas sie von ihren Überzeugungen abbringen könnte. Was würde nach dem Krieg mit diesem Land geschehen, das mehr als ein Jahrzehnt lang von einem Regime beherrscht wurde, das jede Spur von Menschlichkeit und Anstand ausgelöscht hatte? Konnten die jungen Menschen, wie ich zwei von ihnen an jenem Nachmittag im Getto bei ihrem grausamen Spiel beobachtet hatte, geläutert werden, damit sie wieder Teil einer Welt wurden, die auf Anstand und Respekt gegenüber anderen gründete?

Ich brachte die Nacht im Warteraum zu und reiste am nächsten Morgen aus Berlin ab.

NACH LONDON

AUF DER REISE VON BERLIN nach Brüssel gab ich weiter vor, unter Zahnschmerzen zu leiden. Doch diesmal blieb ich nicht ganz unbehellig. Ein ebenso beflissener wie entschlossener belgischer Kaufmann wollte mir unbedingt sein Mitgefühl bekunden. Selbst meine einsilbigen Unhöflichkeiten vermochten ihn nicht davon abzuhalten, und als wir Brüssel erreichten, bestand er darauf, mich zu einer Ambulanz des Deutschen Roten Kreuzes zu bringen. Wie ein Stück Heftpflaster klebte er an mir, und ich hatte keine Chance, ihn abzuschütteln, ohne Verdacht zu erregen. Glücklicherweise fiel ihm nicht auf, dass ich Französisch mit Akzent sprach. Meine Zahnschmerzen retteten mich.

Beim Roten Kreuz wurden meine Zähne von einem uniformierten deutschen Unteroffizier und einer Krankenschwester begutachtet. Als sie fertig waren, lächelte die Schwester mich milde an und rügte mich:

«Sie sind wirklich sehr leichtfertig, Ihre Nachlässigkeit hat Sie doch schon etliche Zähne gekostet. Nun ja, die Zahnschmerzen werden Sie hoffentlich lehren, in Zukunft besser auf sich zu achten.»

Ich hatte das unbändige Verlangen ihr zu sagen, dass das, was sie als Nachlässigkeit bezeichnete, in Wahrheit ihre Gestapo-Leute gewesen waren.

Sie bestanden darauf, meinen Mund zu desinfizieren und mir ausserdem ein Beruhigungsmittel zu verabreichen. Ihre Besorgtheit amüsierte mich in gewisser Weise. So ist eben der Krieg, dachte ich: Die eine Sorte Deutsche schlägt mir die Zähne aus und die andere betupft die Wunden mit Peroxid.

Ich tat mein Bestes, um den Zwischenfall so schnell wie möglich zu beenden. Glücklicherweise wollten sie keine Papiere von mir sehen, und ich tat so, als könnte ich nur undeutlich sprechen. Im Zug nach Paris liess ich die Rolle des von Zahnschmerz Geplagten lieber gleich bleiben und nickte unter dem Einfluss des Beruhigungsmittels ein wenig ein.

An einem kalten, regnerischen Tag kam ich um sechs Uhr morgens im besetzten Paris an. Es war noch zu früh, um mich an dem von der Organisation vorgegebenen Ort zu melden und die vereinbarte Parole zu nennen. Also gab ich meinen Koffer in der Gepäckaufbewahrung ab und ging ein Stück spazieren.

Der Weg von der Gare du Nord zu den Champs-Elysees zog sich in die Länge. Die Atmosphäre war unerträglich. Paris, die Stadt des Lichts, war trübselig, verarmt und in heruntergekommener Trägheit versunken. Auf den trostlosen und verlassenen Champs-Elysees liess ich mich auf eine Bank fallen. Wenn ich zuvor in Paris war, hatte ich mir jedes Mal gewünscht, für immer dort zu bleiben. Doch diesmal wünschte ich mir nur, die Stadt so schnell wie möglich wieder zu verlassen, um endlich das Gefühl der weiten, freien Welt jenseits deutscher Besatzung und Kontrolle zu geniessen.

Mein Tagtraum wurde jäh von den rhythmischen Marschritten einer Infanteriekompanie beendet. Ein deutsches Regiment marschierte die Champs-Elysees herauf, Soldaten mit Stahlhelm, geschultertem Gewehr, stolz und verächtlich erhobenen Hauptes. Das Pflaster dröhnte unter ihren Stiefeln. Zum ersten Mal seit Beginn des Kriegs fühlte ich Tränen meine Wangen herunterlaufen.

Innerlich wutentbrannt über dieses überhebliche Spektakel der Sieger ging ich zurück zur Gare du Nord. Am liebsten hätte ich den ersten französischen Arbeiter, der mir über den Weg lief, umarmt und ihm gesagt:

«Verliert den Mut nicht. Die werden wir wieder los. Aber wir müssen weiter kämpfen.»

Der angegebene Treffpunkt war eine kleine Konditorei in der Nähe

des Bahnhofs. So wie ich es erwartet hatte, sass eine alte Dame hinter dem Tresen. Ich sprach sie an.

«Möchten Sie vielleicht Zigaretten kaufen? Ich kann Ihnen welche anbieten.»

«Welche Marke haben Sie denn?», lautete ihre korrekte Antwort.

«Gauloises.»

«Und wie viele wollen Sie verkaufen?»

«So viele, wie Tage seit dem letzten Sturm vergangen sind.»

Als wir das Gespräch wie vorgeschrieben beendet hatten, lächelte sie und bot mir charmant und gastfreundlich Kaffee und Gebäck an. Sie stellte für mich den Kontakt zu Mitgliedern unserer eigenen Untergrundeinheit her.¹ Polen unterhielt nämlich immer noch einen militärischen und politischen Zweig in Frankreich, der von Armeeeoffizieren, die Frankreich 1940 nicht hatten verlassen können, und von Polen, die sich schon vor längerer Zeit hier niedergelassen hatten, geführt wurde und aktiv mit dem französischen Untergrund zusammenarbeitete.²

Drei Tage nach meiner Ankunft bekam ich von einem französischen Arzt meine Ausweispapiere, denen zufolge ich französischer Staatsbürger polnischer Herkunft war. Man konnte nicht von mir erwarten, dass ich fließend Französisch sprach, weil ich im polnischen Milieu des Departements Pas-de-Calais gelebt hatte, wo ich in den Kohlebergwerken gearbeitet hatte. Ausserdem übergab er mir eine deutsche Arbeitserlaubnis und einen französischen Führerschein. Ich sollte Paris so schnell wie möglich verlassen, liess er mich wissen.

Ungefähr zehn Tage darauf stieg ich zusammen mit einem französischen Arbeiter in den Zug nach Lyon. Mein Begleiter hatte den Auftrag, mir beim Überqueren der spanischen Grenze zu helfen. Zu meiner Verblüffung stiess ich in dem Lyoner Haus, zu dem er mich führte, auf einen Hauptmann von eben der polnischen Offiziersschule, die ich ebenfalls besucht hatte. Da ich mich einige Zeit bei ihm in seinem Haus aufhielt,

nutzte er die Gelegenheit, um mich ausführlich auszufragen. Glücklicherweise konnte ich ihn mit detaillierten Informationen über seine Frau, seine Mutter und seine Tochter versorgen, die allesamt, so versicherte ich ihm, gesund waren und denen es den Umständen entsprechend gut ging. Seine Frau versorgte alle drei, indem sie ein kleines Gartengrundstück am Stadtrand bestellte. Seine Tochter hatte ihren Abschluss auf einer geheimen Oberschule gemacht. Als ich ihm erzählte, dass seine Frau bisher nicht ein einziges Möbelstück und nichts von seinen Hemden und Anzügen verkauft hatte, stiegen ihm die Tränen in die Augen. Sie hatte es sogar abgelehnt, Untermieter aufzunehmen, da diese vielleicht die Möbel und seinen Lehnstuhl ruiniert hätten. Wenn er nach Hause zurückkehrte, würde er alles vorfinden, wie er es verlassen hatte.³

Aber auch der Hauptmann hatte mir viel zu erzählen. Er hatte in den Reihen der polnischen Armee am Westfeldzug teilgenommen, war in Gefangenschaft geraten, entkommen und hatte sich dem französischen Untergrund angeschlossen. Nunmehr war er für unsere polnische Sektion verantwortlich, die Flüchtlingen beim Überqueren der spanischen Grenze half.

Ich verbrachte eine recht angenehme Zeit bei meinem Freund in Lyon. Obwohl die Stadt von den Deutschen besetzt und ein Zentrum der Widerstandsbewegung war, erfreuten wir uns nahezu uneingeschränkter Bewegungsfreiheit.⁴ Die Geheimorganisationen operierten hier unter wesentlich besseren Bedingungen als in Polen. Der Kontakt mit England war leichter herzustellen, und dass ein Austausch mit neutralen Staaten möglich war, vereinfachte die ganze Arbeit. Allmählich gewann ich den Eindruck, dass Polen mit keinem einzigen Glücksumstand gesegnet war, der sein Schicksal hätte erleichtern können. Wir hatten wahrscheinlich von allen Völkern am meisten Pech.

In Lyon traf ich ausserdem auf den wohl waschechtesten «alten Kämpfer», der mir je begegnete. Er war um die vierzig Jahre alt, sah un-

verwüstlich aus und stammte aus einem Warschauer Vorort, wo er Handwerker gewesen war. Seit 1940 lebte er in Frankreich. In dem ganzen Kriegschaos fühlte er sich wie ein Fisch im Wasser. Von Beruf war er schon Taugenichts, Landarbeiter, Fabrikarbeiter und Anstreicher gewesen. Er hatte der französischen Armee angehört, in etlichen französischen Gefängnissen eingesessen und das Land schon mehrmals vom Ärmelkanal bis zum Mittelmeer durchquert, obwohl er in all den Jahren seines Aufenthalts nur wenige Brocken Französisch aufgeschnappt hatte.

Er war so unglaublich dürr und runzlig, als habe er sich aller für sein Herumtreiberdasein nicht unbedingt nötigen Reserven entledigt. Sein Gesicht war zerfurcht und wettergegerbt und wirkte aufgrund des permanent schiefen Grinsens, das seinen strohblonden Schnurrbart auf der einen Seite etwas an hob, schelmisch und ausgesprochen sympathisch. Mit welchem Verkehrsmittel er sich bewegte, war mir ebenso ein Rätsel wie die Frage, wovon er eigentlich lebte.

«Wie schaffst du es eigentlich, mit dem Zug umherzufahren», fragte ich ihn einmal. «ganz ohne Französisch zu können und ohne einen Franc in der Tasche?»

Er antwortete mir im schönsten Warschauer Gaunerjargon.

«Hier, mein Freund. Das Ding taugt für jeden Zug in Frankreich.»

Ich starrte auf das kleine Stück Pappe, das er mir hinhielt. Eine Dauerkarte für die Strassenbahn in Warschau, gut sichtbar datiert auf 1939. Ich gab es ihm zurück.

«Hübsches Andenken», sagte ich, «aber damit kommst du doch keinen Kilometer weit.»

«Du meinst, dass *du* damit nicht weit kommst», antwortete er mit durchtriebenem Grinsen. «Aber ich weiss, wie man das anstellt.»

«Und wie?»

«Na ja, ich steige einfach in einen Zug und fahre so lange mit, bis

der Schaffner kommt und meinen Fahrschein sehen will. Da gebe ich ihm immer das hier. Und wenn er anfängt sich aufzuregen, quassele ich ihn, so laut wie es nur geht, in sechs Sprachen voll – Französisch, Deutsch, Spanisch, Englisch, Russisch und Polnisch. In fast allen kann ich etwa zehn Wörter. Nach einer Weile schwirrt ihm dann der Kopf von meinem Gerede, er wird wütend und schmeisst mich an der nächsten Station raus. Na, und dann fang ich eben wieder von vorne an.»

Ich brach in Gelächter aus.

«Willst du damit sagen, dass du mit deinem Strassenbahnfahrschein noch nie Probleme gekriegt hast?»

«Nur ein einziges Mal. Da hatte so ein Dreckskerl von einem Schaffner doch tatsächlich die Frechheit, mich an die Polente auszuliefern.»

«Was ist dann passiert?»

«Ich hab sie in den Wahnsinn getrieben. Drei Tage lang hab ich denen eine rührselige Geschichte in allen meinen Sprachen aufgetischt. Nicht mal nachts hab ich sie schlafen lassen. Schliesslich haben sie mich zum Arbeiten in eine Fabrik geschickt.» Bei der Erinnerung an die Arbeit schien ihm übel zu werden.

«Warum lernst du eigentlich nicht Französisch?», fragte ich ihn. «Damit würdest du doch viel besser über die Runden kommen.»

«Bist du verrückt?», fragte er ganz entrüstet. «Warum zum Teufel sollte ich Französisch lernen? Um Nachfolger von Pétain zu werden?»

«Weisst du, aus dir wird wahrscheinlich nie etwas Anständiges», sagte ich. «Du solltest es zur Abwechslung einmal mit einer ehrlichen Arbeit versuchen. Da bekäme dein Leben eine ganz neue Perspektive.»

Ehrlich überrascht und bestürzt starrte er mich an.

«Wer, ich? Jetzt bist du wohl völlig durchgedreht. Also hör mal, ich hab da eine viel bessere Idee. Warum schmeisst du nicht einfach alles hin, was du gerade tust, und kommst mit mir? Wir hätten eine prima Zeit

miteinander. Du siehst gar nicht übel aus und machst einen netten Eindruck ... Ich würde das Denken für uns beide übernehmen. Und du bräuchtest dir kein bisschen Sorgen mehr zu machen.»

Noch nie waren meine geistigen Fähigkeiten mit so unverblümter Offenheit beurteilt worden.

«AufWiedersehen», verabschiedete er sich. «Ich hab noch eine Verabredung.»

«AufWiedersehen. Lass mal was von dir hören.»

Er blinzelte, tippte sich fröhlich an den Hut und ging gemächlich von dannen. Einige Tage später erhielt ich tatsächlich eine Postkarte von ihm. Seine Rechtschreibung war grauenhaft. Dem Text konnte ich ungefähr entnehmen, dass es ihm gut ging und dass mir eine einmalige Gelegenheit entgangen war, als ich sein Angebot ablehnte.

Schliesslich erreichte mich der Befehl, mich allein auf den Weg nach Südfrankreich zu machen. Ich sollte mich in Perpignan melden, bei einem jungen spanischen Ehepaar, das gegen Franco gekämpft hatte und nach Frankreich emigriert war. Während sie darauf warteten, in ihr Land zurückkehren zu können, arbeiteten sie mit dem Untergrund zusammen. Ich besorgte mir eine Genehmigung, mit dem Zug nach Perpignan zu fahren, und fand das Ehepaar ohne grosse Probleme in einem kleinen Wohnhaus am Stadtrand, das auf dem Plan, den man mir mitgegeben hatte, eingezeichnet war. Sie wiederum hatten die Aufgabe, mir einen Kurierführer zu organisieren, der mich über die Grenze bringen und dafür sorgen sollte, dass ich nach Barcelona gelangte. Dort sollte ich mich mit Agenten der Alliierten in Verbindung setzen, die per Funk über meine bevorstehende Ankunft informiert worden waren.

Ich hatte grösstes Vertrauen in die Fähigkeit des jungen Paares, mich über die Grenze zu schleusen. Sie waren beide leidenschaftliche, enthusiastische Menschen, die ehrlich und inbrünstig an die Demokratie glaubten. Nach ein paar Tagen informierten sie mich mit Bedauern, dass

es Schwierigkeiten gebe. Die Grenze stehe unter permanenter Beobachtung, und ich müsse warten, bis ein sicherer Plan vorliege. Es sei alles andere als ratsam für mich, das Haus auch nur kurz zu verlassen.

Die folgenden Tage zogen sich schier endlos hin. Meine Gastgeber waren fast den ganzen Tag unterwegs, und ich konnte mich auf die Bücher, die ich mir herausgesucht hatte und nervös in den Händen wälzte, einfach nicht konzentrieren. Schliesslich bekam ich die Information, dass alle Vorkehrungen für meinen Grenzübertritt getroffen waren. Ein gewisser Fernando⁵ sollte mich begleiten. Es war geplant, dass wir beide mit dem Fahrrad fuhren. Er würde mit Licht fahren und ich ihm in einigen Metern Abstand ohne Licht folgen. Wenn er anhielt und klingelte, wusste ich, dass Gefahr drohte, und konnte mich verstecken. Wenn er anhielt, ohne zu klingeln, war das ein Signal für mich, dass es nichts Besonderes gab und ich kurz darauf wieder zu ihm aufschliessen sollte.

Bei Einbruch der Dunkelheit machten wir uns auf den Weg. Fernando, den ich bis dahin kaum zu Gesicht bekommen hatte, radelte etwa fünfzig Meter vor mir her. Nachdem wir ungefähr eine Viertelstunde so gefahren waren, hörte ich plötzlich seine Klingel und sah, wie sein Licht erlosch. Fluchend kehrte ich um und fuhr zurück zum Haus. Fernando traf kurz nach mir ein. Ruhig erklärte er mir, dass er auf eine deutsche Patrouille gestossen sei, an der ich nicht vorbeigekommen wäre. Am nächsten Tag wollten wir es erneut versuchen und dabei anders vorgehen.

In der folgenden Nacht brachen Fernando und ich zunächst zu Fuss auf, bis wir gut sechs Kilometer vom Dorf entfernt auf zwei Franzosen trafen. Sie übergaben uns unsere Fahrräder, und wir radelten von dort aus genau wie in der Nacht zuvor in der Dämmerung auf der holprigen Strasse weiter. Diese Fahrt war zwar erfolgreicher als der erste Versuch, aber eine der unangenehmsten und nervenaufreibendsten, die ich je erlebt habe. Ständig verschwand Fernandos Licht hinter einer Kurve oder

in einem besonders finsternen Wegabschnitt, sodass ich wie verrückt in die Pedale treten musste, bis ich ihn wieder sah.

Da ich selbst ohne Licht fuhr, hatte ich allgerösste Schwierigkeiten, auf der kaum zu erkennenden Strasse zu bleiben. Der einzige Unterschied zwischen der Strasse und dem umgebenden Gelände bestand darin, dass es auf der Strasse tiefe Spurrinnen und am Strassenrand reichlich Gräben gab. Wegen der Spurrinnen stürzte ich immer wieder in die Gräben. Die Fahrt wuchs sich zu einem wilden Querfeldeinrennen aus – ich strauchelte, fiel, stieg wieder auf und raste verzweifelt Fernandos schwachem Lichtschein nach. Wir waren schon etwa fünfzig Kilometer gestrampelt, als Fernando anhielt und auf mich wartete.

Ich stieg ab, er nahm mein Rad und versteckte es zusammen mit seinem in einem dichten Gebüsch. Dann trat er auf mich zu und klopfte mir mitfühlend auf die Schulter. Ich sollte an dieser Stelle auf ihn warten, bis er mit einem anderen Führer zurückkam. Unter einem Baum sank ich auf den feuchten Boden und nickte ein.

Ungefähr zwei Stunden später war Fernando wieder da und zupfte mich am Ärmel, bis ich aufwachte. Ich rieb mir schläfrig die Augen und sah, dass es bereits dämmerte. Meine steifen Glieder schmerzten.

«Haben Sie den anderen Führer gefunden?», erkundigte ich mich.

Er schüttelte den Kopf.

«Nein. Sie werden mit mir kommen und eine Weile in einem Fischerboot warten müssen.»

Wir stapften die Strasse entlang, die auf diesem Abschnitt in etwas besserem Zustand war. An diesem frühen Morgen waren allerlei Fuhrwerke und Karren unterwegs. Wir mussten recht langsam gehen, bis wir eine Abzweigung erreichten, in die Fernando einbog. Sie führte zu einem Strand. Inzwischen war es etwas wärmer und sonniger geworden, und ich genoss den Blick aufs Meer. Das Wasser war strahlend blau und mit

Hunderten von Wasserfahrzeugen übersät – Segelbooten, Barkassen und Fischerkähnen. Zu einem altersschwachen Exemplar der letzteren Art führte mich Fernando.

«Hier müssen Sie bleiben», sagte er. «Bewegen Sie sich nicht von der Stelle, bis ich zurück bin. Legen Sie sich hin und passen Sie auf, dass niemand Sie sieht.»

«Wie lange werden Sie weg sein?»

«Ein oder zwei Tage. Hier haben Sie meinen Pullover und meinen Mantel. Die werden Sie brauchen.»

«Aber nein, dann frieren Sie doch.»

«Nehmen Sie schon. Ich kann mir etwas anderes besorgen. Jemand wird Ihnen etwas zu essen bringen.»

Ich kroch in das Boot, legte mich hin und deckte mich zu, so gut es ging, um mich vor der Kälte und vor neugierigen Blicken zu schützen. Über sechzig Stunden rührte ich mich so gut wie nicht. In regelmässigen Abständen deponierte eine unsichtbare Hand etwas zu essen und etwas Heisses zu trinken neben mir – Tee, Kaffee und einmal auch eine Flasche mit warmem Wein, den ich sehr tröstlich fand. Immer, wenn mir die verkrampfte Position meiner Muskeln unerträglich wurde und ich am liebsten aufgestanden und herumgelaufen wäre, beruhigte ich mich selbst, indem ich mir sagte: *Denk an die Slowakei*. Damals hatte ich mir fest vorgenommen, nie wieder aus Ungeduld etwas Unbedachtes zu tun.

Fernando kam zurück, weckte mich und stellte mir meinen neuen Führer vor, einen kleinen brünetten Mann mit markanten Zügen und blendend weissen Zähnen, der kaum Französisch sprach. Fernando fragte mich, ob ich zum Aufbruch bereit sei. Selbstverständlich, versicherte ich ihm, nur dass meine Beine von der Feuchtigkeit und Kälte wie versteinert seien. Fernando lachte und murmelte etwas Schmeichelhaftes über meine Fähigkeit, missliche Lagen zu überstehen. Herzlich verabschiedeten wir uns voneinander, und ich setzte meinen Weg mit meinem neuen Begleiter fort, der mich über eine Nebenstrasse durchs Pyrenäenvorland führte.

Die Wanderung über die Pyrenäen war herrlich. Die Landschaft war schroffer als alles, was ich bisher gesehen hatte, aber auch voller Grün und reich an aussergewöhnlichen Panoramen. Mein Führer war ein vorsichtiger und sehr rücksichtsvoller Mann. Wir konnten uns kaum verständigen, weil er nur wenige Worte Französisch beherrschte und ich noch weniger Spanisch. Am dritten Tag suchten wir Zuflucht in einer Höhle und vereinbarten, dass ich auf ihn warten sollte, während er einen Freund in einem nahe gelegenen Dorf besuchte, der ihm helfen würde herauszufinden, wo sich die verschiedenen Polizeiposten in der Gegend befanden.

Niedergeschlagen kehrte er zurück. Vom Bruder seines Freundes hatte er erfahren, dass dieser verhaftet worden war. Es war unmöglich geworden, wie geplant per Zug zu reisen. Nach reiflicher Überlegung entschied er, dass wir die Nacht an Ort und Stelle verbringen mussten. Am nächsten Morgen würden wir ins Dorf gehen und versuchen, uns Fahrräder oder ein Auto zu besorgen. Als wir so in der Abenddämmerung saßen und uns besprachen, bekamen wir plötzlich einen gewaltigen Schrecken. Wie eine Erscheinung tauchten auf einmal zwei Gestalten auf. Man hatte uns ganz offensichtlich entdeckt. Mein Begleiter umklammerte meine Schulter, doch es war zu spät, um uns zu verstecken.

Als sie sich näherten, sahen wir jedoch, dass es Zivilisten waren, offenbar unbewaffnet und mit Rucksäcken. Mein Kurierführer grüßte sie.

«Kommen Sie aus Frankreich?», rief er laut.

Die beiden waren noch viel erschrockener als wir. Der ältere von ihnen antwortete mit zittriger Stimme. Wir baten sie zu uns in die Höhle, und sie fassten sich ein Herz. Es stellte sich heraus, dass wir es mit einem französischen Offizier und seinem minderjährigen Sohn zu tun hatten. Sie waren auf der Flucht, um sich de Gaulle anzuschließen. Innerhalb weniger Minuten wurden wir zu einer harmonischen kleinen Gruppe voll gegenseitiger Sympathie. Die beiden Franzosen waren noch weitaus

schlechter dran als ich, denn sie versuchten, ohne kundigen Führer das Gebirge zu überqueren. Ich erklärte ihnen die Schwierigkeiten und Gefahren und lud sie ein, sich uns anzuschliessen. Dankbar nahmen sie das Angebot an.

Am nächsten Morgen begannen wir mit dem Abstieg. Die Franzosen folgten dem Kurierführer und mir in einem Abstand von etwa zwanzig Metern. Ich versuchte mich mit meinem Begleiter in einem Kauderwelsch aus Französisch und Spanisch zu unterhalten, doch er war nicht gerade gesprächig. Es genügte ihm völlig, hin und wieder seine weissen Zähne in einem strahlenden, gutmütigen Lächeln aufblitzen zu lassen. Als sich unser Weg durch eine Baumgruppe schlängelte, wurden wir unvermittelt von einer Stimme aufgeschreckt, die uns vom Wegesrand her ansprach.

Nach kurzem Umherschauen stellte sich heraus, dass sie einem betagten Spanier gehörte, der mit seiner Tochter auf einer kleinen Lichtung sass. Neben ihnen lag ein Bündel Feuerholz. Zwischen meinem Begleiter und dem Spanier entspann sich eine lebhaftige Diskussion.

«Barcelona», hörte ich ihn an einer Stelle des Gesprächs sagen.

Aus ein paar derben Flüchen schloss ich, dass der alte Mann ein erbitterter Gegner der Faschisten war. Herzlich lud er uns ein, in seinem Haus zu übernachten, was wir natürlich dankbar annahmen.

Der alte Mann, ein französischer Katalane, erwies sich als aussergewöhnlich gastfreundlich. Er tischte uns auf, was sich in seinen bescheidenen Vorräten fand, und lehnte entschieden ab, als wir ihm Geld anboten oder weitere Speisen aus Höflichkeit ablehnen wollten. Wir wuschen und rasierten uns, reinigten unsere Kleidung und verbrachten einen sehr angenehmen Abend in seiner einfachen Wohnstube. Dann liess der alte Mann uns wissen, dass er einen Plan für uns habe.

«Ihre Sorgen haben ein Ende», sagte er, und der Kurierführer übersetzte, so gut er eben konnte. «Ich werde mich darum kümmern, dass Sie nach Barcelona kommen. Schlafen Sie gut.»

Am nächsten Morgen machte sich der alte Mann auf den Weg ins Dorf. Als er gegen Mittag zurückkam, scharten wir uns um ihn wie aufgeregte Schulkinder. Der alte Spanier strahlte uns zuversichtlich an und machte eine beschwichtigende Handbewegung.

«Es ist alles vorbereitet», sagte er. «Sie brauchen sich um nichts zu sorgen.»

Er weihte uns in seinen Plan ein: Wir sollten zur Bahnstation gehen, Fahrscheine nach Barcelona lösen und in den Zug steigen. Im Zug würde sich dann der Schaffner unserer annehmen und uns zeigen, was zu tun sei. Dem Schaffner wiederum würde der Feuerwehrmann, ein Busenfreund des alten Katalanen, unser Kommen ankündigen. Wir brauchten nur vorsichtig zu sein, uns an die Anweisungen zu halten und uns danach der Armee anzuschliessen und alle Faschisten umzubringen, die wir finden konnten.

Wir dankten ihm etwas skeptisch und beratschlagten dann besorgt. Das ganze Vorhaben gefiel mir nicht. Für mein Sicherheitsbedürfnis waren zu viele Freunde und Freunde von Freunden involviert. Der Franzose empfand das offenbar genauso. Wir zogen den Kurierführer zurate. Der Plan enthalte recht unsichere Teile, befand er, biete insgesamt gesehen aber durchaus eine Erfolgchance. Ausserdem, fügte er hinzu, hätten wir wahrscheinlich sowieso keine andere Wahl.

Wir einigten uns also darauf, den Versuch zu wagen. In der Nacht verabschiedete sich der Kurierführer von uns, und im Morgengrauen des folgenden Tages brachen wir auf. Im Gänsemarsch liefen wir, den Bahngleisen folgend, hinter dem alten Mann her. Das trübe Morgenlicht steigerte meine Besorgnis. Der alte Mann schritt zuversichtlich aus und schaute sich nicht ein einziges Mal nach uns um, bis die Bahnstation in Sicht war. Dann erst wartete er in der Nähe eines Baumes, bis wir aufgeholt hatten.

Als alle bei ihm eingetroffen waren, sammelte er von uns das Geld für die Fahrscheine nach Barcelona ein und bedeutete uns, dass wir unter dem Baum auf ihn warten sollten. Ohne Zwischenfälle tauchte er mit

den kostbaren Fahrscheinen wieder auf. Er übergab sie uns und teilte uns mit, der Zug sei in einer halben Stunde da. Wir sollten versuchen, Sitzplätze in dem Waggon hinter dem Kohlenwagen zu bekommen. Er umarmte uns alle nacheinander und sagte uns, dass wir prächtige Kerle seien, die ganz bestimmt mutig gegen das Faschistenpack kämpfen würden. Dann verabschiedete er sich.

Wir taten, wie er uns geheissen hatte. Der Wagen, in den wir einstiegen, war so gut wie leer. In einer Ecke sass eine schläfrig aussehende Person mit einem Korb, und in der anderen waren zwei alte Frauen in eine angeregte Unterhaltung vertieft. Wir sassen noch nicht lange, als auch schon der Schaffner erschien, in dessen Händen unser Schicksal lag. Er verlangte die Fahrscheine von den anderen Mitreisenden und ignorierte uns auffallend. Das veranlasste uns zu geflüsterten Vermutungen, aber wir kamen zu dem Schluss, dass es ein gutes Zeichen sein musste, da er uns offenbar erkannt hatte.

Ein paar Stationen weiter stiegen die anderen drei Passagiere aus. Der Schaffner kam wieder in unseren Wagen.

«Fahrscheine?», fragte er desinteressiert.

Bedächtig suchten wir sie hervor und reichten sie ihm. Er studierte sie sorgfältig und fragte dann in leicht überraschtem Ton:

«Barcelona? Sie fahren alle nach Barcelona?»

Ein wenig bestürzt nickten wir.

«Ja, wir reisen alle nach Barcelona.»

«Gut.» Sein Gesicht verzog sich zu einem breiten, leutseligen Lächeln. «Und woher kommen Sie? Frankreich? Belgien? Deutschland?»

«Frankreich», sagten meine beiden Begleiter.

«Polen», erwiderte ich.

Der Schaffner schüttelte heftig den Kopf, und ein spanischer Redeschwall, von dem wir kein einziges Wort verstanden, ergoss sich über uns. Das letzte Wort hiess jedenfalls «Kanada». Als er fertig war, schau-

ten wir ihn verwundert an. Er schaute enttäuscht zurück und schüttelte wieder den Kopf.

«Woher kommen Sie?», wiederholte er seine Frage ganz langsam.

«Frankreich.»

«Polen.»

«Nein, nein, nein, nein. Kanada», rief er. «Sie Kanada. Sie Kanada. Sie Kanada.»

Dabei zeigte er nacheinander auf jeden von uns. Dann trat er einen Schritt zurück und funkelte uns an, als ob er uns davor warnen wollte, ihn noch einmal falsch zu verstehen. Eigentlich wollte ich das gerade tun und ihn noch einmal meiner polnischen Herkunft versichern, als der französische Offizier mir beschwichtigend die Hand auf den Arm legte.

«Ich glaube, ich verstehe», sagte er. «Er will, dass wir alle sagen, dass wir Kanadier sind. Denn wenn ein Kanadier in Spanien verhaftet wird, können ihn die britischen Behörden ausweisen.»

Er wandte sich wieder an den Schaffner und schlug sich an die Brust.

«Kanada», sagte er triumphierend.

«Kanada», wiederholte sein Sohn.

«Kanada», schloss ich leise.

«Bravo!», strahlte der Schaffner.

Er winkte uns, ihm zu folgen, und führte uns zum Kohletender. Dort öffnete er die Tür. Sechs junge Männer, alle zerzaust und voller Russ und Kohlenstaub, schauten uns neugierig an.

«Kanada», sagte der Schaffner schmunzelnd. «Alle Kanada.»

Wir erklommen die Plattform, und der Schaffner schloss die Tür hinter sich. Jetzt waren wir von seiner Gnade abhängig.

Die sechs jungen Männer beäugten unsicher ihre neuen Gefährten.

«Sind Sie Franzosen?», fragte der Offizier, der mit mir unterwegs war.

In kollektiver Verneinung schüttelten sie den Kopf.
«Wir sind Kanadier», sagte einer von ihnen.
«Aus welchem Teil Kanadas kommen Sie denn?», fragte ich auf Englisch.

Verdutzt schauten sie mich an.
«Do you speak English?», bohrte ich weiter.
«Yes», antwortete einer ganz lässig.
«Wenn du Englisch sprichst, dann beherrsche ich perfekt Hindustani», entgegnete ich auf Französisch.

Damit war das Eis gebrochen. Wir lachten und tauschten vertrauliche Informationen aus. Genau wie meine beiden Begleiter waren auch sie Franzosen und auf dem Weg, sich de Gaulle anzuschliessen. Wir teilten unseren Proviant, assen zusammen, freundeten uns an und standen dicht zusammengedrängt auf der engen Plattform. Die Fahrt war lang und staubig. Immer wieder spekulierten wir über die Vertrauenswürdigkeit und Zuverlässigkeit des Schaffners, der uns, wenn er gewollt hätte, problemlos an die Polizei hätte ausliefern können.

Schliesslich liess sich diese so wichtige Person wieder bei uns blicken.

«Nächste Station, aussteigen», sagte er. «Eine Station vor Barcelona.»

Er entriegelte die Tür, verschwand und winkte zum Abschied. Der Zug kam langsam zum Stehen. Wir kletterten von der Plattform, sprangen vom Zug und huschten davon. Die meisten meiner Begleiter wussten offenbar genauso wie ich, dass in solch einer Situation der Alleingang das einzig Vernünftige war. Immer, wenn ich aus dem Augenwinkel einen von ihnen auf mich zukommen sah, ging ich in eine andere Richtung. Halb rannte ich, halb marschierte ich ungefähr zwanzig Minuten umher und verlangsamte erst dann den Schritt, um mich zu orientieren.

Ich befand mich auf einem Feldweg, der sich durch ein Wäldchen schlängelte und dem Verlauf der Gleise folgte. Die Abenddämmerung

brach herein, in der Ferne konnte ich den dunstigen Lichtschein einer Stadt erkennen – ohne Zweifel Barcelona.

Der Fussmarsch nach Barcelona dauerte mehrere Stunden, und ich war müde und hungrig, als ich endlich den Stadtrand erreichte. Unbekümmert und leichtfertig betrat ich eine Bar in einem Arbeiterviertel. Ich öffnete die Eingangstür, ging an zwei Gestalten vorbei, die an einem der vorderen Tische sassen, und setzte mich an einen Tisch im hinteren Bereich. Erst als ich mich zu den zwei Gestalten umwandte, sah ich, dass sie Gendarmen waren, und mir brach der kalte Schweiß aus, da sie mich argwöhnisch musterten.

Neben mir befand sich ein Zeitungsständer. Hastig griff ich mir eine Zeitung und tat, als sei ich tief in die Lektüre versunken, obwohl ich ausserstande war, auch nur ein einziges Wort zu lesen. Der Kellner kam an meinen Tisch, und in Erwartung meiner Bestellung wich er nicht von meiner Seite. Schon ein einziges Wort hätte verraten, dass ich kein Spanier war, und vielleicht ein verhängnisvolles Verhör durch die beiden Gendarmen nach sich gezogen. Ich schützte Geistesabwesenheit vor und sagte gar nichts. Zum Glück murmelte der Kellner in einem fragenden Ton den Namen von etwas. Ich nickte, um ihm zu verstehen zu geben, dass ich genau das wollte – was auch immer er gerade gesagt hatte. Er fragte noch etwas, und ich nickte wieder, zum Zeichen, dass ich auch damit einverstanden war.

Nach einer Weile kam er wieder und brachte mir Kaffee und Kuchen. Ich nahm ein paar Bissen vom Kuchen und stürzte den Kaffee hinunter, während ich so tat, als sei ich von den Zeitungsmeldungen vollkommen gefesselt. Dann schaute ich auf meine Armbanduhr, setzte einen finsternen Blick auf wie jemand, der gleich zu spät zur Arbeit kommt, erhob mich mühsam von meinem Stuhl, bezahlte für den Imbiss und ging. Als die Tür hinter mir zufiel, holte ich sehr tief Luft und schwor mir: Nie wieder Bar!

Ich lief umher, bis es richtig hell wurde, und hoffte, dabei zufällig auf meine Strasse zu stossen, da ich wenig daran interessiert war, jeman-

den um Auskunft zu bitten, von dem ich mir zuvor kein Bild machen konnte. Als aber nach und nach die Menschen aus ihren Häusern kamen, um zur Arbeit zu gehen, beschloss ich, die Gelegenheit zu nutzen. Ich sprach einen älteren Arbeiter an und nannte ihm den Namen der Strasse, in der sich der Kontaktpunkt befand, den man mir in Perpignan genannt hatte. Er fragte mich, welche Sprache ich spreche. Ich antwortete ihm, und er bedeutete mir in Zeichensprache und ein paar Brocken Französisch, dass ich sieben Blocks geradeaus gehen müsse und dann zehn nach rechts. Während des Krieges ist mir immer wieder aufgefallen, dass einfache Leute oft gewitzter sind und schneller die Wahrheit erfassen als sogenannte Experten. Als mein Stadtführer mit seiner Wegbeschreibung fertig war, musterte er mich listig und fragte mit bedeutungsvollem Lächeln:

«De Gaulle, he?»

«De Gaulle», gab ich zurück.

«Bien. Bonne chance!» Er winkte mir zu.

«Merci, Monsieur.» Ich lächelte ebenfalls und setzte meinen Weg fort.

Seine Wegbeschreibung erwies sich als richtig, ich fand rasch den Fleischerladen, nach dem ich suchen sollte. Man hatte mir gesagt, dass dieser nicht vor Mittag öffnete, und so klopfte ich mit der Faust an den Rollladen.

«Wer ist da?», hörte ich eine leise Stimme hinter dem Rollladen auf Französisch mit einem deutlichen Akzent fragen.

Ich nannte die Parole.

«Ich komme aus Perpignan. Fernando schickt mich. Aufrichtige Menschen werden sich besinnen.»

Die Ladentür öffnete sich, und ein kleinwüchsiger Mann mit rosigen Wangen stand vor mir.

«Entrez, entrez, Monsieur», flüsterte er leise.

Drinne bat mich der kleine Mann, an einem auf Hochglanz polierten, sorgfältig gearbeiteten Eichentisch Platz zu nehmen. Ich war müde,

hungrig, erleichtert und froh. Ich befand mich in Barcelona, unter einem Dach, wo man mir wohlgesinnt war. Er brachte mir eine Flasche Wein und ein scharf-würziges spanisches Gericht, das ich heiss hungrig verschlang. Er war kein bisschen nervös, sondern schien an «Kunden» wie mich gewöhnt zu sein. Mit keinem Wort erkundigte er sich nach meiner Reise. Stattdessen redete er über Krieg und Politik. Bald steigerte er sich in eine leidenschaftliche Tirade gegen die Faschisten. Ich fragte ihn, ob viele Menschen im Land seine Ansicht teilten. Jeder denke so, sagte er mir, die Einzigen, die das faschistische Regime unterstützten, kämen aus den Reihen von Armee und Polizei.

Am Nachmittag, nachdem ich eine Weile auf einer unbequemen Bank hinten im Laden geschlafen und mich dann so vorzeigbar wie möglich hergerichtet hatte, machte ich mich auf den Weg zum Konsulat eines befreundeten Staates.⁶ Überall drängten sich dort die Besucher, vor allem junge Männer, die miteinander flüsterten. Ich trat an eine Theke, hinter der ein hübsches junges Mädchen sass.

«Was kann ich für Sie tun?», fragte sie – in nicht sonderlich ermutigendem Ton, wie ich fand.

«Ich bitte um ein persönliches Gespräch mit dem Generalkonsul.»

Jetzt sah sie mich genauer an.

«Wie ist Ihr Name?»

Ich gab ihr den Namen, der in den Funkmeldungen über mich verwendet worden war, und setzte hinzu:

«Es ist ausserordentlich dringend.»

Nach zehn Minuten kam sie zurück und sagte, der Generalkonsul lasse bitten. Der Raum, in den sie mich führte, war gross und repräsentativ möbliert. Hinter dem Schreibtisch sass ein ernst dreinblickender älterer Mann. Er musterte mich eingehend und fragte dann:

«Sprechen Sie Spanisch?»

«Leider nicht.»

«Sprechen Sie Englisch?»

«Ja.»

«Woher kommen Sie?»

«Ich möchte Tante Sophie besuchen.»

«Wie heissen Sie?»

Ich nannte ihm den Namen. Er fragte weiter.

«Haben Sie Ausweispapiere?»

«Ich hatte angenommen, dass meine Worte Ausweis genug sein würden.»

«Geht in Ordnung, Herr Karski. Ich begrüße Sie hier, beinahe auf alliierterm Territorium. Ich hoffe, Sie werden sich bei uns wie zu Hause fühlen. Lassen Sie mich Ihnen danken für alles, was nicht nur Sie, sondern alle Ihre Kameraden in Polen für unseren Sieg geleistet haben.»

Die anschliessende Unterhaltung verlief offen und herzlich. Wir besprachen die Lebensbedingungen im besetzten Europa, die Unterdrückungsmethoden der Deutschen und die Mittel des Widerstands derer, die die Deutschen zu beherrschen versuchten. Er lenkte das Gespräch mit viel Fingerspitzengefühl, um es so vertraut und aufschlussreich wie möglich zu gestalten, ohne dabei Themen zu berühren, die mich in Verlegenheit gebracht hätten, oder Fragen zu stellen, die zu beantworten ich nicht befugt war.

Danach stellte er mir die nötigen Bescheinigungen und Papiere aus und leitete mich an einen Angestellten weiter, der mir beim Kauf anständiger Kleidung helfen sollte. Als ich mich zum Gehen wandte, erkundigte ich mich noch, ob man im Falle meiner Verhaftung bestätigen konnte, dass ich mich legal in diesem Land aufhielt. Er antwortete mit einem kleinen charmanten Lächeln.

«Junger Mann», sagte er, «in den letzten zwei Jahren hat sich viel verändert. Damals hätte man Sie wahrscheinlich ins Gefängnis geworfen oder an die Deutschen ausgeliefert. Heute ist das Schlimmste, was Ihnen noch passieren kann, dass Sie ein bis zwei Tage inhaftiert werden,

bis wir uns einschalten ... Wissen Sie, je näher wir dem Sieg kommen, desto grösser wird die Freundschaft dieser Regierung mit uns ...»

Der Angestellte geleitete mich zu einer glänzenden Limousine mit dem Kennzeichen CD des Diplomatischen Korps auf dem Nummernschild. Wir fuhren ungefähr acht Stunden und hielten in Madrid im diplomatischen Viertel vor einer stattlichen Privatvilla. Dort wurde ich von einem kultivierten, gastfreundlichen Mann mittleren Alters empfangen, dessen genaue Funktion und Stellung ich nicht herausfinden konnte. Er beherrschte nahezu jede europäische Sprache fließend und hatte eine sehr attraktive Frau. Nach drei sehr angenehmen Tagen, in denen mich eine Nachricht meiner Regierung erreichte, in der man mir versicherte, über meine Bewegungen auf dem Laufenden zu sein, teilte mein Gastgeber mir mit, dass ich am Abend nach Algeciras aufbrechen würde. Ich würde Papiere und eine Bescheinigung bekommen, die mich als Spanier auswiesen, der seine Familie besuchen wollte. Zwei Spanier sollten mich begleiten.

«Im Zug», warnte er mich, «wird es eine Polizeikontrolle geben. Tun Sie einfach so, als würden Sie schlafen, und reichen Sie Ihre Papiere herüber, als wären Sie gar nicht richtig wach. Es ist eher unwahrscheinlich, dass man Ihnen Fragen stellt, aber falls doch, wird das zweifellos in einer Verhaftung enden. In diesem Fall sind Sie ein Alliiertes, der aus einem deutschen Konzentrationslager entkommen ist. Falls Sie gefragt werden, wie Sie an Ihre Papiere gekommen sind, nennen Sie den ersten französischen Namen, der Ihnen einfällt, in einer x-beliebigen französischen Stadt. Versuchen Sie nicht, mit Ihren beiden Leibwächtern zu sprechen, und machen Sie sich keine Sorgen. Wir werden über Ihre Verhaftung informiert und kümmern uns dann sofort um Sie.»

«Das klingt nicht sonderlich schwierig», sagte ich.

«Nach Polen sollte das ein Kinderspiel für Sie sein», war seine Antwort.

Am Abend bereitete ich mich auf meine Abreise vor. Einer meiner Leibwächter wurde mir vorgestellt. Er machte sich als Erster auf den Weg und postierte sich an einer Strassenecke unweit des Hauses. Sobald ich die Strasse betrat, ging er los, und ich folgte ihm zu einer Strassenbahnhaltestelle. In der Strassenbahn sass ich ihm im Gang gegenüber, bis er an einer Bahnstation ausstieg. Konspirative Methoden gleichen sich überall auf der Welt. Ich musste daran denken, wie ich Ira, der Verbindungsagentin, durch die Strassen Warschaus gefolgt war.

Im Zug öffnete mein Begleiter ein Abteil der dritten Klasse, und ich ging mit ihm zusammen hinein. Es gab nur noch einen freien Sitzplatz, der auch der Nummer auf meinem Fahrschein entsprach, dort machte ich es mir bequem. Dann tat ich, als würde ich auf der Stelle einnicken, und öffnete nur gelegentlich die Augen, um mich ein wenig umzuschauen und zu sehen, ob ich meinen zweiten Leibwächter unter den übrigen Mitreisenden entdecken konnte. Es entsprach ebenfalls den Regeln, einen der Begleiter geheim zu halten. In Polen hatten wir das «Rückversicherung» genannt.

Die Polizeikontrolle verlief ohne Probleme. Fast alle Fahrgäste hielten ihre Ausweise mehr oder weniger schläfrig hoch, und es gab keine Fragen. Algéciras ist eine eher kleine, aber typische Hafenstadt am Mittelmeer. Ich folgte meinem Führer zu einem bescheidenen Wohnhaus am Stadtrand. Dort wurde ich einem hageren, würdevollen älteren Herrn vorgestellt, der zusammen mit uns in die Strassenbahn eingestiegen war. Ich hatte schon vermutet, dass er die «Rückversicherung» war, obwohl er im Zug im Nachbarabteil gesessen haben musste. Ich sagte ihm, dass eine Vorstellung seinerseits nicht mehr nötig sei.

«Das ist aber schlecht», sagte er in perfektem Englisch. «Ich schäme mich. Wie unangenehm, dass ich Ihre Aufmerksamkeit auf mich gelenkt habe. Woran haben Sie mich erkannt?»

«Es gibt wirklich keinen Grund, sich zu schämen», beschwichtigte ich ihn. «In die Strassenbahn sind ausser Ihnen nur zwei Personen ein-

gestiegen – mein Begleiter und ich. Der Dritte konnte also nur derjenige sein, der mir zugewiesen wurde.»

«Dann ist es tatsächlich nicht meine Schuld», konstatierte er. «Man hätte Ihnen nicht sagen dürfen, dass Sie von zwei Personen begleitet werden.»

Anschliessend weihte er mich in den Plan für den Rest meiner Reise ein. Bei Einbruch der Dunkelheit würden wir uns zu einem unverfänglichen Spaziergang in Richtung Strand aufmachen und durch die Strassen von Algeciras schlendern, die so ruhig waren und dennoch so berühmt als Zentrum internationaler Verschwörung. Am Strand würden wir an Bord eines bescheidenen Fischerboots gehen, das mich auf offener See an ein englisches Motorboot übergeben würde.

Spätabends spazierten wir also in tiefster Finsternis unter kurzen Regenschauern hinunter zur Küste. Wir fanden das Fischerboot, und das Treffen auf See fand pünktlich statt. Das Motorboot gab sich uns mit grellen Lichtsignalen zu erkennen. Wir drehten bei, mein Koffer wurde in das englische Boot gehoben, dann kletterte ich selbst an Bord und wurde Sergeant Arnold vorgestellt. Wir schauten hinaus auf das dunkle, stille Meer, bis wir schliesslich Gibraltar erreichten.

Der Felsen von Gibraltar zeichnete sich beeindruckend in der dunklen Ferne ab. Immer wieder sandten wir unser Lichtsignal hinüber zu den englischen Patrouillenschiffen. Diese regelmässige Demonstration von Macht und Wachsamkeit hatte etwas Beeindruckendes an sich. Sergeant Arnold musste meine Gedanken erraten haben.

«Schade, dass Sie nicht hier waren, als wir in Nordafrika einmarschiert sind. Damals lag hier ein Schiff neben dem anderen. Man hat vor lauter Schiffen beinahe das Meer nicht mehr gesehen!»⁷

Er plauderte noch ein wenig mit mir über die Wunder Gibaltars und diverse Marineangelegenheiten, bis wir an der Mittelmeerfestung anleg-

ten. Am Ufer erwartete uns schon ein Auto. Sergeant Arnold setzte sich ans Steuer und brauste mit mir davon zu einem schlichten zweistöckigen Gebäude, in dem sich eine Offiziersunterkunft befand. Wir gingen einen langen, dunklen Korridor entlang und kamen zu einem Aufenthaltsraum, der im typischen behaglichen Stil eines englischen Clubs eingerichtet war. Den schweren Sesseln, weichen Teppichen und Regalen voller Bücher nach zu urteilen, hätten wir ebenso gut mitten in London sein können.

Aus dem Nachbarzimmer hörte man angenehmes Gemurmel, und wir traten ein. Einer der Männer löste sich aus einer Runde englischer Offiziere und kam auf uns zu.

«Guten Abend», begrüßte er uns, «ich bin Colonel Burgess. Wir sind alle sehr froh, dass Sie gut hier angekommen sind. Morgen wird der Gouverneur Sie empfangen, und am Abend geht es dann in einem Bomber nach London.»

Er machte mich mit den anderen Männern in der Runde bekannt und fragte mich, was ich trinken wolle.

«Einen Whisky trocken», war mein Wunsch. Begeistert schlug sich Colonel Burgess auf die Schenkel.

«Hört, hört», rief er, «das ist ein Mann, der weiss, wie man Whisky trinkt! Wissen Sie, Herr Karski, die meisten meiner Offiziere entweihen nämlich ihren Whisky, indem sie ihn mit Soda mixen. Wo haben Sie denn gelernt, Whisky trocken zu trinken?»

«Ich habe ungefähr ein Jahr in Grossbritannien verbracht. Vor dem Krieg, versteht sich.»

«Tatsächlich? Kennen Sie Edinburgh?», fragte er und zog erwartungsvoll die Augenbrauen hoch.

«Aber ja. Eine ganze Woche war ich dort.»

Jetzt strahlte er vor Freude.

«Haben Sie jemals eine schönere Stadt gesehen?», fragte er mich herausfordernd.

«Nun», entgegnete ich diplomatisch, «jedenfalls nicht in Grossbritannien.»

«Und irgendwo anders?», fragte er weiter.

«Persönlich ziehe ich Lwów vor, dort habe ich studiert.»

«Na so was!», rief er gespielt ungläubig und schüttelte bedauernd den Kopf, als ob er gerade die Oberflächlichkeit der gesamten Menschheit bedauerte. «Er trinkt Whisky wie eine Schotte, aber mag Lwów lieber als Edinburgh ...»

Selten habe ich solch angenehme Gesellschaft genossen. Wir unterhielten uns ausgiebig und gönnten uns einige Drinks. Als ich schliesslich zu Bett ging, war ich bester Stimmung.

Am nächsten Morgen wachte ich mit einem Gefühl von Luxus auf. Es war wundervoll, dass die Füsse nicht augenblicklich zu Eis erstarrten, wenn sie einen Moment mit der Luft in Kontakt kamen. Ausserdem war es herrlich, sich auf ein Frühstück zu freuen, das nicht nur aus einem Stück Schwarzbrot mit Sägemehl und einer Tasse kaltem Malzkaffee bestand. Allein das Frühstück, das mir an jenem Morgen serviert wurde, war die Reise wert gewesen.

Spät in der Nacht hoben wir in einem schweren amerikanischen Bomber, einem Liberator, nach London ab. Am nächsten Tag landeten wir nach einem reibungslosen, angenehmen Achtstundenflug um die Mittagszeit auf einem englischen Flugplatz. Es dauerte eine Weile, bis ich die gründliche englische Sicherheitsprozedur absolviert hatte. Volle zwei Tage vergingen, bevor ich den polnischen Behörden übergeben wurde.⁸ Meine erste Pflicht war es, mich bei Stanisław Mikołajczyk zu melden, dem damaligen stellvertretenden Premierminister und Innenminister unserer polnischen Exilregierung. Seinem Ministerium oblag die Gerichtsbarkeit über die Untergrundtätigkeit, und seine Hauptaufgabe bestand darin, den Kontakt mit den Geheimorganisationen in Polen aufrechtzuerhalten, ihnen finanzielle und militärische Hilfe zu gewähren und, falls erforderlich, Anweisungen zu erteilen.

Es nahm geraume Zeit in Anspruch, meinen Bericht über alle Bereiche des polnischen Untergrunds und die allgemeine Situation in Polen unter der deutschen Besatzung anzufertigen. Die Erleichterung, endlich

im Ausland und ein freier Mann zu sein, hielt nur kurz an – so lange, bis ich anfing, an meinen Berichten zu arbeiten. Von da an spürte ich, wie alle meine Gedanken und Gefühle nach Polen zurückkehrten. Und das blieb bei all meiner zukünftigen Arbeit so. Immer, wenn ich damit beschäftigt war, mein Wissen über die Ereignisse in Polen weiterzugeben, fühlte ich mich unweigerlich, als würde ich alles noch einmal durchleben, als tauchte ich wieder, von der Gestapo verfolgt, in die von Leiden geprägte Atmosphäre des Untergrunds ein.

MEIN BERICHT AN DIE WELT

NACH MEINEM VORLÄUFIGEN BERICHT wurde ich zu einer Unterredung mit Premierminister General Sikorski¹ gebeten. Meine Bewunderung und die der polnischen Bevölkerung für diesen Mann waren enorm. Er gehörte zu den wenigen Politikern, die eine Nation mit ihrer Persönlichkeit nicht erdrücken. Es lag ihm fern, Polen seinen Willen aufzuzwingen, obwohl er in seiner Position als Regierungschef und Oberbefehlshaber sämtlicher Streitkräfte, einschliesslich des Untergrunds, die Möglichkeit gehabt hätte, nahezu unbegrenzte Macht auszuüben.

Ich führte ein langes Gespräch mit ihm über die Pläne des Untergrunds für den zukünftigen Aufbau des polnischen Staats und den all unseren Kämpfern gemeinsamen innigen Wunsch, Polen in eine echte, unerschütterliche Demokratie zu verwandeln, die jedem Einwohner soziale Gerechtigkeit und Freiheit gewährt. Ich berichtete Sikorski, dass die Menschen ihre ganze Hoffnung auf ihn setzten und die überwältigende Mehrheit sich wünschte, dass er für unsere Ziele eintreten und in den bevorstehenden schweren Jahren an der Spitze der Nation stehen würde.

In seiner Antwort schwang Wehmut mit.

«Das Volk darf nicht vergessen», erklärte er mild, «dass der alte General Sikorski schon über zweiundsechzig ist. Er ist ein sehr erschöpfter Mann. Sein einziges Hoffen und Streben richtet sich darauf, am Wiederaufbau eines freien und unabhängigen Polen mitwirken zu können.»

Es war offenkundig, dass Sikorski keine Führungsrolle in Polen anstrebte und sich auch niemals zum Diktator seines Landes aufgeschwun-

gen hätte. Vielmehr hegte er den Wunsch, seiner Nation nach besten Kräften zu dienen.

Mein Zeitplan sah damals eine rasche Rückkehr nach Polen vor. Ich fragte General Sikorski nach seinem politischen Programm während des Krieges.

«Vor allen Dingen», erwiderte er, «möchte ich dazu beitragen, die Einigkeit innerhalb der Vereinten Nationen zu wahren. Nur diese Einigkeit kann die Menschheit von Hitlers Fluch befreien. Allein diese Einigkeit kann dauerhaften Frieden sichern. Wir müssen uns vor Augen führen, dass nach diesem Krieg kein Platz mehr sein darf für Imperialismus, Isolationismus und Nationalismus jeglicher Art. Es muss eine aktive Zusammenarbeit geben, die auf der kollektiven Sicherheit aller Nationen basiert.»

Ich wollte wissen, ob er Chancen sah, dass ein solches Programm realisiert würde.

«Warum nicht? Bedenken Sie nur, was der geniale angloamerikanische Geist bewirkt hat. Können wir nicht allesamt deren Sichtweise und Institutionen übernehmen, die sie nicht nur mächtig gemacht, sondern auch Millionen von Menschen Demokratie und Freiheit geschenkt haben? Ich vertraue auf Amerika und England.»

Er blickte damals höchst zuversichtlich in die Zukunft. Erst kurz zuvor war er aus Amerika zurückgekehrt, wo seine Unterredungen mit Präsident Roosevelt offensichtlich sowohl bedeutsam als auch ermutigend gewesen waren. In England hatte er nach seiner Rückkehr ähnliche Gespräche mit Churchill geführt.

Ich erkundigte mich nach seiner Meinung zur Zukunft der russisch-polnischen Beziehungen.² Darauf überlegte er zuerst eine Weile, stand dann auf und ging im Zimmer auf und ab. Seine Antwort trug er überlegt und bedächtig vor.

«Niemand kann derzeit die künftige Entwicklung absehen. In meiner eigenen Politik halte ich die Zusammenarbeit zwischen allen Mitgliedern der Vereinten Nationen für unabdingbar. Als Premierminister und Pole werde ich alles in meiner Macht Stehende tun, um die Zusammen-

arbeit zu fördern. Polen möchte und wird sowohl während des Krieges als auch danach mit der Sowjetunion zusammenarbeiten. Nicht deshalb, weil Russland mächtig ist, sondern weil eine solche Zusammenarbeit für ganz Europa von Vorteil ist. Das bezieht sich selbstverständlich auf ein freies, unabhängiges Polen, das von seinem eigenen Volk nach eigenen Gesetzen und auf der Grundlage seiner Traditionen und Kultur regiert wird.»

Als ich mich von Sikorski verabschiedete, sagte er zu mir:

«Junger Mann, Sie haben in diesem Krieg hart gearbeitet. Dafür wird Ihnen der Orden *Virtuti Militari* verliehen.³ Die Zeremonie findet übermorgen statt. Aber weil ich Sie persönlich sehr schätze, Sie über eine lange und schwere Zeit hinweg kennengelernt habe, und weil Sie ehrliche Augen haben, die mich freundschaftlich anblicken, würde ich Ihnen gern dieses Zigarettenetui schenken. Es ist kein offizielles Geschenk eines Premierministers oder Oberbefehlshabers, sondern eines alten Ehrenmannes, der viel erdulden musste, viele Enttäuschungen und traurige Stunden erlebt hat und der nun müde ist und Freundschaft zu würdigen weiss. Es stammt von einem Mann, der die Jugend sehr schätzt – jene Jugend, die ein neues Polen und eine neue Welt aufbauen wird.»

Mit diesen Worten ging er zu seinem Schreibtisch und nahm ein silbernes Zigarettenetui aus einer Schublade. Darauf war sein Name eingraviert. Er überreichte es mir mit einem warmherzigen Lächeln. Ich war stolz und beschämt zugleich.

Nachdem wir uns die Hände geschüttelt hatten, sagte er lächelnd:

«Und nun gehen Sie sich ein wenig ausruhen. Lassen Sie sich nicht zermürben von all den Konferenzen und Berichten. Nicht dass die Alliierten noch erreichen, was den Nazis nicht gelungen ist. Sie sehen so schmal und blass aus, das gefällt mir nicht. Wie ich hörte, haben Sie auch einige Zähne eingebüsst – das ziemt sich nicht für einen jungen Herrn und Offizier. Lassen Sie sich neue Zähne anfertigen, die besser sind als

Ihre alten. Wir sind schliesslich nicht so arm, dass wir nicht in der Lage wären, zumindest die ausgeschlagenen Zähne unserer Untergrundkämpfer zu ersetzen.»

Ich war schon fast an der Tür, da sagte er noch:

«Ach ja, und zeigen Sie mir doch bitte einmal Ihre Handgelenke.»

Er betrachtete die Narben an den Stellen, wo ich mir im Gestapo-Gefängnis die Pulsadern aufgeschnitten hatte.

«Das sieht aber böse aus», konstatierte er. «Offensichtlich hat die Gestapo Sie ebenfalls hoch dekoriert. Da haben Sie eine bleibende Erinnerung.»

«Das macht mir inzwischen nichts mehr aus, Herr General», erwiderte ich, «aber ich werde nichts davon vergessen ... und auch meine Kinder und deren Kinder sollen die Erinnerung stets bewahren.»

«Verstehe», entgegnete er, ein bisschen traurig, wie ich meinte, «Sie gehören also zu denen, die nicht vergeben können.»

Drei Tage nach meiner Unterredung mit General Sikorski hatte ich die grosse Ehre, die höchste polnische Militärauszeichnung, das Kreuz des Ordens Virtuti Militari, verliehen zu bekommen. Die Zeremonie fand am Sitz des polnischen Kabinetts in Kensington Palace Gardens Nr. 18 statt. Mehrere Mitglieder der Regierung waren bei der Verleihung zugegen, die vom Oberbefehlshaber geleitet wurde. Sikorski trat zu mir und wies mich feierlich an:

«Treten Sie drei Schritte zurück und nehmen Sie Habachtstellung ein.»

Ich war so bewegt, dass ich kaum zuhören konnte. Ich erinnere mich nur bruchstückhaft an seine Rede:

«Für Ihre Verdienste ... für treue Ergebenheit ... Aufopferung für Ihr Land ... für mutiges Handeln ... im steten Glauben an den Sieg ...»⁴

Ich hatte auch dem polnischen Staatspräsidenten Władysław Raczkiewicz einen ausführlichen Bericht vorzulegen. Dieser Mann war das Oberhaupt eines Hunderte Kilometer entfernten Staates, dessen Behör-

den und Institutionen im Geheimen agierten. Anschliessend musste ich den einzelnen Mitgliedern der Exilregierung und führenden polnischen Politikern Bericht erstatten. Es war eine mühsame, anstrengende und kräftezehrende Arbeit.

Ich traf auch mit unserem Finanzminister zusammen.

«Ich freue mich sehr, Sie zu sehen», begrüsst er mich. «Ich nehme an, dass Sie mich über die politische Lage in Polen informieren können.»

«Es tut mir sehr leid, Herr Minister, aber ich habe Sie aus einem anderen Anlass aufgesucht. Ich bin hier, weil ich den Hüter der polnischen Staatskasse um ein Darlehen bitten möchte. Die Gestapo hat mich meiner eigenen, sehr guten Zähne beraubt, und nun benötige ich dringend neue.»

Wir mussten beide herzlich lachen.

Ein paar Wochen später nahm ich meine zweite Aufgabe in Angriff, die darin bestand, die führenden Vertreter der Vereinten Nationen über die Situation in Polen und die Tätigkeit des Untergrunds in Kenntnis zu setzen. Ich hatte den Auftrag, ihnen unsere Arbeit und unsere Ziele zu erläutern und zu erklären, was sie von uns erwarten konnten und was wir uns von ihnen erhofften. Es ging also um einen Austausch über unsere beiderseitigen Bemühungen für die gemeinsame Sache.

Besonders beeindruckte mich meine Zusammenkunft mit Anthony Eden. Auch wenn er es nicht wusste, hatte er mich während meiner Studienzeit sehr beeinflusst. Zu der Zeit, als ich in der Bibliothek des Völkerbunds in Genf recherchierte, galt Eden in meinem Freundeskreis als grosses Vorbild. Sein Handeln, seine Reden und sein Auftreten waren für uns der Inbegriff moderner Staatskunst. Er wurde von uns sorgsam beobachtet und imitiert. Ich erinnere mich noch gut, wie ich ihm mit ein paar Kommilitonen von der *École des Sciences Politiques* nachschlich, als er im Anschluss an eine Rede bei einer Zusammenkunft des Völkerbundsrates noch eine Runde Tennis spielen ging, was er höchst elegant

und kultiviert tat. Ich hatte das Bedürfnis, ihm davon zu erzählen, verzichtete dann jedoch darauf.

Nachdem ich ihm Bericht erstattet hatte, sagte Eden:

«Lassen Sie uns ans Fenster gehen. Ich möchte Sie mir genau ansehen.»

Und ehe ich sein geräumiges Büro im Aussenministerium verliess, bemerkte er noch:

«Sie haben allem Anschein nach in diesem Krieg fast alles durchgemacht, bis auf eines: die Deutschen haben Sie nicht umgebracht. Ich wünsche Ihnen alles Gute, Herr Karski. Es war mir eine Ehre, Ihnen zu begegnen.»⁵

Darauf entgegnete ich: «Ich bin nur einer unter Tausenden, Sir, unter vielen Tausenden.»

Im Anschluss daran suchte ich eine Vielzahl anderer englischer Politiker auf. Das war für mich kein Neuland. Im Prinzip war ich ja mit nichts anderem beschäftigt als bereits zuvor in Polen: Ich eilte von einem Kontaktpunkt zum nächsten. Nur mit dem Unterschied, dass es hier Limousinen und gutes Essen gab. Dort hingegen herrschten Terror und Hunger.

Nahezu alle massgeblichen englischen Politiker waren an einem anderen Aspekt meiner Berichte interessiert. Die Gründe dafür sind mir unerklärlich, aber es war tatsächlich so, dass keine zwei Vertreter identische Interessen hatten. Der Labourführer Arthur Greenwood, Lord Selbourne, Lord Cranborne und Handelsminister Hugh Dalton, die hitzige Parlamentsabgeordnete Ellen Wilkinson, der britische Botschafter bei der polnischen Regierung Owen O'Malley, der amerikanische Botschafter Anthony Drexel Biddle, der parlamentarische Staatssekretär für auswärtige Angelegenheiten Richard Law – jeder legte auf etwas anderes besonderen Wert.

Ich trat auch vor der Kriegsverbrechenskommission der Vereinten Nationen (UNWCC) auf, die sich aus Vertretern der Vereinten Nationen zusammensetzte und deren Vorsitzender der Rechtsberater der britischen Regierung, Sir Cecil Hurst, war. Ich berichtete dort, was ich im

Warschauer Getto und im Todeslager Belzec gesehen hatte. Meine Aussage wurde auf Band aufgezeichnet und sollte, wie man mir erklärte, als Beweismittel für die Anklage der Vereinten Nationen gegen Deutschland verwendet werden.⁶

Zudem gab ich englischen und alliierten Pressevertretern Interviews und wurde von Parlamentsmitgliedern sowie in Schriftsteller- und Intellektuellenkreisen empfangen. In jenen denkwürdigen Tagen hatte ich die Ehre, die politische, kulturelle und religiöse Elite Grossbritanniens kennenzulernen.

Der Beitrag Polens zu den Kriegsanstrengungen stellte sich an einem zugigen, konspirativen Versammlungsort natürlich vollkommen anders dar als aus der Aussenperspektive des fernen London. Aus der Sicht Londons umfassten unsere Anstrengungen ein paar Hunderttausend polnische Soldaten, eine Handvoll Schiffe, ein paar Tausend Flieger, die aufgrund ihrer Heldentaten in der Luftschlacht um England bejubelt wurden und dann alsbald in der überwältigenden Luftmacht der Alliierten untergingen. Von London aus gesehen, bestanden unsere Anstrengungen in dem kurzen Polenfeldzug und fernen Echos unseres hartnäckigen Widerstands gegen den Besatzer.

Aus britischer Sicht zählte das alles nicht viel. London war der Dreh- und Angelpunkt einer monströsen Militärmaschinerie, die von Milliarden von Dollars, einer Armada aus Bombenflugzeugen und Kriegsschiffen sowie riesigen Armeen angetrieben wurde, die gewaltige Verluste erlitten hatten. Überdies wurde die Frage gestellt, wie im Vergleich zu dem unermesslichen Leiden, dem Heroismus und Opfermut des russischen Volkes die polnischen Opfer einzuordnen seien. Was war Polens Anteil an diesem titanischen Unterfangen? Wer waren die Polen überhaupt?

In Warschau war die Perspektive eine ganz andere gewesen. Dort verstand man unter Mitwirkung, dass man sich aktiv gegen die gigantischste und skrupelloseste Kriegsmaschinerie wandte, die es je gegeben hatte, während ganz Europa sich passiv verhielt oder Kompromisse

schloss. Es war der erste Widerstand gegen die erdrückende Macht der Nazis – ein Widerstand, der sich nicht nur auf die Verteidigung Danzigs oder eines Korridors bezog, sondern auf die moralischen Grundsätze, die für das Zusammenleben der Nationen unabdingbar sind. Für uns in Warschau bedeutete dies, zu kämpfen und dabei tagtäglich das Leben Tausender Mitarbeiter des Untergrunds zu riskieren. Es bedeutete, dass wir trotz des Opfers von fünf Millionen Menschenleben bis in den Tod hinein an unsere gerechte Sache glaubten.

Mir wurde bald klar, dass die Aussenwelt die beiden wichtigsten Prinzipien des polnischen Widerstands nicht nachvollziehen konnte. Sie würde nie verstehen und würdigen können, welche Opfer und welcher Heldenmut darin lagen, dass sich unsere gesamte Nation weigerte, mit den Deutschen zu kollaborieren. Sie wusste weder den Umstand zu schätzen, dass unsere unnachgiebige Haltung Quislinge in unseren Reihen verhinderte, noch hatte sie eine Vorstellung, was diese Haltung tatsächlich bedeutete. Die Tatsache, dass ein Staatsapparat im Untergrund normal funktionieren konnte, mit einem Parlament, einer Regierung, einem Justizwesen und einer Armee, war für sie reine Fantasie. Manchmal hatten sogar emigrierte Polen Schwierigkeiten, sich die Situation in ihrem Land während des Kriegs vorzustellen. Unzählige Male habe ich darüber mit polnischen Soldaten und Offizieren gesprochen. Die meisten von ihnen litten jedoch unter ganz irrationalen Vorurteilen, einer seltsamen Art von Minderwertigkeitskomplex.

«Die polnische Armee ist doch gar nicht im Einsatz», klagten sie oder: «Werden wir je etwas anderes tun, als Übungen zu absolvieren?»

Ich versuchte, ihnen deutlich zu machen, dass die polnischen Streitkräfte insgesamt – im Westen wie auch in Polen selbst – grössere Verluste erlitten als alle anderen unserer westlichen Alliierten. Doch jeder von ihnen wollte wie die Polen in Polen kämpfen, und zwar so bald wie möglich.

Eines Tages im Mai 1943 wurde ich ganz unerwartet zu General Sikorski bestellt. Ich suchte ihn in seinem Büro auf, wo er mir seine Befehle übermittelte.

«Sie werden in Kürze in die Vereinigten Staaten reisen», teilte er mir geradeheraus mit, «und zwar mit der gleichen Mission wie hier. Sie bekommen keinerlei Vorgaben. Unser Botschafter Jan Ciechanowski wird Sie namhaften amerikanischen Persönlichkeiten vorstellen. Ihnen werden Sie berichten, was Sie gesehen haben, was Ihnen in Polen widerfahren ist und was Sie im Auftrag des Untergrunds den Vereinten Nationen zu melden haben. Denken Sie dabei immer daran, dass Sie bei Ihren Rapporten keinerlei Rücksicht auf die politische Situation oder die Person Ihres Gegenübers nehmen dürfen. Sie werden ihnen die Wahrheit sagen und nichts als die Wahrheit. Beantworten Sie alle Fragen, die keine Gefahr für Ihre Kameraden oder den Untergrund darstellen. Verstehen Sie, was ich von Ihnen erwarte? Ist Ihnen bewusst, wie sehr ich darauf vertraue, dass Sie sich unparteiisch äussern werden?»⁷

«Ja, und ich danke Ihnen», erwiderte ich, «ich möchte Ihnen in aller Form meinen Dank für Ihr Vertrauen und Ihr Wohlwollen mir gegenüber aussprechen.»

Als ich mich von ihm verabschiedete, hatte ich keine Vorstellung, dass ich diesen Mann nie wiedersehen sollte. Es war ein entsetzlicher Schock für mich, als wenige Wochen später die Nachricht von seinem tragischen Tod um die Welt ging. General Sikorski kam als Soldat im Einsatz ums Leben, bei einem Flugzeugabsturz in der Nähe von Gibraltar.⁸ Wir Polen hatten kein Glück in diesem Krieg.

Als ich ein paar Wochen darauf in den Hafen von New York einlief, sah ich die Freiheitsstatue vor mir auftauchen. Für mich waren die USA nicht nur das Land Washingtons und Lincolns, sondern auch das von Kosciuszko und Pulaski.⁹

Ebenso wie in England durchlebte ich hier innerlich meine Erfahrungen noch einmal in einer schier endlosen Folge von Konferenzen, Gesprächen, Reden und Zusammenkünften. Wieder hörte ich von den wich-

tigsten Männern des Landes die gleichen Fragen: «Was können wir für Sie tun? Was erwarten Sie von uns? Wie können wir helfen?»

Meine Antwort darauf lautete:

«Die materielle Unterstützung, die wir von Ihnen erhalten, ist enorm wichtig. Aber noch unendlich wichtiger ist es, Ihre Ideale, Ihre Lebensart, Ihre Fairness im öffentlichen Leben, die amerikanische Demokratie und Aufrichtigkeit in der Aussenpolitik nach Europa zu bringen. Wir Europäer betrachten Sie als die grösste Weltmacht. Daher fordern wir Sie auf, Ihre Prinzipien, wie in den Vier Freiheiten und der Atlantik-Charta formuliert, auf die gesamte Welt zu übertragen. Sie werden Europa und die ganze Welt retten. Das erwarten wir von Ihnen.»

Wieder kam ich dem Wunsch der zahlreichen führenden Repräsentanten aus den verschiedensten Bereichen – Politik, Religion, Wirtschaft, Kultur – nach, etwas über mein Land zu erfahren. Das Kriegsministerium wurde vertreten von Minister Stimson und seinen Untergebenen, von denen viele inkognito arbeiteten. Das wurde in England bei den Mitarbeitern, die in den besetzten Gebieten Kontakt zu den Widerstandsgruppen hielten, ebenso gehandhabt.

Im Aussenministerium sprach ich mit dem stellvertretenden Minister Adolf Berle sowie etlichen Staatssekretären, im Justizministerium mit Minister Francis Biddle, beim Obersten Bundesgericht mit Richter Felix Frankfurter.¹⁰ Weiterhin erstattete ich den katholischen Erzbischöfen Mooney und Stritch Bericht sowie durch Vermittlung von Rabbi Wise den jüdischen Vertretern Nahum Goldmann, Morris Waldman und vielen anderen.¹¹

Ich erkannte damals, wie sehr sich die Welt schon zusammengeschlossen hatte. Mir schien, als funktioniere das Netz, dem ich angehörte, gewissermassen innerhalb eines einzigen, weltweiten Organismus, von dem kein Teil – und sei er noch so mächtig – sich aus eigener Kraft lösen konnte.

Schliesslich stand die wichtigste Unterredung bevor. Am 28. Juli

1943 teilte Botschafter Jan Ciechanowski mir mit, dass der Präsident der Vereinigten Staaten sich noch am selben Tag von mir persönlich über die Ereignisse in Polen und im besetzten Europa unterrichten lassen wolle.¹²

Ich fragte unseren Botschafter, was ich dem Präsidenten sagen sollte.

«Seien Sie kurz und präzise», antwortete er lächelnd, «Präsident Roosevelt ist der wahrscheinlich meistbeschäftigte Mann der Welt.»

Das Weisse Haus wirkte auf mich wie eine ländliche Villa, neu und solide gebaut, umgeben von Bäumen und Stille. Ihm fehlten all die prächtigen Statuen, die efeuberankten Mauern, die kleinen und grossen Türme und die altherwürdige Patina, die solche Gebäude in meinem Heimatland zieren. Es sah aus wie ein Herrenhaus auf einem grossen Landgut. Das Herz schlug mir bis zum Hals, als ich das Weisse Haus an der Seite unseres Botschafters, der mich vorstellen sollte, betrat. Das war sie also, die Schaltzentrale der Macht. In Kürze würde ich vor dem mächtigsten Vertreter der mächtigsten Nation der Welt stehen.

Präsident Roosevelt schien reichlich Zeit zu haben und keine Müdigkeit zu kennen. Er war erstaunlich gut über Polen informiert und wünschte noch weitere Informationen. Seine Fragen stellte er gezielt, präzise und auf die entscheidenden Aspekte bezogen. Er erkundigte sich nach unseren Anstrengungen auf dem Gebiet der Bildung und zum Schutz der Kinder. Weiterhin interessierte er sich für die Organisationsstruktur des Untergrunds und die Verluste, die die polnische Nation erlitten hatte. Er wollte von mir wissen, warum Polen das einzige Land ohne Verräter und Kollaborateure war. Darüber hinaus fragte er mich, ob ich die Berichte über das Vorgehen der Deutschen gegen die Juden bestätigen könne. Er war äusserst interessiert an den Methoden, die bei der Sabotage, Diversion und im Widerstandskampf zum Einsatz kamen.

Zu jedem Thema wünschte er detaillierte und exakte Informationen.

Er wollte sich einen realistischen Eindruck vom Klima und der Atmosphäre im Untergrund verschaffen und erfahren, wie die Menschen dort dachten. Sein Weitblick beeindruckte mich zutiefst. Genau wie General Sikorski hatte er nicht nur sein eigenes Land im Auge, sondern die gesamte Menschheit. Als ich mich von ihm verabschiedete, lächelte er mich noch immer wach und lebhaft an, während ich mich sehr müde fühlte.

Doch diese Müdigkeit war keine gewöhnliche, sondern eher die zufriedene Erschöpfung eines Arbeiters, der seinen Auftrag mit einem letzten Hammerschlag fertigstellt, oder eines Künstlers, der das fertige Gemälde noch signiert. Etwas war vollendet, und es blieb nur die Müdigkeit, aber auch die Befriedigung, es geschafft zu haben.

Der Botschafter wollte mich mit dem Wagen zurückbringen, aber ich zog es vor, ein bisschen spazieren zu gehen. Ich steuerte auf den Lafayette-Platz gegenüber dem Weissen Haus zu, auf der anderen Seite der Pennsylvania Avenue. Ich wusste, was mich dorthin zog: An einer Ecke steht die Statue Kos'ciuszkos mit der Inschrift: «And Freedom Shrieked as Kosciuszko fiel.» (Und die Freiheit schrie, als Kosciuszko fiel.)

Ich setzte mich auf eine Bank und beobachtete die Passanten. Alle waren gut gekleidet und wirkten gesund und zufrieden. Der Krieg schien sie kaum zu betreffen. In meinem Kopf schwirrten zusammenhanglose Gedanken und Bilder herum: der exquisite Salon des portugiesischen Botschafters in Warschau und dann abrupt und übergangslos Hitze, Staub und Dunst des Kampfes und die Bitterkeit der Niederlage. Der endlose, chaotische Marsch gen Osten und die vergebliche Suche nach nicht vorhandenen Einheiten. Dann der heulende Wind und die öde sowjetische Steppe. Der Stacheldraht des Gefangenenlagers. Der Zug. Das deutsche Konzentrationslager in Radom und meine erste Begegnung mit einer unvorstellbaren Brutalität. Dreck, Hunger, Erniedrigung. Dann der Untergrund, das Geheimnisvolle und Rätselhafte, die ständige nervliche

Anspannung. Die slowakischen Berge und die Skifahrt, wie ein rasanter Übergang in die Oberwelt.

Paris, die Stadt des Lichts, besetzt ... Angers voller deutscher Spione ... Dann zurück über die Karpaten, zurück in ein Land von Gräbern, Tränen und Leid. Die Gestapo und der erste Schlag im Schlaf... dann die Folter, die Zähne und Rippen, das strömende Blut, überall, in meinen Augen, meinen Ohren, Blut, das die ganze Welt füllt.

Dann die Worte: «Wir hatten zwei Befehle ... Der erste lautete, alles in unserer Macht Stehende zu tun, um dich zu befreien. Und der zweite hiess, dich zu erschiessen, falls es schiefgeht.»

Dann die Arbeit im Untergrund, eintönig, konspirativ und gefährlich. Das Getto und das Todeslager, die Erinnerung bringt die Übelkeit mit sich, die geflüsterten Worte der Juden, die in meinen Ohren wie ein Bergsturz widerhallen. Dann Unter den Linden – Berta, Rudolf, Menschen, die ich einst mochte und die ich nun verachtete. Die Pyrenäen bei Nacht und bei Tag. Die diplomatischen Kreise und die Konferenzen. Meine Auszeichnung. Und dann sah ich ihn, so wie ich ihn auch jetzt während des Schreibens vor mir sehe – den müden, würdigen alten Herrn, der mich mit väterlichem Blick betrachtet und zu mir sagt: «Ich gebe Ihnen keinerlei Empfehlungen oder Anweisungen. Sie vertreten nicht die polnische Regierung oder deren Politik. Unsere Hilfe wird rein praktischer Natur sein. Ihre Aufgabe besteht lediglich darin, objektiv wiederzugeben, was Sie gesehen und erlebt haben und was man Ihnen aufgetragen hat, über die Menschen in Polen und den anderen besetzten Gebieten Europas zu berichten.»

POSTSKRIPTUM¹

Ich behaupte nicht, ein erschöpfendes Bild des polnischen Untergrunds, seiner Struktur und Tätigkeit gezeichnet zu haben. Bedingt durch unsere Methoden, gibt es vermutlich derzeit niemanden, der in der Lage wäre, einen allumfassenden Bericht zu geben. Das wird erst viele Jahre nach dem Krieg und mithilfe noch zu beschaffender und zu prüfender Informationen möglich sein. Dieses Buch will nur eine persönliche Geschichte erzählen, meine Geschichte. Ich habe versucht, mich an alles zu erinnern, was ich erlebt habe, und von den Taten all derer zu erzählen, denen ich damals begegnet bin.²

Der polnische Untergrundstaat, dem ich angehörte, unterstand der polnischen Exilregierung in London. Mir ist bekannt, dass ausserhalb dieser Organisation noch andere Kräfte unter der Führung oder dem Einfluss Moskaus aktiv waren. Weil ich hier nur meine unmittelbaren Erlebnisse schildern wollte, war für ihre Tätigkeit in diesem Buch kein Platz.³

Ich bin als erstes aktives Mitglied des polnischen Untergrunds in der glücklichen Lage, zu veröffentlichen, was ich über seine Geschichte weiss, und hoffe, dass dies auch andere darin bestärkt, ihre Erfahrungen weiterzugeben. Mögen sich die freien Völker überall auf der Welt anhand dieser Berichte eine objektive Meinung darüber bilden, wie sich das polnische Volk in den Jahren der deutschen Besatzung verhalten hat.⁴

J. K.

ANMERKUNGEN

1. DIE NIEDERLAGE

1. JAN KOZIELEWSKI (der 1942 den Namen Jan Karski annahm), geboren am 24. Juni 1914 in Łódź, verlor 1920, im Alter von sechs Jahren, seinen Vater. Er wuchs mit seiner Mutter Walentyna (gestorben 1935) und seinem älteren Bruder Marian auf, der Jans Ausbildung finanzierte und sein berufliches Fortkommen überwachte (vgl. unten Anm. 5). Die im Sommer 1944, mitten im Krieg, verfasste Kurzbiografie am Anfang dieses Kapitels vermischt geschickt Dichtung und Wahrheit, um die Identität des «Abgesandten Karski» zu verschleiern und seine Angehörigen zu schützen. Wahr ist, dass er brillanter Student an der Jan-Kazimierz-Universität in Lwów war (1931-1935) und ein Doppelstudium absolvierte: Jura und Diplomatie. Wahr ist auch, dass er den obligatorischen einjährigen Militärdienst an der Kadettenschule der berittenen Artillerie in Włodzimierz in Wolhynien ableistete (heute in der Ukraine) und als Bester seines Jahrgangs beendete. Wahr ist auch, dass er sich im Ausland aufhielt und dort studierte, aber nicht drei Jahre, sondern neunzehn Monate (1936-1938): acht Monate bei der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO) in Genf, elf Monate im polnischen Konsulat in London. Im Februar 1938 wurde er nach Warschau zurückgerufen, um eine Eliteausbildung für künftige Diplomaten zu durchlaufen, die er als bester von zwanzig Absolventen abschloss. Am 1. Februar begann er eine sichere Karriere im Aussenministerium als Beamter der gehobenen Laufbahn. Er diente zunächst als Referendar bei der Abteilung Emigrationspolitik und wurde im Sommer 1939 zum Sekretär beim Personalsbüro des gefürchteten Tomir Drymmer befördert. Quelle: Faksimile der unveröffentlichten Niederschrift von Jan Karski, «Dane osobiste sprawodawcy» (Persönliche Angaben des Berichtenden), Anhang zu seinem im März 1940 in Angers verfassten Bericht, veröffentlicht von Stanisław M. Jankowski in *Karski. Raporty tajnego emisariusza* (Karski. Die Berichte eines heimlichen Gesandten), Poznań, Rebis, 2009, S. 48f.
2. Die vergleichende Demografie, angewandt auf Wanderungsbewegungen der Ar-

beiter in der Zwischenkriegszeit, war ein Schwerpunktgebiet und Gegenstand der Dissertation – und zunächst Diplomarbeit – sowie des Studienaufenthalts des Studenten Jan Kozielski bei der ILO in Genf, wie aus seiner auf Französisch geschriebenen, 147 Seiten umfassenden Diplomarbeit mit dem Titel «Les problèmes démographiques et migratoires en Pologne, comparativement avec le Japon, l'Italie, l'Allemagne et la France, l'Angleterre» (Die demografischen Probleme und Probleme der Wanderungsbewegungen in Polen im Vergleich mit Japan, Italien, Deutschland, Frankreich und England) hervorgeht. Sie wurde kürzlich im «Archiv Neuer Akten» in Warschau (Dokumentnummer MSZ9878) unter den Beständen des polnischen Aussenministeriums wiederentdeckt und im Juni 2009 in Kopie von Professor Jerzy Tomaszewski der Société historique et littéraire polonaise – Bibliothèque polonaise de Paris übermittelt.

3. Vor 1918 gehörte Oświęcim (Auschwitz) im Südwesten von Galizien zum Habsburgerreich, dem die Stadt 1795 bei der dritten polnischen Teilung zugefallen war, zusammen mit dem Palatinat Krakau, dem das mittelalterliche «Herzogtum Oświęcim» 1454 einverleibt worden war. Das an der Grenze zu Oberschlesien (das Friedrich II. von Österreich erobert hatte) gelegene Oświęcim war seit dem 18. Jahrhundert Garnisonsstadt und seit Mitte des 19. Jahrhunderts ein Eisenbahnknotenpunkt, an dem sich viele neue Industrien angesiedelt hatten. Im wiederhergestellten Polen wurde Oświęcim wieder zu einer polnisch-jüdischen Stadt (1939 stellten die Juden mit rund 7'000 über 50 Prozent der Einwohner) in der historischen Provinz «Kleinpolen» (Malopolska), bekannt durch die Alkoholfabrik von Jakob Haberfeld (die Pesachówka oder Pessach-Wodka herstellte) und die Düngemittelproduktion der Familie Schönker. In den alten österreichischen Kasernen war im August 1939 die «V. DAK» (5. Division der berittenen Artillerie) stationiert, der Jan Karski angehörte. Oświęcim erhielt bald einen germanisierten Namen: Auschwitz.
4. Durch seinen Dienst im polnischen Aussenministerium erhielt der Autor seine Informationen über den Druck, der auf Warschau ausgeübt wurde, den geheimen Mobilmachungsbefehl vom 23. August 1939 aufzuheben, aus bester Quelle und nicht nur Gerüchte, insbesondere vom französischen Botschafter Léon Noël. Der Befehl galt für die Luftwaffe, die Luftabwehr und befahl für sechs Wehrbezirke die Versetzung in den Alarmzustand. Er betraf achtzehn Divisionen, sieben Kavalleriebrigaden und zweieinhalb Reservedivisionen. Die Unterzeichnung des wechselseitigen Beistandsvertrags am 25. August, durch den London seine Garan-

ten für Polen bekräftigte, vereitelte, wie man heute weiss, die Bemühungen von Minister Georges Bonnet, den Vertrag von 1921 zu «annullieren», der Frankreich und Polen verband. Paris und London versuchten jedoch weiter, «den Frieden um jeden Preis zu retten», und machten verschiedene Vorschläge für direkte Verhandlungen zwischen Berlin und Warschau über Danzig und den «Danziger Korridor». Am Nachmittag des 29. August wurde Botschafter Léon Noël davon in Kenntnis gesetzt, dass Polen sich gezwungen sehe, die Generalmobilmachung anzuordnen. In Abstimmung mit seinem britischen Kollegen verlangte er daraufhin, die Entscheidung solle «ausreichend lange verschoben werden, um nicht der Hitlerpolitik in die Hände zu spielen», und der Begriff «Mobilmachung» solle vermieden werden. Noël bemühte sich, Aussenminister Jozef Beck von dieser Haltung zu überzeugen. Polen verlor dadurch vierundzwanzig Stunden Zeit. Am 30. August erklärte Präsident Moscicki offiziell die Generalmobilmachung. Mit Verwunderung liest man darum in dem grossen Werk des Historikers Jean-Baptiste Duroselle, *Politique étrangère de la France. F abîme 1939-1945* (Paris, Seuil, 1990, S. 25) in dem Abschnitt «Ist Polen noch zu retten?» die Einschätzung: «Infolge der Illusionen von Oberst Jozef Beck begann die Generalmobilmachung erst am 30. August. Massive Bombenangriffe machten sie sogleich zunichte.»

5. MARIAN KOZIELEWSKI (1897-1964) war fast achtzehn Jahre älter als Jan, der Jüngste der Familie. Er war als russischer Staatsbürger am 6. September 1897 in Łódź zur Welt gekommen, Sohn eines polnischen Handwerkers, der eine kleine Werkstatt für Sattelzeug und Lederartikel besass. Im September 1914 verliess Marian Kozielewski, damals noch Gymnasiast, die Schule, um sich in Galizien den Legionen von Jozef Piłsudski anzuschliessen. Er diente in der 1. Brigade (3. Bataillon) an der österreichisch-russischen Front und wurde dort im August 1915 verwundet. Bei seiner Entlassung aus dem Lazarett fand er sich in der deutschen Besatzungszone des Königreichs Polen wieder, deshalb konnte er nicht zu seiner Einheit zurückkehren und musste in Sachsen im Kohlebergbau arbeiten (März bis Dezember 1916). Dank der neuen Politik der Mittelmächte gegenüber den Polen, die mit den Manifesten vom 6. November 1916 verkündet wurde, konnte er Anfang 1917 als Kanonier des 1. Artillerieregiments zu den Legionen zurückkehren. Im Juli 1917 lehnte er wie alle Getreuen des «Kommandanten» Piłsudski die Eidesleistung auf die Mittelmächte ab und wurde interniert; im März 1918 wurde er

aus Gesundheitsgründen entlassen. Sofort schloss er sich in Łódź der Abteilung der Polnischen Militärorganisation POW (Polska Organizacja Wojskowa) an. An deren Spitze baute er im November 1918 im Namen des Unabhängigen Polen die Kontrolle über die lokalen Eisenbahnknotenpunkte auf. Nach der Entlassung aus dem Militär 1919 wurde er als Offizier der Polizei des in der Entstehung begriffenen Staats zugewiesen und leitete während des polnisch-sowjetischen Kriegs 1920 die 213. Kompanie der freiwilligen Polizeikräfte. Nach 1921 blieb er als Armeeeoffizier bei der Polizei, bis 1926 war sein Vorgesetzter dort Borzęcki (vgl. Kap. 8). 1931 wurde er in Lwów zum Kommandanten der Bezirkspolizei ernannt. Er holte seine Mutter und seinen Bruder Jan nach Lwów, Jan studierte dort an der Jan-Kazimierz-Universität Jura und Diplomatie. Im Herbst 1934 rief ihn Marschall Piłsudski nach Warschau und übertrug ihm die Befehlsgewalt über die Polizei in der Hauptstadt. Im September 1939 widersetzte er sich dem Befehl, seine Dienststelle nach Osten zu verlegen, und blieb mit einer Minderheit seiner Polizisten in Warschau, wo er seine Leute dem Zivilkommissar für die Verteidigung der Hauptstadt unterstellte, dem Bürgermeister-Präsidenten von Warschau, Stefan Starzynski, Reservemajor und ein alter Freund der Legionen (vgl. Kap. 8, Anm. 5). Heute wissen wir, dass er die Handvoll Polizisten, die mit ihm in Warschau blieben, vor dem Tod in Ostaschków bewahrt hat. Er half Starzynski, die am 6. September ins Leben gerufene Zivilgarde (Straz Obywatelska) zu organisieren. Bei der Kapitulation der militärischen Verteidiger von Warschau (28. September) wurde er wie sein Freund Starzynski zum dritten Mal mit dem Tapferkeitsorden ausgezeichnet. Er willigte ein, weiter an der Spitze der polnischen Polizei zu bleiben, die nach der Kapitulation weiter existierte, und stellte sie sofort in den Dienst des Widerstands. Quelle: Andrzej Kunert, *Stownik biograficzny konspiracji Warszawskiej, 1939-1944* (Biografisches Wörterbuch des Widerstands in Warschau, 1939-1944), Warschau 1999, Band III, S. 98-101. Zum weiteren Verlauf der Biografie von Marian Kozielski vgl. Kap. 7 und Anm. 1 und 2 zu Kap. 21.

6. Der Begriff «fünfte Kolonne» wurde 1936 im Spanischen Bürgerkrieg geprägt. In der Sudetenkrise und im Münchner Abkommen 1937-1938 wurde er für die deutschen Minderheiten in Mitteleuropa, die Volksdeutschen, verwendet, die entgegen den Festlegungen im Versailler Vertrag ihre Rückkehr ins Deutsche Reich forderten. Bei der Volkszählung 1931 gehörten 2,3 Prozent der Einwohner Polens oder 800.000 Personen hauptsächlich in Pommern und Oberschlesien der deut-

- schen Minderheit an. Ihre Durchdringung mit nationalsozialistischem Gedankengut erfolgte unter anderem durch die Jungdeutsche Partei mit Sitz in Bielsko (Bielitz), aber auch durch die Untergrundorganisation Landesgruppe-Polen. Seit dem 30./31. August führten sie mithilfe von Fallschirmspringer-Kommandos Sabotageakte aus, um die Mobilmachung der polnischen Armee zu stören. In Katowice, Pszczyna und Bielsko-Biala versuchte die deutsche Minderheit den bewaffneten Aufstand – schwerer wiegende Ereignisse als die Fensterschüsse in Oświęcim am 2. September 1939. 1941 veröffentlichte die polnische Exilregierung in London dazu die Dokumentation: *The German Fifth Column in Poland*, London 1941.
7. Früh am Morgen des 1. September 1939 warfen die Stukas der deutschen Luftwaffe anstelle einer Kriegserklärung ihre ersten Bomben auf Wieluń ab, eine friedliche Kleinstadt im Westen der Wojewodschaft Łódź. Bei diesem Terrorbombardement fielen 46 Tonnen Bomben auf ein «Ziel» ohne jede strategische Bedeutung, hauptsächlich Krankenhäuser, die mit grossen roten Kreuzen auf den Dächern markiert waren. Bei dem Angriff starben 1'200 Zivilisten, darunter Kranke und Kinder; die Stadt wurde zu 70 Prozent zerstört, das Stadtzentrum zu 90 Prozent. Vgl. Joachim Trenkner, «Wieluń, 1939», in: *Tygodnikpowszechny*, Nr. 36, 5. September 1999.
 8. Tarnopol, eine Stadt in Podolien am Ufer des Seret (linker Nebenfluss des Dnjestr), wurde 1540 von Jan Tarnowski gegründet, einem Feldherrn der polnischen Krone. Bei der ersten polnischen Teilung (1772) wurde Tarnopol eine Stadt des «Königreichs Galizien und Lodomerien» (bis 1918) im Besitz der Hauses Österreich. Unmittelbar vor Kriegsausbruch 1914 zählte Tarnopol 33.000 Einwohner, die stolz auf ihre kulturelle Vielfalt waren, auf ihre architektonischen Schmuckstücke aus der Vergangenheit und ein reges gesellschaftliches Leben, das Tarnopol den Beinamen «Klein-Lwów» eintrug. Die Stadt blieb eine Bastion der polnischen Identität angesichts des «ruthenischen» nationalen Erwachens auf dem Land in der Nähe der Grenzen zum russischen Reich. Tarnopol litt sehr unter den schrecklichen Gewalttaten des Ersten Weltkriegs, der für die Stadt sechs Jahre dauerte, mit dem Epilog der «fünfzig blutigen Tage» während der kurzlebigen sozialistischen Sowjetrepublik Westukraine, die von den bolschewistischen Oberern errichtet wurde (26. Juli bis 19. September 1920). Tarnopol wurde von der polnischen Armee mit Unterstützung der verbündeten Armee von Symon Petljura befreit, kehrte zusammen mit «Ostgalizien» ins wiederhergestellte Polen zu-

rück und nahm wieder seine Rolle als Bastion Polens an der russischen Grenze ein. Bei der Volkszählung 1931 gaben 66 Prozent der Bevölkerung an, ihre Muttersprache sei Polnisch, 29,8 Prozent nannten Ukrainisch und 4,1 Prozent Jiddisch. Die Konfessionen verteilten sich wie folgt: 44,5 Prozent römisch-katholisch, 42,8 Prozent unierte Christen und 12,4 Prozent Juden. Quelle: «Polski Tarnopol», in *Karta*, Nr. 3, März 1991, sowie Piotr Eberhardt, *Przemiany narodowosciowe na Ukrainie XX wieku* (Die nationalen Veränderungen in der Ukraine im 20. Jahrhundert), Warschau, Biblioteka Obozu, 1994.

9. Bis zum 17. September 1939 waren in Polen (bei Regierung und Bevölkerung) die das Land betreffenden geheimen Klauseln des Molotow-Ribbentrop-Pakts (oder deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakts) nicht bekannt. Gerüchte und Informationsbrocken, die man bis an die politische Spitze durchsickern liess, betrafen die baltischen Staaten und Rumänien. Minister Beck war von der «Neutralität» der Sowjetunion überzeugt, zumindest in der ersten Phase eines Krieges, in der, wie er sagte, viel von der «Entschlossenheit» der Verbündeten Polens abhängen würde: Frankreichs und Grossbritanniens. Niemand in Polen rechnete mit einer «Intervention der Roten Armee», einem Einfall in Polen. Doch Dokumente aus französischen diplomatischen Archiven, die seit 1990 von einer jungen Generation polnischer Historiker zutage gefördert wurden, belegen hinreichend, dass das französische Aussenministerium und Staatspräsident Daladier bereits seit dem 11. Juni 1939 aus verschiedenen Quellen und durch übereinstimmende Informationen an ihre Geheimdienste Bescheid wussten – in Moskau durch die Botschafter Naggiar und Payart, in Berlin durch Coulondre, in Hamburg durch Generalkonsul Roger Garreau usw. Aber man vermied, den polnischen «Verbündeten» zu informieren, aus Angst, Polen könne «sich zur Kapitulation entschliessen», während man doch eine «Ostfront» brauchte, die Deutschland eine gewisse Zeit band, damit Frankreich unterdessen seine eigenen Kriegsvorbereitungen weiterführen konnte. Vgl. Malgorzata Wrorka, *Polska – niepotrzebny alianc Francji? 1939-1944* (Polen, nutzloser Verbündeter Frankreichs? 1939-1944), Warschau, Neriton, 2003, und Marek Kornat, *Polska 1939 roku wobec paktu Ribbentrop-Molotow* (Polen 1939 angesichts des Ribbentrop-Molotow-Pakts), Warschau 2002.
10. Diese Ansprache an die vor Tarnopol versammelten Soldaten als Erklärung, warum eine gepanzerte Kolonne der 6. Sowjetarmee von der ukrainischen Front nach Polen vorgedrungen war, gab die Argumentationslinie wieder, die der

«Dienst der Roten Armee für Propaganda und Agitation» genauestens vorbereitet hatte. Seit dem 14. September wurden die Argumente den Abteilungen an der weissrussischen und ukrainischen Front eingetrichtert, die den Auftrag hatten, im Morgengrauen des 17. September vorzurücken. Eindeutig formuliert waren die Argumente in den Direktiven Nr. 16633 und 16634, unterzeichnet von Kliment Woroschilow und Boris Schaposchnikow (veröffentlicht in N. Lebedeva et al., *Katyn: Plenniki neobiavlennoj wojny* [Katyn: Die Gefangenen eines nicht erklärten Krieges], Moskau, Demokratia, 1997, Dokumente 3 und 4). Die (geheimen) Militärbefehle besagten, die Rote Armee solle «die polnische Armee vernichten», «in einer Blitzoffensive zerschlagen», «mit Granaten und Bajonetten vorrücken» in «dem gerechtesten der revolutionären Kriege» (zitiert von dem russischen Historiker W. A. Niewiejin in *Propaganda sowiecka w przededniu wojny z trzecią Rzeczq, 1939-1941* [Die sowjetische Propaganda am Vorabend des Kriegs gegen das Dritte Reich, 1939-1941], Krakau, Arkana, 2001, S. 81-90 in der polnischen Übersetzung). Aber es kam darauf an, so setzte Molotow Botschafter von der Schulenburg am 10. September auseinander, «nicht als Aggressor dazustehen». Molotow warnte ihn vor dem «unangenehmen» Charakter des Verweises auf die «slawische Solidarität» angesichts der deutschen Bedrohung. Umgekehrt argumentierte die Sowjetunion auf diplomatischer Ebene wie im Hinblick auf die polnische Bevölkerung mit dem «Zusammenbruch» und der «Auflösung» des polnischen Staates, was die «brüderliche Hilfe» für die «im Stich gelassene» Bevölkerung in Weissrussland und der Ukraine rechtfertige. Ihnen teilten die Politoffiziere mit, die «Rote Armee ist gekommen, um sie vom Joch der polnischen Grundbesitzer und Kapitalisten zu befreien». Die «brüderliche Hand» wurde auch dem einfachen polnischen Soldaten gereicht in Form von Traktaten und Proklamationen in gebrochenem Polnisch, unterzeichnet je nach Abschnitt vom Kommandanten Michail Kowalow, Oberbefehlshaber der weissrussischen Front, oder von Semen Timoschenko als Oberbefehlshaber an der ukrainischen Front. Diese Schriften riefen die Soldaten der polnischen Armee auf, sie sollten «die Waffen niederlegen» oder sie gegen die «Blutsauger» richten, «die polnischen adligen Offiziere». Zwei Beispiele für derartige Schriften sind abgedruckt bei Jan T. Gross, *Revolution from Abroad. The Soviet Conquest of Poland's Western Ukraine and Western Bielorrussia* (Revolution von aussen. Die sowjetische Eroberung der Westukraine und des westlichen Weissrussland), Princeton, Princeton University Press, 1988.

2. GEFANGENER IN RUSSLAND

1. Am 17. September 1939 rief der Präfekt von Tarnopol die Einwohner per Lautsprecher auf, der heranrückenden Kolonne der Roten Armee einen freundschaftlichen Empfang zu bereiten. Die ersten Weiler des Bezirks, die die Kolonne bereits «empfangen» hatten, hatten sie von Bekundungen der Brüderlichkeit und Hilfsversprechen unterrichtet. Die Einheiten der 6. Armee von der ukrainischen Front rückten in die Stadt ein, «um sie vor dem Krieg zu retten», und machten noch am selben Abend klar, was ihr «Schutz» bedeutete: methodische Jagd auf alle Uniformträger und Träger von Abzeichen, Zusammentreiben von Polizisten, Pfadfindern, Studenten, Schülern unter Bewachung, die am nächsten Morgen aus der Stadt gebracht wurden.
2. Ostra Brama, das «Spitze Tor» von Wilna (Vilnius), ist ein mittelalterlicher Torbogen mit spitzen Turmaufsätzen. In einem grossen Fenster in der Mitte ist eine reich geschmückte Ikone der Jungfrau Maria zu sehen, die aus dem 16. Jahrhundert stammt. Glühende Marienverehrung ist für Polen charakteristisch, Maria gilt als «die Königin Polens». Die patriotische Verwurzelung gewann im 19. Jahrhundert angesichts der Intoleranz und Verfolgungen des zaristischen Russland noch zusätzlich an Bedeutung. Die Worte, mit denen Adam Mickiewicz sein Versepos *Pan Tadeusz* (Herr Tadeus) beginnt und die von Generationen rezitiert wurden, bringen das zum Ausdruck: «O heil'ge Mutter Gottes! Hör mein Flehen!... Oft hab ich dein leuchtend Bild gesehen/Am Spitzen Tor zu Wilna ...» Am 2. Juli 1927 fand eine feierliche Krönung statt, mit der Maria symbolisch als Schutzherrin Polens bestätigt wurde. Jan Kozielski war damals dreizehn Jahre alt und zutiefst gläubig: Sein Medaillon hatte wohl mit dieser Zeremonie zu tun.
3. Es handelt sich um das alte Kloster Kozielszczyna im Verwaltungsbezirk (Oblast) Woroschilowgrad, 600 Kilometer östlich von Tarnopol in der Zentralukraine, süd-östlich von Kiew. Am 19. September 1939 wurde Kozielszczyna per Geheimbefehl Nr. 0308 des Volkskommissars für Inneres und Sicherheit, Lawrenti Beria, eines von acht Lagern (neben Ostaschkow, Juchnow, Kozielsk, Putiwł, Starobielsk, Wjasniki, Snamenka), die «in zehn Tagen» bereitgestellt wurden, um 126.000 polnische Kriegsgefangene aufzunehmen, die die Sowjets seit dem 17. September gemacht hatten. Das Lager Kozielszczyna sollte zunächst 5'000 Gefangene aufnehmen und bis zum 1. Oktober seine Kapazität auf 10.000 Gefangene erweitern. Joseph Czapski machte das Lager Starobielsk 1945 mit seinem Bericht

bekannt (*Souvenirs de Starobielsk*, 1945, Neuaufl. Paris, Noir sur Blanc, 1987, und *Terre inhumaine*, Paris, Les Iles d'or, 1949, Neuaufl. Lausanne, L'Age d'homme, 1978). Durch denselben Befehl wurde auch die GUPW geschaffen, die «Hauptverwaltung für Angelegenheiten der Kriegsgefangenen und Internierten» innerhalb des NKWD. Die Leitung hatte Petr Soprunienko, sie war verwaltungsmässig mit dem Gulag verbunden. Diese Entscheidung versties gegen alle internationalen Verträge, die das Schicksal von Kriegsgefangenen regelten. In der Führung des NKWD war ein Mitarbeiter Berias, Kruglow, für die GUPW zuständig. Befehl Nr. 0308 ist eines von zwölf Dokumenten, die A. Kokurim 1990 nach dem Ende der Sowjetunion bei Recherchen über das Massaker von Katyn in den Archiven entdeckt hat. Auf Initiative von Piotr Mitzner wurde der Befehl erstmals veröffentlicht vom Verlag Karta in einer ausserordentlichen Sammlung von Zeugenberichten und Dokumenten aus Archiven, die nach dem Ende der Sowjetunion zugänglich wurden: *Rosja a Katyn* (Russland angesichts von Katyn), Warschau, Karta, 1994, S. 9iff.

4. Diese diskriminierenden Massnahmen gegenüber Reservisten, Kadern und bürgerlichen Eliten des polnischen Staats sowie seiner gefangenen Polizisten waren die unmittelbare Umsetzung der Propagandaslogans gegen «das faschistische Polen der Aristokraten und Kapitalisten», die ab dem 14. September 1939 in der *Prawda* erschienen, und der ideologischen Direktiven, die der Roten Armee für ihren «Befreiungsmarsch» erteilt wurden, der «soziale Gerechtigkeit» bringen sollte (vgl. Andrzej Paczkowski, «Polen, der ‚Erbfeind‘», in Stephane Courtois [Hrsg.], *Das Schwarzbuch des Kommunismus*, München, Piper, 2004, S. 397-429). Durch Lawrenti Berias Befehl Nr. 001177 vom 3. Oktober 1939 mit höchster Geheimhaltungsstufe, der eine Entscheidung des Politbüros vom Vorabend umsetzte, wurden «alle Generäle, Offiziere, hohe Beamte» in das Speziallager Starobielsk verbracht (und später nach Kozielsk) und «alle Gendarmen, Polizisten, Gefängniswärter und Geheimdienstagenten», insgesamt 6192, in das Lager Ostaschków in der Region Kalinin. Am 13. April 1943 wurde im deutschen Rundfunk mitgeteilt, im Wald von Katyn in der Nähe von Smolensk sei ein Massengrab mit den Leichen von 4123 polnischen Offizieren entdeckt worden, von denen es ab Frühjahr 1940 keine Briefe und sonstigen Lebenszeichen mehr gegeben hatte. Die Deutschen machten die Sowjets für das Verbrechen verantwortlich. Die von der Regierung von General Sikorski vorgetragene Bitte, eine Untersuchung unter

Federführung des Internationalen Roten Kreuzes durchführen zu lassen, lieferte Stalin den Vorwand, die Beziehungen zu Sikorskis Regierung zu «unterbrechen» und im Westen eine Kampagne gegen die «Verbündeten und Lakaien von Goebbels» zu beginnen. Erinnern wir uns, dass die sowjetische Lüge bis nach 1989 Bestand hatte, dass Michail Gorbatschow trotz Perestroika und entsprechenden Empfehlungen seiner Berater das Schuldeingeständnis lange verweigerte und erst Präsident Boris Jelzin am 14. Oktober 1992 dem polnischen Präsidenten Lech Wałęsa die Dokumente des «Sonderdossiers» aus dem Archiv des Zentralkomitees der KPdSU überreichte, darunter ein Duplikat des Erschießungsbefehls vom 5. März 1940 mit den Paraphen von Stalin und den Mitgliedern des Politbüros. Der Befehl galt für die 14.568 Kriegsgefangenen in den drei Lagern Starobielsk, Kozielsk und Ostaschków sowie für 11.000 polnische Gefangene an verschiedenen Orten in Weissrussland und der Ukraine, insgesamt 25.568 Opfer. Vgl. Alexandra Viatteau, *Katyn. La vérité sur un crime de guerre* (Katyri. Die Wahrheit über ein Kriegsverbrechen), Paris, André Versaille, 2009, und das Kapitel «Le mensonge soviétique et la complicité occidentale» (Sowjetische Lüge und Komplizenschaft des Westens), in Victor Zaslavski, *Le Massacre de Katyn: crime et mensonge* (Das Massaker von Katyri: Verbrechen und Lüge) Paris, Perrin, 2007.

5. Tatsächlich enthielt der Ribbentrop-Molotow-Pakt oder «Deutsch-sowjetische Nichtangriffspakt» definitionsgemäss gar keine Regelung hinsichtlich der Gefangenen. Der zweite Pakt vom 28. September 1939, «Grenz- und Freundschaftsvertrag», veränderte die heimliche Grenzziehung vom 23. August durch eine «definitive» Grenzlinie und präziserte, die «Regierung der UdSSR wird den in ihren Interessengebieten ansässigen Reichsangehörigen und anderen Persönlichkeiten deutscher Abstammung, sofern sie den Wunsch haben, nach Deutschland oder in die deutschen Interessengebiete überzusiedeln, hierbei keine Schwierigkeiten in den Weg legen». Diese Bestimmung zielte auf die Baltendeutschen, die «Siedler» und aktuell die Flüchtlinge. Der Austausch der Kriegsgefangenen der polnischen Armee erfolgte aufgrund von Sondervereinbarungen auf Initiative der deutschen Armeechefs und, für die sowjetische Seite, von Woroschilow und dem NKWD. Am 11. Oktober wurde Woroschilow vom Generalstab der deutschen 4. Armee die Übergabe von rund 20.000 Gefangenen weissrussischer und ukrainischer Nationalität vorgeschlagen. Beria hingegen schrieb an Molotow, «es empfiehlt sich, den deutschen Behörden baldmöglichst gefangene Soldaten aus dem deutschen

Teil des ehemaligen Polen zu übergeben, insgesamt etwa 30.000». Entsprechende Verhandlungen sollten beginnen. Am 18. Oktober schlug der deutsche Militärattaché in Moskau, General Köstring, einen «Austausch» vor. Zunächst wurden dafür drei Orte vereinbart: In Brest-Litowsk und Chehn sollten die Rückkehrer in die Sowjetunion empfangen und in Dorohusk die Deutschen übergeben werden. Später kam noch ein weiterer Übergabepunkt dazu: Przemysl an der Grenze zur «Westukraine». Der Gefangenen austausch sollte am 20. Oktober beginnen. Aber weil die Deutschen es nicht eilig hatten, «ihre» Gefangenen zu übergeben, zögerte sich die Operation hinaus, sie dauerte schliesslich vom 24. Oktober bis zum 15. November 1939. Insgesamt entliessen die Sowjets 43.000 bis 44.500 deutsche Soldaten und Unteroffiziere, die Deutschen übergaben ungefähr 17.000 Mann. Quelle: Bisher unveröffentlichte Dokumente in *Rosja a Katyn*, a.a.O., sowie Slawomir Dębski, *Między Berlinem a Moskwa 1939-1941* (Zwischen Berlin und Moskau, 1939-1941), Warschau, PISM, 2003, S. 203-210.

3. AUSTAUSCH UND FLUCHT

1. Die neue deutsch-sowjetische Grenze, die am 28. September 1939 mit dem «Grenz- und Freundschaftsvertrag» festgelegt wurde, verlief durch die am Fluss San gelegene Stadt Przemysl. Das historische Stadtzentrum (mit dem Judenviertel) lag auf sowjetischem Gebiet. Das Stadtviertel Zasanie, «das Viertel auf dem anderen Ufer des San», gehörte als Teil des Generalgouvernements zum Deutschen Reich (vgl. Kap. 7, Anm. 2).
2. Tatsächlich handelte es sich Ende Oktober bereits um die «endgültige Grenze», die, wie erwähnt, durch den zweiten Vertrag vom 28. September 1939, den sogenannten «Grenz- und Freundschaftsvertrag», festgelegt worden war. Das geheime Zusatzprotokoll zu diesem Vertrag veränderte die am 23. August vereinbarte Teilung, denn Stalin wollte die Provinz Lublin und den Osten der Provinz Warschau, die man beide an Deutschland «abgetreten» hatte, gegen Litauen eintauschen, das auf diese Weise in die «Einflussosphäre der UdSSR» einbezogen würde. Der Grenzverlauf folgte somit dem Lauf der Flüsse Pisa, Narew und San: Hitler bekam 190.000 Quadratkilometer polnisches Territorium oder 48,6 Prozent mit 22 Millionen Einwohnern (davon gehörten 6,4 Prozent zur deutschen Minderheit). Im Osten verleihte Stalin der Sowjetunion 200.000 Quadratkilometer ein mit 14 Millionen Menschen, davon 5,5 bis 6 Millionen Polen. Wilna und sein Verwaltungsbezirk (6'880 Quadratkilometer und 549.000 Einwohner) wurden an Litauen

- en «zurückgegeben». Eine gemischte sowjetisch-deutsche Kommission legte dann den exakten Verlauf der 15.000 Kilometer langen Grenze fest. Die letzten Grenzpfosten wurden am 27. Februar 1940 gesetzt.
3. Der bekannteste dieser «Unbeugsamen» in der deutschen Besatzungszone war «Hubal», der Kavalleriemajor Henryk Dobrzanski (1896-1940), der bis zum 30. April 1940 im Heiligkreuzgebirge und in den Wäldern von Spala aushielt, was für die Dörfer, die ihn aufnahmen, entsetzliche Repressalien nach sich zog. In der sowjetischen Zone leisteten Einheiten in den bewaldeten Sumpfgebieten von Polesien und in der Region um Bialystok bis Frühjahr 1941 Widerstand in der Hoffnung auf eine Offensive der Alliierten. Vgl. Tomasz Strzembosz, *Rzeczpospolita podziemna* (Die geheime Republik), Warschau, Wyd. Krupski i S-ka, 2000.
 4. Es handelt sich um den San, der in die Weichsel mündet.
 5. 1945 wurde bekannt, dass beinahe alle ausgetauschten Gefangenen, die weissrussischen und die ukrainischen, insgesamt 17.000 Mann, in den Gulag deportiert wurden.
 6. Diese Verletzungen der Haager Konventionen (1907) wurden von der polnischen Exilregierung dokumentiert in dem Kapitel «Prisoners of War», Kapitel X des Bandes *The German New Order in Poland*, veröffentlicht in London 1942.
 7. Ganz Polen war von Hoffnung und Dankbarkeit erfüllt, als am 3. September zuerst Grossbritannien und dann Frankreich Deutschland den Krieg erklärten. Wie später bekannt wurde, glaubte selbst Hitler einen Augenblick, damit sei alles verloren. Tatsächlich enthielt das Militärprotokoll, das die Generäle Gamelin und Kasprzycki am 17. Mai 1939 als Aktualisierung des alten Bündnisses von 1921 unterzeichneten, die Vereinbarung, «im Falle eines deutschen Angriffs auf Polen» werde die französische Armee «automatisch eine Aktion ihrer verschiedenen Streitkräfte» in Gang setzen, insbesondere «eine unmittelbare Aktion aus der Luft» sowie eine «Offensive gegen Deutschland mit dem Grossteil seiner Kräfte ab dem fünfzehnten Tag der französischen Mobilmachung». Die französische Verpflichtung macht verständlich, warum die Polen unbedingt mindestens bis zu dem berühmten fünfzehnten Tag der französischen Mobilmachung durchhalten wollten. Zur «Entlastung der Polen» beschränkte sich der französische Generalstab am 7. September auf eine sehr begrenzte Operation, die Besetzung des Warndt-Waldes. «Halten wir fest, dass diese Operation, die am 12. September beendet wurde, die Deutschen 196 Opfer kostete. Eine schöne ,Entlastung der

Polen'», kommentiert Jean-Baptiste Duroseile, *Politique étrangère de la France. L'abîme 1959-1945*, a.a.O. Der französisch-britische Oberste Interalliierte Rat, der an eben diesem 12. September in Abbeville zusammenkam, traf die Entscheidung, keine Offensive im Westen zu beginnen, teilte das aber dem polnischen Verbündeten nicht mit. Man könne nichts mehr tun, um Polen zu retten, erklärte Chamberlain. «Die einzige Möglichkeit ist, den Krieg zu gewinnen.» Was spielte es schon für eine Rolle, dass Warschau sich bis zum 28. September verbissen weigerte zu kapitulieren? Was spielte es für eine Rolle, dass die letzte polnische Armee, die der Wehrmacht standhielt, noch am 4. und 5. Oktober kämpfte? L'*Œuvre* brachte am 2. Oktober 1939 eine Karikatur, die Hitler und Stalin über eine Europakarte gebeugt zeigte, darunter die Zeile: «Polen? Polen? Aber Polen existiert nicht mehr!»

4. DAS ZERSTÖRTE POLEN

Der Autor bezieht sich hier auf das kollektive Trauma durch die Niederlage Kosciuskos in Maciejowice im Jahr 1794, gefolgt von der dritten polnischen Teilung 1795, wonach die drei Herrscher, die Polen zerstückelt hatten, das Land für «erloschen» erklärten; auf die niedergeschlagenen Aufstände von 1830 und 1863 und auf die Spekulationen von Freunden wie Feinden des wieder erstehenden Polen, als es im August 1920 in der «Schlacht von Warschau» seine neu gewonnene Unabhängigkeit gegenüber der Roten Armee verteidigte.

Nennen wir hier die symbolische Geste von «Witkacy» oder Stanisław Ignacy Witkiewicz (1885-1939), Maler, Dramatiker und Schriftsteller. Am 31. August meldete er sich mit 54 Jahren als Freiwilliger im Mobilmachungsstützpunkt in Warschau. Vor den heranrückenden Deutschen floh er in ein Dorf im Osten, in Polesien. Am 17. September setzte er seinem Leben ein Ende, als er vom sowjetischen Angriff erfuhr.

Der Historiker des besetzten Warschau, Tomasz Szarota, bestätigt in seinem klassischen Werk *Okupowanej Warszawy dzień powszedni*, Warschau, Czytelnik, 1978 (deutsch: Warschau unter dem Hakenkreuz. Leben und Alltag im besetzten Warschau. 1.10.1939 bis 31.7.1944, Paderborn 1985), diese Feststellungen des Autors: Die Nazi-Besatzer legten für die Bewohner Warschaus vom 11. Oktober bis zum 2. Dezember Rationen von 250g Brot pro Person und Tag sowie für zwei Monate 250g Zucker, 100g Reis, 200g Salz fest. Nach den Lebensmittelkarten,

die am 15. Dezember 1939 ausgegeben wurden, war die Lebensmittelration in Polen die geringste im ganzen besetzten Europa, ausserdem gab es unterschiedliche Karten für Polen und Juden. Warschau wiederum hatte die geringsten Lebensmittelrationen im gesamten Generalgouvernement.

4. Es handelt sich um SS-Gruppenführer Paul Moder, vom 14. November 1939 bis 4. August 1941 Kommandant der SS und der Polizei im Bezirk Warschau.
5. Laura Bialobrzeska, geborene Kozielska, die Schwester des Autors. Sie überlebte die Besatzung und starb nach dem Krieg in Polen. Quelle: der 1999 von Marian Budziarek erstellte Stammbaum der Familie von Jan Kozielski-Karski, Historisches Museum von Łódź, vgl. unten, Kap. 21, Anm. 3.

5. BEGINN

1. Es handelt sich um Jerzy Gintowt Dziewaltowski, einen jungen Geigenspieler aus Lwów, wo der Autor mit ihm Freundschaft geschlossen hatte. Dziewaltowski war Widerstandskämpfer und starb während der Besatzung. Jan Karski fügt in der emblematischen Figur Züge seines verstorbenen Freundes und unterschiedliche Lebenswege und Schicksale mehrerer Menschen derselben Generation zusammen, die der gleiche patriotische Opfersinn auszeichnete und die er gut kannte.
2. Die Gesellschaft der Volksschulen (Towarzystwo szkoły ludowej, TSL) wurde 1891 anlässlich des 100. Jahrestags der polnischen Verfassung vom 3. Mai 1791 im österreichischen Galizien gegründet, wo die Analphabetenquote auf dem Land eine der höchsten in Cisleithanien (dem nördlichen und westlichen Teil von Österreich-Ungarn) war. Die TSL begründete 1898 die Volksuniversität Adam Mickiewicz in Krakau, getragen von der sozialistischen Intelligenz. Ihre Aktivitäten gingen weiterhin von Krakau und Lwów aus, den beiden Metropolen des alten Galizien, und in der Zwischenkriegszeit arbeitete die TSL eng mit der Kooperations-Bewegung zusammen.
3. Frau Nowak, mit wahrem Namen Samborska, war die Ehefrau von Bohdan Samborski, den Jan Karski vor 1939 aus dem polnischen Ausenministerium gut kannte, wo er den Rechtsschutz der Konsularabteilung leitete. Es gelang ihm, nach Frankreich zu entkommen, aber im Juni 1940 folgte er seiner Regierung nicht nach London, sondern übernahm die Führung der Südgruppe der polnischen Widerstandsorganisation in Frankreich, der POWN (siehe unten Kap. 32 sowie die

Anm. 1 und 2 von Kap. 32). Jan Karski traf ihn im Oktober 1942 in Lyon wieder. Zum Zeitpunkt der Befreiung Frankreichs war Bohdan Samborski Generalkonsul der polnischen Exilregierung in Paris (bis zum 29. Juni 1945).

4. Der Warschauer Stadtteil Powisle, «am Ufer der Weichsel», liegt zwischen dem linken Weichselufer und der Nowy Sącz-Strasse.
5. In der «Untergrundarmee», der Polnischen Heimatarmee (Shizba Zwycięstwu Polski – Dienst für den Sieg Polens), gegründet auf Anregung von General Karaszewicz-Tokarzewski in Warschau am 26. und 27. September 1939 durch höhere Offiziere, die für die Verteidigung der Hauptstadt zuständig waren. General Juliusz Rommel hatte, als er in Gefangenschaft geriet, Karaszewicz-Tokarzewski das Mandat und den förmlichen Befehl erteilt, eine militärische Widerstandsorganisation zu gründen. Überbracht wurde der Auftrag durch Sonderpost des Marschalls Rydz-Smigly.

6. VERWANDLUNG

1. Die Szuch-Allee (Aleja Jana Chrystiana Szucha, benannt nach dem Dresdner Gartenbauarchitekten Johann Christian Schuch) im Wohnviertel Sródmiemie im Zentrum von Warschau wurde zum Synonym für die Gestapo, die dort in Nr. 23 und Nr. 25 ihr Hauptquartier eingerichtet hatte, in den ganzen neuen Gebäuden des polnischen Ministeriums für Nationale Bildung und Konfessionen. Die Sipo (Sicherheitspolizei) residierte in Nr. 23, die Orpo (Ordnungspolizei) in Nr. 25.
2. Jan Karski bezieht sich hier im Zusammenhang mit der «kollektiven Verantwortung», die die NS-Besatzer Polen aufzwingen, auf das Massaker von Wawer, einem Vorort von Warschau, am 27. Dezember 1939: Die Orpo erschoss auf offener Strasse 107 männliche Einwohner, die sie brutal aus ihren Häusern geholt hatte, als Vergeltung für die Ermordung von zwei deutschen Soldaten in einem nahe gelegenen Restaurant. Die Praxis der «kollektiven Verantwortung» wurde von der Wehrmacht gleich in den ersten Septembertagen angeordnet, um den Widerstand der polnischen Spezialkräfte zu brechen, die hinter den feindlichen Linien Sabotage betrieben. Am 5. September 1939 befahl der Kommandant der 10. Armee, General Walter von Reichenau, für einen getöteten oder verwundeten Soldaten drei Geiseln hinzurichten. Die Belagerung von Warschau ging mit Exekutionen in grossem Stil einher. Nach der Kapitulation am 28. September war die Stadt von Plätzen für Massenerschiessungen umgeben, von Palmiry im Norden über den Wald von Kabaty bis zum Wald von Magdalenka.

3. Die Razzien im Sommer 1940 gehörten zu der Terrorwelle namens «Aktion A-B» («Ausserordentliche Befriedungsaktion»), die Himmler für das gesamte Territorium des Generalgouvernements angeordnet hatte, über 3'500 Politiker und gesellschaftliche Verantwortungsträger wurden festgenommen und meist wenig später hingerichtet: In Warschau wurden am 20. und 21. Juni 358 Personen in Pahniry erschossen, darunter Maciej Rataj, der Sejmmarschall (Vorsitzende des Abgeordnetenhauses), der Sozialist M. Niedziałkowski, Redakteur der Zeitung *Robotnik*, und Pohoski, der stellvertretende Bürgermeister von Warschau. Weitere Razzien gab es am 12. August und am 19. September 1940; die dabei Festgenommenen waren die ersten Einwohner von Warschau, die nach Auschwitz deportiert wurden. Vgl. den Augenzeugenbericht von Władysław Bartoszewski (mit Michel Komar), *Wywiad rzeka* (Interviewfluss), Warschau, Świat Książki, 2006.
4. Das Konzentrationslager Auschwitz I wurde am 27. April 1940 auf Anordnung Himmlers in einem Vorort der Stadt Oswiecim auf dem Gelände ehemaliger österreichischer Kasernen errichtet. Anfänglich sollte es Polen aus dem Generalgouvernement und aus Oberschlesien aufnehmen. Am 14. Juni 1940 traf der erste Transport mit 728 polnischen politischen Gefangenen ein, die aus dem Gefängnis Tarnow bei Krakau überstellt wurden; darunter waren einige polnische Juden. Im März 1941 bestimmte Himmler Birkenau, vier Kilometer vom ursprünglichen Lager entfernt gelegen, zum Standort für das neue Lager Auschwitz II-Birkenau mit Gaskammern und Krematorien.
5. Im Mai 1940 veröffentlichte der zivile Kampf den Aufruf zum «Boykott des Besatzers» im Namen und auf Anweisung der Exilregierung. Im Herbst 1941 folgte ein «Kodex für staatsbürgerliche Moral», ein Handbuch für Alltagssituationen, wonach jede «Kollaboration mit dem Besatzer» verboten war.

7. INITIATION

1. Durch Erlass vom 8. Oktober 1939, der am 26. Oktober wirksam wurde, verleihte Hitler die polnischen Provinzen Pommern, Posen und Oberschlesien, den grössten Teil der Provinz Łódź (umbenannt zu Litzmannstadt), im Westen die Provinzen Krakau, Masowien und die Region um die Stadt Suwalki dem Reich ein. Er beherrschte damit ein Gebiet doppelt so gross wie das des alten Polen, das seit dem Wiener Kongress (1815) bis 1918 zu Preussen gehört hatte. Poznań gehörte künftig zum neuen Reichsgau Wartheland unter Gauleiter Artur Greiser. Man

müsse sich im Klaren sein, hatte Hitler in *Mein Kampf* geschrieben, «dass Germanisierung nur am Boden vorgenommen werden kann und niemals am Menschen» (*Mein Kampf*, Volktausgabe, München 1943, Band 2, S. 428). Das Wartheland erlebte wie Pommern und Oberschlesien eine durch Enteignungen und Vertreibungen (bis Frühjahr 1940 wurden 400.000 Menschen vertrieben) der polnischen (und jüdischen) Bevölkerung zugunsten deutscher Siedler beschleunigte Germanisierung. Im «Reichsgau Posen» wurde im Oktober 1939 erstmals die *Deutsche Volksliste* eingeführt, am 3. März 1941 wurde sie auf alle annektierten Gebiete übertragen: Polen, die ihre deutsche Abstammung beweisen wollten und konnten, wurden Volksdeutsche, und bald zwangen die Nazis den Polen in Schlesien diesen Status auf.

2. Das *Generalgouvernement für die besetzten polnischen Gebiete* oder GG wurde durch einen Erlass Hitlers vom 12. Oktober 1939 geschaffen und umfasste 95.000 Quadratkilometer, 11.863.000 Einwohner, davon 9.792.000 Polen, 1.457.000 Juden, 526.000 Ukrainer, 65.000 Deutsche. Es bekam nicht einmal den Anschein von Souveränität oder Autonomie (im Gegensatz zum benachbarten Protektorat Böhmen und Mähren), wurde in die vier Distrikte Krakau, Warschau, Lublin und Radom unterteilt und unterstand einer rein deutschen Verwaltung mit Generalgouverneur Hans Frank (1900-1946) an der Spitze. Hans Frank, hoher Würdenträger der NSDAP und Justizminister im Dritten Reich, wählte als Amtssitz den Wawel, die Burg der polnischen Könige in Krakau, und verfolgte das Ziel, aus dem Generalgouvernement eine zeitweilige «Reserve» von «Untermenschen» zu machen. Im Juli 1941, nach dem siegreichen Angriff auf die Sowjetunion, wurde dem Generalgouvernement Galizien als fünfter Distrikt eingegliedert, bestehend aus den drei ehemaligen polnischen Stadtkreisen Lwów, Tarnopol und Stanislawów, gelegen zwischen dem San und der polnischsowjetischen Grenze vom 1. September 1939. Das GG hatte nach der Eingliederung von Galizien 145.000 Quadratkilometer und 17.600.000 Einwohner, davon 11.400.000 Polen, 4.000.000 Ukrainer, 2.100.000 Juden und ungefähr 300.000 Deutsche, die sich überwiegend nach 1939 angesiedelt hatten.
3. Auftraggeber für diese Mission von Jan Karski war niemand anderer als sein Bruder Marian Koziielewski, der ihn mit ähnlichen Aufträgen für sein eigenes geheimes Netz mit dem Decknamen «Versicherungsgesellschaft POL» auch nach Łódź, Wilna, Krakau und Lwów schickte, wie 1987 Stanisław M. Jankowski ausführte, vgl. *Karski, Raporty*, a.a.O.

8. BORZECKI

1. Der auf die Organisationen des polnischen Widerstands spezialisierte Historiker Tomasz Strzembosz registriert bei seiner Untersuchung der ersten beiden Monate der deutschen Besetzung (September und Oktober 1939) die militärischen Initiativen «von oben» (über 40) und die zivilen (über 60) in den beiden Besatzungszonen sowie ein Verschmelzen lokaler Initiativen «von unten». Vgl. *Rzeczpospolita podziemia* (Die geheime Republik), a.a.O., S. 18-38.
2. Am 30. September 1939 konstituierte sich in Paris auf der Grundlage der Verfassung von 1935 die «rechtmässige Regierung der Republik Polen», die dem Präsidenten der Republik «in Kriegszeiten» ausserordentliche Vollmachten zusprach: Die Artikel 13 und 24 regelten, dass der Präsident für den Fall, dass er an der Ausübung seiner Funktionen gehindert sein sollte, seinen Nachfolger durch eine einfache Erklärung ernennen könne, der Nachfolger werde mit sofortiger Wirkung die Aufgaben des Präsidenten übernehmen. Nachdem Präsident Ignacy Moscicki zusammen mit der Regierung am 18. September 1939 in Rumänien interniert worden war und so das alliierte Frankreich nicht erreichen konnte, ernannte er am 29. September den ehemaligen Senatspräsidenten (1930-1935) Władysław Raczkiewicz (1885-1947) zu seinem Nachfolger. Raczkiewicz befand sich bereits in Paris und legte am 30. September in der polnischen Botschaft seinen Amtseid ab. Er entband die internierte Regierung von ihren Funktionen und berief General Sikorski zum Premierminister, was Frankreich nur begrüssen konnte. Am 1. Oktober 1939 konstituierte sich die Regierung Sikorski, und ihre Mitglieder legten den Amtseid ab. Die Regierung genoss exterritorialen Status und war zunächst in den Räumen der polnischen Botschaft untergebracht; am 22. November 1939 wurde sie offiziell nach Angers verlegt. Es handelte sich um eine Koalitionsregierung mit Beteiligung der vier grossen Parteien, die vor der Niederlage im September 1939 in der Opposition gestanden hatten. Der Machtübergang wurde von Frankreich gelenkt oder sogar kontrolliert auf Betreiben des französischen Botschafters Léon Noël, er war zusammen mit dem französischen Botschafter in Bukarest, Adrien Thierry, der Architekt der polnischen Exilregierung. Mit Rumänien vereinbarte man eine selektive Internierung, was ermöglichte, die alte Regierung «der Obersten» dort festzuhalten, allen voran Aussenminister Jozef Beck, und in Paris General Sikorski in den Sattel zu heben, der als Freund Frankreichs galt. Vgl. die Arbeiten von Tadeusz Wyrwa (auf Polnisch) und darauf auf-

bauend, zwei Untersuchungen von Yves Beauvais: *Les Relations franco-polonaises pendant la drôle de guerre* (Die französisch-polnischen Beziehungen während des Scheinkriegs), Paris, L'Harmattan, 1989, und *Léon Noël, de Laval à de Gaulle, via Pétain* (Léon Noël, von Laval über Pétain bis de Gaulle), Lille, PUL, 2001, S. 131-181.

3. General Tokarzewski gründete in Warschau am 26. September 1939, unmittelbar nach der Kapitulation der Verteidiger der Stadt, die militärische Widerstandsorganisation SZP (Sztab Zwycięstwa Polski – Dienst für den Sieg Polens). Fünf weitere ähnliche «Generalsinitiativen» gab es in der Provinz, aber die Organisation in Warschau war nach ihrer Anziehungskraft und organisatorischen Effizienz die bedeutendste. Am 13. November gründeten General Sikorski, der Chef der rechtmässigen Regierung, und General Sosnkowski in Paris eine Kontroll- und Kommandostruktur, den ZWZ (Bund für den bewaffneten Kampf), dem sich der SZP eingliedern sollte, was die Einigung des militärischen Widerstands 1940 beschleunigte.
4. Die 1897 gegründete alte Nationaldemokratische Partei (Narodowa Demokracja) oder «Endecja» von Roman Dmowski nahm 1928 den Namen Nationalpartei (Stronnictwo Narodowe-SN) an. In Kapitel 11 kommt Karski noch einmal auf die historische Rolle der Partei und ihr Gewicht im politischen Leben des Widerstands zu sprechen. 1939 hatte die SN 200.000 bedingungslos ergebene Mitglieder, aber der Führung gelang es nicht, die internen Spannungen und Spaltungen zwischen den verschiedenen ideologischen Ausrichtungen und den Generationen zu überwinden. Das Zentralkomitee der Partei, das von den «Jungen» um Tadeusz Bielecki erobert wurde, hielt an der Strategie der Isolierung fest, die an Roman Dmowski anknüpfte. Deshalb entsandte BORZĘCKI den Kurier Witold nicht im Namen der Nationaldemokratischen Partei (siehe unten Anm. 6), sondern im Namen einer Gruppe von Politikern um seinen persönlichen Freund und Vertrauten von General Sikorski, den Ingenieur Ryszard Świętochowski. Świętochowski gründete am 15. Oktober 1939 ein politisches Büro und beanspruchte die Rolle des Regierungsbevollmächtigten im besetzten Land sowie die Regierungsvertretung für den «Konvent der Unabhängigkeitsorganisationen» (KON). Im KON waren acht politische und militärische Organisationen zusammengeschlossen, er konnte mit der finanziellen Unterstützung durch die Regierung rechnen.
5. Der heroische Kampf der Zivilbevölkerung, die schweren Bombardements aus der Luft und Artilleriebeschuss ausgesetzt war, an der Seite der militärischen Ver-

teidiger von Warschau unter der Führung der Generäle Czuma und Rommel trug wesentlich dazu bei, dass die Hauptstadt bis zum 27. September 1939 Widerstand leisten konnte. Organisiert wurde der zivile Widerstand vom Bürgermeister-Präsidenten von Warschau, Stefan Starzynski, Major der Reserve, der am 8. September zum Zivilkommissar für die Verteidigung beim Militärkommandanten ernannt wurde. Ihm gelang es, das Vertrauen und die Unterstützung der Oppositionspolitiker zu gewinnen, die im Stadtrat die Mehrheit hatten: der Sozialisten von der PPS mit M. Niedziałkowski an der Spitze, dem Chefredakteur der Zeitung *Robotnik* (Der Arbeiter), und der Nationaldemokraten. Starzynski rief alle Freiwilligen von 15 bis 55 Jahren in sogenannten Arbeitsbataillonen zum Bau von Schützengräben, Barrikaden und zur Trümmerbeseitigung zusammen, richtete eine Zivilgarde ein, die für Ordnung sorgte, und eine Kommission für gegenseitige Hilfe. Durch tägliche «Lageberichte» gelang es ihm, grosse Energien freizusetzen. Die Mobilisierung der Gruppen erfolgte über das Radio. Nach der Kapitulation von Warschau, die am 28. September unterzeichnet wurde, rückte die 10. Infanteriedivision der Wehrmacht am 1. Oktober in eine verwüstete Stadt ein. Vgl. Henri Michel, *Et Varsovie fut détruite* (Und Warschau wurde zerstört), Paris, Albin Michel, 1984.

6. MARIAN BORZEŃKI (1889-1940?) wurde als russischer Untertan in Suwalki geboren. Er war Sohn eines Richters und studierte Recht in Sankt Petersburg. Ende 1916 kam er nach Warschau und trat im Dezember 1917 als Aktivist des nationaldemokratischen Lagers von Roman Dmowski in die erste Regierung des Regentschaftsrats des wieder erstehenden Polen ein, in der Funktion des Direktors der Polizeiabteilung. Er baute die Staatspolizei auf und wurde oberster Polizeichef (1923-1926). In dieser Zeit war einer seiner Untergebenen der Oberstleutnant Marian Koziellewski (siehe oben Kap. 1, Anm. 5). Nach dem Staatsstreich von Marschall Piłsudski 1926 wurde Borzecki aus der Polizei entlassen und begann mit 38 Jahren eine brillante Karriere als Anwalt; politisch war er in der nationaldemokratischen Opposition aktiv. Von 1927 bis 1934 war er stellvertretender Bürgermeister von Warschau. 1936 näherte er sich den zentristischen Freunden von General Sikorski an und arbeitete für die Konstituierung der oppositionellen «Front von Morges». Im September 1939 entschied sich Borzecki, in Warschau zu bleiben. In dem heiligen Bund zur Verteidigung der Hauptstadt wurde er von Bürgermeister Starzynski, dem Piłsudski-Anhänger, zum Präsidenten der Kontrollkom-

mission der Zivilgarde ernannt und zum Delegierten für den Sektor Warschau-Zentrum. Nach der Kapitulation von Warschau am 28. September wurde Borzęcki zu einer zentralen Figur des zivilen Widerstands. Getragen vom Vertrauen Sikorskis, stellte er seine Autorität und seine Beziehungen in den Dienst des politischen Büros von Ryszard Ęwiętochowski (siehe oben Anm. 4). So brachte er seinen alten Bekannten, den Polizeikommandanten Marian Kozielski, zum KON (Konvent der Unabhängigkeitsorganisationen), und der empfahl ihm wiederum seinen Bruder Jan für die Mission eines Sonderkuriers der Regierung. Doch Borzęcki wurde am 30. März 1940 festgenommen und sah den Kurier, den er so beeindruckt hatte, nie wieder. Er wurde im Pawiak-Gefängnis inhaftiert und gefoltert, am 3. Mai ins Konzentrationslager Sachsenhausen und von dort nach Mauthausen-Gusen verlegt, wo er mit dem Beil enthauptet wurde – nach Angaben seines Sohnes am 30. Juni 1940, nach anderen Quellen 1942. Nach *Sioumik biograficzny adwokatow polskich* (Biografisches Wörterbuch der polnischen Anwälte), Band II, Warschau, Anwaltskammer, 1988.

7. «Rota» oder der Eid ist ein Gedicht von Maria Konopnicka, geschrieben 1910 und vertont in Krakau anlässlich der Feier zur Einweihung des Denkmals, das an den Sieg erinnert, den die vereinigten Truppen des Polenkönigs Jagiello und seines Vetters Vytautas (Witold) von Litauen 1410 bei Tannenberg über das Heer des Deutschen Ordens davontrugen. Den Vers, den Borzęcki zitierte, verwendeten die Polen, bis 1918 preussische Untertanen, als Eidesformel, mit der sie schworen, sich der Germanisierung zu widersetzen. Im Gedicht heisst es: «Wir lassen uns nicht von unserer Erde vertreiben ... / Bis zum letzten Blutstropfen / Verteidigen wir Geistes Gut.»
8. Die Gruppe jüdischer Schleuser zwischen den beiden Besatzungszonen war sehr wahrscheinlich mit der Widerstandsorganisation «Korpus Bezpieczenstwa» oder KB (Sicherheitskorps) verbunden, die im Oktober und November 1939 an verschiedenen Initiativen zur Organisation des jüdischen Widerstands beteiligt war. Dabei spielten jüdische ehemalige Offiziere der polnischen Armee die Führungsrolle. Aus dieser Organisation, die wenig bekannt war, erbittert bekämpft und vor allem von Anhängern des Bunds geschmäht wurde, ging die *TJłyfJ* (Jüdische Militärvereinigung) hervor. Ihre Geschichte hat in Frankreich der Historiker Dr. Marian Apfelbaum untersucht. Siehe *Retoursur le ghetto de Varsovie* (Das Warschauer Getto neu untersucht), Paris, Odile Jacob, 2002.

9. LWÓW

1. Nach den Erläuterungen, die Jan Karski seinen Biografen gab, kam er mit dem Wagen nicht zu einem «kleinen Dorf», sondern nach Bełżec nahe der Grenze; am Ortseingang wohnte der Schleuser, der die jüdischen Flüchtlinge in die sowjetische Zone brachte. Der Autor selbst wurde von einem ehemaligen Polizisten jüdischer Herkunft begleitet, der nach Lwów wollte; Marian Kozieliwski hatte ihm seinen Bruder anvertraut. Nach der nächtlichen Überquerung der Grenze und 20 Kilometern Fussmarsch erreichten sie die kleine Stadt Rawa Ruska und nahmen von dort den Zug nach Lwów. Vgl. E.T. Wood und Stanisław M. Jankowski, *Karski – Einer gegen den Holocaust*, Gerlingen, Bleicher Verlag, 2. Auflage 1997, S. 60.
2. Die Identität dieses Professors, eines im November-Dezember 1939 im Widerstand aktiven Juristen, konnte mangels näherer Angaben des Autors nicht sicher geklärt werden. Einige Züge weisen auf Professor Léon Halban hin, Mitglied des Soziopolitischen Komitees eines in der Entstehung befindlichen Netzes des ZWEL (Bund für den bewaffneten Kampf), das im nationaldemokratischen Milieu von Lwów verwurzelt und von daher Borzęcki bekannt war. Vgl. G. Mazur, «Rozwój organizacyjny AK» (Die organisatorische Entwicklung der AK), in *Armia Krajowa*, Warschau, Rytm, 1999. Hingegen wissen wir, dass Jan Karski in Lwów Professor Eugeniusz Kucharski besuchte, den Vater (der unter Repressalien zu leiden hatte) seines Studienfreundes Witold Kucharski. Witold Kucharski war bereits nach Frankreich geflohen, was Karski veranlasste, seine Identität und den Decknamen Witold anzunehmen (siehe Kap. 13 und 14). Vgl. Stanisław M. Jankowski, *Karski, Raporty*, a.a.O., S. 122.
3. Jerzy «Jur», Pseudonym von Jerzy Lerski (1917-1992), Jurist, geboren in Lwów als Sohn einer patriotischen Arztfamilie, die Anhänger Pilsudskis und der Tradition der kulturellen Vielfalt des alten Polen waren. Jerzy Lerski war der beste Freund von Jan Kozieliwski (Karski) in der Studienzeit und während ihres Militärdienstes (1931-1936). 1936 engagierte sich Lerski an der Jan-Kazimierz-Universität in Lwów bei der Bewegung der demokratischen Klubs als Präsident der sozialdemokratischen polnischen Jugend und später als Mitglied der Führung der Demokratischen Partei. Im November 1939 gelangte er mit seiner Einheit, die sich geweigert hatte, zu kapitulieren, über Budapest nach Frankreich. In Angers und im Dezember 1942 in London empfahl ihn Karski für Kuriermissionen. Nach der Beförderung zum Leutnant wurde Lerski am 20. Februar 1943 mit dem Fallschirm

über Polen abgesetzt als politischer Abgesandter der Regierung und der Vertretungen der vier Parteien im Nationalrat bei der Delegation, der Regierungsvertretung, und der Führung der Heimatarmee. Er brachte Geld mit (Nr. 28/13) in Form von Dollarscheinen, Gold-Pfund und Gold-Dollar. In Warschau wurde er dem Informations- und Propagandendienst der Regierungsvertretung zugewiesen und im Juni 1944 nach London geschleust. Er stand dem «Realismus» von Mikołajczyk, dem Regierungschef im Exil, sehr kritisch gegenüber. Von 1944 bis 1947 war Lerski Privatsekretär des Sozialisten Tomasz Arciszewski, der im November 1944 Mikofajczyk nachfolgte. 1945 war er Mitbegründer der Organisation NID, «Niepodległość i Demokracja» (Unabhängigkeit und Demokratie). Er lebte eine Zeit lang in Paris als Redakteur der Zeitschrift *Pologne* (1947-1948) und emigrierte 1949 in die Vereinigten Staaten, wo er wie sein Freund Jan Karski an der Georgetown University in Washington an einer Doktorarbeit in Politikwissenschaften schrieb. Zugleich war er Präsident der amerikanischen Sektion des NID (1952-1955), bis er sich 1957 von der Organisation distanzierte. Danach konzentrierte er sich ganz auf seine Arbeit als Professor an der Universität von San Francisco. 1983 trat er vorübergehend der polnischen Sozialistischen Partei bei, leitete die amerikanische Sektion des Nationalrats der polnischen Republik im Exil und kandidierte für dessen Vorsitz. 1984 veröffentlichte er seine Erinnerungen an seine Kuriertätigkeit, *Emisariusz Jur* (Abgesandter Jur), in London. Vgl. biografische Skizze in Rafał Habelski, *Druga wielka emigracja, 1945-1990* (Die zweite grosse Emigration), Warschau, Więź, 1998.

4. Jan Koziński benutzte als Kurier für den polnischen Untergrund verschiedene Decknamen. Zur Erleichterung für den Leser verwendet er bereits hier den Namen «Jan Karski».
5. Im Dezember 1939 war Oberstw. Zebrowski, Deckname «Zuk», Militärchef der ersten Struktur des ZWZ in Lwów. Er kam aus der POWW (Polnische Organisation zum Kampf für Freiheit), die die Verteidiger der Hauptstadt Ende September gegründet hatten. Karolina Lanckorońska erwähnt ihn in ihren *Wspomnienia wojenne* (Kriegserinnerungen), Krakau, Znak, 2001, S. 38f. Aber die Situation des polnischen Widerstands in Lwów unter der sowjetischen Herrschaft (1939-1941) wurde kompliziert und tragisch. Zwei Kuriere, die Mitte Dezember 1939 eintrafen, der eine aus Paris, der andere aus Warschau, und beide denselben Befehl für den Aufbau der Strukturen des mitbrachten, waren Auslöser für die Gründung

von zwei rivalisierenden Organisationen, des ZWZ-1, in dem die Nationaldemokraten dominierten, und des ZWZ-2 aus Anhängern Piłsudskis. Dem NKWD gelang es, in beide Organisationen gut getarnte Agenten einzuschleusen und sie mehrfach zu zerschlagen, indem er Massenverhaftungen durchführte. Im «Prozess der vierzehn» wurden die Angehörigen gebrochen und zum Sprechen gebracht und im Februar 1941 erschossen. Vgl. G. Mazur, a.a.O., S. 156 f.

10. MISSION IN FRANKREICH

1. Tatsächlich gab die Tschechoslowakei Kosice unmittelbar nach dem Münchner Abkommen am 2. November 1938 durch Schiedsspruch Wiens an Ungarn zurück als Revision des Vertrags von Trianon (1920). Mit Kosice, Komarno und Mukatschewo annektierte Ungarn einen 12.103 Quadratkilometer grossen Streifen der Südslowakei mit 1.030.000 Einwohnern, darunter 830.000 Ungarn. Durch das Münchner Abkommen hatte die «Zweite tschechoslowakische Republik» bereits das Sudetenland verloren, anschliessend musste sie Teschen (Cieszyn) mit 200.000 Einwohnern, zu 70 Prozent Polen, an Polen abtreten. Sie versuchte sich durch die neue Verfassung vom 19. November 1938 zu konsolidieren, die der Slowakei und Ruthenien einen autonomen Status gewährte. Die Proklamation der Unabhängigkeit der Slowakei am 14. und 15. März 1939 markierte den Beginn ihrer Zerstückelung.
2. Im September 1939 war Stanisław Puzyna (1917-1942) Leutnant/Beobachter der polnischen Luftwaffe. Nach der Niederlage Frankreichs gelangte er nach Grossbritannien, wo er Offizier in der Nachtjägergruppe 307 «Lwów» der Polish Air Force wurde. Er war einer von 8' polnischen Fliegern (darunter 1'450 Offiziere), die nach Grossbritannien gingen und dort am 1. Juli 1940 an der Luftschlacht um England teilnahmen. Ihre Rolle wurde zunächst gepriesen, dann ignoriert und schliesslich vergessen. Er starb 1942 bei der Flugzeugkatastrophe von Exminster. Vgl. Lynn Olson und Stanley Cloud, *A Question of Honor. Forgotten Heroes of World War II The Kosciuszko Squadron*, New York und London, Random House, 2003.
3. Seit März 1939 hatten Polen und Ungarn eine circa 200 Kilometer lange gemeinsame Grenze als Folge der strategischen Annexion von Karpathoruthenien durch Ungarn. Nach dem Einmarsch der Sowjetunion in Ostpolen am 17. September 1939 ermöglichte die neue polnisch-ungarische Grenze, besser als die Grenze zum

mit Deutschland verbündeten Rumänien, ganze polnische Militäreinheiten zu evakuieren. Auf diese Weise konnte sich die Panzerbrigade Maczek absetzen, gefolgt von zahlreichen zivilen Flüchtlingen. Am 3. Oktober zählte die polnische Botschaft in Budapest 8'000 Zivilisten, 5'000 Offiziere, 30.000 Soldaten, wenig später waren es fast 60.000 Zivilisten und Militärs. Der Militärattaché und der Konsul Zarahski, der am 20. September zum polnischen Regierungsbeauftragten für die ungarischen Flüchtlinge ernannt wurde, konnten auf wohlwollende Unterstützung der Ungarn zählen, als sie über Jugoslawien eine grosse Zahl von Soldaten und Zivilisten nach Frankreich evakuierten. Im Herbst 1939 richtete das Kommando des militärischen Widerstands SZP-ZWZ in Budapest seine Verbindungsgruppe I (Deckname «Romek») zur Exilregierung ein, geleitet von Oberst Alfred Krajewski. Mit ihm hatte Jan Karski in Budapest zu tun.

4. Das Lager lag wohl in der Nähe des Boulevard Bessières am Rand des 17. Pariser Arrondissements, zwischen Porte de Clichy und Porte de Saint-Ouen.
5. ADAM KULAKOWSKI (1916-1943), Sohn des Repräsentanten der Solvay-Werke in Polen und ein General Sikorski durch und durch ergebener Partisan, folgte diesem von Warschau nach Lwów, dann weiter nach Rumänien (7.-18. September 1939) und begleitete ihn nach Frankreich, wo er sein persönlicher Sekretär wurde. Er starb an der Seite von Sikorski bei dem Flugzeugabsturz vor Gibraltar (4. Juli 1943).
6. STANISLAW KOT (1885-1975) war Kulturhistoriker und Professor an der Jagiellonen-Universität von Krakau (1920). Er war gebürtiger Österreicher und seit 1905 in der Unabhängigkeitsbewegung aktiv, im August 1914 trat er dem NKN (Oberstes Nationalkomitee) bei, das die polnischen Abgeordneten in Wien in Krakau gegründet hatten. Das Komitee war autorisiert, polnische Legionen gegen Russland zu rekrutieren. Kot wurde dem Presse- und Propagandadienst der Militärabteilung des NKN zugewiesen, dessen Leiter ein Ingenieur aus Lwów und Hauptmann der Reserve, Władysław Sikorski, war. Die Zusammenarbeit begründete eine Freundschaft, die bis 1939 Bestand hatte. 1920 schloss er sich der Bauernpartei PSL-Piast an und engagierte sich bei deren kulturellen Aktivitäten. 1930 war er der *Spiritus rector* bei den Protesten der Professoren der Jagiellonen-Universität gegen die Inhaftierung von Oppositionspolitikern in Brest (Brzesc nad Bugiem). Bei der Universitätsreform 1933 wurde sein Lehrstuhl abgeschafft. 1936, er war inzwischen Mitglied der nationalen Führung der Bauernpartei (SL)

und enger Mitarbeiter ihres legendären Präsidenten Witos, trat er als leidenschaftlicher Verfechter des «Regimes der Generale und Obersten» auf und näherte sich der oppositionellen Front von Morges der Freunde des Generals Sikorski an, die rechts von der Mitte stand. Im September 1939 verständigte er sich in Lwów mit ihnen, reiste nach Bukarest und traf Anfang Oktober in Paris ein, wo er Mitglied der in der Entstehung begriffenen Regierung General Sikorskis wurde. Nacheinander war er Minister ohne Geschäftsbereich, Innenminister (1940-1941), Botschafter in Moskau (1941-1942), Minister für Information und Dokumentation (1943-1944) und immer ein Ratgeber, auf den der Regierungschef hörte. Man warf ihm Ressentiments und Argwohn gegen verdiente Offiziere und fähige Patrioten wegen ihrer «pilsudskistischen» Vergangenheit vor. Nach Jalta (Februar 1945) folgte er der «realistischen» Linie von Stanisław Mikołajczyk, trat in Warschau in die von den Kommunisten dominierte Übergangsregierung der nationalen Einheit ein und wurde deren erster Botschafter in Rom (1945-1947), wo er alles daran setzte, «London» und General Anders zu bekämpfen. Nach 1947 war er in der Emigration und engagierte sich für die internationale Bauernbewegung. Er veröffentlichte *Listy z Rosji do generala Sikorskiego* (Briefe aus Russland an General Sikorski) und *Conversation with the Kremlin and dispatches from Russia* (Gespräche mit dem Kreml und Nachrichten aus Russland), 1963. Stanisław Kot ist bis heute eine umstrittene Persönlichkeit.

7. Jan Karski spricht hier von dem Geheimbericht, den er auf die Bitte von Minister Kot hin in Angers diktierete und der vier Fragen behandelte: den geheimen Reiseweg Karskis und die Verbindungswege seiner Organisation; die Lebensbedingungen unter nationalsozialistischer Besatzung; die politische Stimmungslage im besetzten Polen; die Situation der Juden unter nationalsozialistischer und unter sowjetischer Besatzung. Berühmt wurde Karskis Bericht durch seine Ausführungen über die Situation der Juden, dieser Teil wird am häufigsten zitiert, wengleich in verkürzter Form. Die Lage in der sowjetischen Zone war kaum bekannt, aber seine Beobachtungen zum Wiederaufflammen des Antisemitismus unter den Polen in den ersten drei Monaten der deutschen Besatzung werden bis heute zitiert. Dieser vierte Teil des «Karski-Berichts» wurde 1989 von Artur Eisenbach vollständig veröffentlicht in *Dzieje Najnowsze*, 1989, Nr. 2, S. 189-196. Ein langer Auszug des Teils «Die Juden unter bolschewistischer Besatzung» wurde abgedruckt in *Wokół Jedwabnego* (Rund um Jedwabne), Warschau, IPN, Sammlung

«Dokument/», Band II, S. 127F. Das Original des Berichts befindet sich im Hoover Institute in Kalifornien, im Archiv der polnischen Exilregierung. Stanisław M. Jankowski hatte 2009 die glückliche Idee, eine Abschrift der beiden Versionen zu veröffentlichen, über die so viel Tinte geflossen ist, die Seiten 6-6a, 9-9a, io-ioa und 11-11a. Der Einband des für die Regierung bestimmten Exemplars trug den handschriftlichen Vermerk von Karski «Uwaga!! (Achtung) Die Seiten 6-9-10-11 haben doppelten Text». Vgl. Stanisław M. Jankowski, *Karski, Raporty*, a.a.O., S. 53-61.

8. Die Untergrundpresse verbreitete auf einen aus Paris übermittelten Befehl von General Kazimierz Sosnkowski hin am 23. November 1939 erstmals Gebote eines staatsbürgerlichen Moralkodex. Am 16. April 1940 ordnete das Ministerkomitee für innere Angelegenheiten des Landes die Einrichtung geheimer militärischer und ziviler Tribunale an, die Akte von Kollaboration, Verrat, Denunziation und Spionage aburteilen sollten. Im April 1942 schuf die Regierungsvertretung eine Abteilung für den zivilen Kampf ausserhalb der militärischen Strukturen, die zur Organisation der Regierungsvertretung gehörte, und übergab die Leitung an Stefan Korbonski. Sie veröffentlichte Listen mit Funktionen und Posten, deren Übernahme der Untergrund damit ahndete, dass er «Ehrentzug» verhängte.
9. Erinnern wir uns, dass General Weygand, der Gesandte von Marschall Foch, im August 1920 in einer grossen Lobrede auf General Sikorski dessen Kaltblütigkeit und taktisches Geschick pries, mit denen er die 5. polnische Armee an der Wkra in der Schlacht um Warschau (14.-16. August 1920) geführt hatte. Sikorski galt seitdem in Frankreich als der begabteste unter den polnischen Generälen und ausserdem als der frankophilste. Seine hohen Funktionen in den 1920er Jahren als Chef des Generalstabs (1921-1922), Premierminister (1922-1923) und Armeeminister (1924-1925) hatten ihm erlaubt, von Vertrauen und Wertschätzung bestimmte persönliche Beziehungen zu Marschall Foch und Marschall Pétain aufzubauen und daneben zu einer Vielzahl von Generälen und einflussreichen Politikern. Sie sorgten dafür, dass seine drei in technischer wie politischer Hinsicht wichtigsten Werke in Frankreich mit Vorworten von drei berühmten Männern erschienen: 1928 *La Campagne polono-russe de 1920* (Der polnisch-russische Feldzug von 1920) mit einem Vorwort von Marschall Foch; 1931 *Le Probleme de la paix, le jeu des forces politiques en Europe orientale et lalliance franco-polonaise* (Das Problem des Friedens, das Spiel der politischen Kräfte in Osteuropa und die

französisch-polnische Allianz) mit einem Vorwort von Paul Painlevé; und 1935 *La Guerre moderne, son caractère, ses problèmes* (Der moderne Krieg, sein Charakter, seine Probleme) mit einem Vorwort von Marshall Pétain.

10. KAZIMIERZ SOSNKOWSKI (1885-1969), Deckname «Godziemba». Geboren in Warschau als Sohn einer Familie der Intelligenz mit adligen Wurzeln, trat er mit 18 Jahren in die Sozialistische Partei (PPS) ein und im Verlauf der Revolution von 1905 in ihre Kampforganisation (OB-PPS), dort wurde er bald Ausbilder. Als treuer Anhänger von Jozef Piłsudski schloss er sich 1906 bei der Spaltung der Partei der PPS-Revolutionäre Fraktion an. In Lwów beendete er sein Architekturstudium und gründete 1908 den ZWC oder Bund für den aktiven Kampf. Nach 1910 widmete er sich der Ausbildung der paramilitärischen Jägervereine, die 1914 Führungsrollen in den polnischen Legionen übernahmen. 1914-1916 war er Stabschef der 1. Brigade der Legionen im Rang eines Obersten. 1917 wurde er, damals Adjutant Piłsudskis in der Militärabteilung des provisorischen Regierungsrats, den die deutschen Besatzer Warschau zugebilligt hatten, mit Piłsudski in Magdeburg interniert (22. Juli 1917 bis 9. November 1918). Im polnisch-sowjetischen Krieg (1920) organisierte und kommandierte er als Vize-Armeeminister im Rang eines Divisionsgenerals die Reservearmee. Von 1920-1923 und 1923-1924 war er Armeeminister und unterzeichnete am 2. Februar 1921 in Paris das französisch-polnische Militärabkommen. Ab 1925 stand er an der Spitze der Militärregion Poznań. Piłsudskis Staatsstreich im Mai 1926 stürzte ihn in ein unerträgliches Dilemma zwischen seiner Gehorsamsverpflichtung gegenüber der rechtmässigen Regierung auf der einen und seiner Treue zu Piłsudski auf der anderen Seite. Er versuchte sich umzubringen und konnte nur durch eine schwere Operation gerettet werden; die Genesung dauerte ein Jahr. Er war Inspektor der Armee (1927-1939), seit 1936 im Rang eines Brigadegenerals, und Kanzler des Ordens Polonia Restituta. Im September 1939 befehligte er die Südfront. Nach seiner Ankunft in Paris benannte ihn der Präsident der Republik W. Raczkiewicz auf der Grundlage von Artikel 13 der Verfassung von 1935 als seinen Nachfolger. Am 13. November machte General Sikorski ihn zum Oberbefehlshaber des Bundes für den bewaffneten Kampf (ZWZ), der militärischen Struktur des Widerstands im Land, und zum Präsidenten des Ministerkomitees für die inneren Angelegenheiten. Im Juli 1941 lehnte Sosnkowski das Sikorski-Majski-Abkommen ab, weil er es für gefährlich hielt, und erklärte seinen Rücktritt als Regierungs-

mitglied. Nach Sikorskis Tod (4. Juli 1943) wurde Sosnkowski von Präsident Raczkiewicz zum Oberbefehlshaber der polnischen Streitkräfte ernannt. Die Sowjetunion betrieb eine hasserfüllte Kampagne gegen den «Reaktionär» und verlangte, unterstützt von Churchill, seine Absetzung, bevor man eine Vereinbarung mit Mikolajcyk erwägen werde. Sosnkowski war in Anbetracht der Lage im Sommer 1944 dagegen, den Warschauer Aufstand auszurufen. In seiner Ansprache an das 2. Korps von Anders in Ancona am 1. September 1944 verwies er auf «die Einsamkeit Polens am 1. September 1939» und die «gegenwärtige Einsamkeit Warschaws». Das erzürnte Churchill, der am 30. September 1944 seine Entlassung durchsetzte. Sosnkowski emigrierte und liess sich in Kanada nieder. Quelle: J.J. Kasprzyk, «Sosnkowski Kazimierz», in *Encyklopedia biatychplam* (Die Enzyklopädie der weissen Flecken), Band XVI, Warschau, Radom, 2005, S. 249-252.

11. DER UNTERGRUNDSTAAT (I)

1. Dieser Satz und seine Bemerkung, «er hatte sich lediglich erlaubt, den Namen Borzęcki vorzuschlagen», wurden in der ersten polnischen Übersetzung von Waldemar Piasecki aus dem Jahr 1999 (*Tajne Panstwo*, Warschau, Twój Styl, S. 108) gestrichen, zweifellos in Absprache mit Jan Karski. Die Würdigung Borzęckis im nächsten Abschnitt blieb unverändert. Tatsächlich hatte General Sikorski 1940 die Ratschläge und Meinung von Borzęcki eingeholt, der die Kandidatur von Ryszard Świątochowski befürwortete, den der General als Delegierten der Regierung haben wollte (vgl. Kap. 8, Anm. 4 und 6). Aber die geheimen Parteiführungen reagierten sehr negativ auf solchen Druck und lehnten es ab, den Vertrauensmann des Generals zu berufen. Gekränkt versuchte Ryszard Świątochowski, im April 1940 heimlich nach Frankreich zu gelangen und dort sein «Mandat» bestätigen zu lassen. Erschöpft wurde er am 22. April 1940 beim Grenzübertritt nach Ungarn festgenommen und nach Auschwitz deportiert, wo er starb. Die «persönliche Tragödie» des Freundes von General Sikorski belastete lange seine Beziehungen zu bestimmten politischen Kreisen. Vgl. R. Buczek, «Tragedia Ryszarda Świątochowskiego» in *Zeszyty historyczne*, Nr. 25, 1973, S. 150-169.
2. Teka hiess in Wahrheit Władysław Tempka (1889-1940), war promovierter Jurist, Präsident der geheimen Parteiorganisation der Christlichen Arbeiterpartei mit Sitz in Krakau und stand General Sikorski in der 1937 gebildeten oppositionellen Front

- von Morges sehr nahe. Tempka wurde am 18. April 1940 verhaftet, nach Auschwitz I deportiert und am 12. Juni 1940 erschossen.
3. Cyna war Jozef Cyrankiewicz (1911-1989), seit 1935 Sekretär des Krakauer Komitees der PPS (der polnischen Sozialistischen Partei). Der Autor wohnte allerdings nicht bei Cyrankiewicz, sondern bei einem anderen Sozialisten, Tadeuz Pile, seinem alten Schulfreund vom Gymnasium in Łódź, in der Czarodziejska-Strasse in einer Arbeitersiedlung am Rand von Krakau. (Pile erscheint in Kap. 20 unter dem Namen «Kilec».) Seit 1937 war Cyrankiewicz Mitstreiter und Freund von Pile in der sozialistischen Verlagskooperative Czytelnik. 1940 trafen sich die sozialistischen Widerstandskämpfer bei Pile, und so war Cyrankiewicz der erste Führer des Widerstands, der in Krakau mit dem Gesandten «Witold» nach dessen Ankunft zusammentraf (nach Stanisław M. Jankowski, *Karski, Raporty*, a.a.O., S. 84ft). Cyrankiewicz war der PPS als Student an der Jagiellonen-Universität beigetreten und hatte sich bald, gefördert von geachteten älteren Parteimitgliedern wie Adam und Lidia Ciołkosz, als Redner und Kämpfer einen Namen gemacht. 1939 wurde er als Reserveleutnant der Artillerie einberufen und geriet in deutsche Gefangenschaft. Er floh, schlug sich nach Krakau durch und wirkte am Aufbau der ersten sozialistischen Widerstandsnetze unter dem Banner der geheimen PPS-WRN mit. Am 19. April 1941 wurde er festgenommen (vgl. Kap. 20), inhaftiert und gefoltert und dann nach Auschwitz I deportiert (Häftlingsnummer 62933). Dort wurde er als «Stubenschreiber» eingesetzt und arbeitete in der Widerstandsbewegung im Lager mit. Anfang 1945 wurde er nach Mauthausen verlegt und schloss sich den Kommunisten an. Nach der Befreiung durch die Amerikaner im Mai 1945 kehrte er nach Polen zurück und überraschte seine alten Kampfgefährten von der PPS-WRN mit der Entscheidung für die «zugelassene» PPS – die Regierungsbeteiligung. Lidia Ciołkoszowa berichtet in ihren Erinnerungen, welche Rechtfertigung er Zygmunt Zaremba dafür gab: «Die Alliierten haben uns verraten. Nun bleibt uns nichts anderes mehr übrig, als uns auf Russland zu stützen. Das ist der Grund, weshalb ich die Seite wechsle.» Vgl. Lidia Ciołkoszowa, *Spojrzenie wstecz* (Blick zurück), Paris, Éditions du Dialogue, 1995, S. 129f.
 4. Der «drôle de guerre», der «Scheinkrieg», hat die meisten Polen traumatisiert und verbittert, allen voran Jan Karski, der von der Sorglosigkeit, die er im Februar und März 1940 in Paris beobachten konnte, schockiert war. Im Mai 1940 kam zu der

- massiven Offensive der Wehrmacht der «fatale Irrtum» hinzu, der General Sikorski bald vorgeworfen wurde: Als allzu leichtgläubiger Verbündeter Frankreichs duldete er eine zweite Niederlage und ein tödliches Blutvergiessen der «neuen polnischen Armee», die mit 84.000 Mann in Frankreich gebildet worden war.
5. Erinnern wir uns, dass diese Freiheiten vor 1939 in Polen *expressis verbis* garantiert waren durch die Verfassungen vom 17. März 1921 (Artikel 95-105) und vom April 1935 (Artikel 5).
 6. Bei der Volkszählung von 1931 bekannten sich 56.500 Einwohner von Krakau oder 25,8 Prozent zur jüdischen Religion. Am 21. November 1939 registrierten die Nazi-Behörden nach dem Zustrom von Flüchtlingen 68.482 Juden (darunter 17.732 Kinder unter 16 Jahren). In Krakau, das unter Hans Frank zur verhassten «Hauptstadt» der Hakenkreuze geworden war, trafen die Schikanen die Juden früher als andernorts: Ab Oktober 1939 mussten sie einen weissen Aufhänger mit blauem Davidstern tragen, Parks und öffendliche Plätze waren «für Juden verboten», Geschäfte von Juden wurden gekennzeichnet, alten Männern wurden von der Strasse weg brutal die Bärte abgeschnitten usw. Am 28. November wurde ein Judenrat gebildet, den Vorsitz hatte zuerst Professor Marek Biberstein inne, dann Dr. Artur Rosenzweig, nach ihm Daniel Gunter, dessen Servilität gegenüber den Deutschen für Empörung sorgte. Als die PPS im Mai 1940 zur Solidarität mit den jüdischen Mitbürgern aufrief, gab es die «jüdische Wohnsiedlung» noch nicht: Das Getto wurde vom 3. bis 20. März 1941 auf dem rechten Weichselufer errichtet. Am 13. Juli 1941 hatte es 14.000 Bewohner. Der Historiker Emanuel Ringelblum hat berichtet, dass die «in langer Tradition korrekten» Beziehungen zwischen Polen und Juden Rettungsaktionen erleichterten: Mehr als 2'000 Juden überlebten die NS-Zeit in Krakau dank der spontanen Hilfe der Einwohner, die in erster Linie auf beruflichen und nachbarschaftlichen Beziehungen aufbaute und erst in zweiter Linie vom polnischen Widerstand organisiert wurde. Die sozialistische PPS-WRN spielte dabei getreu ihren Traditionen einen Pionierrolle und richtete allein 150 Verstecke ein. Ihr kam zugute, dass sie erhebliches Gewicht in der Stadtverwaltung besass (33,8 Prozent Sitze im Rat im Jahr 1938), dass sie im Untergrund mit der Demokratischen Partei und der Bauernpartei früh zu einer Übereinkunft kam und eng mit dem militärischen Widerstand der ZWZ-AK und mit katholischen Kreisen zusammenarbeitete. Die katholische Kirche verfügte über ein Netz von Klöstern und Waisenhäusern im polnischen Bergland, über die der Metropolit Adam Sapieha regierte. Die Krakauer Sektion von Zegota, dem

Rat für die Judenhilfe, wurde am 12. März 1943 gegründet (vgl. Kap. 29, Anm. 2 und 4). Nach Andrzej Chwalba, *Kraków w latach 1939-1945* (Krakau in den Jahren 1939-1945), Krakau, W.L., 2002.

7. MACIEJ RATAJ (1884-1940) stammte aus einer Bauernfamilie. Bis 1914 war er Lehrer am Gymnasium Zamosc und als Publizist für die junge Bauernpartei PSL aktiv. 1919 wurde er zum Abgeordneten des radikalen Bauernflügels Wyzwolenie (Befreiung) in der Verfassungsgebenden Versammlung gewählt, trat aber 1920 der gemässigten Partei PSL-Piast von Witos bei. Er war nacheinander Mitglied des nationalen Verteidigungsrats (1920), Minister für öffentliche Bildung und Religionen im Kabinett Witos (Juli 1920 – September 1921), Sejmmarschall, das heisst, Präsident des Abgeordnetenhauses (1922-1927) und in dieser Funktion zweimal Interimsstaatschef (Dezember 1922 und Mai 1926), dann Mitglied der Führung der PSL-Piast (seit 1931 SL, Bauernpartei) und Chefredakteur der Parteizeitung *Das Grüne Banner*, schliesslich Präsident des Zentralkomitees der Partei (1935-1939) – Während der Belagerung von Warschau gehörte er dem Bürgerkomitee für die Verteidigung an, und am 27. September 1939 brachte er seine Glaubwürdigkeit als Vertreter der Bauernpartei im Politischen Zentralrat bei der SZP ein, der ersten Organisation des militärischen und zivilen Widerstands (auch Zentralrat für die Verteidigung des Staates). Als seinen Stellvertreter wählte er Stefan Korboński. Die Gestapo verhaftete ihn ein erstes Mal am 28. November 1939 und hielt ihn bis zum 14. Februar 1940 fest. Nach seiner Freilassung baute er die geheime Führung der Bauernpartei auf. Nach einer erneuten Festnahme am 30. März 1940 wurde er am 21. Juni zusammen mit 13 weiteren Mitgliedern der SZP-ZWZ (Union für den bewaffneten Kampf) in Palmiry erschossen.
8. Tatsächlich hat nicht die Verfassung von 1935 der demokratischen Kandidatenauswahl bei den Wahlen geschadet, sondern das neue Wahlgesetz vom 8. Juni 1935, das mit Empörung aufgenommen wurde, weil es den Parteien das Recht zur Kandidatenaufstellung nahm und dazwischengeschalteten Körperschaften übertrug (Bezirksversammlungen, beruflichen Standesorganisationen, Gewerkschaften usw.). Die drei Oppositionsparteien, die Sozialistische Partei (PPS), die Bauernpartei (SL) und die Nationalpartei (SN), verkündeten einen Boykott der Wahlen. Am 8. September 1935 fiel die Wahlbeteiligung auf 45,9 Prozent der Wahlberechtigten, in den drei grössten Städten lag sie noch niedriger (Warschau 29,4 Prozent; Łódź 36,4 Prozent; Poznań 37,4 Prozent), nur in Schlesien wählten 75,7 Prozent der Wahlberechtigten.

- Der Boykott wurde auch bei den Wahlen am 6. November 1938 aufrechterhalten, aber weniger befolgt; die Beteiligung stieg auf 67,1 Prozent. Bei den Kommunalwahlen 1939 konnte die Opposition endlich ihre Stimmen zählen: Die SL erhielt 10,9 Prozent, die SN 6 Prozent, die PPS 1,3 Prozent, die Christliche Arbeiterpartei 0,8 Prozent, auf das Regierungslager entfielen 57,1 Prozent, auf die nationalen Minderheiten der Rest (23,9 Prozent). Nach Andrzej Albert (W. Roszkowski), *Najnowsza historia Polski, 1918-1980* (Polnische Zeitgeschichte, 1918-1980), London, Puls Publications Ltd., 1991.
9. Der Norweger Vidkun Quisling (1887-1945), Gründer der faschistischen Partei Nasjonal Sämling (Nationale Einheit) und Regierungschef von 1942 bis 1945, war und ist die Symbolfigur für die Kollaboration mit den nationalsozialistischen Besatzern. Nach der Kapitulation des Dritten Reichs wurde er festgenommen, zum Tode verurteilt und erschossen. Im August 1942 schrieb der Warschauer Arbeiter K. Szymczak in sein *Tagebuch*. «Ich bin stolz, dieser Nation anzugehören, die keine kollektiven Verräter hat, nur kollektive Gräber und ein paar einzelne Verräter, die mit dem Besatzer kollaborieren.» Zitiert von Tomasz Szaro ta in *Tygodnik Powszechny*, Nr. 27, 2003, im Zusammenhang mit der neuen Debatte über «die Kollaborateure in einem Land ohne Quisling».
10. Der Eid, den jeder AK-Soldat und jeder Angehörige des zivilen Kampfs (Delegatur) feierlich schwor, hatte den Wortlaut: «Ich schwöre vor Gott dem Allmächtigen, dass ich getreulich, diszipliniert und kompromisslos die mir übertragenen Aufgaben erfüllen werde, um Polen von dem Besatzer zu befreien. Ich schwöre, dass ich meinen Vorgesetzten gegenüber absoluten Gehorsam üben und niemals das Geheimnis unserer Organisation verraten werde...» Kuriere wie Jan Karski mussten noch hinzufügen: «Ich schwöre vor Gott dem Allmächtigen, niemals gegenüber anderen den Inhalt der Nachrichten, Berichte und Dokumente preiszugeben, die mir anvertraut sind, und sie getreulich ihren Empfängern zu überbringen.» Der Eid endete mit den Worten: «So wahr mir Gott helfe.» Quelle: Waldemar Grabowski, *Delegatura rzdu Rzeczypospolitej na kraj, 1940-1945* (Die Regierungsvertretung im Lande, 1940-1945), Warschau, Pax, 1995, S. 220.

12. TIEFER FALL

1. FRANCISZEK MUSIAE, Deckname im Widerstand ZWZ-AK «Myszka» («Mäuschen»). Er war Bäcker von Beruf, kam 1939 aus Tarnow nach Piwnicza und gehörte zur Gruppe Nowy Sącz der Kurierführer des Widerstands, Sektor Krakau-

Schlesien. Er hatte bereits 31 «Missionen» nach Budapest absolviert, als er Karski als Führer übernahm. Wie Karski wurde er inhaftiert, gefoltert und in verschiedene Lager deportiert. Er überlebte den Krieg und starb Ende der 1970er Jahre.

13. IN DEN HÄNDEN DER GESTAPO

1. Presov ist eine Stadt in der Slowakei, zwischen der polnisch-slowakischen Grenze und Kosice.
2. Die «Schutzstaffel» war ursprünglich eine paramilitärische Organisation, die im November 1925 zu Hitlers Schutz gegründet wurde. 1929 wurde die SS Himmler unterstellt, und als Himmler 1934 Chef der deutschen Polizei wurde, löste sie die SA ab. 1939 gehörten der SS 250.000 Mann an. Die Waffen-SS, gegründet 1940 als Eliteeinheit, zählte 40 Divisionen.
3. «Junker» waren die adligen Grossgrundbesitzer in Preussen. Der Begriff ist von Karl Marx bis Max Weber ein sozioökonomischer und zugleich politischer Topos: der Junker als Verkörperung des politischen Konservatismus und als Träger des Nationalismus, der 1871 in die Gründung des Deutschen Reichs mündete, dessen umstrittenes Symbol Bismarck war, «Junker von Geburt» und aus politischer Entscheidung. Vgl. Sandrine Kott, «Être Junker», Kap. VIII ihres Buchs *Bismarck*, Paris, Presse de Science-Po, 2003, S. 175-221.
4. Die «Ordensburgen» waren Schulen, die dem «Reichsjugendführer» Baldur von Schirach (1907-1974) unterstanden und in mittelalterlich anmutenden Burgen untergebracht waren. Sie sollten die jungen Leute zu perfekten Nazis erziehen: «Eine gewalttätige, herrische, unerschrockene, grausame Jugend will ich», hatte Hitler gesagt. (Hermann Rauschning, *Gespräche mit Hitler*, Zürich, Europa-Verlag, 1940, S. 237). 1935 gab es drei NS-Ordensburgen: in Krössinsee in Pommern, in Sonthofen im Allgäu und in Vogelsang in der Eifel.

14. IM KRANKENHAUS

1. Hier bringt Jan Karski die enttäuschte Liebe zu Frankreich und die Verzweiflung vieler polnischer Landsleute zum Ausdruck. So schrieb im Juni 1940 Karolina Lanckoronska in Krakau: «Wir glaubten alle unerschütterlich an Frankreich wegen unserer Bindung an Frankreich, wegen der Bewunderung, mit der wir gross geworden waren, und, bei den Älteren, wegen der Erinnerung an den Heldenmut Frankreichs im Ersten Weltkrieg.»

(In *Wspomnienia wojenne*, a.a.O., S. 65.) Viele Dichter, die sich in «kämpfender Emigration» in Frankreich befanden, berichteten wie Jan Lechoh (1899-1956), Dichter und Kulturattaché an der polnischen Botschaft, was für ein Schock es für sie war: «Und so hast du an diesem Junitag/ dem unverständlichen Tag/ tränen-erstickt gerufen: ‚Adieu, Marseillaise! ... Adieu, grossartiges Lied, mit Füßen getreten in der Niederlage ...!’» («Pożegnanie Marsylianki», veröffentlicht in *Wiadomości Polskie*, Nr. 11, 1941). Gustaw Herling-Grudziński erfuhr in sowjetischer Haft im Gefängnis von Witebsk aus dem Mund eines Neuzugangs vom «Fall von Paris»: «Mit einer rührend leisen Stimme flüsterte er [der neue Gefangene]: ‚Paris ist gefallene Einer von denen, die ihm am nächsten sassen, blies dieses flackernde Flüstern zu einer grellen Flamme auf und rief laut: Taris ist gefallen!’ ... Wir hatten nichts mehr zu erwarten, Paris war gefallen, Paris, Paris ... So unglaublich es klingen mag, aber selbst die einfachsten Menschen, die niemals Frankreich mit eigenen Augen gesehen hatten, empfanden den Fall von Paris als das Ende ihrer letzten Hoffnung; es war für sie eine noch unwiderruflichere Niederlage, als es die Übergabe von Warschau gewesen.» *Welt ohne Erbarmen*, München und Wien, Carl Hanser Verlag, 2000 (erste deutsche Ausgabe 1953), S. 306.

2. An dieser Stelle muss daran erinnert werden, dass Polen im September 1939 keineswegs kapituliert hat, wie es in vielen Lehrbüchern zu lesen steht, die die Kapitulation der Verteidiger von Warschau am 28. September als «Kapitulation Polens» bezeichnen. Am 17. September 1939 ersuchte die polnische Regierung ihren rumänischen Verbündeten um ein «Durchgangsrecht», um in Gesamtheit nach Frankreich zu gelangen, gefolgt vom Oberkommandierenden der Armee. Die Regierung verliess Polen gerade deshalb, um nicht festgenommen und zur Unterzeichnung einer wie auch immer gearteten Kapitulation gezwungen zu werden, sondern um vielmehr an der Seite Frankreichs den Kampf fortzusetzen mit einer auf französischem Territorium neu aufgebauten Armee, auf der Grundlage der am 4. September 1939 bestätigten militärischen und politischen Vereinbarungen. Gleichermassen lehnten es im Juni 1940 Präsident Raczkiewicz und General Sikorski als Premierminister und Oberkommandierender der polnischen Armee in Frankreich kategorisch ab, in die Waffenstillstandsvereinbarung, um die Frankreich bat, und ihre Konsequenzen mit einbezogen und damit in Verbindung gebracht zu werden – trotz des Drucks, den Paul Reynaud [Ministerpräsident und

Aussenminister von Frankreich], Marschall Pétain [stellvertretender Ministerpräsident] und General Weygand [Oberkommandierender der französischen Streitkräfte] wiederholt auf sie ausübten. «Was für eine Wahl haben Sie? Wohin wollen Sie gehen? Ihre Armee kämpft gegen den Feind, aber Sie haben weder genug Schiffe noch genug Flugzeuge, um sie zu evakuieren ... Glauben Sie, dass Grossbritannien allein Hitlers Aggression Widerstand leisten kann?», insistierte Reynaud. Am 16. Juni 1940 boten die Briten Präsident Raczkiewicz und der polnischen Regierung ihre Gastfreundschaft an. Am 17. Juni schickte Churchill ein Wasserflugzeug, das Sikorski abholen sollte, und am 19. Juni leitete General Sosnkowski mithilfe der britischen Marine die Evakuierung der polnischen Truppen ein. Vgl. Yves Beauvois, *Les Relations franco-polonaises pendant la drôle de guerre* (Die französisch-polnischen Beziehungen während des Scheinkriegs), a.a.O., S. 141-152.

3. Auch hier reagiert der Patriot Jan Karski wieder ganz im Einklang mit seinen Landsleuten: Karolina Lanckororiska beobachtete bei den Polen eine regelrechte «Übertragung» der «furchtbar enttäuschten und durch Frankreich verletzten Liebe» auf Grossbritannien. Am 15. August 1940, während die Schlacht um England tobte, zelebrierte der Krakauer Erzbischof Sapieha (Abkömmling einer Fürstenfamilie) eine feierliche Messe in der Marienkirche. «Ganz Krakau war auf den Knien», schrieb Lanckororiska, «denn alle wussten, dass an diesem Jahrestag des Wunders an der Weichsel [1920, der polnische Sieg über die Bolschewiken] Sapieha betete, dass sie ein Wunder an der Themse wirken möge. Und als er aus der Kirche trat, stieg donnernder Beifall von der Menge auf, die keinen Platz im Innern gefunden hatte.» Die Besatzer, verwirrt und beunruhigt, erkundigten sich nach dem Grund für diese ungewöhnliche Demonstration der Katholiken (*Wspomnienia wojenne*, a.a.O., S.69f.).

15. DIE RETTUNG

1. Krynica, ein Thermalbadeort in der Nähe von Sanok (am San), lag seit dem 28. September 1939 in der sowjetischen Zone. Jan Karski nannte diesen Ort anstelle von Nowy Sącz, um seine Spuren zu verwischen: 1944 war es noch wichtig, die Widerstandskämpfer der Heimatarmee zu schützen.
2. «Stefa Rysiriska», mit richtigem Namen Zofia Rysiówna, war nicht die Schwester seines Kurierführers, sondern die Schwester von Zbigniew Rys, Soldat des ZWZ und Leiter der Zelle Nowy Sącz, die die geheimen Wege nach Budapest schützte.

3. Das Tapferkeitskreuz (*Krzyż Walecznych*) ist ein 1920 gestifteter Orden, mit dem «Akte von Mut und Heldentum» von Soldaten ausgezeichnet werden sollen. Ein Soldat kann den Orden vier Mal bekommen.
4. Doktor Jan Slowikowski (Deckname «Dzięciol», «Specht»), einer derjenigen, die Jan Karskis Flucht organisierten, war Mitglied der lokalen Sektion des ZWZ. Nach dem Krieg leitete er die chirurgische Kinderklinik von Wrocław.
5. Der athletische Träger war der Leiter des Kommandos, Zbigniew Rys.
6. Der Dunajec, ein Nebenfluss der Weichsel mit starker Strömung.
7. «Staszek Rosa», mit wahren Namen Stanisław Rosieriski (1919-1943), PPS-Kämpfer in Krakau, Soldat der GL-PPS (Volksgarde der PPS), koordinierte auf Anweisung von Jozef Cyrankiewicz die Rettungsaktion für Jan Karski. Er kam 1943 in Warschau unter ungeklärten Umständen ums Leben.

16. DER «LANDWIRT»

1. Die Stadt Nowy Sącz.
2. Jan Karski erfuhr erst 1986, welchen Preis an Menschenleben seine Flucht gekostet hatte. Damals las er zwei Reportagen über das Schicksal seiner Retter, die Stanisław M. Jankowski für seine «Kryptonim samoobrona» in *Przegląd Tygodniowy* geschrieben hatte (vgl. unveröffentlichter Brief von Jan Karski an Jerzy Giedroyc vom 30. September 1988). Von den vier Mitgliedern des Befreiungskommandos entging nur Zbigniew Rys der Festnahme und überlebte. Er war später Kurier der AK zwischen Polen und Budapest. Seine Schwester Zofia Rysiówna wurde von der Gestapo in Warschau aufgespürt und verhaftet und 1941 nach Ravensbrück deportiert. Sie kam 1945 aus Ravensbrück frei und war nach dem Krieg eine gefeierte Schauspielerin in Polen. Sie starb 2003. Die drei anderen Mitglieder des Kommandos und der Förster, der den Kurier Witold versteckte, wurden festgenommen, gefoltert und getötet. Der Lehrer Tadeusz Szafran wurde am 21. August 1941 in der Nähe von Nowy Sącz erschossen, die drei anderen wurden nach Auschwitz deportiert: der sechzehnjährige Karol Glod, Häftlingsnummer 24766, wurde am 18. Juni 1942 hingerichtet; der Förster Feliks Widel, Häftlingsnummer 88577, starb 1^m August 1943; und der siebzehnjährige Jozef Jenet, Häftlingsnummer 18829, kehrte aus Auschwitz nicht zurück. Allen verlieh der Oberkommandierende des ZWZ, General Rowecki, genannt «Grot», am 11. September 1941

das Tapferkeitskreuz. Nach dem Prinzip der «kollektiven Verantwortung» wurden am 21. August 1941 32 Einwohner von Nowy Sącz, darunter zwei Priester, erschossen wegen wahrscheinlicher oder vermuteter Beihilfe zur Flucht von «Witold Kucharski». Vgl. Stanisław M. Jankowski, *Karski, Raporty*, a.a.O., S. 522f.

3. «Cyna» war der Deckname von Jozef Cyrankiewicz (vgl. Kap. 11, Anm. 3). Auf Anweisung von Cyrankiewicz organisierte und finanzierte die PPS-Sektion von Krakau die Flucht des «Kuriere Witold». Cyrankiewicz sagte dazu im Interview mit Stanisław M. Jankowski: «Ich habe Rosiński [nach Nowy Sącz] geschickt, damit nicht die Soldaten von Korczak den Erfolg der Operation für sich beanspruchen konnten.» Doch die Operation wurde erst auf Befehl und ausdrückliche Anweisung von «Korczak», das heißt, Oberst Komorowski unternommen, der Kommandant des Militärbezirks Krakau-Schlesien des ZWZ war. Vgl. Bor-Komorowski, in *Histoire d'une armée secrète* (Geschichte einer Geheimarmee), Paris, Les Iles d'or, 1952 (S. 46f. in der polnischen Ausgabe). Die Operation zeigt die enge Zusammenarbeit und Verflechtung der Untergrundarmee (ZWZ) und des zivilen Widerstands, der von den politischen Parteien organisiert wurde (vgl. Kap. 19).
4. «Danuta Sawa», mit richtigem Namen Danuta Slawik, Deckname «Gloria» im Untergrund, war Mitglied des ZWZ. Wie viele Auswanderer aus dem ehemaligen Galizien des 19. Jahrhunderts war auch die Familie Slawik aus den Vereinigten Staaten nach Polen reemigriert und hatte das Landgut Kąty erworben (vgl. Kap. 17).

17. DWÓR: GENESUNG UND PROPAGANDA

1. Das «Dwór» oder Herrenhaus von Kąty im Bezirk Brzesko östlich von Krakau gehörte zum paramilitärischen Widerstandsnetz Uprawa, später Tarcza («der Schild») der Vereinigung der Landbesitzer, die spontan dem Untergrund ein selbst organisiertes Netz zur Verfügung gestellt hatten. Sie boten ihre Herrenhäuser und zugehörigen Bauernkaten als Zufluchtsstätten, für Kontakte, Verstecke und für die Unterbringung von Juden an, um die sich die lokalen Sektionen des ZWZ-AK noch vor der jüdischen Organisation Zegota kümmerten. Uprawa-Tarcza wurde im Winter 1939/1940 vom Präsidenten der Krakauer Sektion der Landbesitzervereinigung, Karol Tarnowski, gegründet, sein *Spiritus rector* war der adlige Gutsbesitzer Leon Krzeczunowicz, und es hatte Netze im gesamten Generalgouvernement. Vgl. Michał Z61towski, *Tarcza Rolanda* (Der Rolandschild), Krakau, Znak, 1989.
2. Lucjan Slawik, Offizier des ZWZ Bezirk Krakau-Schlesien, organisierte mit sei-

- ner Schwester Danuta, «Gloria», die Unterbringung des «Kuriers Witold» auf ihrem Landgut und später Witolds Einsatz bei Gegenpropaganda und Diversion, der «Aktion N» (vgl. unten Anm. 5).
3. ALBERT FORSTER (1902-1952), NSDAP-Mitglied seit 1923, wurde nach seiner Wahl in den Reichstag 1930 Gauleiter der freien Stadt Danzig. Nach 1933 setzte er brutal die Nazifizierung der Stadt durch. Im September-Oktober 1939 liess er zahlreiche Massaker an den lokalen polnischen Eliten verüben (im Rahmen der von Heydrich befohlenen Aktion «Flurbereinigung») und massenhaft Zivilisten deportieren. 1946 wurde er nach Polen überstellt, im April 1948 zum Tod verurteilt und nach mehreren Gnadengesuchen im Februar 1952 gehängt.
 4. 1944 bezeugte Jan Karski noch einmal den Abscheu vor den Volksdeutschen in Polen und den Hass, mit dem das Auftreten der Nazis seine Landsleute erfüllte. Am 17. Oktober 1944 erklärte er gegenüber der *New York Herald Tribune*-. «Was auch immer die Grossen dieser Welt bei ihren geheimen Beratungen beschliessen werden, die Völker Europas, getrieben von Zorn, die Männer erfüllt von Rachedurst, die Frauen und Kinder verzweifelt, erwarten den Augenblick, an dem sie endlich das verfluchte deutsche Volk und seinen Staat, die sogar Gott verurteilt, bestrafen können.» Die kommunistische polnische Regierung in Lublin machte sich vom ersten Augenblick an zusammen mit ihrer sowjetischen Schutzmacht den Hass der Polen zunutze, um eine Politik der Internierungen, Repressalien und brutalen Vertreibungen durchzusetzen. Diese Zusammenhänge sind heute Gegenstand von gemeinsamen Forschungen und Publikationen polnischer und deutscher Forscher – *sine ira et studio*. Die mit leidenschaftlicher Anteilnahme geschriebene, für das breite deutsche Publikum bestimmte Reportage von Helga Hirsch *Die Rache der Opfer. Deutsche in polnischen Lagern, 1944-1950*, Berlin, Rowohlt Verlag, 1998, wurde 1999 ins Polnische übersetzt.
 5. Der Oberkommandierende des ZWZ, General Rowecki, «Grot», regte im Februar 1941 die «Aktion N» an – Gegenpropaganda und Diversion – mit dem Ziel, die Wehrmachtsoldaten zu demoralisieren. In Deutsch verfasste Zeitschriften wie *Der Hammer* oder *Der Frontkämpfer* verbreiteten nazifeindliche Gedanken und berichteten über eine angebliche Opposition hoher deutscher Militärs gegen Hitler. Vgl. Alexandre Wolowski, *La Vie quotidienne à Varsovie sous Toccupation nazie, 1959-1945* (Alltag in Warschau unter Nazi-Besatzung, 1939-1945), Paris, Hachette, 1977, S. 200-205.

18. HINRICHTUNG EINES VERRÄTERS

1. Danuta Slawik, Deckname «Gloria», und ihr Bruder, AK-Leutnant Lucjan Slawik, wurden 1941 festgenommen, ebenso ihre Mutter. Die Mutter und Lucjan überlebten, Danuta wurde 1942 erschossen. Quelle: Stanisław M. Jankowski, *Karski, Raporty*, a.a.O.

19. DER UNTERGRUNDSTAAT (II): STRUKTUREN

1. In Krakau unterstand der Leutnant-Kurier «Witold» (Kucharski) dem Kommandanten der Region IV-Krakau-Schlesien der Militärorganisation des Untergrunds ZWZ, das heisst, General T. Komorowski, Deckname «Korczak», der die Aktion zu seiner Rettung in Nowy Sącz befehligt (vgl. Kap. 15) und ihn anschliessend während seines Zwangsaufenthalts auf dem Gut IQty der «Aktion N» zugeteilt hatte (vgl. Kap. 17). «Witold» wurde auf seine eigene Bitte nach Krakau geschickt und dort dem äusserst gefährlichen Dienst zugewiesen, der ausländische Sendungen abhörte. Am 10. Oktober 1939 hatte die deutsche Militärverwaltung für das Abhören ausländischer Radiosender die Todesstrafe verhängt. Seit dem 15. Dezember 1939 durften die Polen keine Radiogeräte mehr besitzen. Jan Karski wohnte in Krakau bei sozialistischen Freunden und traf dort «Cyna» wieder, Jozef Cyrankiewicz (vgl. Kap. 11, Anm. 3), der die PPS-WRN im lokalen Rat der Parteien vertrat. Auf diese Begegnung hin erklärte sich Karski einverstanden, mit der Untergrundpresse der PPS zusammenzuarbeiten: *Naprzód* (Vorwärts) und *Wolność* (Freiheit), vgl. A. Chwalba, *Kraków w latach 1939-1945* (Krakau in den Jahren 1939-1945), Krakau, WL, 2002. «Witold» arbeitete regelmässig für *Wolność*, was er hier mit der Erwähnung der «Wohnung von Frau Laskowa» andeutet (vgl. Kap. 20). Diese Fakten hat Karski im November 1987 in den Interviews bestätigt und präzisiert, die Stanisław M. Jankowski mit ihm führte, zitiert in Stanisław M. Jankowski, *Raporty*, a.a.O., S. 158-161.
2. Der Autor bezieht sich hier auf die Welle der Massenverhaftungen und Hinrichtungen im Rahmen der «Aktion A-B» (Ausserordentliche Befriedungsaktion) vom Frühjahr/Sommer 1940, die die Nazis gleichzeitig mit dem Blitzkrieg im Westen und der Eroberung Frankreichs durchführten. Er erläutert das mit einigen Namen von Opfern, die zu den ersten zivilen Verantwortlichen des Untergrundstaats gehörten und die er gut kannte, die am 20. und 21. Juni in Palmiry hingerichtet wurden wie Rataj und Niedziałkowski (vgl. Kap. 6, Anm. 3) oder nach Auschwitz I deportiert wurden wie der Professor für politische Ökonomie Roman Rybarski.

3. Der Glaube an eine siegreiche Gegenoffensive der französischen und britischen Alliierten im Frühjahr/Sommer 1940 veranlasste die Kräfte, die der Autor als «lose Organisationszentren» bezeichnet, den Befehl der Exilregierung in Angers zur Einigung und zu vorsichtigem Vorgehen zu vernachlässigen oder ganz zu ignorieren. Das galt besonders für den rechten Flügel der Nationalpartei mit ihrer alternativen Struktur «Ziviler Dienst der Nation» und ihren Kampfgruppen. Doch als sich vor allem in der Region IV-Krakau-Schlesien Sabotageakte häuften, führte das die Gestapo auf die Spur des ZWZ und der damit verbundenen Zellen des zivilen Widerstands. Von März bis Mai 1941 wurden in Krakau über 300 Widerstandskämpfer verhaftet und deportiert oder erschossen.
4. Es handelt sich um den Erlass vom 2. Oktober 1939 des neuen Präsidenten der Republik Polen, Władysław Raczkiewicz, der auf der Grundlage von Artikel IV der Haager Konvention (1907) «die gesetzgeberischen Akte des Besatzers für null und nichtig» erklärte.
5. Die militärische Struktur des Untergrunds, ZWZ (*Związek walki zbrojnej*, Bund für den bewaffneten Kampf), wurde am 13. November 1939 von General Sikorski in seiner Eigenschaft als Premierminister und Oberbefehlshaber der Streitkräfte geschaffen. Das Oberkommando führte von Frankreich aus General Sosnkowski (vgl. oben Kap. 8, Anm. 3). Die Niederlage Frankreichs und die Evakuierung der Exilregierung nach London in Erwartung eines langen Krieges machten es schwierig, eine zentralisierte Struktur aufrechtzuerhalten. Am 30. Juni 1940 beauftragte General Sosnkowski von London per «Organisationsbefehl» Brigadegeneral Stefan Rowecki-Decknamen «Rakori», «Grot» – mit dem Oberkommando des *TWTL* für das gesamte Gebiet in den Grenzen von 1939 mit dem Titel *Komendant glówny*, «Hauptkommandant», im Text übersetzt mit dem üblichen Begriff «Oberbefehlshaber». Ihm sollte ein noch einzurichtendes Oberkommando (*Komenda główna*) zur Seite stehen, und er hatte die volle Befehlsgewalt über die Militärregionen und ihre Einheiten. Am 3. September 1940 übertrug ihm der Oberkommandierende der Streitkräfte, General Sikorski, das Kommando über die bewaffneten Streitkräfte im Inneren, und am 12. Februar 1942 erhielt der ZWZ den Befehl, den offiziellen Namen *Armia Krajowa*, Heimatarmee, anzunehmen, wie Jan Karski schreibt. In der sowjetischen Besatzungszone wurden die Strukturen des ZWZ durch Massenverhaftungen und -deportationen ab 1940 bis Juni 1941 zerschlagen. Die Operation *Barbarossa* vom 22. Juni 1941, mit der die deutsch-sowjetische

Grenze fiel, erleichterte paradoxerweise die Verbindungen innerhalb des polnischen Widerstands. Im Jahr 1942 konstituierten sich Partisaneneinheiten und Gruppen von Untergrundkämpfern, die der AK unterstanden oder von ihr gelenkt wurden, in den Provinzen Wilna, Nowogrödek, Grodno und Bialystok (litauisch-weissrussische Gebiete), ausserdem in Wolhynien und Lwów. Zugleich ging die vom Oberbefehlshaber General Sikorski angeordnete Integration von Kampfeinheiten unterschiedlicher politischer Ausrichtungen (mit Ausnahme der beiden Extreme, die kommunistische extreme Linke erkannte die rechtmässige Exilregierung nicht an) in die AK weiter. Die AK dürfte 350.000 ausgebildete Kämpfer gezählt haben.

6. Die vier politischen Parteien sind: die Bauernpartei (Stronnictwo ludowe, SL), die polnische Sozialistische Partei (Polska partia socjalistyczna-Wolnosc-Röwnosc-Niepodleglosc, PPS-WRN), die Nationalpartei (Stronnictwo narodowe, SN) und die Christliche Arbeiterpartei (Stronnictwo pracy, SP).
7. Die Leitung des zivilen Kampfes, Abkürzung KWC (Kierownictwo Walki Cywilnej), entstand im Herbst 1940 im Rahmen des Büros für Information und Propaganda (oder BIP) der militärischen Widerstandsorganisation ZWTL, bevor die zivile Struktur der Delegatur oder Regierungsvertretung eingerichtet wurde. Ende 1940 formulierte General Stefan Rowecki, der Kommandant des TIWL in Warschau, die ersten Anweisungen und «Prinzipien des zivilen Kampfes»: 1. Boykott des Besatzers; 2. Boykott und Bestrafung aller Kollaborateure; 3. «Kleinsabotage» gegen Kinos, Theater usw., die vom Besatzer eröffnet wurden; 4. Pflicht zur Hilfe für Opfer des Besatzers. Im April 1941 wurde der Anwalt Stefan Korbonski von der Bauernpartei damit beauftragt, die Aktivitäten der KWC zu leiten. Im April 1942 wurde er aufgrund seines direkten Kontakts zur Regierung in London gemeinsamer Delegierter und Beauftragter des Regierungsdelegierten und des Oberkommandierenden der AK. Die KWC und Stefan Korboriski besaßen dafür ein eigenes Funkgerät. Korbohski stellte am 2. August 1941 den ersten direkten Kontakt nach London her und leitete diesen technischen Dienst persönlich. Bei der Gründung im November/Dezember 1942 wurden der KWC zivile Sondergerichte angeschlossen, unterstützt von Untersuchungs- und Strafverfolgungseinrichtungen; die Militärgerichtshöfe, die bereits seit Ende 1940 existierten, wurden entsprechend in ihren Kompetenzen eingeschränkt. In der Nacht vom 4. auf den 5. Juni 1943 verkündete die KWC durch 3'000 Anschläge in Warschau

die ersten Todesurteile. Am 18. März 1943 wurden Plakate aufgehängt, die vor *szmalcownicy* (Schmalzowniks, «Meistersingern») warnten, die Juden, die sich im «arischen» Teil von Warschau versteckt hielten, erpressten und verrieteten. Der dritte Aktionsbereich der KWC, «Sabotage und Diversion», richtete sich hauptsächlich gegen die Zwangsarbeit, gegen die Lieferung landwirtschaftlicher Produkte an den Besatzer und gegen die «kulturellen Angebote» für die Bevölkerung. Hier setzte man eindrucksvoll und sehr erfolgreich auf Sendungen von Radio Swit, um zu stigmatisieren, abzuschrecken und zu warnen. Vgl. Tomasz Strzembosz, *Rzeczpospolita podziemna* (Die geheime Republik), Warschau, Wyd. Krupski i S-ka, 2000, Kap. 3, S. 202-217, und Waldemar Grabowski, *Polska tajna administracja cywilna 1940-1945* (Die geheime polnische Verwaltung, 1940-1945), Warschau, IPN, 2003, S. 246-252.

20. FRAU LASKOWAS WOHNUNG

1. «Tadeusz Kilec», mit wahren Namen Tadeusz Pile, war seit dem Gymnasium in Łódź und dann in der Jugendlegion mit dem Autor befreundet. In Krakau hatte er seit 1937 Verbindungen zu den Linkssozialisten im Umkreis der Verlagskooperative Czytelnik, zu der auch J. Cyrankiewicz gehörte. Pile war Mitorganisator der Flucht von Karski aus dem Krankenhaus in Nowy Sącz; 1941 wohnte Karski bei ihm in der Prager Strasse unweit der Weichsel. Karski wusste damals nicht, dass sein Freund Mitglied einer kommunistischen Widerstandszelle war, die den Auftrag hatte, die PPS-WRN zu infiltrieren. Die Gestapo verhaftete ihn in Wahrheit im Oktober 1941, er wurde ins Lager Buchenwald deportiert und dort Anfang 1942 hingerichtet.
2. «Weronika Laskowa» hiess mit wahren Namen Bronisława Langrodowa, geborene Bruner (1902-1975). Sie war Mitglied der PPS-WRN im Untergrund, enge Mitarbeiterin von J. Cyrankiewicz und gehörte zur Redaktion der Untergrundzeitung *Wolność* (Freiheit), die Karski mit Aufzeichnungen von abgehörten BBC-Sendungen (vgl. Kap. 19) versorgte. Sie war die Ehefrau von Witold Langrod (1899-1983), vor 1939 Leiter der Abteilung Emigrationspolitik im polnischen Aussenministerium. Nach dem Krieg emigrierten beide in die Vereinigten Staaten.
3. «Kara», Oberstleutnant Jan Cichocki, Deckname «Kabat», war Oberbefehlshaber der Militärregion Krakau-Schlesien des ZWZ. «Cyna» Cyrankiewicz traf ihn regelmässig im Rahmen der Kooperationsstrukturen zwischen den politischen Par-

teien im Untergrund und dem ZWZ, die Anfang 1940 in Krakau eingerichtet wurden. In der Nacht vom 17. zum 18. April 1941 verhaftete die Gestapo «Kara» und richtete danach eine Falle in seiner Wohnung in der Slawkowski-Strasse Nummer 6 ein. Cyrankiewicz war so unvorsichtig, am 19. April dort aufzutauchen; Karolina Lanckoronska zufolge wurden noch 17 weitere Personen festgenommen, *Wspomnienia wojenne*, a.a.O., S. 94f.

21. AUFTRAG IN LUBLIN

1. MARIAN KOZIELEWSKI, Häftlingsnummer 6535, gehörte am 14. August 1940 zum ersten Transport von Warschauern in das Lager Auschwitz I. Seine Ehefrau Jadwiga (geborene Kroll [1901-1989], die aus einer alten deutschen, polonisierten Familie stammte) erreichte im Mai 1941 seine Freilassung. Jan Karskis Bruder war damit neben dem sehr jungen Władysław Bartoszewski (der im Rahmen der grossen Razzia vom 19. September 1940 festgenommen und am 8. April 1941 freigelassen wurde) einer der ersten in Warschau, die den polnischen Untergrund darüber informieren konnten, was in Auschwitz I geschah. Die allerersten Nachrichten wurden im Sommer 1941 nach London übermittelt und vom Informationsministerium der Exilregierung veröffentlicht in *The German New Order in Poland*, a.a.O., Teil I, Kap. IV, «Concentration Camps», S. 82-90.
2. MARIAN KOZIELEWSKI (1897-1964) blieb nach der Kapitulation von Warschau am 28. September 1939 an der Spitze der polnischen Polizei, die am 17. Dezember 1939 per Dekret von Hans Frank neu geordnet wurde. Am 1. Oktober gelang es Marian Kozielewski, ein erstes Netz zuverlässiger Polizeikräfte in den Dienst der Widerstandsorganisation SZP (Dienst für den Sieg Polens) zu stellen. Gleichzeitig unterstellte er sich durch Vermittlung von Marian Borzęcki, den er seit Langem kannte (vgl. Kap. 8, Anm. 6), dem KON oder Konvent der Unabhängigkeitsorganisationen, der ihm als die Vertretung der rechtmässigen Exilregierung präsentiert wurde. Dank seiner Funktionen konnte er dem Widerstand falsche Papiere und vielen Juden Ariernachweise beschaffen. Im November und Dezember 1939 schickte er seinen Bruder Jan zu einer Reihe von Erkundungsreisen in die Provinz, über die er der Regierung berichten sollte. Im Januar 1940, als Jan nach Frankreich reiste, betraute Marian ihn mit der Aufgabe, dem Regierungschef General Sikorski eine Liste mit den Namen zuverlässiger Polizisten zu übergeben und ihn von dem Projekt einer Geheimorganisation namens «Versicherungsgesellschaft POL» in

Kenntnis zu setzen. Über Jan liess er bei General Sikorski anfragen, ob die Polizisten den Treueeid auf das Reich ablegen sollten, wenn es gefordert würde. Jan Karski präzisierte in seinem Bericht: «Durch mich liess er der Regierung mitteilen, dass es ausgeschlossen sei, dass er selbst den Eid leiste, unabhängig von der Position der Regierung, und dass er, falls die Deutschen es von ihm verlangen sollten, sich umbringen würde.» Aber Marian wurde am 7. Mai 1940 mit etwa 15 Polizeioffizieren festgenommen, im Pawiak-Gefängnis inhaftiert und am 14. August nach Auschwitz I deportiert. Nach seiner Freilassung im Mai 1941 stürzte er sich wieder in die Widerstandsarbeit: Unter den Decknamen «Bratkowski» und «Pilecki» war er der Organisator und erste Oberkommandierende des PKB oder Staatlichen Sicherheitskorps, das dem Innenministerium der Regierungsvertretung unterstand, und seiner Hilfskräfte, der Territorialgarde. Am 6. September 1943 bat er darum, von seiner Aufgabe entbunden zu werden. Die Gestapo war ihm bereits auf den Fersen und inhaftierte vom 5. Oktober bis zum 2. Dezember 1943 seine Ehefrau. Marian wurde am 5. August 1944 beim Warschauer Aufstand schwer verwundet. Es gelang ihm, nach der Kapitulation mit der Zivilbevölkerung die Hauptstadt zu verlassen und sich in der Nähe von Łódź bei Verwandten zu verstecken. Nach Kriegsende suchte ihn das kommunistische System gleich doppelt, als Angehörigen der Heimatarmee und des PKB, und im Januar 1946 verliess er mit seiner Frau zusammen Polen endgültig; sie reisten durch Deutschland nach Frankreich. Er lebte zunächst in Reims und ab September 1947 in Paris. Im August 1949 ging er nach Kanada, wo Jan Karski ihm eine kleine Farm gekauft hatte, 1960 konnte er in die Vereinigten Staaten einwandern, wo er sich in Washington niederliess. Er lehnte jegliche finanzielle Hilfe oder Pensionszahlung der amerikanischen Regierung ab und verdiente sich als Nachtwächter in der Corcoran Gallery ein bescheidenes Gehalt, von dem er jeden Monat einen Teil zur Unterstützung verschiedener Personen nach Polen überwies. Am 8. August 1964 setzte er seinem Leben ein Ende. Jan Karski kümmerte sich um seine Witwe. Quelle: A.K. Kunert, *Slownik biograficzny konspiracji warszawskiej* (Biografisches Wörterbuch des Widerstands in Warschau), Warschau, PWN, Band III, 1999, S. 98-101.

3. Tatsächlich hatte Jan Karski sechs Brüder, vier waren 1940-1945 noch am Leben: der älteste Bruder Marian (1897-1964), keine Kinder; der zweitälteste Edmund (1898-1960), zwei Kinder, Salomea und Ryszard; der dritte Bruder Józef (1902-

1960), ebenfalls zwei Kander, Jadwiga und Jerzy; der vierte Bruder Stefan-Ignacy (1906-1965), eine Tochter, Wieslawa. Jans Nichte Salomea, geboren 1924, die er sehr liebte, erscheint bei ihm in der Verkleinerungsform «Luisa»: Sie stand ihm nahe als Verbindungsagentin der FOP bei Zofia Kossak (vgl. Kap. 26, Anm. 2). Quelle: Stammbaum der Kozielskis, erarbeitet 1999 von dem Historiker Marek Budziarek vom Historischen Museum der Stadt Łódź, der ihn freundlicherweise zur Verfügung gestellt hat.

4. Die Nahrungsmittel wurden von den Besatzern auf diskriminierende Weise rationiert: Warschau erhielt die geringsten Rationen von allen Städten im Generalgouvernement. Von 1940 bis 1943 bekamen die Polen in Warschau im Durchschnitt pro Tag und pro Erwachsener zwischen 385 und 784 Kalorien. Ende 1941 gab es für deutsche Zivilisten 2631 Kalorien, für Polen im Durchschnitt 669, für Juden 253. Der Schwarzmarkt deckte 70 bis 80 Prozent der Grundbedürfnisse der Bevölkerung ab.
5. Im Februar 1940 stimmte Hans Frank der Schäftung einer legalen karitativen Organisation in Warschau zu, Rada główna opiekcunza (RGO) oder Hauptfürsorgeerat, verlangte aber im Mai 1940 die Verlegung ihres Sitzes nach Krakau. Die Aktivität des RGO erstreckte sich über das gesamte Generalgouvernement, nach 1941 auch über den Bezirk Galizien: In seinen 44 ständigen Komitees arbeiteten 15.000 Freiwillige mit. Der RGO bekam Spenden, aber auch Zuwendungen von der Exilregierung. Trotz enger Überwachung gelang es ihm, als Deckorganisation für den zivilen Widerstand zu fungieren. Von Juni 1940 bis Oktober 1943 war Graf Adam Ronikier (1881-1952) sein Präsident.

22. DER SCHATTENKRIEG

1. Zur Anwendung des Prinzips der kollektiven Verantwortung ab September 1939 und dem Ausmass der Massaker siehe oben, Kap. 6, Anm. 2-4. Das in London im Januar 1942 veröffentlichte Buch *The German New Order in Poland*(a.a.O.) enthielt in Kapitel 2, S. 28-75, Auszüge aus der Nazi-Presse, die antipolnische «Taten» und die Daten (Orte und Zahlen) über die Massaker der Jahre 1939-1941 nannte, sowohl im Generalgouvernement wie in den dem Reich eingegliederten Gebieten, alles illustriert mit Fotos, die die Nazis aufgenommen hatten. Dort wird berichtet, dass im Zuge von Strafmassnahmen in den Bezirken Lublin, Kielce und Radom die Einwohner ganzer Dörfer bei lebendigem Leib verbrannt wurden.

- Hans Frank wird die Aussage zugeschrieben, wenn er alle kollektiven Hinrichtungen von Polen durch öffentliche Anschläge bekannt machen wollte, würden die polnischen Wälder dafür nicht ausreichen.
2. Dem polnischen Historiker Czeslaw Madajczyk zufolge wurden zwischen 150.000 und 200.000 polnische Kinder ins Reich verschleppt, wo sich ihre Spur verliert. Die ethnische Säuberung, die am 28. Juni 1942 begann und bis zum Sommer 1943 dauerte, die am häufigsten erwähnte Aktion dieser Art, bedeutete für 30.000 Kinder aus der Region Zamosc ein tragisches Schicksal: Sie wurden in Konzentrationslager deportiert.
 3. Karski spielt hier auf autonome Armeeeinheiten an, die ab Herbst 1940 auf Druck der mächtigen Organisation der bäuerlichen Jugend Wici von der Bauernpartei aufgestellt wurden. Diese Bauernwehr (Straz chlopska) nannte sich im Frühjahr 1941 Bauernbataillone (Bataliony chlopskie), hatte ein zentrales Kommando, regionale Einheiten sowie Kampfgruppen und zählte Ende 1943 zwischen 100.000 und 120.000 Mann. Die Bauernbataillone waren sehr auf ihre Autonomie bedacht und lehnten mehrheitlich ihre Eingliederung in die Heimatarmee ab, die General Sikorski 1942 anordnete. Dem Historiker Tomasz Strzembosz zufolge kamen im Frühjahr 1942 aus ihren Reihen die ersten Partisanengruppen, und sie lieferten sich im November/Dezember 1942 die ersten offenen Feldschlachten zur Verteidigung von Dörfern in der Region Zamosc gegen die Massenvertreibungen.
 4. Die Entscheidung des Untergrunds, Strafgefangenen eine Chance zu geben, wie sie sich freikaufen konnten, ist sicher einmalig in der Geschichte der europäischen Widerstandsbewegungen.
 5. Die Anleihe wurde nicht zurückgezahlt: Die von der Roten Armee installierte «Regierung von Lublin» wurde 1945 zur offiziellen «Regierung von Warschau». Für sie kam es nicht infrage, diese Schuld anzuerkennen, die die «Banditen der Heimatarmee» im Namen der «Faschisten» im Londoner Exil eingegangen waren.

23. DIE UNTERGRUNDPRESSE

1. Tatsächlich druckte Jozef Pilsudski (1867-1935), damals «Kamerad Wiktor», der nicht zu fassen war, vom 28. Oktober bis zum 21. Februar 1900 (also vier Monate lang, nicht zwei Jahre) in Łódź die Nummern 34 und 35 der Untergrundzeitung *Robotnik* (Der Arbeiter), die er im Juli 1894 herausgebracht und mit der er fünf Jahre lang die Polizei des Zaren an der Nase herumgeführt hatte; er druckte in Wilna mit Erscheinungsort «Warszawa».

Die legendäre «kleine Maschine», die 120 Kilo schwere Druckerpresse der englischen Marke Model Press, wurde zerlegt und nach Łódź transportiert. Dort arbeitete sie nicht, wie Jan Karski schreibt, «in den Kellern von Arbeiterbaracken», sondern im ersten Stock des Hauses Wschodnia-Strasse Nr. 19 (Oststrasse, in der Zwischenkriegszeit Piłsudski-Strasse), in der bürgerlichen Vierzimmerwohnung, die Jozef Piłsudski und seine erste Ehefrau Maria Koplewska gemietet hatten und bewohnten. Ein unvorsichtiger Kämpfer der Polnischen Sozialistischen Partei führte die Polizei auf die Spur und verursachte die «Katastrophe von Łódź» in der Nacht des 22. Februar 1900: Durchsuchung, Verhaftung des Ehepaars Piłsudski nach Entdeckung der unvollendeten Nummer 36 des *Robotnik* mit dem legendären Leitartikel: «Triumf wolnego słowa» (Der Triumph des freien Worts). Piłsudskis Bericht über die geheime Presse der PPS, betitelt «Bibula», erschienen 1903 in Krakau, wurde ins Französische übersetzt: *Biboula. Souvenirs dun révolutionnaire* (Bibula. Erinnerungen eines Revolutionärs), Reihe Polonaise, Paris, Malfère, 1933, und 1985 wiederaufgelegt von dem Verlag Spotkania als Unterstützung für Solidarnosc. Im Februar 1893 schloss sich Piłsudski nach fünf Jahren Verbannung in Westsibirien der PPS-Litauische Sektion an und bekannte sich zu dem auf ihrem Gründungskongress (November 1892) beschlossenen «Programm von Paris», das den Kampf für die nationale Unabhängigkeit zu einem Ziel des sozialistischen polnischen Arbeiters erklärte. Piłsudski trat in das zentrale Arbeiterkomitee der PPS ein, er war dort sieben Jahre lang ihr Angelpunkt und blieb nach seiner Flucht (Mai 1901) bis zur Spaltung 1906 eine massgebliche Figur. Der rechte Flügel rund um die «alte» PPS oder PPS-Revolutionäre Fraktion unterstützte seine Initiative für den Zusammenschluss der paramilitärischen Gruppen zu einer Union für den aktiven Kampf (1908); daraus gingen später die Legionen (1914-1918) hervor. Piłsudski wurde ihr Kommandant und entschied, man werde «aus der Roten Strassenbahn an der Haltestelle Unabhängigkeit aussteigen».

2. Die beiden Titel waren tatsächlich sehr begehrte Beilagen zu der offiziellen *Rzeczpospolita Polska*. Zwei eigene Redaktionen waren dafür zuständig, das Material kam von einem Netz lokaler Informanten und Korrespondenten, das in den vom Reich annektierten Gebieten, von Schlesien bis Pommern, besonders dicht war. Ihr Erfolg führte am 15. August 1942 zur Gründung einer westlichen Sektion mit sechs festen Mitarbeitern und einer östlichen Sektion, die beide der Abteilung

Information und Dokumentation der Regierungsvertretung unterstanden. Diese Abteilung unter der Leitung von Stanisław Kauzik war unabhängig vom Büro für Information und Propaganda des ZWZ, für das Jan Karski arbeitete. Vgl. Waldemar Grabowski, *Polska tajna administracja cywilna, 1940-1945* (Die polnische zivile Geheimverwaltung), Warschau, IPN, 2003, S. 215-231.

3. Am 30. April 1942 erschien als Untergrundveröffentlichung die Anthologie *Piesni niepodlegla. Poezja polska czasow wojny* (Das unabhängige Lied. Polnische Dichtung in Zeiten des Kriegs), ausgewählt von dem späteren Nobelpreisträger Czesław Miłosz: Darin schrieben sehr junge Dichter von 20 Jahren, die «Generation Kolumbus» (R. Bratny) der Warschauer Schule, eine Generation, die dramatische Verluste erlitt. Aus dieser Generation lieben die Polen bis heute am meisten Krzysztof Kamil Baczyński (1921-1944), damals Student der Untergrunduniversität, Soldat des Bataillons Zoska der Heimatarmee, gefallen am vierten Tag des Warschauer Aufstands. Miłosz schrieb über ihn: «Stellen Sie sich Proust vor, wie er Soldat wurde ... Es ist ein Triumph des Willens bei einem, dessen aussergewöhnliches Talent sich in den Schrecknissen der damaligen Zeit gerade erst entfaltet hatte.» In der Anthologie vertreten war auch Zdzisław Stroiński (1921-1944), Deckname «Chmura», Soldat der Heimatarmee wie sein grosser Freund Tadeusz Gajcy (1922-1944): Beide starben, als am 20. August 1944 ihre Barrikade in die Luft flog. Ausserdem Andrzej Trzebiński (1922-1943), Redakteur von *Sztuka i Narod* (Die Kunst und die Nation), erschossen im Rahmen einer öffentlichen Hinrichtung im Zentrum von Warschau; Waclaw Bojarski (1921-1943), bei einer Demonstration am Kopernikus-Denkmal tödlich getroffen; Tadeusz Borowski, 1943 festgenommen, er überlebte Auschwitz; Tadeusz Rozewicz, ebenfalls ein Überlebender dieser «schrecklichen Jahre/ Für die uns niemand entschädigen wird und die nichts ersetzen kann» (K. Baczyński).

25. DIE VERBINDUNGSAGENTINNEN

1. In Polen war es seit der Mobilisierung der Gesellschaft für die aktive Verteidigung 1937 üblich, dass Frauen als Verbindungsagentinnen tätig waren. Das Gesetz vom 9. April 1938 schuf den WSK-Wojskowa szizba kobiet (Militärischer Hilfsdienst für Frauen), dabei wurden Frauen für Sanitätsaufgaben, als Telegrafistinnen und Meldegängerinnen ausgebildet. Die Ausbildungen knüpften an das an, was der populäre Pfadfinderbund (ZHP) mit 71.600 Mitgliedern im Dezember 1938, davon 13.123 junge Mädchen zwischen 15 und 18 Jahren und 2'292 ältere

Frauen, an seiner Zentralschule für Pfadfinderleiterinnen geleistet hatte. Auf diese jungen Frauen zielte *pogotowie harcercskie* oder die Pfadfinderbereitschaft, eingeführt 1937 und aktiviert im September 1939. Die Übernahme von Leiterinnen-Instruktorinnen zum WSK führte dazu, dass das Niveau und das Engagement bei den Pfadfinderinnen wuchsen: Warschau, Lublin und Kielce spezialisierten sich auf die Ausbildung von Verbindungsagentinnen, Meldegängerinnen und weiblichen Kurieren. 1944 waren von 600 Verbindungsagenten in Warschau mehr als die Hälfte Pfadfinderinnen. Dasselbe Verhältnis galt in der Unterabteilung Kolportage mit ihrem wachsenden Risiko. Die Unterabteilung VI des Büros für Information und Propaganda der Heimatarmee wurde von drei Kundschafterinnen gefurt, davon zwei ältere aus der Universitätsorganisation Kuznica: Maria Straszewska, Maria Hryniewiecka und Krystyna Sroczyńska, Deckname «Zofia», eine Cousine von Boy-Zelenski. Die jungen Frauen zahlten bereits vor dem Warschauer Aufstand einen sehr hohen Preis an Verhaftungen, Folter, Hinrichtungen. Nennen wir als ein Beispiel Hanna Czaki, Soziologiestudentin und Sekretärin/Verbindungsagentin des Leiters der Sektion Information des BIP, J. Makowiecki: Sie wurde auf grausamste Weise gefoltert, verriet nichts und wurde erschossen. Mit dem Kapitel über die Rolle der Frauen – der jungen und der nicht mehr so jungen – im Widerstand war Jan Karski 1944 ein Pionier. In der Hinsicht steht er Zofia Kossak nahe, die hier eine polnische Besonderheit ausmachte: Die Deutschen, schrieb sie, «bemerkten zu ihrer grossen Verwunderung, dass die polnische Frau genau wie der Mann eine aktive Rolle im Kampf für die Unabhängigkeit übernahm. Sie kam dem Mann gleich an Wagemut, Initiative, an Durchhaltevermögen, an Kämpferqualitäten, aber sie war überlegen, wenn es darum ging, Folter zu ertragen ... Mit wachsender Wut konstatierten sie, dass diese Seelenstärke nicht das Merkmal einer Klasse oder Kaste war, sondern dass jede Polin sie besass.» (Dw *fond de iabîme, Seigneur* [Aus der Tiefe, Herr, rufe ich zu dir], Paris, Albin Michel, 1951, S. 35). Simon Wiesenthal hat dem Schicksal einer Verbindungsagentin ein bewegendes Buch gewidmet: *Krystyna. Die Tragödie des polnischen Widerstands*, Frankfurt am Main, Ullstein, 1989.

26. EINE STELLVERTRETERHOCHZEIT

1. «Witek» ist WITOLD BIENKOWSKI (1906-1965), Decknamen «Kaiski» oder «Wencki». Er war ein katholischer Publizist, Co-Redakteur neben Zofia Kossak

(s. u., Anm. 2) der Untergrundzeitung *Polska Zyje!* (Polen lebt!), die ab Oktober 1939 erschien, und 1941 einer der Organisatoren der Front der Wiedergeburt Polens (FOP). Er war Co-Redakteur ihrer Zeitung *Prawda* (Wahrheit). Weil er eine aktive Rolle in der Organisation von Zegota, dem Rat für die Unterstützung der Juden (Herbst 1942), gespielt hatte, wurde er beauftragt, die im Februar 1943 geschaffene jüdische Sektion in der Abteilung innere Angelegenheiten der Regierungsvertretung zu leiten, neben seiner Zuständigkeit für die Zelle, die die Gefangenen unterstützte. Im Herbst 1944 versuchte er, sich in dem von der Roten Armee und der Regierung von Lublin kontrollierten Teil des Landes zum Zivilkommissar zu erklären. Im Dezember 1944 wurde er vom NKWD festgenommen. Nach der Entlassung aus dem Gefängnis stellte er sich auf die Seite der neuen Machthaber und trat in die Redaktion von *Dzis i Jutro* (Heute und morgen) ein, einer Wochenzeitung, die von Boleslaw Piasecki herausgegeben wurde, dem ehemaligen Leiter der rechtsextremen Gruppierung *Falanga*, die der NKWD-General Iwan Serow übernommen hatte. Als Abgeordneter der Verfassungsgebenden Nationalversammlung distanzierte er sich 1948 von Piasecki und wurde eine Zeit lang im Sekretariat von Primas Wyszyński beschäftigt. Nach 1958 stellten seine alten Freunde aus der FOP und der Zegota erschüttert fest, dass die Verdächtigungen, er habe etwas mit der Ermordung des Leiters des BIP (Büros für Information und Propaganda), J. Makowiecki, zu tun gehabt, begründet waren. Vgl. Władysław Bartoszewski (mit Michał Komar), *Wywiadrzeka*, a.a.O., S. 107-110.

2. ZOFIA KOSSAK (1890-1968), Decknamen «Weronika» und «Ciotka». Die Enkelin des berühmten Malers Juliusz Kossak war eine international renommierte katholische Schriftstellerin. Durch ihre Familie und ihren ersten Ehemann blieb sie dem Landbesitzer-Milieu verbunden. Durch ihren zweiten Ehemann, Hauptmann Szatkowski, bekam sie Zugang zur «Militärfamilie» und linken pilsudskischen Kreisen, auch Pfadfindern. 1939-1941 (ihr Ehemann war Kriegsgefangener, ihr Sohn deportiert) arbeitete sie für die ersten Untergrundblätter, *Polska Zyje!* (Polen lebt!), *Orlą ta* (Die jungen Adler) der Widerstandsgruppe Komenda obronców Polski (Kommando der Verteidiger Polens). 1941 war sie Mitbegründerin der katholischen Front *odrodzenia Polski*-FOP (Front der Wiedergeburt Polens), sie prägte und leitete deren Untergrundzeitung *Prawda* (Wahrheit) und veröffentlichte zahlreiche Flugschriften. Ohne Rücksicht auf die damit verbundenen Gefahren tat sie alles, um jüdische Kinder zu retten; mit der Sozialistin Wanda Krahels-

ka wirkte sie an der Gründung des provisorischen Hilfskomitees für die Juden oder Żegota mit, das offiziell am 27. September 1942 gegründet wurde und am 4. Dezember die Anerkennung durch die Regierungsvertretung erhielt. Żegota verdankte ihr sehr viel. Am 25. September 1943 wurde sie unter einem falschen Namen festgenommen, nach Auschwitz deportiert, dort identifiziert und im Mai 1944 zurück nach Warschau ins Pawiak-Gefängnis gebracht. In Warschau wurde sie zum Tod verurteilt, aber in letzter Minute von der Regierungsvertretung freigekauft; am 28. Juli 1944. war sie wieder auf freiem Fuss. Beim Warschauer Aufstand kämpfte sie mit der Feder. Nach dem Scheitern des Aufstands zog sie sich nach Cześćochowa (Tschenstochau) zurück, wo sie über ihre Zeit in Auschwitz schrieb: *Z Otchłani: wspomnienia z lagru* (Aus der Hölle: Erinnerungen an das Lager), übersetzt in Englisch (1945), Italienisch (1947), Französisch (*Du fond de l'abîme, Seigneur*, a.a.O., 1951). Im August 1945 riet Jakub Berman ihr, zu emigrieren: Mithilfe des Roten Kreuzes schaffte sie es, zusammen mit ihrer Tochter zu ihrem Ehemann nach Grossbritannien zu gelangen. Bis zu ihrer Rückkehr nach Polen 1957 lebten sie in Cornwall. Zofia Kossaks Name wurde 1985 in die Allee der Gerechten unter den Völkern in Yad Vashem aufgenommen.

3. *Golgotha*, 46-seitige anonyme Schrift, 1942 von der FOP in Warschau heimlich veröffentlicht. Verfasserin war Zofia Kossak.
4. «Wanda» alias Wanda Bienkowska, geborene Wilczanska (1913-1972), Verbindungsagentin und Sekretärin von Witold Bienkowski. Sie wurde am 16. Januar 1942 in Warschau festgenommen und kam in die Frauenabteilung des Pawiak-Gefängnisses, «Serbien». Dort leitete sie mithilfe von Wärterinnen, die dem Untergrund angehörten, das Informationsnetz über die Gefangenen. Sie sollte nach Ravensbrück deportiert werden.
5. Jan Karski verliess Warschau am 1. Oktober 1942 mit Ziel London. Zu seinem Reiseweg siehe Kap. 31 und 32.
6. Zofia Kossaks erster Ehemann Stefan Szczucki starb 1922. Sie heiratete 1925 den diplomierten Hauptmann Zygmunt Szatkowski (1898-1976). Als Schriftstellerin schrieb sie weiter unter ihrem bisherigen Namen: Zofia Kossak-Szczucka. Hauptmann Szatkowski war seit September 1939 Kriegsgefangener in einem deutschen Offizierslager (Oflag). Nach seiner Freilassung schloss er sich der Armee Anders in Italien an. An Zofia Kossak und ihren Ehemann erinnert das schöne Buch ihrer Tochter Anna Szatkowska, *La Maison brûlée. Une volontaire de seize ans dans*

Varsovie insurgée (Das abgebrannte Haus. Eine sechzehnjährige Freiwillige beim Warschauer Aufstand), Lausanne, Editions Noir sur Blanc, 2005.

7. *Protest*, veröffentlicht am 10. August 1942 in einer Auflage von 5'000 Stück, herausgegeben von der FOP oder Front der Wiedergeburt Polens, ist der bekannteste Text. Er wurde von Zofia Kossak im Namen der polnischen Katholiken verfasst, um die Ermordung und Deportation der Juden aus dem Warschauer Ghetto und «seit mehr als sechs Monaten aus Hunderten von Städten und Dörfern in ganz Polen» in die Vernichtungslager anzuprangern. Es sollte auch ein Protest gegen das Schweigen und die Tatenlosigkeit der Welt sein: «Die Juden sterben zu Tausenden umgeben von Menschen, die sich wie Pontius Pilatus die Hände in Unschuld waschen»; «Die Welt sieht zu und schweigt»; «Das Schweigen ist nicht mehr zu ertragen. Angesichts des Verbrechens darf man nicht untätig bleiben. Wer zu einem Mord schweigt, wird zum Komplizen des Mörders. Wer nicht verurteilt, stimmt zu.» Dieser Text befand sich neben den anderen Dokumenten auf den Mikrofilmen, die der Kurier Jan Karski transportierte. Bei der Sondersitzung des Nationalrats am 27. November 1942 in London, bei dem es um diese Dokumente ging, las Vize-Premierminister Mikolajczyk lange Passagen daraus vor. Man gab ihn auch an die Alliierten und die Presse weiter, aber erst nach Kürzung oder «Zensur» einer Passage, die nach Ansicht Bartoszewskis formuliert worden war, um sich bei den Massen Gehör zu verschaffen, mit der man allerdings riskierte, «negativ» interpretiert zu werden. Bis heute fließt in dieser Kontroverse viel Tinte. Zum Stand der Diskussion siehe Dariusz Libionka in *Juifs et Polonais, 1939-2008*, herausgegeben von Jean-Charles Szurek und Annette Wiewiorka, Paris, Albin Michel, 2009, S. 62-65. Der vollständige Text in der Übersetzung von Marian Apfelbaum ist nachzulesen in Teresa Prekerova, *Zegota*, Paris, Editions du Rocher, 1999, S. 289ff.

27. SCHULE IM UNTERGRUND

1. «Tadek Lisowski», Jan Karskis Verbindungsagent, mit richtigem Namen Krzysztof Lasocki, war Mitglied der Szare szeregi oder «grauen Reihen», der polnischen Pfadfinderbewegung während der Besetzung. Er wurde Anwärter der Heimatarmee.
2. Über die Schulen für die Anwärter der Heimatarmee und die Ausbildung ausgewählter Freiwilliger berichtet distanziert und sehr humorvoll Stanisław Likiernik, Soldat der KEDYW (Diversionsleitung der Heimatarmee, Kierownietwo Dywer-

- sji) von Warschau. Siehe *Une jeunesse polonaise, 1923-1946* (Eine polnische Jugend, 1923-1946), Paris, L'Harmattan, 1996, S. 73-124.
3. Es handelt sich um «Wawer», die Organisation für «Kleinsabotage» und Propaganda, die im November 1939 auf Initiative von Pfadfindern des Lyzeums Stefan Batory gegründet wurde. Der Name sollte an die 107 Einwohner des Stadtbezirks Wawer in einem Warschauer Vorort erinnern, die nach dem Prinzip der kollektiven Verantwortung im Dezember 1939 hingerichtet wurden. Ende 1940 wurde Wawer unter der Führung des ehemaligen Pfadfinderleiters Andrzej Kaminski und unter der Kontrolle des ZWZ-AK neu organisiert und bestand danach zu mehr als 50 Prozent aus Pfadfindern (Szare szeregi, «Graue Reihen»). Anfang März 1942 bedeckte Wawer die Mauern der Stadt mit der *Kotwica*, dem Anker – Symbol der Hoffnung –, dargestellt mit den Buchstaben P und W: Polska Walczy (Polen kämpft). Viele der 15- und 16-jährigen Mitglieder von Wawer wurden mit 18 Jahren Kämpfer in den Bataillonen Zoska, Parasol und in den Diversionseinheiten.
 4. Im Generalgouvernement wurde die polnische siebenjährige Grundschule beibehalten, aber am 28. September 1939 schlossen die Nazis sämtliche weiterführende und höhere Bildungseinrichtungen und liessen nur ein paar zweijährige technische und Berufsschulen des höheren deutschen Bildungswesens bestehen. Daraufhin reaktivierte die polnische Gesellschaft sofort ihr Bildungssystem im Untergrund, das vor 1914 aufgebaut worden war, im Widerstand gegen die Tendenzen zu Russifizierung und Germanisierung über die Schulen. Lehrer, Berufsverbände und Eltern richteten einen Lehrplan mit fliegendem Unterricht im Untergrund (*tajne Kompletu*) an den geschlossenen Gymnasien und Berufsschulen ein. In Warschau gab es an 90 der 103 weiterführenden Schulen Untergrundklassen, 25.000 Gymnasiasten besuchten sie (jüdische Jugendliche sind in der Zahl nicht mit eingeschlossen). Bis 1944 wurde allein in Warschau 6'500 Mal im Geheimen das Abitur verliehen: 30 Prozent legten ihre Zeugnisse nie vor, das entspricht dem Anteil der jungen Leute, die beim Warschauer Aufstand ums Leben kamen. Die höhere Bildung im Untergrund erreichte in Warschau 4'200 bis 5'000 Studenten. Die im Januar 1941 geschaffene Abteilung für Öffentliche Bildung der Regierungsvertretung in der Verantwortung der Bauernpartei SL und der sozialistischen PPS-WRN kümmerte sich um Reform und Demokratisierung der Bildung.

Im Mai 1942 richtete Minister Stanisław Kot einen Hilfsfonds für Wissenschaft und Kultur ein, der die Publikation von 150 wissenschaftlichen Werken ermöglichte. Insgesamt wurden zwischen 1939 und 1944 587 Magisterexamen, 33 Promotionen und 19 Habilitationen heimlich vorbereitet, was ermöglichte, nach der «Befreiung» an die Vorkriegsverhältnisse anzuknüpfen.

28. EINE SITZUNG DES UNTERGRUNDPARLAMENTS

1. Den Rasiermessergriff setzte Karski 1944 wahrscheinlich zur Verschleierung des tatsächlichen Mikrofilm-Verstecks in einem Schlüssel ein – einem ganz unscheinbaren Schlüssel, den der polnische Untergrund sehr häufig für solche geheimen Dokumententransporte verwendete, vor allem die Dienste des BIP-AK. Sie hatten die Dokumente vorbereitet und auf Mikrofilm aufgenommen, die Karski überbringen sollte. Die Dokumentation der im Gang befindlichen «Endlösung» wurde von der jüdischen Sektion des BIP erstellt, das heisst, von Henryk Woliński und seinem Vorgesetzten Stanisław Herbst, Deckname «Chrobot». Siehe Wbliriskis Bericht, als er von dem Historiker des Warschauer Gettos, Bernard Mark, in einem Brief vom 26. März 1957 befragt wurde, wiederabgedruckt 2008 von Dariusz Libionka in *Zagłada Żydów, studia i materialy* (Die Vernichtung der Juden, Untersuchungen und Material), IfiS-PAN, 2008, Band IV, S. 385-389.
2. STEFAN ROWECKI, Decknamen «Grot», «Grabica», «Rakori», «Kalina» (1895-1944), Divisionsgeneral, Organisator und erster Kommandant der Heimatarmee. Vor 1914 war er russischer Staatsbürger und als Pfadfinder im Unabhängigkeitskampf aktiv. Im August 1914 schloss er sich Piłsudskis 1. Brigade an und kämpfte im 5. Infanterieregiment der Legionen an der russischen Front (1914-1917). Im November 1918 trat er im Rang eines Leutnants in die Armee des unabhängigen Polen ein und wurde vier Mal mit dem Tapferkeitsorden ausgezeichnet. Nach seiner Beförderung zum Hauptmann diente er im polnisch-sowjetischen Krieg an der Südostfront (Mai-Dezember 1920); 1922 schloss er die Militärakademie mit Auszeichnung im Rang eines diplomierten Hauptmanns beim Generalstab ab. Er wurde dem Büro des Kriegsrats zugewiesen und Adjutant des Leiters des Militärintituts für technische Veröffentlichungen. Er gründete die *Revue militaire*, veröffentlichte beachtenswerte Untersuchungen (*Les Combats de rue* [1928], *La Propagande comme moyen de combat* [1932]) (Strassenkämpfe; Propaganda als Kampfmittel). 1930 wurde ihm das Kommando des 55. Infanterieregiments übertragen, 1935, nach seiner Beförderung zum Oberst, das Kommando der Brigade

«Podolien» des KOP (Grenzschutzkorps). Im Juni 1939 erhielt er den Befehl, innerhalb von zwei Monaten die motorisierte Panzerbrigade von Warschau aufzubauen, die er im September 1939 im Rahmen der Armee «Lublin» entlang der Weichselfront kommandierte. Am 20. September 1939 verweigerte er die Kapitulation, schlug sich heimlich nach Warschau durch und ging dort am 5. Oktober 1939 als Adjutant des Kommandanten des SZP (Dienst für den Siegs Polens) und seiner Führung in den Untergrund. Am 4. Dezember 1939 ernannte ihn General Sikorski von Paris aus zum Kommandanten der Region I-Warschau des ZWZ mit dem Befehl, den SZP zu integrieren. Am 16. Januar 1940 bekam er das Oberkommando über den ZWZ für die gesamte deutsche Besatzungszone; im Mai 1940 wurde er zum Brigadegeneral befördert und erhielt das Kommando über zwei Besatzungszonen, die deutsche und die sowjetische. Am 30. Juni 1940 wurde er Oberkommandierender des ZWZ, der seit 1941 den Status «polnische Heimatarmee im Untergrund» hatte und ab Februar 1942 den offiziellen Namen «Armia Krajowa – AK» führte. An der Spitze der Heimatarmee erwies sich «Grot» als ein ausserordentlich fähiger Organisator. Mit seinem Charisma, seinen militärischen wie politischen Qualitäten und seinem Takt gelang es ihm, unter dem Dach der AK rivalisierende Organisationen und Netzwerke zu vereinen – mit Ausnahme der Extreme des politischen Spektrums, der Faschisten und der Kommunisten. Er stellte den ersten Plan für eine allgemeine Erhebung (Februar 1941) auf und unterzeichnete ihn, aktualisierte ihn im September 1942 und noch einmal nach Stalingrad (Februar 1943). Aus Sorge um die Zivilbevölkerung schloss er aus, die AK in der Hauptstadt kämpfen zu lassen. Er war loyal gegenüber General Sikorski, verbarg aber nicht seine wachsende Kritik am «sowjetischen Verbündeten». Die Gestapo suchte fieberhaft nach ihm. Am 30. Juni 1943 wurde er denunziert, festgenommen, nach Berlin überstellt und von dort nach Sachsenhausen deportiert, wo er lange in einer Zelle des Bunkers einsass. Er wurde gefoltert und zwischen dem 3. und 7. August 1944 erschossen. Der polnischen Exilregierung gelang es nicht, von den britischen Verbündeten Hilfe für einen Austausch oder Freikauf von «Grot» zu bekommen. Nach Tomasz Szarota, *Stefan Rowecki «Grot»*, Warschau, PWN, 1983.

3. «Rawicz» war kein Deckname eines Delegierten der Exilregierung. Es handelt sich hier vielmehr um Cyryl Ratajski (1875-1942), dessen Funktionsdecknamen «Wrzos» und «Wartski» ihm mit seiner Ernennung durch General Sikorski am

3. Dezember 1940 von London aus zugewiesen wurden. Ratajski war ein Jurist aus Poznań, aktives Mitglied der Katholischen Aktion und des gemäßigten Flügels der Nationaldemokraten. 1937 war er der neuen Christlichen Arbeiterpartei der zentristischen Freunde von General Sikorski beigetreten, mit dem er im Kabinett Grabski (1924-1925) in Kontakt gekommen war. Er war lange hoch angesehener Bürgermeister von Poznań (1922-1924 und 1925-1934) und Vorsitzender der Christlichen Arbeiterpartei in der Provinz Posen. Im September 1939 war er noch einmal kurz Bürgermeister von Poznań, wurde von den Deutschen festgenommen und inhaftiert und im Sommer 1940 zusammen mit anderen Einwohnern der Provinz ins Generalgouvernement ausgewiesen. Er gelangte nach Warschau und trat der Untergrundorganisation seiner Partei bei. Er war nicht der designierte Kandidat des PKP oder Politischen Verständigungskomitees der Parteien, das ihn nur als «Ersatzkandidaten» vorgeschlagen hatte. General Sikorski setzte sich über das Votum hinweg und ernannte ihn zum «Hauptbevollmächtigten der Regierung für das Generalgouvernement mit Sitz in Warschau» und der Möglichkeit, seine Zuständigkeit auf das gesamte Territorium von 1939 auszudehnen, was er auch tat. Der zivile Apparat des Untergrundstaats wurde unter seiner Führung aufgebaut, die allerdings von der Bauernpartei und der PPS-WRN bestritten wurde. Cyryl Ratajski trat aus Gesundheitsgründen am 5. August 1942 von seiner Funktion zurück; für ihn rückte am 17. September 1942 formell sein Stellvertreter, Professor Piekalkiewicz von der Bauernpartei, nach. Ratajski starb am 19. Oktober 1942 in Warschau. Nach A.K. Kunert, *Sbownik biograficzny*, a.a.O., Band II, S. 157ff.
4. Es handelte sich um Jerzy Domariski (1898-1978), Deckname «Bartnicki», Leiter des Büros der Regierungsvertretung von Herbst 1941 bis November 1942.
5. «Der sozialistische Vertreter ist Puzak (polnische Sozialistische Partei)», bestätigte Jan Karski 1982 in einem unveröffentlichten Brief an Jerzy Giedroyc, dem er sein Chiffriersystem für Decknamen und Anspielungen auf Personen enthüllte, die er in seinem Buch erwähnt hatte (Brief vom 23. März 1982, Archiv IL-Kultura). Kazimierz Puzak (1883-1950), Decknamen «Bazyli» oder «Seret» (nach dem Fluss bei seiner Geburtsstadt Tarnopol), Generalsekretär des Exekutivkomitees der PPS (1921-1939) und im Oktober 1939 Initiator der geheimen PPS-WRN, vertrat tatsächlich seine Partei im PKP oder Politischen Verständigungs-

komitee, an dessen Gründung im Februar 1940 er mitgewirkt hatte, dem «Untergrundparlament» bei Jan Karski. Der Kurier «Witold» hatte im Mai 1940 mehrfach ausführlich mit Puzak gesprochen und kannte ihn. Vom 10. September 1942 bis 5. März 1943 waren Puzak und die PPS-WRN jedoch nicht im PKP vertreten, das sie als Opposition verlassen hatten. Ihren Platz übernahm sofort die Fraktion der sozialistischen Linken, die Gruppe der «polnischen Sozialisten», vertreten von Juni 1942 bis März 1943 durch Wincenty Markowski (1874-1958), Deckname «Pawel». Ihn hat Jan Karski wohl bei dieser Sitzung gesehen. Aber er hat Puzak sicher zu einem Gespräch unter vier Augen getroffen, bei dem es darum ging, unter Eid Informationen und Weisungen für die Abgeordneten der PPS-WRN im Nationalrat in London entgegenzunehmen, vor allem für ihren Vorsitzenden Adam Ciołkosz. Vgl. Lidia Ciołkoszowa, *Spojrzenie wstecz*, a.a.O., S. 188f.

6. General Sikorski war im März 1942 zum zweiten Mal in die Vereinigten Staaten gereist. Seine beiden Gespräche mit Franklin D. Roosevelt führten zu den hier erwähnten Radiobotschaften: Im Sommer 1942 befand sich das persönliche Renommee des Chefs der polnischen Exilregierung auf dem Höhepunkt, ebenso wie die Hoffnungen oder Illusionen, die er daraus schöpfte. Vgl. Walentyna Korpalska, *Władysław Eugeniusz Sikorski: biografia polityczna*, Warschau-Wrocław, Ossolineum, 1981, Kap. VII, S. 230-247.
7. Am 3. September 1942 schrieb der Regierungsdelegierte Cyryl Ratajski («Wrzos») das chiffrierte Telegramm Nr. 113 an Premierminister Mikotajczyk nach London und teilte ihm mit: «Ich schicke als Kurier Karski, der im April 1940 von der Regierung aus Frankreich gesandt wurde. Er wird um den 15. in Paris sein, um den 20. in Toulouse, um den 1. Oktober in Bern. Bitte teilen Sie im Rückschreiben mögliche Adressen in Paris, im nicht besetzten Frankreich mit ... Er überbringt auch autorisierte Erklärungen der Parteien.» Karskis tatsächliche Parole lautete: «Ich bin Witold, komme von Wacia» – «Wacia» war der Deckname für Warschau. Die Parole wurde am 9. September 1942 durch das chiffrierte Telegramm Nr. 3715 vom Leiter der Sektion VI (Spezialaufgaben) des Stabs des Oberkommandierenden aus London übermittelt. Empfänger war Brigadegeneral Rowecki, Kommandant der AK und für die Organisation von Karskis Reise verantwortlich. Vgl. «Archiv Neuer Akten» in Warschau (Dokumentennummer 202/I-6, Depesza 113); sowie Jan Karski, *Tajne Państwo*, a.a.O., dort in dem von A.K. Kunert erstellten Anhang die Dokumente Nr. 3 und 4.

29. DAS GETTO

1942 sassen zwei Vertreter der jüdischen Minderheit in Polen in London im Nationalrat der polnischen Exilregierung: Der Vertreter der zionistischen Organisationen, der Anwalt und ehemalige Abgeordnete Ignacy Schwarzbart, hatte bereits dem ersten, im Dezember 1939 gebildeten Nationalrat in Paris angehört; der zweite, Szmul Zygielbojm, Vertreter des Bunds, war Ende März 1942 nach London gekommen, um den für [Henryk] Erlich oder [Victor] Alter vorgesehenen Sitz einzunehmen, die beide im Dezember 1941 in der UdSSR verhaftet worden waren. Es war normal, dass die beiden geheimen Abgeordneten des Gettos die gleiche politische Richtung vertraten.

Dieser Anführer und Vertreter des Bunds, der sozialistischen jüdischen Partei, war Leon Feiner (1888-1945), Decknamen «Mikolaj», «Berezowski». Vor 1939 war er ein bekannter Anwalt in Krakau, fest verwurzelt im Bürgertum der Stadt und gleichzeitig sehr aktives Mitglied in der lokalen Führung des Bunds mit Verbindungen zur lokalen Sektion der PPS (der Sozialistischen Partei). Im September 1939 floh er wie viele Krakauer nach Lwów. Dort wurde er am 19. Juli 1940 vom NKWD verhaftet und deportiert. Der deutsche Überfall auf die Sowjetunion ermöglichte ihm im Juli 1941 die Flucht, und er kehrte nach Warschau zurück. Er schloss sich der geheimen Führung des Bunds an, wohnte aber weiter auf der «arischen» Seite, wo er «ganz normal» mit falschen Papieren lebte. Seiner Partei und dem Getto erschloss er sein solides Netz polnischer Beziehungen mit Kontakten von der PPS bis zur Heimatarmee. Auf diese Weise konnte er im Mai 1942 über das Informationsbüro der AK einen ersten Bericht über das Ausmass der im Osten des Landes verübten Massaker an Juden und den wachsenden Terror im Warschauer Getto nach London übermitteln. Durch den Kurier Karski schickte er einen Ende August 1942 verfassten Bericht über die «Endlösung» und einen Brief mit Weisungen für Szmul Zygielbojm und die nach Amerika emigrierte Bund-Führung. Er sollte den Bund in dem Koordinierungsausschuss vertreten, der den Aufstand des Gettos vorbereiten sollte. Er war an der Schaffung der jüdischen Hilfsorganisation Żegota beteiligt und von Januar 1943 bis Juli 1944 ihr Vizepräsident sowie erneut nach der Niederschlagung des Warschauer Aufstands, von November 1944 bis Januar 1945, während er sich immer noch in der Hauptstadt versteckt hielt. Weil die erste Konferenz des Bunds im November 1944 in Lublin für die Unterstützung der «Regierung von Lublin» im Nationalrat

votierte, ging Feiner nach der Einnahme Warschaus durch die Sowjets im Januar 1945 nach Lublin. Dort starb er am 22. Februar 1945.

3. Die Identität des Zionisten, mit dem sich Jan Karski traf, ist bis heute umstritten. Einige meinen, es habe sich um Adolf Berman (1906-1979) gehandelt, Kämpfer des linken Flügels von Poalei Tzion («Arbeiter Zions») und Leiter von Centos, doch er hat das bestritten. Nach Ansicht anderer, darunter insbesondere Walter Laqueur, war es eher Menachem Kirszenbaum von der liberalen Allgemeinen Zionisten Gruppe, der sich kurz zuvor auf der «arischen» Seite niedergelassen hatte und im Getto besonders aktiv und hingebungsvoll als Gründer (im September 1939) der Jüdischen sozialen Alleinhilfe wirkte. Zu den Initiatoren gehörte auch die Gesellschaft Tekuma (Wiederauferstehung) zum Schutz der jüdischen Kultur. Ende April 1943 liess sich Kirszenbaum wie viele andere auf die Operation «Hotel Polski» ein (angeblich genehmigte Ausreise mit gekauften Pässen). Als er versuchte, Polen mit einer gekauften südamerikanischen Identität zu verlassen, wurde er von der Gestapo festgenommen. Er kam ins Pawiak-Gefängnis und wurde hingerichtet.
4. Seit Herbst 1941 wusste man im Warschauer Getto von Massakern der Einsatzgruppen in Bialystok, Pinsk, Brzesc, in Wolhynien ... dem «Holocaust mit Kugeln». Im Februar 1942 schaffte es ein Flüchtling aus Chelmno nad Nerem (Kulmhof am Ner) nach Warschau. Er schilderte Emanuel Ringelblum die massenhafte Vergasung von Juden in Städten und Dörfern der Provinzen, die das Reich annektiert hatte. Die Information wurde von Oneg Szabat (dem Geheimarchiv des Gettos) protokolliert, an die jüdische Sektion des Informationsbüros der AK weitergegeben und nach London übermittelt. In der Nacht vom 16. auf den 17. März 1942 begann in Lublin die «Aktion Reinhardt»: Juden aus dem Bezirk Lublin wurden in das Vernichtungslager Belzec gebracht und dort vergast. Diese «Aktion», die im Oktober 1942 SS-Gruppenführer Odilo Globocnik vorgeschlagen und der am 14. Oktober Himmler zugestimmt hatte, war ein Vorgriff auf die Entscheidung für die «Endlösung», die am 20. Januar 1942 bei der Wannsee-Konferenz besiegelt wurde. Vgl. Dieter Pohl, *Von der «Judenpolitik» zum Judenmord. Der Distrikt Lublin des Generalgouvernements, 1939-1944*, Frankfurt am Main, Lang, 1993; sowie Bogdan Musial, «Aktion Reinhardt». *Der Völkermord an den Juden im Generalgouvernement 1941-1944*, Osnabrück, Fibre-Verlag, 2004. Auch da erzählten Flüchtlinge, denen es gelungen war, aus dem Warschauer Getto zu entkommen, «haarsträubende Geschichten», wie I. Dimant sagte, zitiert von B.

- Engelking in *Getto warszawskie. Przewodnik po nieistniejącym mieście* (Das Warschauer Getto. Führer durch eine Stadt, die nicht mehr existiert), Warschau, IFIS-PAN, 2001, S. 518. Während manche sich immer noch weigerten, solche Berichte zu glauben, und sich fragten, was es mit dem Zielort «Treblinka» auf sich hatte, wusste das Getto seit dem 10. August 1942 Bescheid: Als Erster erstattete David Nowodworski von Hashomer Hatzair Bericht, der am 23. Juli vom Umschlagplatz aus nach Treblinka deportiert worden war. Ihm war die Flucht aus dem Lager gelungen, wo er gesehen hatte, was dort geschah. Als Nächster berichtete das Bund-Mitglied Zygmunt Frydrych. Dieses Wissen war in den Berichten aufgezeichnet, die Karski bei sich hatte, es erschütterte seine Gesprächspartner.
5. Diese hellsichtige Feststellung des Bund-Angehörigen Feiner geriet später, in der Emotionalität verspäteter Einsichten, aus dem Blick mit der Folge, dass sinnlose und oft ungerechte Vorwürfe gegen den polnischen Widerstand erhoben wurden. Beschränken wir uns hier darauf zu erinnern, dass jedes gerettete Leben eine zerbrechliche, weil sehr gefährdete «Kette» der Solidarität mit einem Dutzend Beteiligter erforderte. Vgl. die zu einem Bestseller gewordenen Erinnerungen von Władysław Szpilman, *Der Pianist*, München, Ullstein, 10. Aufl. 2005. Und wie soll man die Bremswirkung des Erlasses vom 15. Oktober 1941 einordnen, der jegliche Hilfe für Juden mit dem Tod bedrohte? So wurde die Familie Marczak, die auf der «arischen Seite» von Warschau unter den Gewächshäusern in ihrem Garten den Historiker Emanuel Ringelblum mit seiner Familie und 30 weitere Juden versteckte, ins Pawiak-Gefängnis gebracht und am selben Tag wie seine 34 Schützlinge in den Ruinen des Gettos erschossen, zusammen mit einer polnischen Hebamme, die eine jüdische Patientin besucht hatte.
 6. ADAM CZERNIAKÓW (1880-1942), Warschauer, Abkömmling einer kulturell assimilierten und in der Zarenzeit polenfreundlichen (was ein eindeutiges patriotisches Votum bedeutete) Familie, hatte vor 1914 zahlreiche Diplome erworben: Abschlüsse als Chemieingenieur am Warschauer Polytechnikum (1908), als Ingenieur der Fachrichtung Industrie an der Technischen Hochschule Dresden (1912), an der Handelshochschule in Warschau. 1909 wurde er wegen «Unabhängigkeitsbestrebungen» kaltgestellt und fand nur Arbeit als Pädagoge an der Fachschule Natanson. In der Folge bemühte er sich sehr um die Förderung des jüdischen Handwerks. Im unabhängigen Polen wurden seine Fähigkeiten anerkannt:

Er leitete die Abteilung Wiederaufbau des Bauministeriums (1919-1921) und veröffentlichte eine Untersuchung über *Kriegszerstörungen in Polen* (1921). Später leitete er die Kommission für den Wiederaufbau der Städte (1922-1928). Er wurde auf der Liste der jüdischen Handwerker in den Stadtrat von Warschau gewählt, wo er sich im Ausschuss für Stadtentwicklung engagierte (1927-1934); 1931 wurde er zum Senator gewählt. Er vergass seine Gemeinschaft nicht, obwohl er sich nur mühsam in Jiddisch ausdrücken konnte: Als Mitglied des Exekutivrats der jüdischen Gemeinde kümmerte er sich jahrelang um das Mathias-Bersohn-Museum und war Präsident der Vereinigung jüdischer Handwerker. Im September 1939 notierte er in seinem *Tagebuch* sehr harte Urteile über die Flucht der führenden Köpfe der Gemeinde. Er blieb in Warschau und wurde von Bürgermeister Stefan Starzynski (einem alten Freund) zum Vorsteher der jüdischen Gemeinde ernannt. Am 4. Oktober zwangen die Besatzer ihn, einen Judenrat unter seiner Leitung einzusetzen. In seinem Büro hingen bis zum Ende zwei Bilder: Porträts des Rabbiners Ber Meisels, der sich im Januaraufstand von 1863 patriotisch auf die Seite Polens gestellt hatte, und von Marschall Piłsudski. Czerniaków war absolut ehrenhaft und von grosser persönlicher Integrität und versuchte, das Leben im Getto zu organisieren, indem er eine Verwaltung einrichtete, die nach seinem Wunsch dafür sorgen sollte, dass die immer neuen Forderungen der Deutschen sein Volk nicht mit voller Härte trafen. Er selbst ertrug Schläge und Demütigungen, wenn er sich nur wegen Kleinigkeiten den Deutschen widersetzte. Die Organisation einer jüdischen Polizei auf Befehl der Deutschen brachte ihm scharfe Kritik aus linkszionistischen Kreisen, von Sozialisten und Kommunisten ein. Czerniaków wusste zweifellos, dass die Juden aus den anderen Gettos in den Tod geschickt wurden. Er klammerte sich an die Hoffnung, in Warschau so viele wie möglich zu retten – vor allem Kinder. Als die Nazis am zweiten Tag der «grossen Aktion», dem 23. Juli 1942, von ihm verlangten, an der Deportation von Kindern mitzuwirken, brachte er sich um. «Meine Tat wird alle die Wahrheit erkennen lassen und vielleicht auf den rechten Weg des Handelns bringen.» *Im Warschauer Getto. Das Tagebuch des Adam Czerniaków 1939-1942*, München, C.H. Beck, 1986, S. 285 (Übersetzung der von Marian Fuks herausgegebenen ersten Ausgabe des *Tagebuchs* in polnischer Sprache, Warschau, PWN, 1983). Vgl. auch die Neubewertung zeitgenössischer Urteile über Czerniaków und der historischen Kontroversen durch Barbara Engelking, *Getto warszawskie*, a.a. O., S. 168-175.

7. Die «grosse Aktion» der Deportierung der Juden aus Warschau begann am 22. Juli 1942 um 11 Uhr: Konvois rollten ins Vernichtungslager Treblinka. Zwei ähnliche Konvois fuhren jede Woche ins Vernichtungslager Belzec. Deutschen Quellen zufolge wurden in 46 Tagen 253.742 Juden «deportiert». Nach jüdischen Quellen nahm die Bevölkerung des Gettos um mehr als 300.000 Personen ab, das sagten auch Karskis Informanten. Von diesen 300.000 Personen gelang es etwa 8000, auf die «arische» Seite zu entkommen, 10.300 wurden getötet oder starben im Getto. Nach B. Engelking, *Getto warszawskie*, a.a.O., Kap. V «Wysiedlenie», S. 688f.
8. Das Datum «Anfang Oktober» passt nicht zu den Archivunterlagen zu Karskis Reisevorbereitungen und Abreise. Es scheint, dass die Unterredung und die Expedition ins Getto Ende August stattfanden, zwischen dem 20. und dem 25., das heisst, während der kurzen Unterbrechung der Deportationen, die Karski nicht mit eigenen Augen sah. (Zur Frage der Datierung vgl. E.Th. Wood und Stanisław M. Jankowski, *Jan Karski – Einer gegen den Holocaust*, Gerlingen, Bleicher Verlag, 1997, Kap. 6: Augenzeuge).
9. Die Frage, ob das Warschauer Getto Waffen von der Heimatarmee erhielt – die direkt übergeben oder überlassen wurden –, war lange Zeit Gegenstand erbitterter Diskussionen und Kontroversen. Erst in den letzten Jahren gibt es dazu mit Dokumenten belegte Untersuchungen und ein Bemühen um Objektivität. Vgl. die Beiträge von Dariusz Libionka und Marcin Urynowicz in dem Sammelband: *Polacy i Żydzi pod okupacją niemiecką. Studia i materialy* (Polen und Juden unter der deutschen Besatzung 1939-1945. Untersuchungen und Materialien), Warschau, IFIS-PAN, 2006. Über die damals laufenden Verhandlungen, die Feiner gegenüber Karski erwähnt, hat Henryk Woliński Aufschluss gegeben, der Verantwortliche der jüdischen Sektion des Büros für Information und Propaganda (BIP) der AK. An ihn wurde Arie Wilner, Deckname «Jurek», der Vertreter der Kampforganisation des Gettos, von Andrzej Kaminski verwiesen, einem weiteren Verantwortlichen des BIP (Presse), der über die Pfadfinderbewegung Kontakte und Freundschaften mit Gettobewohnern pflegte. Woliński widmete sich mit grosser Hingabe der Aufgabe, Waffen für die künftigen Kämpfer zu besorgen und zu verteilen. Vgl. seinen Briefwechsel mit Adolf Berman, veröffentlicht 2008 von Dariusz Libionka in *Zagłada Żydów. Studia i materialy*, a.a.O., Band IV, S. 367-390, und das Standardwerk von Teresa Prekerowa, die Interviews mit ihm ausgewertet hat in «Homage à Henryk Woliński (1901-1986)», *Kronika Warszawy*, Nr. 78, 1987. Die gemeinsa-

me Erklärung der jüdischen Organisationen vom 9. November 1942, sich dem Untergrundstaat und seiner Armee zu unterstellten, kam auf Initiative von Henryk Woliński zustande. Als Reaktion darauf erkannte der Oberkommandierende der AK, General Grot-Rowecki, am 11. November 1942 die jüdische Kampforganisation an und versprach Hilfe der AK durch Waffen und Ausbilder. Er beauftragte «Monter», Oberst Chrusciel, mit der Ausführung seiner Anweisungen. Am 1. Dezember 1942 sollen nach Erinnerungen von Angehörigen der jüdischen Kampforganisation zehn Pistolen übergeben worden sein, enttäuschend wenig, was Feiner veranlasste, telegrafisch in London zu protestieren. Auf eine entsprechende Frage aus London, die am 17. Dezember übermittelt wurde, antwortete Grot-Rowecki am 4. Januar 1943: «Ich werde nicht mehr geben, denn, und Sie wissen das sehr gut, wir haben selbst nicht genug und erwarten Lieferung [aus London]» (faksimiliertes Dokument in Jan Karski, *Tajne Panstwo*, a.a.O.). Im März 1943 befahl er jedoch allen Einheiten in Warschau, 10 Prozent ihrer Waffen an das Getto abzugeben: Der Befehl wurde von den AK-Einheiten ausgeführt (vgl. M. Zdziarska-Zaleska, *Le Temps des épreuves. Mémoires 1939-1945* [Zeit der Prüfungen. Erinnerungen 1939-1945], Übersetzung und Anmerkungen von C. Gervais-Franceile, Paris, L'Harmattan, 2010).

10. Es handelt sich um den Zionisten David Landau, Deckname «Dudek», der am Getto-Aufstand teilnahm und überlebte. Er emigrierte nach Australien und sah dort «Witold», Jan Karski, im November 1993 in Melbourne wieder. Vgl. Stanisław M. Jankowski, *Karski, Raporty*, a.a.O., Foto S. 597.
11. Den Tunnel unter dem Gebäude in der Muranowska-Strasse hatte die Jüdische Militärvereinigung (ZZW) gebaut.
12. SZMUL ZYGIELBOJM, Deckname «Artur» (1895-1943), ein Arbeiterführer des Bunds (Algemeyner Yidisher Arbeter BundJ in Warschau. Zygielbojm war in dem kleinen Dorf Borowice in der Nähe von Chehn (Bezirk Lublin) zur Welt gekommen als Sohn einer armen Familie mit elf Kindern. Mit elf Jahren musste er die Heder, die jüdische Volksschule, verlassen und sich Arbeit in Warschau suchen. 1907 entdeckte er beim Bund den Sozialismus und die gemeinsamen gewerkschaftlichen Kämpfe mit der polnischen Arbeiterklasse. Sein jüngerer Bruder Reuwen berichtete: «Wir waren die Einzigen in unserer ganzen Familie, die Kontakt zum polnischen Leben hatten. Artur [Szmul] mehr politisch, ich eher aus Liebe zur polnischen Kultur.» (*Tygodnik Powszechny*, 13. Januar 2002). Szmul Zygielbojm war 1920 Sekretär der Metallarbeitergewerkschaft in Warschau und

wurde 1924 Mitglied im Zentralkomitee des Bunds. Er engagierte sich als Stadtrat in der Lokalpolitik, zuerst in Warschau (1927), dann in Łódź (1936). Im September 1939 blieb er in Łódź, anders als die grosse Mehrheit der führenden Vertreter des Bunds, die nach Osten flohen. Am 8. September kehrte er nach Warschau zurück, wo er an der Seite seiner sozialistischen Kameraden von der PPS fieberhaft für die Verteidigung der Hauptstadt kämpfte; er stellte Gruppen jüdischer Freiwilliger für die Arbeiterbataillone der Verteidigung zusammen. Bei der Kapitulation von Warschau am 28. September bot er sich als eine der 20 Geiseln an, die die Deutschen als Garantie dafür verlangten, dass ihre Truppen in der Stadt friedlich empfangen würden. Widerstrebend willigte er ein, den Bund im Judenrat zu vertreten, aber demissionierte, nachdem er sich am 4. November heftig dagegen gewehrt hatte, dass man ein «abgeschlossenes Stadtviertel» akzeptierte, das da zum ersten Mal angekündigt wurde. Als Mitglied der Untergrundführung des Bunds, die er im Oktober 1939 mit aufgebaut hatte, ging er auf Ersuchen seiner Partei nach Frankreich, dabei durchquerte er allein ganz Deutschland. Am 14. Februar 1940 unterbrach er seine Reise in Brüssel, wo er vor dem Sekretariat der II. Internationale über die Belagerung von Warschau und die ersten Monate der Besetzung und der Repressionen berichtete. Am 18. April 1940 übergab er der Exilregierung in Paris ein Memorandum über die Lage in Polen und die ersten Verfolgungen und Übergriffe auf Juden. Er knüpfte einen engen Kontakt mit dem PPS-Führer Adam Ciołkosz. Von Paris reiste er auf Anweisung der Exilführung des Bunds nach New York und schloss sich ihr an. Nachdem die polnische Exilregierung ihn für einen Sitz im neuen Nationalrat ausgewählt hatte, traf er Ende März 1942 in London ein. Der Bund erhob zunächst heftige Einwände, weil man die Wahl dieses Proletariers für einen boshaften Schachzug hielt, und bremste ihn dann sehr und schränkte ihn ein. Doch Zygielbojm verschaffte sich auch in London Anerkennung und Unterstützung: die des Arbeiterführers W. Gillis vom Huysmans-Komitee und die bleibende Unterstützung von Adam Ciołkosz. Durch seine Funktion hatte er Zugang zu zahlreichen direkten Informationen, die über den polnischen Widerstand nach London gelangten. Ihm wurden auch die Botschaften und Appelle Feiners übermittelt, der in seinem Bericht vom 12. Mai 1942 über das Ausmass der Massaker die damals erschütternde Zahl von 700.000 Opfern nannte. Zygielbojm machte sich sofort daran, die englische Öffentlichkeit zu informieren, und alarmierte das emigrierte Zentralkomitee in New York. Im Sep-

tember/Oktober organisierte er Treffen mit Ciołkosz und anderen Emigranten und wagte dann, trotz seines Klassenstandpunkts, sich an den Informationskampagnen zu beteiligen, die die polnische Exilregierung versuchte, vor allem über die BBC. Die Berichte über die «Endlösung», die Karski mitbrachte, und der persönliche Brief Feiners veranlassten ihn, am 15. Dezember 1942 Churchill zu telegrafieren. Im Januar 1943 ersuchte er das Zentralkomitee des Bunds vergeblich um die Erlaubnis, künftig gemeinsam mit dem Zionisten Schwarzbart agieren zu dürfen. Nach dem Scheitern der Bermuda-Konferenz und der Tragödie des Aufstands im Warschauer Getto (19. April bis 16. Mai 1943), bei der seine Frau und sein Sohn umkamen, wollte er mit seinem Selbstmord am 12. Mai 1943 einen letzten Appell an die Welt richten. Er hinterliess einen Brief an den Präsidenten der Republik Polen, Władysław Raczkiewicz, und an Premierminister Sikorski, in dem er die Untätigkeit «der Völker und der alliierten Regierungen» anprangerte: «Mit meinem Tod möchte ich den schärfsten Protest gegen die Passivität erheben, mit welcher die Welt der totalen Vernichtung des jüdischen Volks zusieht und sie geschehen lässt ... Vielleicht werde ich durch meinen Tod dazu beitragen, die Gleichgültigkeit derjenigen zu durchbrechen, die die Juden in Polen noch retten können.»

30. LETZTE ETAPPE

1. Bełżec war das erste von drei Massenvernichtungslagern, die im Herbst 1941 im Rahmen der «Aktion Reinhardt» entlang des Bugs errichtet wurden. Ziel der Aktion war die Vernichtung der Juden im Generalgouvernement, nachdem man sie im Bezirk Lublin «ausprobiert» hatte. Der Bau des Lagers Bełżec begann im November 1941, es folgten Sobibor im März 1942 und Treblinka im Mai 1942. Der Lagerbau wurde von einem speziellen Stab in Lublin geleitet, an dessen Spitze SS-Brigadeführer und Generalleutnant der Polizei Odilo Globocnik stand, der Kommandant der SS und der Polizei im Bezirk Lublin. Vgl. Bogdan Musiał (Hrsg.), *Aktion Reinhardt*, a.a.O.
2. Die polnischen Eisenbahner wurden tatsächlich als Erste als «Zeugen» befragt. Claude Lanzmann setzte ihnen in *Shoah* ein Denkmal. Im Fall von Bełżec wie später auch in Treblinka gehörten mehrere Eisenbahner zum lokalen Widerstandsnetz der AK und der Aufklärungszelle von Zamosc, die von dem Offizier Jan Grygiel, Deckname «Rafal», geleitet wurde. Die Eisenbahner alarmierten diese Zelle, sobald die ersten Transporte rollten, und berichteten von «sonderbaren Vorgängen» im Zusammenhang mit dem Lager: Immer mehr überfüllte Wag-

gons trafen dort ein, aber nie kam ein einziger Zug mit Nahrungsmitteln; die Juden verschwanden aus dem Lager, ohne dass man Schüsse hörte ... Die Zelle zählte die Transporte (80.000 Menschen zwischen dem 17. März und dem 13. April 1942). Es gelang ihr, einigen kooperationswilligen Wärtern das Geheimnis des Lagers zu entlocken: Es handelte sich um Gaskammern, betrieben mit den Abgasen von Dieselmotoren (für Lastwagen). Zwei Eisenbahner zeichneten einen genauen Plan des Lagers mit den angrenzenden riesigen Gruben, wo man in der ersten Zeit die Leichen «verschwinden liess». Berichte gingen nach Warschau, an den Oberbefehlshaber der Heimatarmee und an die Regierungsvertretung. Diese beiden Instanzen setzten im Juli und August die Regierung in London in Kenntnis. Niemand konnte es glauben. Die Informationen über die Rolle der Eisenbahner in der AK stammen aus den Erinnerungen von Jan Grygiel in *ZWZ-AK w obwodzie zamojskim, 1939-1949* (Der ZWZ-AK im Bezirk Zamosc), Warschau, 1985, zitiert von Stanisław M. Jankowski in *Karski, Raporty*, a.a.O., S. 260-264 und S. 580. Bestätigt und ergänzt werden die Informationen von Jozef Marszalek in «Rozpoznanie obozow smierci w Belczu, Sobiborze, Treblince: Wywiad Delegatury rz^adu i AK» (Die Kenntnis der Todeslager in Belzec, Sobibor und Treblinka: Die Aufklärungsdienste der Delegatur und der AK), *Zeszyty Majdanka*, 1992, Band XIV, S.31-59.

3. Wir stellen hier die historische Wahrheit wieder her, wie es Jan Karski in der ersten ins Polnische übersetzten Ausgabe seines Buchs 1999 (vgl. *Tajne Panstwo*, a.a.O.) getan hat. Tatsächlich war es ein ukrainischer Wärter (kein estnischer), wie alle Wärter in Belzec und den Nebenlagern.
4. Das Lager, in das man Jan Karski führte, war nicht Belzec, sondern Izbica Lubelska. Der Historiker Jozef Marszalek hat dieses Lager zwischen Lublin und Belzec nach den topografischen Angaben und der Beschreibung eindeutig als das Lager identifiziert, in das Jan Karski eingeschleust wurde. Izbica Lubelska ist weniger bekannt als Belzec, hat aber im Programm zur Vernichtung Tausender Juden, der «Aktion Reinhardt», als Nebenlager von Belzec eine grosse Rolle gespielt. Die Juden wurden zuerst in Izbica Lubelska gesammelt, mussten ihre Sachen abgeben und wurden teils direkt vor Ort umgebracht oder, die grosse Mehrheit, nach Belzec transportiert, mit der Gewalt und dem Horror, die Karski beschreibt. Der englische Historiker Michael Tregenz hat in einem polnischen Archiv die Aussage des Arbeiters Andrzej Pawlik aus Krasnystaw gefunden, die er

am 1. März 1946 in Lublin gemacht hatte. Pawlik fuhr mit dem Fahrrad regelmässig an der Strecke Lublin-Krasnystaw entlang und wurde unfreiwillig Zeuge der gleichen Gräueltaten wie Karski. Vgl. den Auszug aus Pawliks Zeugenaussage in E. Thomas Wood und Stanisław M. Jankowski, *Jan Karski – Einer gegen den Holocaust*, a.a.O., S. 166f., wieder aufgenommen von Stanisław M. Jankowski 2009 in *Karski, Raporty*, a.a.O., S. 222f.

5. Nach der bereits erwähnten Aussage von A. Pawlik kam die Mehrheit der Juden in Izbica Lubelska aus den Gettos im Protektorat Böhmen und Mähren und aus der Slowakei. In Belżec wurden im Rahmen der «Aktion Reinhardt» als Erste die Juden aus dem Lubliner Getto ermordet (30.000 Opfer zwischen dem 17. März und dem 20. April 1942), aus Krakau (ein Transport mit 5'000 Opfern am 28. Mai), aus Zamosc (2'500) und aus Kleinstädten, Dörfern, Weilern in der Umgebung, von wo die Juden Fussmärsche von 15 bis 30 Kilometern zu den Todeszüge zurücklegen mussten. Der nördliche Teil des Bezirks unterstand Sobibor, während in Belżec in der Zeit vom 10. bis zum 23. August 1942 50.000 Juden aus dem Getto von Lwów ermordet wurden. Die Qualen der Menschen aus einem solchen Transport erlebte Kurt Gerstein mit; seine Beschreibung, die er am 5. Mai 1945 in seinem Memorandum niederlegte, trug dazu bei, die Funktionsweise des Systems bekannt zu machen, das Odilo Globocnik aufgebaut hatte (vgl. Raul Hilberg, *Die Vernichtung der europäischen Juden*, Berlin, Olle und Wolter, 1982). Insgesamt dürften von Mai 1942 bis April 1943 mehr als 550.000 Menschen (Juden und Zigeuner) in Belżec gestorben sein.
6. Pater Edmund Krauze (1908-1943), Abt der Heiligkreuzkirche, war ein Freund der Familie Kozielowski und vor 1939 ein Nachbar von Marian Kozielowski, dessen Dienstwohnung an die Gebäude der Pfarrei grenzte. Er führte Jan Karski bei Mitgliedern der FOP oder Front der Wiedergeburt Polens ein, und durch ihn lernte Karski Zofia Kossak kennen.
7. Es handelt sich um Zofia Kossak, die Karski sehr bewunderte und über die er in Kap. 26 erzählt.
8. Pater Władysław Staniszewski war während des Kriegs Pfarrer der polnischen Kirche Our Lady of Czestochowa in der Devonia Road.

32. NACH LONDON

1. In Paris wurden der Kurier Jan Karski und sein kostbarer Schlüssel mit den Mikrofilmen sofort von Aleksander Kawalkowski, Deckname «Justyn», persönlich in Empfang genommen, dem Gründer und Leiter einer Widerstandsbewegung von

- Polen in Frankreich, der POWN (Polska organizacja walki o niepodleglosc, Polnische Organisation zum Kampf für die Unabhängigkeit). Kawalkowski hatte den Auftrag, den Schlüssel direkt nach London zu schicken, auf dem kürzesten und sichersten Weg (das war über Brüssel durch einen befreundeten Diplomaten), gleichzeitig sollte er die französische Etappe und die Pyrenäenüberquerung für den Kurier organisieren. Vgl. E. Thomas Wood und Stanislaw M. Jankowski, *Jan Karski – Einer gegen den Holocaust*, a.a.O., S. 184-187.
2. Die kurze Skizze des nichtkommunistischen, von Anfang an mit der legalen Exilregierung in London verbundenen polnischen Widerstands, die Karski hier gibt, bezieht sich auf die Strukturen der POWN, Deckname «Monika». Das Netz entstand in Lyon, wohin sich sein Gründer, der Generalkonsul von Lille Aleksander Kawalkowski (1899-1965), zurückgezogen hatte. Die südliche Zone blieb bis 1942 ihr Hauptoperationsgebiet, dort errichteten die Emissäre von «Justyn» in der verbotenen Zone ein sehr dichtes Netz: Nord-Pas-de-Calais, die belgische Boringe, Limburg. Sie rekrutierten in den katholischen Bergarbeitervereinen. 1943, nach der Besetzung der freien Zone, ging «Justyn» nach Paris. 1944 zählte die POWN über 300 Zellen und 8000 vereidigte Mitglieder, davon 5000 im Département Nord-Pas-de-Calais. Aber zum nichtkommunistischen polnischen Widerstand in Frankreich gehörte auch das interalliierte Aufklärungsnetz F 2, das sogar noch früher entstand, bereits im Sommer 1940, zuerst in der Region von Toulouse (Piotr Kalinowski), dann in Lyon. Vgl. Tadeusz Wyrwa, *La Résistance polonaise et la politique en Europe* (Der polnische Widerstand und die europäische Politik), Paris, Editions France-Empire, 1983; Janine Ponty, «POWN et réseau F2: deux mouvements essentiels de la résistance polonaise en France», in Ph. Joutard und Fr. Marcot (Hrsg.), *Les Étrangers dans la Résistance en France* (Ausländer im französischen Widerstand), Besançon, Musée de la Résistance et de la Déportation, 1992, S. 93-97.
 3. Dieser «polnische Hauptmann» in Lyon, mit dem Jan Karski Kontakt aufnehmen sollte, war niemand anderer als der Chef der Gruppe France-Sud der POWN, Bohdan Samborski (ein weiterer ehemaliger hoher Funktionär des polnischen Ausenministeriums). Er war der Ehemann von «Frau Nowak» aus dem 5. Kapitel, bei der «Witold» bei seiner Ankunft in Warschau Ende 1939 vom Untergrund einquartiert wurde (vgl. Kap. 5, Anm. 3).
 4. Lyon, der wichtigste Grossraum in der «freien Zone» und zweitgrösste Stadt

- Frankreichs, war die «Hauptstadt» der französischen Resistance. Drei der wichtigsten Widerstandsnetze wurden 1941 dort gegründet: Franc-Tireur, Libération-Sud und Combat. Weniger bekannt ist, dass Lyon bis 1943 auch die Hauptstadt des polnischen Widerstands in Frankreich war.
5. Dieser nach Perpignan geflohene spanische Republikaner, mit wahrem Namen José, war glühender Kommunist, und Jan Karski hatte die Anweisung erhalten, so zu tun, als wäre er ebenfalls Kommunist, um von seinem Kurierführer akzeptiert zu werden. Tatsächlich begleitete José Jan Karski bis nach Barcelona. Vgl. E. Thomas Wood und Stanisław M. Jankowski, *Jan Karski – Einer gegen den Holocaust*, a.a.O., S. 186f.
 6. Es handelt sich um das britische Konsulat. Wir wissen nicht genau, wann Jan Karski vom britischen SOE (Special Operations Executive) oder von amerikanischen Geheimdienststellen nach Madrid geschleust wurde. Klar ist, dass er am 24. und 25. November 1942 in Gibraltar war, wo ihn Gouverneur Mason Mac Farlane zu einem Mittagessen empfing.
 7. Am 8. November 1942 fand die «Operation Torch» (Fackel) statt: die alliierte Landung in Nordafrika (Marokko und Algerien). Am 22. November drangen die Deutschen in die «freie Zone» vor.
 8. Jan Karski landete in der Nacht des 25. November 1942 auf einer Luftwaffenbasis ausserhalb von London. Zu seiner Überraschung wurde er sofort vom MI 5 «konfisziert», ins Durchgangslager für Flüchtlinge nach Wandsworth gebracht und 48 Stunden lang von Major Malcom Scott «ausgequetscht». Die Agenten des britischen Geheimdiensts wollten unbedingt – allerdings vergebens – die Ersten sein, die erfuhren, was er wusste, und die Dokumente zu sehen bekommen, die er transportiert hatte. Die Dokumente, das heisst, die in einem schlichten Schlüssel versteckten Mikrofilme, befanden sich jedoch seit dem 17. November in den Händen ihres Adressaten: der polnischen Regierung. In seiner Wut überschüttete Karski Major Scott mit einer Flut unaussprechlicher Fantasienamen sowie Fakten und Situationen ohne jeden Bezug zur Realität. «Ich frage mich, ob er mir einen Augenblick geglaubt hat oder ob er nur das Gesicht wahren wollte», kommentierte Karski 1987 im Gespräch mit Stanisław M. Jankowski (*Karski, Raporty*, a.a.O., S. 235). Erst am 28. November 1942 um 15 Uhr konnten ihn Vertreter der polnischen Regierung nach einer offiziellen Protestnote abholen. Diese Fakten liegen einer der rein fiktionalen Szenen in dem Buch des Romanautors Bruno Tessarech, *Les Sentinelles*, zugrunde (Paris, Grasset, 2009, Kap. «Londres», S. 187ff.).

33. MEIN BERICHT AN DIE WELT

1. General Sikorski empfing Jan Karski nur sehr kurz Ende November 1942, um seine Anwesenheit in London offiziell zu machen; am 1. Dezember brach er zu einer Reise in die Vereinigten Staaten, nach Kanada und Mexiko auf, von der er erst am 19. Januar 1943 zurückkehrte. Aber er liess Karski einen langen Fragebogen übergeben mit der Anweisung, Karski solle Punkt für Punkt antworten: Das ist der sehr umfangreiche «vorläufige Bericht», den er einer eigens zugewiesenen Sekretärin diktierte und von dem er hier spricht. General Sikorski unterhielt sich nach seiner Rückkehr am 20. und 21. Januar lange mit Karski, er empfing ihn zwei Abende hintereinander in seinem bescheidenen Landsitz in Iver bei London. Aus den «Notizen», die Karski 1985 über den Ablauf dieser Gespräche gemacht hat, geht hervor, dass Sikorski ihm zunächst einen gehörigen Rüffel erteilte: Sikorski war aufgebracht, weil die vertraulichen Zusammenfassungen, die Karski inzwischen allen gegeben hatte, viel Aufregung bei der politischen Vertretung verursacht hatten (zitiert in Stanisław M. Jankowski, *Karski, Raporty*, a.a.O.).
2. Die polnisch-sowjetischen Beziehungen verschlechterten sich immer weiter. Stalin wählte den 19. Januar 1943, den Tag, an dem Sikorski New York verliess, um die Note zu veröffentlichen, die er am 16. Januar dem neuen polnischen Botschafter Tadeusz Romer übergeben hatte: Darin wurden alle Bewohner, auch die polnischen, der Gebiete im westlichen Weissrussland, der Westukraine und Wilnas, die am 1. November 1939 in die Sowjetische Föderation eingegliedert worden waren, endgültig zu sowjetischen Staatsbürgern erklärt. Diese brutale Entscheidung hob das am 1. Dezember 1941 im Anschluss an die Gespräche von Sikorski und Stalin vereinbarte Optionsrecht auf. Damit sassen Tausende Waisenkinder und Deportierte aus Kasachstan und Sibirien, die nicht rechtzeitig zur Armee Anders hatten gelangen können, in der UdSSR fest. Die Erklärung bedeutete, dass die zwischen Ribbentrop und Molotow am 28. September 1939 vereinbarte Linie für Stalin eine unverrückbare Grenze darstellte und Stalin die feste Absicht hatte, sich von den Angelsachsen die Gebietsgewinne bestätigen zu lassen, die Hitler ihm zugestanden hatte. Am 1. März 1943 wurde in Moskau offiziell die Organisation ZPP gegründet (Związek patriotow polskich, Bund polnischer Patrioten), das Instrument der Sowjets, um gegen die legale Regierung in London zu kämpfen und sie abzulösen.
3. Der Orden Virtuti Militari, der höchste polnische Militärverdienstorden, wurde

am 22. Juni 1792 vom letzten polnischen König, Stanisław August Poniatowski, in Erinnerung an den Sieg von Zielehce gestiftet, den die junge, noch im Aufbau befindliche polnische Armee über ein russisches Invasionsheer errungen hatte. Für Offiziere bestand der Orden aus einer goldenen, für Mannschaften aus einer silbernen Medaille. Die beiden ersten Ordensträger waren Tadeusz Kosciuszko und Fürst Jozef Poniatowski. Nach der polnischen Teilung wurde der Orden abgeschafft, im Herzogtum Warschau kurzzeitig wieder verwendet (1807-1814) und am 1. August 1919 von der Verfassunggebenden Versammlung der II. Republik wieder eingeführt.

4. Per Erlass vom 30. Januar 1943 des Oberkommandierenden der polnischen Armeen, General Sikorski, wurden Jan Karski der Rang eines Ritters und das silberne Kreuz des Ordens *Virtuti Militari* verliehen. General Sikorski wusste offenbar nicht, dass der Kurier «Witold» den Orden am 2. Februar 1941 bereits heimlich von General Stefan Rowecki erhalten hatte (siehe Bildteil).
5. Tatsächlich wurde Karski zweimal von Eden empfangen. Am 5. Februar 1943 fragte Eden ihn «vertraulich», wie der polnische Widerstand reagieren würde, falls Sikorski und Stalin einen territorialen «Kompromiss» aushandeln sollten. Ermutigt durch Edens Liebenswürdigkeit, bat Karski beim ersten Gespräch um eine Unterredung mit Churchill. Er bekam eine ebenso höfliche wie unumstößliche Ablehnung. Vgl. Stanisław M. Jankowski, *Karski, Raporty*, S. 287-292.
6. Die interalliierte Kommission zur Untersuchung der Kriegsverbrechen (aus der später die United Nations War Crimes Commission hervorging) wurde am 17. Oktober 1942 gegründet. In einer feierlichen Erklärung verdammt zwölf alliierte Mächte und die Vertretung des freien Frankreich am 17. Dezember 1942 die Massaker an den Juden in Mitteleuropa und kündigten ihre exemplarische Bestrafung an.
7. Jan Karskis Abreise in die Vereinigten Staaten wurde Anfang Mai 1943 geplant und mit allergrößter Diskretion vorbereitet. Am 9. Juni 1943 brach er auf, am 16. Juni kam er im Hafen von New York an.
8. General Sikorski wollte von einer einmonatigen Inspektion der nach ihrer Evakuierung aus der UdSSR am 1. September 1942 im Irak stationierten Anders-Armee über Gibraltar nach London zurückkehren. Beim Start in Gibraltar am Abend des 4. Juli 1943 stürzte das Flugzeug ins Meer, nur der tschechische Pilot überlebte. Mit Sikorski starben seine Tochter und engste Mitarbeiterin Zofia Lesniewska und sein Sekretär Aleksander Kulakowski.

9. BEVOR TADEUSZ KOSCIUSZKO (1746-1817) zu dem geschlagenen Helden des polnischen Unabhängigkeitskampfes wurde, dem man zu Unrecht die Worte «Finis Poloniae» zugeschrieben hat, die er angeblich 1794 gesagt haben soll, hatte er sich – in Frankreich ausgebildeter Offizier der Pioniertruppen, den amerikanischen Unabhängigkeitskämpfern angeschlossen und die amerikanische Staatsbürgerschaft bekommen (1783). 1920 wurde die Fliegerstaffel amerikanischer Freiwilliger des Major Fauntleroy nach ihm benannt, die an der Seite der Polen gegen die Rote Armee gekämpft hatte.
- KAZIMIERZ PULASKI (1749-1779) war der Sohn eines der Anführer der Konföderation von Bar, eines Zusammenschlusses polnischer Adliger, die die Unabhängigkeit Polens gegen Russland verteidigen wollten (1768-1772). Pulaski kämpfte im Kloster Jasna Gora, der letzten Bastion, die im August 1772 vor der ersten polnischen Teilung kapitulierte. Er emigrierte in die Neue Welt, verschrieb sich der amerikanischen Unabhängigkeit und fiel bei der Belagerung von Savannah (1779). Mehrere Counties in den Vereinigten Staaten tragen seinen Namen (in Arkansas, Georgia, Illinois, Kentucky ...).
10. FELIX FRANKFURTER (1882-1965), geboren in Österreich, kam als Kind in die Vereinigten Staaten. Er war ein angesehener Jurist und gehörte zum engsten Beraterkreis von Präsident Roosevelt, der ihn 1939 an den Obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten berief. Frankfurter war ausserdem glühender Zionist. Stephen Samuel Wise setzte ihn am 4. September 1942 von den Massakern der Nazis in Kenntnis, nach ihm auch Nahum Goldmann, doch Frankfurter nutzte seinen Einfluss nicht, um Hilfe für die Juden in Europa zu organisieren.
11. NAHUM GOLDMANN (1894-1982), geboren in Litauen, lebte bis 1933 in Deutschland, wohin seine Eltern emigriert waren. Er war ein führender Zionist. Nach einem Studium der Philosophie und des Rechts arbeitete er im Ersten Weltkrieg in der Nachrichtenstelle für den Orient, einer Einrichtung des deutschen Ausserministeriums. Er emigrierte in die Vereinigten Staaten und vertrat in New York die Jewish Agency (1934). Der American Jewish Congress beauftragte ihn mit der Organisation des Jüdischen Weltkongresses (1936), dessen Sprecher er wurde. Goldmann unterstützte Stephen Samuel Wise in seinen Bemühungen, die amerikanische Öffentlichkeit und die alliierten Mächte zu mobilisieren, auf die Vernichtung der Juden zu reagieren.

- MORRIS DAVID WALDMAN (1879-1963), geboren in Ungarn, lebte seit 1883 in den Vereinigten Staaten. Er studierte Theologie und wurde 1900 Rabbi. Anfang der 1920er Jahre engagierte er sich besonders für karitative Zwecke und leitete die medizinische Abteilung des American Jewish Joint Distribution Committee, dessen Geschäftsführer er von 1928 bis 1945 war. STEPHEN SAMUEL WISE (1874-1949) stammte aus Budapest, er wurde 1893 Rabbiner. Er war führender Zionist und arbeitete mit Theodor Herzl zusammen an der Balfour-Deklaration (1917). Als Rabbiner von New York war er bis zu seinem Tod Präsident des Jüdischen Weltkongresses. Sobald Wise am 29. August 1942 über London das Telegramm von Gerhart Riegner aus der Schweiz erreichte, in dem Riegner von Plänen für die Vernichtung der Juden berichtete, nahm er mit dem stellvertretenden amerikanischen Aussenminister Sumner Welles Kontakt auf und informierte Felix Frankfurter. Vgl. Richard Breitman, *Staatsgeheimnisse. Die Verbrechen der Nazis-von den Alliierten toleriert*, München, Blessing, 1991, S. 193ff.
12. Am Mittwoch, dem 28. Juli 1943, empfing Franklin D. Roosevelt Jan Karski, begleitet von Botschafter Jan Ciechanowski, zu einem Gespräch von eineinviertel Stunden. Das Gespräch ist dokumentiert durch einen umfassenden Bericht des Botschafters an die polnische Regierung in London, datiert vom 4. August 1943, und einer persönlichen «Notiz» von Jan Karski, die in den polnischen Beständen des Hoover Institute aufbewahrt wird. Überdies hat Jan Ciechanowski ein Kapitel seiner Erinnerungen diesem Gespräch gewidmet (vgl. *Vergeblicher Sieg*, Zürich, Thomas-Verlag, 1948, Kap. 20: «Sikorskis Tod – Polen kämpft weiter»). 44 Jahre später, im Dezember 1987, hat Jan Karski auf die Bitte von Stanisław M. Jankowski hin noch einmal von der Unterredung erzählt. Jankowski zitiert 2009 daraus in *Karski, Raporty*, a.a.O., S. 343-358. Vgl. auch die Einführung zu dem vorliegenden Buch.

POSTSKRIPTUM

1. Wir haben uns entschlossen, dieses Postskriptum der englischen Originalausgabe von 1944 (und der französischen Übersetzung von 1948) beizubehalten, weil es eindrucksvoll die «Vergewaltigung Polens» zu der Zeit evoziert, als Jan Karski im November 1944 seine Erinnerungen niederschrieb. 1999, in der ersten polnischen Ausgabe des Buchs in der Übersetzung von Waldemar Piasecki, der noch «Ergänzungen und Korrekturen» des Autors einarbeiten konnte, fehlt das Postskriptum.

2. «Als ich 1944 dieses Buch schrieb, stützte ich mich ehrlich und getreulich auf meine Erinnerungen. Aber die damaligen Umstände setzten dem, was man schreiben konnte, gewisse Grenzen.» (Auszug aus dem letzten Abschnitt der einführenden Bemerkung zur ersten polnischen Ausgabe «Od Autora» von Jan Karski, datiert «Washington, 1. September 1999».) Über seine Selbstzensur 1944 vgl. unsere Einleitung.
3. Jan Karski bezieht sich hier auf die Gründung der Polnischen Arbeiterpartei PPR (Polska partia robotnicza) im Januar 1942 durch eine «Initiativgruppe» der Komintern (Kommunistische Internationale), die nach Polen eingeschleust wurde, sowie auf die Gründung einer Partisanenorganisation im Frühjahr 1942, deren Name Gwardia Ludowa (Volksgarde) von früheren sozialistischen Gruppierungen übernommen worden war. Die Führung dieser Volksgarde bestand aus ehemaligen Angehörigen der Interbrigaden in Spanien, die eigens dafür aus Frankreich zurückgeholt wurden (oder von der Sowjetunion per Fallschirm über Warschau abgesetzt wurden wie Pinkus Kartin, Deckname «Andrzej Szmidt», Delegierter im Warschauer Getto), und aus sowjetischen Geheimdienstagenten. Weiterhin dachte Jan Karski hier sicher auch an die Gründung des KRN oder Nationalen Volksrats (Krajowa rada narodowa) am 1. Januar 1944, einer Schöpfung der polnischen kommunistischen Partei, an dessen Spitze Boleslaw Bierut stand, geheimer Funktionär der Komintern, der im Herbst 1943 heimlich nach Warschau gebracht worden war; ausserdem an die Umwandlung der Gwardia Ludowa zur Armia Ludowa ...
4. Jan Karskis Appell wurde gehört: Unmittelbar nach dem Krieg erschienen zahlreiche Erinnerungen und wurden übersetzt: die Erinnerungen von General Władysław Anders (*Mémoires, 1939-1946*, Paris, La Jeune Parque, 1948), von General Bor-Komorowski (*Histoire d'une armée secrète*, Paris, Les Iles d'or, 1952 [Geschichte einer geheimen Armee]), von Jan Ciechanowski (*La Rançon de la victoire. Les raisons secrètes de l'immolation de la Pologne*, Paris, Plon, 1947; deutsch: *Vergeblicher Sieg*, Zürich, Thomas-Verlag, 1948), von Stanisław Mikołajczyk (*Le Viol de la Pologne, un modèle d'agression soviétique*, Paris, Plon, 1949 [Die Vergewaltigung Polens, ein Beispiel für die sowjetische Aggression]), von Zbigniew Stypulkowski (*Une invitation à Moscou*, Paris, Les îles d'or, 1952 [Eine Einladung nach Moskau]); das heisst, die Entführung und Festnahme der 16 legalen Verantwortlichen [15 Zivilisten, darunter der Autor, und der letzte Kommandant der Heimatarmee, General Leopold Okulicki, genannt «Niedziadek»] des polnischen Untergrundstaates durch den NKWD, gegen die

vom 18.-21. Juni 1945 in Moskau ein Schauprozess geführt wurde). Zu nennen sind weiterhin von Jozef Czapski *Souvenirs de Starobielsk* (Erinnerungen an Starobielsk) und *Terre inhumaine* (deutsch: *Unmenschliche Erde*, Köln und Berlin, Kiepenheuer und Witsch, 1967), a.a.O., wo zum ersten Mal der Archipel Gulag erwähnt wird, den Czapski bei seiner Suche nach 1940 «verstorbenen» Kameraden erlebte und schilderte; ihre Leichen wurden im Wald von Smolensk, in Katyn, gefunden. Erinnern wir uns weiter an die Berichte von A. Krakowiecki (*Kolyma, le bagne de Vor*, Paris, Les Iles d'or, 1952 [Kolyma, die goldene Strafkolonie]), aber auch daran, dass es Gustaw Herling-Grudziński nicht gelang, einen französischen Verlag für sein Buch *Inny Świat* zu finden, das auf Polnisch von Giedroyc in Paris veröffentlicht wurde (1951) und gleich danach auf Englisch erschien, mit einem Vorwort von Bertrand Russell (deutsch: *Welt ohne Erbarmen*, Köln, Rote Weissbücher, 1953, Nachdruck München und Wien, Hanser, 2001). Albert Camus bemühte sich in der Nachkriegszeit vergeblich, das Buch in seiner Reihe «Témoignages» auf Französisch herauszubringen, doch es erschien erst 1985. Das war die Tragödie Polens «von einer Besatzung zur nächsten, 1944-1952», um den Titel einer sehr kenntnisreichen Untersuchung zu zitieren, die Jean Malara und Lucienne Rey 1952 veröffentlichten (*La Pologne d'une occupation à l'autre*, Paris, Editions du fuseau). Genau wie die Erinnerungen von Jan Karski konnten alle diese Bücher – und noch viele andere – nichts gegen die ideologischen blinden Flecken und den Wunsch, nicht wissen zu wollen, ausrichten, die bis heute unsere Klischeevorstellungen über Polen und besonders über das Schicksal seiner Bevölkerungsguppen im Zweiten Weltkrieg prägen.

*Der Verlag dankt dem «Book Institute – the «POLAND
Translation Program» für die Förderung der Übersetzung*

INSTYTUT KSIAZKI



©POLAND

© der deutschen Ausgabe: Verlag Antje Kunstmann GmbH, München
2011

© des Originaltexts: Jan Karski Institute

© der kommentierten Neuausgabe: Editions Laffont, S.A., Paris 2010

Umschlag: Leistl & Sorg, München

Typografie + Satz: www.frese-werkstatt.de

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

ISBN 978-3-88897-705-3

2 3 4 5 6 • 14 13 12 11

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader